





Inv. II. 86724

GERHART HAUPTMANN

# DAS GESAMMELTE WERK

ERSTE ABTEILUNG

*Elfte Band*



09167

1942

---

S. FISCHER VERLAG · BERLIN

CONTROL 1953

Ausstattung E. R. WEISS

Biblioteca Centrală Universitară  
BUCUREȘTI  
Cota 86724  
Inventar C79160

**B.C.U.Bucuresti**



**C79160**

1943.31

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten  
Den Bühnen und Vereinen gegenüber Manuskript

AUSGABE LETZTER HAND

ZUM ACHTZIGSTEN GEBURTSTAG DES DICHTERS

15. NOVEMBER 1942

# DIE HOCHZEIT AUF BUCHENHORST

NOVELLE

Geschrieben im Januar 1927 in Rapallo.  
Erstveröffentlichung in der Zeitschrift „Velhagen & Klasings  
Monatshefte“ 1931.

Copyright 1931 by S. Fischer Verlag A.G., Berlin.



Als ich Kühnelle kennenlernte, war ich achtzehn und er etwa zweiundzwanzig. Er kam nach Jena, Gott weiß wozu, und ich war in Jena, um Gott weiß was zu studieren. Er schloß sich unserer studentischen Kreise an, der aus meinem Bruder und mir, einem schwerhörigen Geschichtsprofessor und einigen anderen Freunden bestand.

Kühnelle war ein stattlicher junger Mann von runden Gesichtsformen. Nicht nur die Herzen der Weiber flogen ihm zu. Wir sahen sofort, wir hatten es mit keinem gewöhnlichen Menschen zu tun. Natürlich hatte er sein Abiturium hinter sich und belegte Kollegs wie wir anderen, wodurch er aber nicht irgendeinem studentischen Typus ähnlicher ward. Bevor wir ihn näher kennenlernten — wenn man bei ihm von einem Näherkennenlernen überhaupt sprechen kann —, wußten wir nicht, was wir aus ihm machen sollten. Eines Tages erfuhr ich, und zwar von ihm selbst, er habe früher eine große Kraft in seinen Händen gehabt, leider aber den rechten Arm überspielt. Kurz: er hatte einer Pianistenlaufbahn entsagt.

Kühnelles Familie war in Leipzig und Dresden ansässig. Sie hatte italienisches Blut.

In seinem Äußeren unterschied sich Dietrich Kühnelle von uns durch Salonfähigkeit. Stattlicher, breitschulteriger, kurzum männlicher als wir, trug er am Tage einen schwarzen, an den Rändern mit Borte versehenen Cutaway, einen schwarzen, großen, weichen Hut, den Sommerpaletot überm Arm, ein paar helle Handschuhe in der Hand.

Er hatte blondes, dichtes, gekräuselttes Haar. Allein diesen blonden, oft etwas faden germanischen Typ widerlegten sogleich zwei dunkle, feurige Augen, widerlegte die ihn erfüllende, in den ersten Wochen unserer Bekanntschaft nicht zutage tretende, leidenschaftliche Innerlichkeit. Wenn sie sich äußerte, war es etwa, als



wenn ein Gefäß, von dem man glaubte, es sei mit Milch gefüllt, sich voll feurigen Weins erwiese.

Kühnelle blickte auf uns herab. Er gestand mir später, warum er sich in den ersten Wochen unserer Bekanntschaft still verhalten hatte. Mein Bruder und ich, so sagte er, hätten ihn angezogen. Was wir aber bei Tisch und des Abends auf der Kneipe gesagt, getan und getrieben und wie wir das alles gesagt, getan und getrieben hätten, das kam ihm auf eine peinliche Weise enttäuschend und auf verletzende Weise unreif vor. Es habe ihn geradezu abgestoßen. Sein Gedanke war, plötzlich und ohne Abschied von Jena überhaupt zu verschwinden, da er sich bereits zu tief mit uns eingelassen habe, um, wenn er am Orte bliebe, ohne offenen Bruch von uns loszukommen.

Was ihn schließlich festhielt, war seine Neigung zu mir.

Solche Bekenntnisse machte er mir nach Monaten. Meine Ansichten brachten mich in der Tat seltener mit ihm als mit meinem Bruder und mit meinen anderen Freunden in Gegensatz. Auf was ich hinauswollte, das war die Kunst, nicht die Wissenschaft. Die Frage war: sollte ich Bildhauer werden, oder sollte ich gar auf etwas hinarbeiten, was man eigentlich entweder ist oder nicht, aber nie werden kann? Die sogenannten Meininger, die ich als Knabe im Stadttheater zu Breslau sah, hatten mir eine Leidenschaft zum Theater eingeflößt und den brennenden Ehrgeiz, Dramen zu schreiben. Ich tat es auch, und so konnte es denn nicht ausbleiben: ich las vorhandene Versuche und Fragmente eines Tages Kühnelle vor. Bei solchen Gelegenheiten geriet mein Bruder in Begeisterung. Auch meine übrigen Freunde ließen sich hinreißen. Bei Kühnelle war das nicht zu erreichen. Man spürte auch hier seine unbestechliche Überlegenheit. Er sagte zu dem, was er hörte, nicht nein. Allein sein Begriff von schöpferischer Dichterkraft war mit einer so unerhörten Begnadung gleichbedeutend, daß

er in meinen vorgelegten Proben die Anwartschaft auf dergleichen Begnadung nicht sehen konnte. Er selbst, von dessen musikalischen Fähigkeiten ich damals, weil er nicht vorspielte, keinen Begriff haben konnte, versagte sich jedem Versuch zur Komposition. Das wahrhaft Große zu leisten, sei unter Millionen kaum einem beschieden, sagte er. Er schließe sich nicht dem ungeheuren Zuge dünkelfhafter Narren an, in dem er — wie jeder von ihnen — glaube, er sei der Eine.

Er drückte das übrigens nicht so aus. Seine Proteste waren niemals heftig oder feierlich, sondern eher in Form von Fragen gehalten, wobei er einen scharf wie durch Brillengläser — er trug keine Brille — ins Auge faßte.

In einem gewissen Sinne, durchaus ohne zu verletzen, hielt er sich bei unseren Zusammenkünften wie jemand, der sich anschließt, ohne eigentlich zugehörig zu sein.

Weshalb der vereinsamte alte Junggeselle und Professor der Geschichte sich zu uns gefunden hatte, weiß ich heute nicht mehr zu sagen. Mein Bruder und Pfaff, der fünfte im Bunde, studierten Naturwissenschaft. Der sechste, Haalhaus, war trotz seiner Jugend bereits eine Leuchte auf dem Gebiete der vergleichenden Sprachwissenschaft. Es lag auf der Hand, daß er in sehr jungen Jahren sein Ziel, eine Professur, erreichen würde, da er schon jetzt alle Merkmale des Gelehrten an sich trug, und zwar bereits im Zustand der Verknöcherung. Gespräche außerhalb des Gebietes seiner Wissenschaft kannte er nicht. Es war noch ein Herr von Gabler, ein Balte, da und ein Pole, dessen Name mir nicht mehr gegenwärtig ist. So war ja überhaupt unser Kreis ein bißchen zusammengewürfelt, und wenn er eine Weile beisammen blieb, so lag das nicht an einer Idee, die uns etwa gemeinsam gewesen wäre und uns gebunden hätte, sondern daran, daß Persönlichkeiten einander anzogen, daß sie Gefallen aneinander gefunden hatten, ohne recht zu



wissen warum. Trotzdem, wie gesagt, schien Kühnle als sich noch auf besonders ausgesprochene Weise als von uns abgesondert zu betrachten, im einzelnen und im ganzen gleichsam nur unser Gast zu sein.

Von meinem Bruder war er, wie er mir sagte, enttäuscht worden. Vielleicht habe das daran gelegen, meinte er, daß er, nachdem er ihn lange im Kolleg, in den Gasthäusern und auf der Straße beobachtet hätte, von seiner Persönlichkeit derartig hingegenommen gewesen sei, daß er seine Bekanntschaft mit allzu brennender Spannung gesucht habe. Worauf die Enttäuschung beruhte, hat er mir mehrmals unter vier Augen dargelegt. Aber es ist mir leider entfallen. Konrad, mein Bruder, lebte damals in einem idealistischen Rausch, einem doppelten Rausch, da er sich nicht nur an Darwin, Büchner, Haeckel, Spinoza und anderen berauschte, sondern am meisten an sich selbst. Das drängende Gären seines allbelebenden, höchst lebendigen Geistes ließ ihm für die echten Schicksale anderer keine Zeit. Gerade dies aber mochte es sein, was der junge Kühnle erhofft hatte.

Es dauerte nämlich nicht sehr lange, bis man es, oder besser, bis ich es im Wesen dieses scheinbar kerngesunden, allezeit heiteren jungen Mannes wetterleuchten sah. Es traten seltsame Äußerungen zutage, die auf geheimnisvolle Dinge hindeuteten, mit denen sein Dasein belastet schien. Dies berührte mich um so sonderbarer, als mein neuer Freund einen kraftstrotzenden, dabei aber auch wohlgenährten Eindruck machte und auf seinem schönen, heiteren Gesicht nicht die aller kleinste Sorgenfalte erkennbar war. Sah man von der Einmaligkeit seiner Erscheinung ab, so fand man in ihm den wohlgezogenen, reichen Bürgersohn, der immer einen gedeckten Tisch, ein gutes Bett, eine warme Stube und alle und jede Bequemlichkeit des Daseins genossen, Mangel und Sorge nicht kennengelernt hatte.

Die Enthüllungen des gelegentlichen Wetterleuchtens ließen jedoch einen inneren Kampfplatz und darauf ein keineswegs leichtes Kampfleben, natürlich nur flüchtig, sichtbar werden. Es handelte sich dabei um Streitigkeiten, die Kühnle in sich selbst, mit sich selbst und gegen sich selbst auszutragen hatte. Rings um den jungen Menschen aber tauchten, hastig umrissen, Mitglieder einer Familie auf, die, durch unversöhnliche Gegensätze getrennt, unter einem schweren Verhängnis zu stehen schienen.

Auch in meiner Familie waren Meinungsverschiedenheiten, Streitereien, Entzweiungen aller Art keine Seltenheit; aber sie hatten doch nicht, wie hier, den Charakter des Unversöhnlichen. Auch ich beklagte eine Schulerziehung, die mir, wie ich glaubte, mein Selbstbewußtsein geraubt und mich gleichsam am Rückgrat lädiert hatte. Er dagegen verwarf, ja verfluchte seine ganze Jugendzeit, haßte seine Erzieher, Vater, Mutter und Lehrer, ohne Ausnahme und in einem Geiste, dem jeder Gedanke an Verstehen, an Entschuldigung oder gar Verzeihung nicht entfernt in Betracht kommen konnte.

In langem, unermüdlich zähem Ringen habe er sich, wie er sagte, durchgeschlagen und frei gemacht. Es sei seinen Unterdrückern, seinen Peinigern, seinen stupiden und tückischen Verfolgern, diesem durch Gesetze geschützten Verbrecherkonsortium, das mit sadistischer Lust und niederträchtig-satanischer Entschlossenheit seinen Leib zu schänden, seine Seele zu töten gesucht habe, weder das eine noch das andere gelungen. Ihre Minen wären nicht tief genug, er habe die seinigen tiefer gegraben. Das habe er aber nur darum erreicht, weil er früh das wahre Gesicht aller derer, die ein so unerbetenes und unverschämtes Interesse an ihm nähmen, entlarvt habe. Von da ab habe ihn keine Form von sogenanntem Zuspruch, von Belehrung oder Ermahnung,



keine Form von süßlicher Heuchelei mehr getäuscht. Sie habe in ihm den jederzeit entschlossenen Gegner gefunden, der sich mit allen nur immer denkbaren Mitteln gegen sie wappnete und wehrte. Jede Waffe schien ihm erlaubt. Als er nun einmal auf unzweideutige Art und Weise zur Erkenntnis des niederträchtigen Verrates, den man Jugenderziehung nenne, gekommen sei, hätte er sich alle und jede Mittel zugebilligt. Denn was sei es anders, worauf diese sogenannte Erziehung hinauskomme, als das, was man anwende, wenn man einen gefangenen Raubvogel am Fliegen verhindern wolle: man mache seine Schwingen unbrauchbar. Nicht so in die Augen fallend freilich, sondern tückisch, schlau und geheim, aber darum auch um so vollständiger sei die menschliche Verstümmelung. Dem Knaben werde zuerst der Gebrauch seiner Kräfte verboten und dann überhaupt das Bewußtsein seiner Kraft geraubt. Vom Recht dagegen sei nie die Rede. Die Empfindung absoluter Rechtlosigkeit werde dem Gemüte des Menschen mit glühendem Stempel eingeprägt. Man benutze, sobald dies geschehen sei, die Wunde zu Zwecken der Lähmung und Demütigung, wie man es mit dem Stiere tue, den man an einem durch seine Nasenscheidewand gezogenen Ringe führt.

Der Lehrer erlaube keinen Widerspruch, wodurch dem Schüler das höchste Menschenrecht, sich gegen Unbill zu verteidigen, genommen sei. So habe man, sagte Kühnelle, ihn stumm gemacht, um gleich darauf auch für Taubheit zu sorgen. Taub habe man zu sein gegen jede Art von Verletzung, Beschimpfung, Beleidigung. Man habe zu schweigen und taub zu sein, und werde der eigene Vater flugs ein Dieb, die Mutter eine Hure genannt! Das Augenlicht werde reduziert — oder liefen denn nicht Hunderttausende, ja Millionen von armen Menschen herum, die den größten Teil ihrer Sehkraft auf den verfluchten Bänken der Schule gelassen



hätten? Werde nicht den meisten ebendasselbst der Brustkorb eingedrückt, so daß sie ein Leben lang zu husten hätten? Und schließlich und endlich: werde man nicht entweder zum Eunuchen gemacht oder mit einem verdorbenen, krankhaft überreizten Geschlechtstrieb entlassen? Ein, wie er sagte, gottverfluchtes Abiturium!!

Kühnelle schloß: „Natürlich, in einem solchen Kampfe steht man allein!“ Er sagte das auf die ihm eigentümliche Art, indem er sich dabei die Hände rieb, sich diebisch und triumphierend zu freuen schien und in kaum zu verhaltendem Glücksrausch kicherte. — „Natürlich, natürlich, man steht allein. Das ist es ja eben: man steht allein. Das ist ja das Gute, man steht allein, Erwin. Und, Erwin, das darf man niemals vergessen: man hat keinen Menschen in der Welt, der einem helfen will oder kann. Sie würden einen alle verraten. Das ist es ja eben, daß man sich dazu, allein zu stehen, fest entschließen muß. Man muß sich eisern dazu entschließen. Man ist gerettet, wenn man in diesem Punkte seiner sicher ist.“

Ich war zu jener Zeit schon verlobt. Von meiner Braut, die in der Nähe von Dresden auf ihrer Besorgung lebte, hatte ich mir einen Revolver und eine Spieluhr schenken lassen. Meine Neigungen gingen einerseits in das Enge, andererseits mit übertriebenen Hoffnungen, übertriebenen Wünschen in die Weite der Zukunft hinaus. Und während ich in meiner engen, lieben Studentenbude in süßer Zerflossenheit der Spieluhr lauschte, nährte ich gleichzeitig Wahngefühle von künftiger Größe in mir. Aber auch der Verfolgungsgedanke, von dem, wie es schien, Kühnelle besessen war, beherrschte mich und bewirkte, daß ich überflüssiger- und höchst seltsamerweise das Geschenk meiner Liebsten, den Revolver, immer geladen bei mir trug.

Das alles zeigt eine große Unreife, wenn man es mit den Augen eines älteren Menschen betrachten will. Am

Ende indes sind es fruchtbare Gärungen, die dem Jünglingsalter natürlich sind. Man hat unendlich vieles erlebt und doch keinen Boden unter den Füßen. Man ist sich innerer Kräfte bewußt und ist zu jeder Enttäuschung verdammt, wenn man versucht, sie anzuwenden. Bin ich damals Kommunist gewesen? Sicher ist, daß wir, in einem glücklichen Rausche der Jugend befangen, mitten in einen Frühling des Körpers, des Herzens und des Geistes hineingestellt, Pläne für ein neues Gemeinwesen gemacht hatten, für das Amerika der rechte Boden schien. Wie glücklich wir waren, wußten wir aber nicht. Wie hätten wir sonst uns mit Plänen getragen, je eher je lieber dem neuen Deutschen Reiche den Rücken zu kehren und gleich den Kindern Israels aus dem Lande Ägypten zu ziehn?

Weder meine Spieluhr noch mein geladener Revolver, ebensowenig unsre immer wieder laut durchgesprochenen kolonialen Luftschlösser regten Kühnellen zu irgendwelchen Protesten an. War es Natur oder Disziplin? Ich möchte doch glauben Disziplin. Er, der das Rettende aus den überall drohenden Mächten des Lebens in der Isolierung sah, zog auch die weitere Folgerung, sich jeder Einmischung in das Persönlichkeitsleben anderer zu enthalten. Wie durchaus und immer er es vermied, das erregt mir noch heute Bewunderung. Warum machte sich denn der Musiker nicht über meinen Geschmack an der Spieluhr lustig? Warum äußerte er nie über meine sinnlose, versteckte Bewaffnung Verwunderung, da er doch halbe Nächte lang beim Mondschein furchtlos vom Fuchsturm aus durch die Wälder strich und ihm persönliche Furcht im gewöhnlichen Leben etwas Unbekanntes war? Warum unterstützte er uns sogar durch Geld, als wir einen jungen Studenten der Nationalökonomie als Pionier nach Amerika aussandten, um für die geplante Kolonie den geeigneten Ort auszu-



mitteln? er, der doch an dieser Jugendtorheit nicht den geringsten Anteil nahm.

Was in Kühnelle gebunden war, bekamen wir erst zu spüren, als der Dämon sich freimachte. Unser Freund Pfaff gab seinen Dokorschmaus. O du entzückendes, altes Gasthaus zum Löwen! O du dicker, schüchterner grundgütig-wohltrauender Löwenwirt! Wir saßen in einem Extrazimmer, in dem sich auch ein Klavier befand. Die Wände waren natürlich mit gekreuzten Rapiere, Zerevis-Käppchen, studentischen Abzeichen und Photographien von Stiftungsfesten behängt. Pfaff spendete schließlich Sekt in Strömen. Das war ein ähnliches Wunder ungefähr wie jenes, das durch den Stab des Moses in der Wüste hervorgerufen wurde, als er aus einem Felsen Wasserfluten hervorlockte. Pfaff, eines Stubenmalers Sohn, hatte nicht einen Pfennig Geld zu vergeben, und doch hörte der Sekt nicht zu fließen auf. Unbedingt war es ein rührender Höhepunkt, als der liebe Studentenvater und Löwenwirt, von einer Deputation eingeholt, in das Kneipzimmer trat und sich schließlich, errötend und geschmeichelt, neben dem jungen Doktor niedersetzte. Er genoß den Dank für alle Wohltaten, die er dem alles schuldig bleibenden Pfaff bisher erwiesen hatte, wenn er sich nun an seinem eigenen Sekt nach Herzenslust berauschen durfte. Kühnelle aber brachte einen noch höheren Höhepunkt. Die Stunde war etwas vorgeschritten. Wir hatten uns zugetrunken, mit einem Polen hochverrätherisch auf die Wiederherstellung Polens angestoßen, gegen Tyrannen und Pfaffen getobt, das halbe Kommersbuch heruntergebrüllt, als schließlich mit einem wilden Sprung Kühnelle sich den schwarzen Rock von den Schultern riß und in Hemdärmeln an das Klavier setzte. Die Schleuse brach, er konnte nicht anders, obgleich er damit das strenge Verbot der Ärzte mißachtete. Wir wurden still, und nun ging es los.

Wir hörten die zweite Rhapsodie von Liszt. Am Anfang musizierte und meditierte ein Erzengel. Aber aus dem Unterirdischen kroch und schlich ein Dämon herauf, der sich plötzlich mit tückischem Klauenhieb des himmlischen Instrumentes bemächtigte. Hatte der beraubte Erzengel über den neuen Musikanten Gewalt oder nicht? Jedenfalls ließ er ihn schweigend gewähren. Vielleicht sah er und hörte mit majestätischem Staunen, was alles aus der feierlichen Harfe des Himmels sich befreite und in dämonischem Tanze, in dämonischer Raserei durcheinanderfuhr. Wir hörten Feuerstürme hervorsausen, blaue Stichflammen schossen empor. Es waren keine Tänzer des Himmels, die dabei ihre Füße in höllischer Wildheit und Maßlosigkeit umeinander wirbelten und mit ihnen den Rhythmus anschlugen, einen Rhythmus, der unwiderstehlich, unaufhaltsam, allmächtig, gotteslästerlich herausfordernd, also sakrilegisch und schamlos war: es waren furchtbar gellende, schöpferische Tatzenschläge, mit denen dieser höllische Harfenist die himmlische Harfe wütend mißbrauchte.

Das Spiel war aus. Ein Wink des Erzengels vielleicht hatte das Höllengelichter, Harfe und Spieler hinweggefegt. Der Nachhall, ein schwindendes Rauschen, weitete noch den engen Raum einen Augenblick.

Wir saßen wie vor den Kopf geschlagen.

Aber im Nu danach sprangen wir auf, und: Kühnelle! Kühnelle! Kühnelle! klang es eine Viertelstunde lang in wilder Begeisterung durcheinander. Wir wußten bis heute nicht, wer er war; nun hatte er uns seine Hand gewiesen, wie die deutschen Maler des Cinquecento zu sagen pflegten, wenn sie einander Proben ihrer Kunst vorlegten.

Von da an wurde Kühnelle verwöhnt. Er war eine andere Menschenart, außerhalb der studentischen Welt dieser fremd, aber von ihr mit einem mystischen Respekt gewürdigt. Mein Bruder und ich, die wir mit den Ge-



stalten des deutschen Olymps und Parnasses begeistert umwerbenden Umgang pflogen, kamen ihm, wie gesagt, auch persönlich nah. Ich ihm wiederum näher als mein Bruder. Um so viel, als diesen sein naturwissenschaftliches Studium etwa von ihm entfernte, ward ich ihm durch meine ausschließliche Hingabe an ein künstlerisches Ziel nähergerückt. Die Verwöhnung aber war allgemein. Man umbuhlte ihn, weil man von seinem Können, seinem künstlerischen Vermögen den größten Begriff hatte. Man war, da man zu diesem Vermögen selbst keinen Zugang besaß und es eigentlich als ein Wunder bestaute, eingebildet darauf, mit Kühnelle umzugehen, und am meisten, wenn man ihn, wie es nun doch hie und da geschah, öffentlich am Klavier produzieren konnte.

Kühnelle hatte mir, ehe der Abend im Löwen sie überraschend enthüllte, Andeutungen über das Ugewöhnliche seiner Begabung gemacht. Aber er hatte die Äußerungen eines hohen Selbstbewußtseins insofern herabgesetzt, als er die reproduzierenden Künste auf eine niedrige Stufe stellte. Ich hatte den damals neunzehnjährigen Eugen d'Albert gehört, der europäisches Aufsehen machte und den man noch heute als das größte klavieristische Phänomen betrachtet nach Rubinstein. Zu den Ausbrüchen meines Enthusiasmus schwieg Kühnelle. Wenn er auf diese Weise schwieg, so wußte man immer, er werde nur dann zu reden anfangen, wenn man ihn dringend dazu aufforderte. Er hatte sich dann mit eigensinniger Innerlichkeit das Unmögliche einer Verständigung attestiert.

„Hätte ich nicht monatelang sechzehn Stunden täglich Klavier geübt“, war seine Antwort bei einer solchen Gelegenheit, „so hätten mir alle d'Alberts der Welt nicht bange gemacht, ich steckte sie alle in die Tasche! In meinem Sinne aber wäre dadurch nur wenig gewonnen. Das Schöpferische ist es allein, wodurch der Menschheit



etwas hinzugefügt werden kann!“ — „Was wäre“, wandte ich ein, „eine Sonate von Haydn, Mozart, Beethoven ohne Klavier, eine Symphonie ohne Orchester?“ — Dagegen etwas zu sagen, lohnte ihm nicht. Er blieb dabei, dem Pianisten, dem Geiger, dem Instrumentalisten überhaupt das Schöpferische abzusprechen.

Eines Abends hatten wir auf dem Fuchsturm gekneipt. Es wurden einem dort Fackeln aus zusammengebundenen Kienspänen für den Heimweg eingehändigt, da er durch den Wald führte und außerdem steil und steinicht war. Das Ableben Richard Wagners bewegte die Welt. In Weimar war eine Totenfeier für den nächsten Tag angesagt. Unsere Feier lag hinter uns. Kühnle hatte während des ganzen Abends Wagner gepaukt, und jedes Kännchen Lichtenhainer, das wir hinunterschütteten, war eine Wagner-Libation. In die finstere, feuchte, aber merkwürdig warme Februarnacht hinausgetreten, kam uns, während die ersten Fackeln aufflammten, der etwas tolle Gedanke an, vom Flecke weg bis Weimar zu wandern, die heiligen Orte der Deutschen dort tagsüber zu besuchen und am Abend der Wagner-Feier, beizuwohnen. Gedacht, getan: bei grauendem Morgen kamen wir in dem noch schlafenden Weimar an. Ohne vom Geist Kühnelles durchdrungen und belebt zu sein, würden wir dem großen deutschen Meister gewiß nicht durch eine dergleichen beschwerliche nächtliche Pilgerfahrt gehuldigt haben.

Dietrich Kühnle hatte damals nicht die geringste Beziehung zu Philosophie und Religion. Kunst war das ein und alles für ihn. Ich kenne außer ihm keinen Menschen, der einen so hohen, allumfassenden Begriff von Kunst besaß. In diesem Begriffe waren ihm Gott, Welt, Menschheit zusammengeschmolzen. Wo sie nicht war, nämlich die Kunst, wie Kühnle sie verstand, da gäbe es nur Unzulänglichkeiten. Unter diese rechnete er Philosophie, Religion und Wissenschaft. „Ohne es

zu wissen, saugen diese aus den Brüsten der Kunst“, sagte Kühnelle, „was überhaupt noch an ihnen ist.“

Dieser heiter-spannkräftige, beinahe üppige, jedermann mit Herzengüte begegnende, schöne junge Mensch hatte den meisten gegenüber in Wahrheit etwas entschieden Ablehnendes. Er hatte gesagt, man stehe allein. Aber die Härte des Urteils, eine unbeugsame Härte, die man unausgesprochen spürte, wo er ablehnte, konnte nicht von dieser Erkenntnis herkommen. Sie zeigte sich in einer Umhüllung von unnahbarem Eigensinn. Trug Kühnelle eine ungesühnte Schuld mit sich herum, wie man es aus gewissen Äußerungen gegen mich immerhin schließen konnte, so machte er möglicherweise die böse Welt und die bösen Menschen dafür verantwortlich. Aber dies würde ebensowenig — mein verewigter Freund verzeihe es mir — das störrisch Maultierhafte, das heimlich Entschlossene, Widerspenstige erklären, wodurch seine Abneigungen sich äußerten. Hegte dieser gesellige Einsiedler also einen unveröhnlichen Menschenhaß? War ihm etwas von der philosophischen Galle eines Timon von Athen ins Blut getreten?

Ich sehe ihn an einem Pfingstfeiertage, als die Glocken in den Ortschaften des Elbtales das Ende des morgendlichen Gottesdienstes anzeigten, über die mit frischem Sand bestreuten Wege eines herrschaftlichen Parkes an der Seite eines Freundes heraufkommen. Beide jungen Menschen, gleich stattlich, von einer überschäumenden Fröhlichkeit, riefen uns schon von weitem lachende Grüße zu, meiner schönen Geliebten und mir, die wir aus dem Fenster eines alten, unvergeßlichen Lößnitz-Landhauses auf sie hinabblickten. An diesem Morgen, an diesem Tage war alles, inbegriffen Kühnelle, nur Heiterkeit. Niemals wird das Leben mehr solchen Sinn haben! Eine Schönheit des Seins, ein Glück ohnegleichen



beseligte uns. Der alte Landsitz war von einer nach Kilometerlängen meßbaren Mauer umgeben.

Kühnelle hatte seinen Busenfreund Hasper mitgebracht. Wir wußten, daß er Komponist war und daß Kühnelle ihn bei Abschriften seiner Partituren, ja sogar bei der sogenannten Instrumentation unterstützte. Meine liebe, entzückende Braut, die mit ihrer Schwester und einem alten Onkel den großen, hochbedachten Barockbau allein bewohnte, hatte Neudietendorf, eine herrnhutische Erziehungsanstalt, noch nicht lange hinter sich und außerdem, da ihr jüngst verstorbener Vater vierzehn Jahre als einsamer Witwer gelebt hatte, junge Leute, Künstlernaturen von dieser Art, bisher nicht kennengelernt. Schließlich sind sie ja auch nicht leicht zu finden.

Schon der gesellschaftliche Ton, den sie mitbrachten, war in hohem Grade anziehend. Man fühlte, daß sie sich viel in Salons bewegt hatten, was ja bei Pianisten nicht zu verwundern ist. Ohne aber, wie Virtuosen zuweilen, dünkelfhafte und exzentrische Seiten hervorzukehren, gaben sie sich mit Unbefangenheit und Natürlichkeit. Gabriele sah sie zum erstenmal und war sogleich ganz entzückt von ihnen. Man konnte überrascht sein, wenn man bei der sonstigen Zurückhaltung der schönen Schwestern schon nach einer Viertelstunde des Zusammenseins alle Fremdheit diesen jungen Eindringlingen gegenüber schwinden sah. Vertrauen wurde zur Vertraulichkeit. Es wäre nicht freier und heiterer zugegangen, wenn etwa Schulkameradinnen die hübschen Kinder besucht hätten; nicht um ein Gran weniger albern wurde alsbald gescherzt und gelacht.

Erst vor Monatsfrist hatte die ältere Schwester den Gedanken gefaßt, sich im Klavierspielen besser auszubilden, und zu diesem Zweck zunächst einen Bechstein gekauft. Auch das alte Instrument war noch da, in dem gleichen Raum, aber hinter Blattpflanzen sowie unter

Gegenständen aller Art so versteckt, daß ein Fremder es nicht entdecken konnte. Wie es nun Hasper doch erkannte und um die Erlaubnis bat, es wieder zu Ehren zu bringen, wie er mit Kühnelle oder auch allein schwere Kübel, in denen Lorbeerbäume standen, abrückte und schließlich mit herkulischen Armen dem alten Flügel die richtige Stellung gab, war nicht nur erheiternd, sondern zur Fröhlichkeit fortreißend. Noch stärker wirkte fast in dieser Richtung Kühnelles begeisterter und begeisternder Übermut. Es war ziemlich heiß. Die Finken geigten. Die Sonne glühte zu den hohen, offenen Fenstern herein. Kühnelle fragte, ob er sehr anstoßen würde, wenn er sich seines Sommerjacketts entledigte. Fast im selben Augenblick, als es geschehen war, saß er an dem alten Klavier und glitt mit den Fingern über die Tasten. Es klang verstimmt. Aber in zwei Minuten war Kühnelle bereits der Klavierstimmer. Mit einer Verve, welche diesem Beruf sonst nicht anhaftet, hatte er die Saiten in Ordnung gebracht. Und nun wurde auf zwei Klavieren musiziert, der Bechstein ward Hasper überlassen, und es waren glücklich überschäumende Phantasien, Jubelausbrüche und Hochzeitsmärsche, in denen sich die Künstlerfreunde austobten.

Diese beiden bejahten das Leben, stürmten in mächtig-musikalischem Anlauf seine Höhen, tauchten unter im Lebensmeere und, vergleichbar dem Dreizackschwinger Neptun und den Seinen, auf und unter im Meer der Musik.

Zwischen unserer nächtlichen Pilgerfahrt nach Weimar und diesem Ereignis lagen nur etwa drei Monate. Aber ich war ein anderer geworden. Ich hatte Neapel, hatte Capri, hatte Pompeji und Herkulanum kennengelernt, hatte unter Blitz und Donner nachts den Vesuv erstiegen, das alles aber nach einer Seereise um den größten Teil von Europa herum. Dann war ich in Rom, wo mich der erste Abhub aus den Schatzkammern dieser ewigen





Stadt berauscht, ja betäubt hatte. Ich hatte einen Begriff bekommen von der ungeheuren Macht, welche Kunst und Künste noch vor kurzem in sich vereinigt hatte. Dieser fast ausschließliche Umgang mit Kunst und Künstlern in Kirchen, Palästen und Villen ließ mich diesseits der Alpen eine große Leere empfinden, derart, daß ich mit allen Sinnen in die Fülle zurückstrebte, zurück in ein Element, das ich als lebensnotwendig, lebengebend und lebenerhaltend für den Künstler und Kunstschüler erkannt hatte. Der Beschluß stand fest, Gabriele war damit einverstanden: im Oktober ging es nach Rom zurück.

Man wird nicht erwarten, ich hätte mit meinen zwanzig Jahren kunstkritische Ambitionen gehabt, obwohl ich einige kunsthistorische Werke mitschleppte. Ich hatte von der Antike genippt, war in Staunen verfallen vor dem Moses und vor der Pietà des Michelangelo, hatte die Sixtina und die Stenzen des Raffael auf mich wirken lassen und eine fast übergroße Fülle anderer Kunstwerke und trug die Musik von allem in mir. Auch diese also wurde angehört an jenem himmlischen Pfingstfeiertag, und indem sie sich mit der anderen vermählte, konnte von einer wahren Festlichkeit dieser Stunden wohl die Rede sein.

Der Besuch der Busenfreunde wiederholte sich. Gabriele und ihre Schwester hatten aufs herzlichste eingeladen. Als etwa nach dem dritten Zusammensein meine Liebste am Gartenbrunnen, der sich klar und kalt aus einem Löwenmaul ergoß, mir den üblichen Trank aus Weißwein und Wasser mischte, machte sie eine Andeutung, als ob bei Teresa irgend etwas nicht ganz im Lot wäre. Ich fragte wieso. Kühnelle habe ihr, wie es scheine, einen gewissen Eindruck gemacht. Ich war überrascht. Auch mir waren eine Hinneigung Teresas, verstohlene Blicke, ein Erbleichen oder Erröten hie und da nicht entgangen. Aber nicht auf Kühnelle,



sondern auf Hasper deutete ich diese kleinen Sturmzeichen. Es war auch Hasper, so schien es mir wenigstens, der Teresa temperamentvoll auszeichnete.

Um still zu arbeiten, zog ich mich damals in ein kleines, an der Elbe gelegenes Dörfchen zurück, wo mich die Freunde aufsuchten. Zwar war ich verlobt, aber der Postagent hatte drei hübsche Töchter, und mit diesen drei hübschen Töchtern brachten drei hoffnungsvolle junge Männer den Abend zu. Der Postagent war Besitzer einer Stahlquelle. Er hatte ein Kurhaus darum und darüber gebaut, das den braven und guten Sachsen, da wir die einzigen Gäste waren, unter erheblichen Lasten seufzen machte. Badedirektor, Hotelwirt, Oberkellner, Kellner und Postagent in einer Person, war er sehr empfänglich dafür, sich mit seinem eigenen schlechten Rotwein trösten und seine Sorgen verjagen zu lassen.

Wir aßen und tranken an einem Tisch mitten in der Postagentur, von allerlei Waren, Postsäcken, gefüllten und leeren Regalen umgeben, und da wir mit den hübschen und verliebten Kindern allein sein wollten, hatten wir sehr schnell den beklagenswerten Papa von oberhalb nach unterhalb des Tisches gebracht: dies nur bildlich gesprochen natürlich! Starke Arme retteten ihn und leiteten ihn über ein knarrendes Treppchen hinauf glücklich und unversehrt zu Bette.

Es wurde nun viel gelacht und geküßt — und als wir von diesen Scherzen genug hatten, sah bereits die Helle des Morgens zum Fenster herein. Ich beschloß, mich den Freunden anzuschließen, die lieber gleich aufbrechen und einen geplanten Fußmarsch nach Meißen antreten wollten, als schlafen zu gehen.

O welche köstliche Wanderung!

Jung muß man sein, will man solche Stunden genießen. Jung geblieben muß man sein, um sich im Alter an den Erinnerungsbildern erfrischen zu können.

Wir wandern zur Linken des breiten, bernsteinfarbigen Stromes, der mit uns zieht. Morgenebel umflattern ihn. Mitunter sind Strom und Landschaft im Nebel verschwunden: allmählich saugt ihn die Sonne auf. Aber so oder so: wir sind glücklich. Wir schwelgen in einem wonnigen Lebens- und Freiheitsgefühl. Mit Jugend füllen wir unsere Lungen. Wir staunen immer wieder darüber, welch eine Lust das bloße Atmen ist. Wir sprechen laut, wir lachen laut, wir fühlen uns wohl bis ins Mark der Knochen. Kühnelle springt, er tanzt vor Freude wie Sokrates. Er schmettert, er trompetet Stellen aus Wagnerschen Opern in die Luft. Die Lerchen der weiten Flußebene übertönen ihn. Wir kommen durch Haine, durch Buchenbestände. Die Drosseln geben ihre zwecklosen Laute im Auffliegen. Schwalben sausen uns gleichsam an der Nase vorbei, allerdings auch Nebelkrähen und Raben nehmen Interesse an den rauschenden Stromufern. Um das Fährhaus herum lärmen Sperlinge. Überall, in der Luft, auf der Erde, erwacht Tätigkeit. Wir rufen: Holüber! Holüber! Holüber! und werden über die Elbe gesetzt. Aber was uns betrifft, wir denken durchaus nicht an Tätigkeit. Wir sind da, uns am Wandern zu freuen, an der Welt zu freuen, an der Freude zu freuen. Wir sind da, uns aneinander und an der Freundschaft zu freuen, an den Ideen, die uns vorschweben und die uns gemeinsam sind.

Ich weiß nicht, ob der Sinn für Freundschaft heute noch wie damals unter jungen Menschen lebendig ist. Ich meine die reine platonische Freundschaft, nicht jene heut unter Weibern und Männern allgemein verbreitete. Das Sein in der Freundschaft, das geistige Werden und Wachsen darin, ist das größte Gnadengeschenk, das jungen Leuten zuteil werden kann.

Was wollten nun meine Freunde in Meißen? War etwa ihre manchmal an Tollheit grenzende Heiterkeit auf



dem Wege dorthin durch das bedingt, was sie zu finden hofften? Damals tat ich mir diese Frage und kann sie heut mit ja beantworten.

Ich hatte kaum mein erstes Entzücken über die altertümliche, von der Albrechtsburg gekrönte Stadt hinter mir, als wir bereits an dem Pfortchen eines der noch immer aus lustigen Augen zwinkernden, überlebten Fachwerkhäuschen Einlaß begehrten, die, Giebel an Giebel, an- und übereinander geschachtelt, ein steiles Gäßchen den Burgberg hinan bildeten. Gott sei Dank haben fünfundsechzig Jahre Gewalttätigkeit, Jahre einer zyklischen Raserei im Niederreißen und Aufbauen, solche Denkmäler einer guten alten Zeit auch bis heut noch nicht auszurotten vermocht. In allen Ländern des Deutschen Reiches und Deutsch-Österreichs sind diese kleinen Wohnbehältnisse noch zu finden: Nord, Süd, Ost und West weisen sie auf. Und wo man auch immer auf sie trifft, wird es einem zumut, als stünde man, unerkant und verstoßen, nach einem in kalter Fremde verbrachten Leben, vor dem eigenen, ausgestorbenen Vaterhaus.

Unzählige Male und immer wieder hat mein Auge mit Rührung, mit seltsamer Sehnsucht, mit Kopfschütteln auf solchen traulichen Zwergenhäuschen geruht. Wo ich sie treffe, werde ich von ihnen gleichsam wie von innig geliebten alten Verwandten begrüßt, angezogen und festgehalten. Will mir jemand nachreisen und nachschleichen, so kann er mich zu allen Jahreszeiten, besonders bei Mondschein, nach diesen seelensinnigen, trotz ihres gebrechlichen Methusalem-Alters so munter und lustig blickenden Wohnstätten suchen und vor ihnen verweilen sehen.

Eines schönen Tages freilich, wenn sich die Welt der Kanonenrohre, der Großflugzeuge, Zeppeline und Wolkenkratzer im bisherigen Tempo weiterentwickelt, werden alle diese närrischen Liliputhäuschen nur noch im



Abbild, etwa bei Spitzweg, zu finden sein, dann werden sie nur im Volkslied leben, solange es noch lebendig ist, in Jean Pauls und anderen Dichtungen, solange sie jemand lesen wird, am längsten vielleicht in Schuberts Musik, bis auch davon der letzte Ton verklungen ist. Denn selbst das Himmelswunder der „Unvollendeten“ ist hinter den freundlich blitzenden Äuglein solcher Knusperhäuschen entstanden, aus ihren winzigen Stübchen hervorgegangen.

Nicht Kühnelle, sondern Alfred Hasper, der Komponist, war es, der die Klingel des Pförtchens gezogen hatte. Kaum ist es geschehen, so beugt sich auch schon das Volkslied in Gestalt eines Rotkäppchens mit zwei langen blonden Zöpfen zum Fenster heraus.

„Marlenchen, ist der Vater zu Hause?“

Ich sah nur, wie Marlenchen blutrot wurde, ehe sie wieder verschwunden war, und dachte bei mir, daß sich der Volksliederschatz durch ein einziges solches Liebchen um Bände bereichern könnte.

Aber schon stand sie vor uns, aufrecht in der geöffneten Tür: ich dachte nichts mehr und mußte betrachten.

Marlenchen konnte nicht viel über sechzehn sein. Obgleich sie Alfred Hasper stumm die Hand entgegenstreckte, uns mit zwei sonderbar veilchenblauen Augen prüfend, merkte man ihr die freudige Überraschung an. Sie war allein. Ihr Vater, Witwer und pensionierter Beamter der königlichen Porzellanmanufaktur, wurde um Schlag zwölf Uhr erwartet, die Zeit, zu der er, pünktlich wie eine richtiggehende Uhr, von seinem geliebten Morgenspaziergang zurückkehrte.

Marlenchen brauchte die beiden Musici nicht lange zum Nähertreten zu nötigen; sie schienen hier zu Hause zu sein. Ich wurde mit einem Händedruck, dessen weiche und herzliche Kraft mir auffiel, willkommen heißen. Das rote Käppchen, das aschblonde Haar, in

Zöpfe geflochten, das schwarze Mieder und Röckchen nicht viel bis unters Knie, das blütenweiße Hemd und die bloßen Füße gaben der Kleinen weniger mit einem Gretchen als mit einem Gänseliesel von Ludwig Richter Ähnlichkeit.

Sehr schnell verlor Marlenchen ihre Zurückhaltung. Wie sollte das schließlich auch anders sein gegenüber so stürmischen Temperamenten, wie sie aus meinen Freunden hervorbrachen. Marlenchen hin! Marlenchen her! scholl es fast ununterbrochen aus zwei kräftigen Brustkästen mit einer Gewalt, von der das Beben zu kommen schien, womit aber nur die Wucht unserer Tritte das Liliputhäuschen erschütterte.

Daß Kühnelle und Hasper ein besonderes Wohlgefallen an Marlenchen hatten, sah man wohl. Aber es schien eher onkelhaft, als daß es auf Liebesneigung gedeutet hätte. Mir darüber ganz klarzuwerden, vermochte ich nicht. Das Äußerste, worin die herrschende Lustigkeit einmal gipfelte, war der Augenblick, als Kühnelle, in einem Anfall von Übermut, die herrlichen starken Zöpfe wie zwei Zügel zu fassen sich nicht enthalten konnte.

Da aber sah ihn Hasper mit einem befremdeten, leicht verwarnenden Blick an, der mir nicht entging und der Kühnelle mit einem verlegenen Lachen seinen Fehler erkennen und von seinem Tun abstehen ließ.

Dies alles trug sich in der kleinen Küche zu, wo Marlenchen die letzte Hand an das Mittagessen des Vaters zu legen hatte. Nebenan war das Wohnzimmer, in dem ein Kanarienvogel mit geradezu frenetischem Geschmetter den Lärm der Freunde zu überbieten suchte. Natürlich sollten wir zu Tisch bleiben. Was wir aber dagegen auch einwandten, Marlenchen wußte uns umzustimmen. Wenn wir nicht dablieben, sagte sie, bekomme sie es mit dem Vater zu tun.

Die Folge war, daß wir alle mitkochten und so die



Kleine, Mädchen für alles im Hause, entlasteten. Hasper hatte die Kaffeemühle zwischen die Knie geklemmt, drehte entschlossen immer wieder den Griff herum, öffnete fortwährend in der Meinung den Deckel, daß keine ganze Kaffeebohne mehr vorhanden sei, worin er sich aber lange täuschte. Kühnelle schälte die Gott sei Dank reichlich vorhandenen, eben fertig gekochten Kartoffeln ab, die ihm, zu seiner und unser aller Freude, trotz allen Pustens die Finger verbrannten. Es wurde ein Heringssalat gemacht. Mich hatte man über die Gasse geschickt, um ein halbes Pfund Hackfleisch zu besorgen, da man die vorhandenen drei kleinen Brisoletts nicht für ausreichend hielt.

Ich wurde in der ganzen Zeit, so gestehe ich, fast ausschließlich vom Anblick Marlenchens hingenommen. Ich war nicht Student, war niemals in Rom, war nicht verlobt, sondern in ein kleines, enges, magisch umschließendes Glück versenkt, das in seiner innigen Wärme eigentlich alles Streben und Suchen im Weiten sinnlos, ja töricht erscheinen ließ. Du und ich, mußte ich denken, ich und du: aber selbst mein Name schien mir zu pompös, wenn ich ihn mit Marlenchen zusammen dachte. Würde man hier, in diesem engen Behältnis, zu zweien sein Leben verbringen, könnte von einer Beengung trotzdem nicht die Rede sein. Mir war, als hätten alle guten Geister des Himmels und der Erde freien Zugang hierher, als könnte man, gerade von hier aus, Verbindung mit allen Zauberern des Himalaja und der Pyrenäenschlösser aufnehmen, gerade von hier aus bis zum Zentrum der Erde hinabdringen: so tief, so rätselhaft schien mir dieses windschiefe Fachwerkbüchchen unterkellert zu sein. Und schließlich, gerade von hier aus könnte man herrliche faustische Mantelflüge ausführen.

Warest du nicht, mein holdes Marlenchen, am Ende selbst eine zauberkundige Verwandlungskünstlerin? Dei-



ne Augensterne hatten mir anfänglich blau geschienen. Hier in der Küche und, wenn du den Pumpenschwengel bewegtest, vom Gärtchen aus, hatten sie etwas meergrün Schillerndes. Warest du nicht demnach am Ende gar eine Nixenfrau, die sich nach Belieben als Frau Venus, als Salome oder als die griechische Helena offenbaren konnte? Wäre es nicht ein leichtes für dich, dieses Häuschen in den ganzen Hörselberg mit allen seinen Wonnen, Listen und Verführungen umzuwandeln und solchermaßen den Tannhäuser selbst, den Träger der ewigen goldenen deutschen Harfe, für immer in deinem kindlichen Schoße, an deinem kindlichen Busen festzuhalten?

Marlenchens Vater wurde Herr Rat genannt. Als Rat Wuttich erschien, stellte sich natürlich ein etwas gesetztes Wesen ein. Nachdem aber erst die Formalitäten der Begrüßung vorüber waren, schien die Stimmung, was sie an Lärmigkeit verloren, an Herzlichkeit gewonnen zu haben. Der Rat war erfreut. Bald saßen wir, fünf Personen, um ein rundes, wohlbestelltes Tischchen herum, das der holde dienende Geist Marlenchens uns gedeckt hatte und mit lautlosem Hin- und Widergehen weiter betreute. Der Rat hatte einige Flaschen lange gehüteten spanischen Weins, von denen er eine, nicht ohne Feierlichkeit, aus dem Keller heraufholte. Es war eine wichtige, in ihren einzelnen Phasen wohlüberlegte Zeremonie, wie die Flasche von ihm gereinigt, das Stanniol entfernt, der Pfropfenzieher in die Rinde des Korkbaumes hineingedreht und schließlich der Pfropfen gehoben wurde, treffender gesagt: der dunkelfeuerige Schatz, der unter dem Pfropfen war.

Rat Wuttich war über die Sechzig hinaus. Er hatte nach zwanzigjähriger Witwerschaft zum zweiten Male geheiratet, nachdem seine erste Frau mitsamt seinem ersten Kinde im Kindbett gestorben war. Er verlor aber auch seine zweite Frau, allerdings erst nach einer

Ehe von einem Jahrzehnt, als die einzige Tochter dieser Ehe, Marlenchen, bereits ihr neuntes Jahr erreicht hatte. Rat Wuttich hatte auf allerlei Weise Trost gesucht. Das erzwungene Sonderlingswesen der ersten Witwerzeit hatte ihn auf die Ornithologie gelenkt. Er besaß auf diesem Gebiete gute Kenntnisse. Sein Häuschen war vom Gezwitscher vieler Vogelarten, die er in Käfigen hegte, erfüllt gewesen, die jedoch weichen mußten, als die kleine Bühne des Hauses von der neuen Gattin und den Erfordernissen der Kinderpflege eingenommen wurde. Nun war Rat Wuttich Blumenfreund. Auf einem kleinen Fleckchen Ackers vor der Stadt zog er die seltensten Arten. Auch das Vorgärtchen neben dem Hauseingang zeugte davon. Kein Tag im Sommer verging, ohne daß er seinem geliebten Kinde Marlenchen einen schönen Strauß heimbrachte. Er lebte ja nur noch ihr allein, sonst hätte das Leben ihm nichts mehr geboten.

Um aber nicht zu wünschen, daß Marlenchen nach seinem Tode einen ehrenwerten Menschen und Mann zum Schutze hätte, war er nicht eigensüchtig genug. Und so mochte er wohl in den beiden Freunden, die für ihn und Marlenchen die gleiche Freundschaft an den Tag legten, im Grunde Marlenchens Bewerber erblicken. Sein Sinn neigte mehr zu Hasper hin, obgleich er sich von den Sonderbarkeiten nicht beirren ließ, die wohl auch ihm Kühnelle zuweilen gezeigt hatte.

Es fällt mir ein, daß Rat Wuttich gewisse mystische, insonderheit spiritistische Neigungen hatte. Kühnelle deutete mir das an. Nie spreche der alte Herr, selbst nicht zu seiner Tochter, davon. Diese aber erfuhr und erriet es auf Umwegen. Sie glaubte, er habe im Geiste zwanzig Jahre hindurch mit seiner verstorbenen Frau in Kontakt gestanden. Und lange nachdem ihre eigene Mutter gestorben sei, habe er, von einem Spaziergang zurückkehrend, zu ihr die seltsamen Worte: Mutter läßt dich grüßen! gesprochen.



Wenn ich mich an den Rat erinnere, so frage ich mich, wie sich ein so harmonischer Gemütszustand wie der seine herausbilden konnte. Wir versuchen es heute, ihn durch Philosophie, durch Studium von Seneca oder Marc Aurel, durch Vertiefung in die Bhagavadgîtâ, in die Veden, in die Reden des Buddha zu erreichen. Immer vergebens. Bei dem Rat, so möchte ich antworten, wuchs diese fast stabile Harmonie aus der Beschränkung des Beamtentums, aus der Beschränkung auf ein und dasselbe kleine Häuschen und Hauswesen, aus einer regelmäßigen, durchaus nicht bigotten evangelischen Kirchlichkeit, aus der reichen stillen Innerlichkeit eines in sich beruhenden Geistes, dem es nicht schwer fällt, auf alles, was er, ohne es kennengelernt zu haben, dennoch auf wunderbare Weise genugsam kennt, ohne Schmerz zu verzichten. Vereinsamt, nimmt er den Schlüssel und schließt, indem er seine eigene Haustür nach außen öffnet, sich die beflügelte Welt der Vögel auf! Wieder vereinsamt, die der Blumen! Die der Geister zu guter Letzt, an der er nicht zweifelt, da er eben ein Mann der Pflicht und des unabirrbaren Glaubens ist. Es hat sich ein Geistesgewand um ihn gebildet, das ihm paßt, und da sein Wachstum vollendet ist, denkt er nicht daran, es zu erweitern.

Kühnle, wie ich nun bald erfuhr, sah ein mit Ehrfurcht bewundertes Vorbild in ihm, was auch bei allem, was ich von ihm wußte, erst recht bei dem, was ich heute von ihm weiß, mir innigst begreiflich ist.

Nach Tische begann das Spinett zu tönen. Es stand von Vätersvätern her, mit dem Häuschen selber dem Rat vererbt, in dem gleichen Wohnstübchen, dessen sonstiger Hausrat, besonders der Inhalt eines Glashchränkchens, genauestes Studium wohl gelohnt hätte. Dieses aber enthielt unter anderem einen Schatz alten, figürlichen meißnischen Porzellans neben einer Unmenge kleiner Sammlerobjekte, Miniaturbildchen,



Dosen, Kettchen aus Bernstein und Granaten, Degenquasten aus Glasperlen: alles Dinge, an die irgendeine Familienerinnerung gebunden war. Kleine, von ovalen Goldrähmchen umschlossene Familienporträts, in Pastellfarben sauber gemalt, fanden kaum hinreichend Platz an der Wand. Einem Altertumsmarder wären die Augen aus dem Kopf getreten, das Wasser im Munde zusammengelaufen. Generationen von Verwandten schießen ihr Anrecht an dieser lieben Wohnstätte neben den Lebenden festzuhalten. Von der braunen Kommode tickte die Pendüle. Ihr goldener Pendel, zwischen alabasternen Säulen, vor drei Spiegelwänden, schwang über sich, von ihnen gespiegelt, Phaethon auf dem angemessenen Sonnenwagen hin und her, der Raserei seiner feurigen Rosse ausgeliefert. In einer Schale davor prangten Feldblumen, von Marlenchens schlichtem Geschmack geordnet, die Stiele in nassen Sand gesteckt.

Wenn ich heute über dieses Hauswesen nachdenke, so steigen mir allerlei Zweifel auf, ob man eigentlich recht habe mit der üblichen Geringschätzung des sogenannten Philisteriums. Hier war es ja wohl, dieses Philisterium. Wie wohl aber wurde einem darin! Ich fühle deutlich, daß wir drei Eindringlinge, wir Kinder einer anderen Zeit, durch diese Umgebung zur gleichen Ehrfurcht bewegt, zum gleichen Glück beseelt waren.

Es war kein geringer Augenblick — wir genossen den Kaffee, Rat Wuttich hatte seine lange Pfeife in Brand gesetzt, wir drei Besucher gehörten seltsamerweise unter die Nichtraucher —, es war also kein geringer Augenblick, als Hasper, nachdem er ein Weilchen auf dem Spinett präludiert hatte, Marlenchen fast mit der Miene eines Lehrers heranwinkte und, mit der Bemerkung, sie singe sehr hübsch, erklärte, sie werde ein einfaches Volkslied vortragen. Ich hatte ja längst, ihren häuslichen Wandel mit Andacht verfolgend,

Volkslied um Volkslied in meinem Innern erklingen hören. Nun stieg es aus ihrer Seele auf.

Mit Stimmen geht es mir sonderbar: oft sprechen die herrlichsten mich nicht an, während die Stimme eines einfachen Schullehrers etwa mich derart erschüttert, daß ich nur, indem ich die Zähne fest zusammenbeiße, meiner Erschütterung Herr werden kann. So ging es mir, als Marlenchen sang, und ich nahm meine Zuflucht immer wieder zu dem bekannten Mittel, lieber einen Schnupfen zu heucheln und sich zu schneuzen als sich zu verraten, indem man das Taschentuch an die Augen führt.

Am Brunnen vor dem Tore, da steht ein Lindenbaum — Ach, wie ist's möglich dann, daß ich dich lassen kann — Es zogen drei Burschen wohl über den Rhein — Kein schöner Tod ist in der Welt, als wer vorm Feind erschlagen . . . Schließlich sang Marlenchen das Lied: Muß i denn, muß i denn zum Städtele hinaus . . .

Das mußten nun auch die drei Burschen, Kühnelle, Hasper und meine Wenigkeit, nach etwa einer Stunde tun, nämlich durchs Tor des Städtchens davonziehen. Und als sie dann zwar nicht über den Rhein, doch wiederum über die Elbe fuhren, da schwärmten sie noch von den köstlichen Stunden, die sie in dem verwunschenen Knusperhäuschen erlebt hatten. Ach, wie ist's möglich dann, daß ich dich lassen kann . . .

Kühnelle blieb einstweilen bei mir in dem kleinen, noch ungeborenen Badeort, während Hasper durch Pflichtarbeiten nach Dresden gerufen wurde. Einige Tage darauf setzten wir uns eines Morgens wiederum in Gang, um die Herrinnen auf Buchenhorst zu besuchen, von denen die eine, wie man weiß, meine Verlobte war.

Besaß ich nun in Kühnelle einen wirklichen Freund? Manches könnte mich stutzig machen. Wir kamen gut miteinander aus, aber außer in gewissen Fragen der



Kunst hatten unsere Ansichten wenig Übereinstimmung. Wenn ich, wie ich heut, beinah ein halbes Jahrhundert später, glauben muß, damals ein Schwärmer in Worten war, so gab es nichts in seiner Natur, was dieser jugendlichen Eigenschaft entgegengekommen wäre. Riß mich irgend ein Enthusiasmus hin, so bewirkte das meistens bei ihm nur eine größere Schweigsamkeit.

Ein anderer Zug seines Wesens war noch seltsamer: lobte ich seines Busenfreundes Hasper frische und kerngesunde Art, so schien er geradezu wie gepeinigt. Der schöne Mensch zog dann mit einem hörbaren Zischen heftig den Atem ein, wie wenn er etwas, Tatsachen, Urteile oder dergleichen, zu seinem Leidwesen verschweigen müßte. Das lief in ein Achselzucken aus, in ein Durcheinander von angefangenen Sätzen und endete mit einem Versinken in Abseitigkeit.

Fast ebenso ging es zu, sooft ich mich über die meißnischen Eindrücke äußerte: Achselzucken, unklares Ja und Nein, ein bulstriges Stottern, woraus ich, wenn ich wollte, das Unnütze oder Unangebrachte oder unbewiesen Fragliche meiner Betrachtung solcher Dinge herauslesen konnte.

Ich fragte ihn geradezu, ob sich da nicht zwischen Hasper und Marlenchen etwas anbahne. Es kam unter gleichen Fisimatenten etwa die folgende Antwort heraus: „Nun, Gott ja... um des Himmels willen... ein Mensch wie Hasper... das sind ja wirklich Dinge... das muß er mit seinem Gewissen ausmachen...“ Und gleichsam mit einem Schlußkrampf seines ganzen Wesens, wobei seine Finger krachten, die er ineinandergeschoben hatte, lehnte er, mit der Bewegung eines Pferdes, das sich schüttelt, die Frage in Bausch und Bogen ab.

Ich hatte geglaubt, in Hasper Kühnelles herzlich geliebten Freund zu sehen. Die Art, wie er jedesmal von ihm ablenkte, wenn die Rede auf ihn kam, stimmte damit nicht überein. Ebensowenig konnte ich mir



erklären, wie ein Tag, den er im Zustand des köstlichsten Übermutes mit heiter erschlossenem Herzen genossen hatte, für ihn zu einer kaum erwähnenswerten Sache herabsinken konnte. Auch der gute Rat Wuttich und das Marlenchen, schien es, lohnten einer Erwähnung nicht mehr, obwohl ich doch glaubte gesehen zu haben, wie Kühnelle das hübsche Bürgerkind, besonders während des Vortrags der kleinen Volksliedchen, mit den Augen verschlang. O Gott, ja... es ist ja nichts... ist ja nur Spielerei..., stotterte er heftig durcheinander, wenn ich des tiefen Eindrucks gedachte, den mir dieses Erlebnis gemacht hatte.

Wenn es nun aber so war, daß dieser schwer durchschaubare Mensch in jedem gewünschten Augenblick sein Herz verschließen, sein Gemüt ausschalten, seine Liebe und Neigung in Gleichgültigkeit verwandeln konnte, wenn mit einer sogenannten Anhänglichkeit bei ihm nicht zu rechnen war, so hatte ich einer solchen Veranlagung damals schon einen gewissen eingeborenen Stoizismus entgegenzusetzen. Ich liebte Kühnelle, so wie er war, und da ich im Sinne irgendeiner freundschaftlichen Leistung nichts von ihm wollte, hätte ich, selbst wenn er mich mit abschätzigen Urteilen hinter dem Rücken bedacht oder mich geradezu abgelehnt oder offenkundig gemieden hätte, dieses als den Ausdruck eines im Grunde edlen, labyrinthisch verzweigten, leidenschaftlich leidenden Seelenlebens betrachtet.

Wir waren zum Mittagessen in Buchenhorst. Nachdem der alte Onkel als fünfter im Bunde, wie seines Amtes, die Tafel aufgehoben hatte, verzog sich Teresa mit Dietrich, es hieß, auf die sogenannte Ruine in den Park hinauf.

Meine Liebste berichtete mir einiges von der häuslichen Vox populi, die sich in förmlich verzückter Weise über Kühnelle geäußert hatte. Die Herzen des Personals, und zwar des männlichen wie des weiblichen, flogen

ihm zu. Sein Erscheinen sei jedesmal geradezu aufregend.

Keineswegs war es zum erstenmal, daß Teresa mit meinem Freunde allein längere Zeit im Park lustwandelte. Von einer bezaubernden Anmut der Wohlerzogenheit und von zartester, ja holdester Mädchenhaftigkeit, hatte sie doch in wichtigen Augenblicken ihres Lebens stets einen festen Willen gezeigt. Darüber von Gabriele belehrt, war es mir nicht schwer zu bemerken, wie Teresa solche Wanderungen zu zweien nicht durch meinen Freund bewogen unternahm, sondern selbst anregte. Jetzt aber mußte ich überdies von Gabriele Dinge über die Seelenverfassung Teresas erfahren, die, wenigstens was sie selbst betraf, Befürchtung, Hoffnung, Beobachtung, kurz, jede Art von Vermutung überflüssig machten.

Unter dem bekannten Siegel der Verschwiegenheit erzählte mir meine Braut: „Teresa ist seit dem letzten Besuch Kühnelles völlig umgewandelt. Sie liebt ihn, rund heraus gesagt. Das könnte ja an sich eher etwas Erfreuliches sein. Kühnelle ist ein prächtiger Mensch, schließlich aus altem sächsischem Bürgerhause und zu guter Letzt nicht einmal arm. Aber da ist zunächst die Frage: ob er sie wiederliebt. Wenn er sie nun nicht wiederliebt, so muß ich für meine Schwester fürchten.“

Was aber, wenn er sie wiederliebt?

Sie gab mir die Hand und ließ mich schwören, nie und zu niemand auch nur einen Hauch von dem verlauten zu lassen, was sie mir nun vertrauen werde. Ich gab ihr die gewünschte Versicherung.

„Teresa“, so sagte sie ungefähr, „ist vielleicht, wie ich es mir zusammenreime, Kühnelle gegenüber in der Enthüllung ihrer Neigung etwas weit gegangen, ganz ausschließlich mit Worten natürlich. Ich weiß es von ihr selber, daß irgendeine sonstige Annäherung nicht stattgefunden hat. Kühnelle hat ihr darauf ein Bild seiner selbst und einer sicher vorauszusehenden Zu-



kunft im Fall einer Ehe mit ihm gemalt, das sie auf tiefste erschüttert hat. In seiner Gegenwart draußen im Garten ist sie während seiner Eröffnungen vollkommen außer Fassung geraten und in Weinen und Schluchzen ausgebrochen, worauf wieder Kühnelle furchtbar erschrocken ist und gesagt hat, gerade daran könne sie sehen, wie alles, was er beginne, eben zum Schlimmen ausschlagen müsse. Jetzt läuft sie umher und macht sich Vorwürfe, nicht mehr Herrin ihrer selbst gewesen zu sein; denn so schwächlich und weinerlich dürfte gerade die künftige Lebensgefährtin eines Kühnelle am allerwenigsten sich betragen.“

Ich fragte, was sie denn so erschüttert habe?

„Die Art, wie Kühnelle gegen sich selbst gewütet hat. Wenn sie ihn nur zum kleinen Teil kennen würde, hat er gesagt, sie müßte sich auf der Stelle mit Abscheu wegwenden. Es sei, sozusagen, kein guter Faden an ihm. Es ändere gar nichts an der Sache, nämlich an der schrecklichen Zerstörung und Verwüstung seiner Person, wenn er die Hauptschuld daran nicht selber trage. Eine Jugend habe er nicht gehabt. Wie sollte er sie auch haben in einem vom erbarmungslosesten Kriege aller gegen alle durchtobten Elternhaus?! Zwei Todfeinde gleichsam hätten ihn gezeugt und ihm, seinem Innern, seiner Seele, die ganze furchtbare Erbschaft ihres ewigen Krieges, ihrer gegenseitigen Zerfleischungswut eingepflanzt. Nicht nur dem Vater, sondern sogar der Mutter habe er hundert- und hundertmal ins Gesicht geschrien: Ich verfluche mein Leben und die noch mehr, die es mir aufnötigten! Dabei mußte er, wie er sagte, alle Augenblicke, nach Art eines Tierbändigers, Friedensstifter sein: zwischen den Eltern, zwischen den Geschwistern, zwischen Vater und Tochter, Mutter und Sohn, zwischen Vater und Sohn und Mutter und Tochter, worauf sie dann alle oft über ihn herfielen, und so fort und so fort.“

Er werde nie und nimmer ein so verruchtes und verderbtes Geschlecht weiter fortpflanzen. Er habe an dem Fluche des bisherigen Lebens genug. Er möchte nicht noch die berechtigten Flüche von Kindern auf sich laden. So tief gesunken sei er denn doch noch nicht. Am allerwenigsten möge sie, Teresa, ihm zutrauen, daß er den Inbegriff von Unschuld und Reinheit durch sein verderbtes Blut in Schmutz, Galle, Gram und Verzweiflung hinabziehen werde.“

Bis zu einem solchen Grade hatte sich Kühnelle mir gegenüber noch nicht aufgeschlossen, wenn man hier überhaupt von Aufschluß reden kann. Es konnte hier ebensogut jene leichte Verrücktheit, jenes überspannte Wesen im Spiele sein, das man bei musikalischen Genies, insonderheit Virtuosen, nicht selten findet. Eine bequeme Natur war Kühnelle jedenfalls nicht, und meine verwandtschaftliche Liebe zur Schwester meiner Braut brachte es mit sich, daß sich die Sorgen Gabrielens mit womöglich noch größerer Schwere auf mich legten. Schließlich war Kühnelle schon durch die dämonische Erbschaft seiner Kunst und den verhaltenen Ehrgeiz, der in ihm brannte, sowie durch sein Sonderlingstum ungeeignet zum Ehemann. Beruhten wirklich neun Zehntel seiner Bekenntnisse auf Einbildung, das eine übriggebliebene Zehntel Wirklichkeit war hinreichend, um ein Mädchen von der Art Teresas unglücklich zu machen.

Die Eröffnungen Gabrielens brachten leider in mein Verhältnis zu Kühnelle eine Veränderung. Ich liebte ihn, ja ich verehrte ihn. Die ganze Wildheit seiner Natur, deren er im allgemeinen durch ein in hohem Grade wohlherzogenes Wesen Herr wurde, die aber immer und überall sich in kleinen Zügen bemerklich machte, hatte für mich etwas äußerst Reizvolles. Der ganze ungewöhnliche Mensch zog mich an. Und nun ward ich in eine Lage gebracht, wo ich heimlich gegen ihn wirken mußte.



Zwar hätte ich es nicht ändern können, wären Teresa und er ein Paar geworden, aber ich würde für jeden von beiden mir werten Menschen das gleiche Unglück darin erblickt haben.

Nun hatte ja freilich Kühnelle selbst mir des öfteren mit der wegwerfenden und entschlossenen Kürze, die ihm eigen war, die Rede abgeschnitten, wenn ich ihm vom Heiraten sprach. Er hatte das jetzt bei einer wirklich auftauchenden Möglichkeit dieser Art noch weiter getrieben und sich jenes furchtbare Leumundszeugnis ausgestellt, das Teresas Gemüt so tief erschütterte. Solche leidenschaftlichen Vorfälle haben aber, wie ich schon damals wußte, nicht immer und überall den Sinn, den sie an der Stirn tragen. Und wenn es so wäre, sind sie trotzdem ihrer Wirkung durchaus nicht gewiß. Teresas Neigung war durch die eruptiven Bekenntnisse meines Freundes leider durchaus nicht zurückgestoßen oder gar ausgelöscht. Sie hat, erzählte mir Gabriele, in der Folge schlimme Tage und Nächte zugebracht. Jetzt erst war das schwelende Feuer ihrer Neigung zur offenen Flamme geworden. Zur Bewunderung hatte sich Mitleid gesellt: eine Mischung, in der sich die Macht des Eros am stärksten manifestiert.

„Und du weißt ja“, sagte mir Gabriele, „daß Teresa in Neudietendorf erzogen ist. Zwar von dieser herrnhutisch-zinzendorfschen Frömmigkeit schien nichts, aber auch gar nichts in ihr zurückgeblieben. Jetzt kommt es mir vor, als ob etwas von diesem Geiste doch noch in ihr sei: sie fühlt sich berufen, Kühnelle zu retten oder wenigstens sein guter Engel zu sein. Ihre Rede ist: sie wolle gar nicht in einem platten und banalen Sinne glücklich sein, sie sei völlig bereit, wenn es notwendig wäre, sich aufzuopfern. Die Liebe müsse alles ertragen, hoffen und dulden, behauptet sie mit diesem Zitat aus der Bibelstunde.“

Nachdem Gabriele und ich bis gegen die Vesperzeit

immer wieder erwogen hatten, wie wir unser Verhalten in dieser Sache einrichten könnten, traten Teresa und Kühnelle, von ihrem Gange zurückgekehrt, unvermutet bei uns ein. Es war in dem purpurroten Musiksalon mit den schweren Damastvorhängen an den Fenstern. Kühnelle begrüßte uns durch ein Kopfnicken, Teresa blickte uns nur mit starrer, versonnener Miene an, indem sie, zu einer Tür hereingetreten, sogleich durch die andere wieder verschwand. Diese führte zu den Schlafzimmern.

Kühnelle setzte sich ans Klavier.

Unvergeßlich ist mir die Bewegung geworden, mit der er es in leidenschaftlichen Augenblicken zu tun pflegte. Indem er sich duckte, sich gleichsam klein machte und seine Sohlen, mit gebeugten Knien schleichend, vorwärtsschob, schien er wie ein Tier seine Beute ins Auge zu fassen. Im letzten Augenblicke wippte er auf, fast im gleichen saß er schon auf dem Klavierschemel, und immer noch in ebendenselben fingen schon die Läufe zu rollen, die Bässe zu donnern an. So war es auch jetzt — und wir schwammen in einem Sturm von Tönen. Mir kam es vor, als wenn eine Herde verdursteter Büffel, nach einer langen Wanderung durch die Gluten von wasserlosen Wüsten, sich in einen rettenden Strom gestürzt hätte.

Den Winter, etwa vom Oktober des Jahres achtzehnhundertdreiundachtzig bis zum April achtzehnhundertvierundachtzig, brachte ich in Italien zu. In einem feuchten Studio der Via degli Incurabili zu Rom versuchte ich mich und zerquälte mich mit Bildhauerei. Meine Braut war zunächst in Deutschland geblieben. Neue Menschen traten in meinen Gesichtskreis ein: viele, die nur dazu berufen schienen, einen Beweis dafür zu erbringen, mit wie kleiner, ärmlicher und nichtsnutziger Gesinnung man den Begriff Künstler-



tum verbinden kann, andere — hierbei ist wenig viel —, deren reiner Ernst und menschliche Wärme die üblen Erfahrungen wiederum wettmachte.

Im übrigen waren damals diese Eichendorffschen Verse auf mich und meinen Zustand anwendbar:

Noch wußt' ich nicht, wohin und was ich meine,  
doch Morgenrot sah ich unendlich quellen,  
das Herz voll Freiheit, Kraft der Treue, Tugend...

Im Januar erschienen meine Braut und meine zukünftige Schwägerin. Meine bisher schon gewonnene Kenntnis von Rom, seinen großen Bauten und übrigen Kunstwerken konnte ich den beiden schönen Schwestern nun dienstbar machen.

Daß Teresa in nicht allzunahen Abständen Briefe mit Kühnelle wechselte, erzählte mir meine Braut. Seit Teresa erkannt habe, Gabriele sei dem Gedanken einer Verbindung zwischen ihr und Kühnelle nicht günstig gesinnt, lehne sie jedes Gespräch über diese Frage ab und spreche auch selber nie davon. Sie wolle nunmehr diese Angelegenheit als eine eigenste, nur sie allein betreffende angesehen und geschont wissen. Ich sah die Briefe meines Freundes übrigens nie, da Teresa ihre Briefschaften persönlich von der Post abholte.

Wir verlebten eine herrliche Zeit, von der ganzen Romantik der Ewigen Stadt berauscht und umhüllt. Schließlich wurde ich leider krank, und es fehlte nicht viel, so hätten mich böse Dämonen schon im Beginn meiner eigentlichen Lebensbahn vom Tarpejischen Felsen hinabgestürzt. Der obere Rand dieser Felswand, von der man auf die Trümmer des Forum Romanum niederblickt, liegt im Garten des Deutschen Krankenhauses auf dem Kapitol, wo ich sechs Wochen zubrachte, die ersten vierzehn Tage zwischen Leben und Tod. Mehrmals hatte der Arzt Gabrielen gesagt, sie möge meine Eltern schonend auf mein mögliches Ende vorbereiten.

Mein Wille, mein Glaube dagegen gehörten dem Leben. An eine Möglichkeit zu sterben dachte ich nicht. Als die Genesung sich langsam festigte, führten meine ersten Schritte in das köstlich wiedergeborene Sein zugleich durch die Welt des „Titan“ von Jean Paul. Den „Hyperion“ Hölderlins hatte ich unter dem Kopfkissen.

Mit ziemlich vermindertem Gewicht, immer noch schwach, aber doch gesund, kehrte ich Mitte Mai nach Deutschland zurück.

Einmal, in der ersten Hälfte des Winters, hatte ich Kühnelle brieflich gefragt, ob es ihn nicht reize, nach Rom zu kommen. Er hat es freundlich, aber bestimmt verneint. Damit begann und endete unser römischer Briefwechsel. Wenn mein Freund wirklich mit Teresa in Verbindung stand, so hat er sogar vermieden, mich grüßen zu lassen. Meine Typhuserkrankung brachte darin keine Änderung.

Während der ersten Monate nach meiner Heimkehr habe ich in Hamburg, dann in Dresden gewohnt. Bis Dresden hörte ich nichts von Kühnelle. Dieser Mangel an Nachrichten störte mich nicht. Erstlich war er mir überhaupt etwas ferner gerückt, und dann hatte ich mit meiner Kunst, meinen Lebensplänen und den Nachwehen meiner Krankheit genug zu tun.

Wiederum war es Pfingsten geworden, als mir Kühnelle und Hasper untergefaßt auf der Brühlschen Terrasse begegneten, wobei es mir vorkam, als läge zwischen uns kaum eine Trennungszeit. Mein künstlerisches Ringen in Rom, meine neuen Freunde und Erlebnisse, die Zeit mit Teresa und Gabriele schienen nicht mehr als ein Traum der verflissenen Nacht zu sein.

Wenn Hasper und Kühnelle zusammen auftraten, so war mir ein leises Zurückstehen Kühnelles schon früher aufgefallen. Heut nun dominierte Hasper noch deutlicher über ihn. Auf etwas dergleichen glaubte ich



das ein wenig befangene, ja gekniffene Wesen Dietrichs zurückführen zu müssen. Der mit noch größerer Schulterbreite bei weniger guten Proportionen begabte Hasper hänselte ihn, ohne daß ich nach meiner langen Abwesenheit wissen konnte, worauf sich seine Spottlust bezog. Es war viel von Konsequenz und von Inkonsistenz die Rede. Endlich aber hörte das auf, und wir tauschten auf alte Art unsere Erlebnisse.

Gelegentlich fiel mir Rat Wuttich ein, und ich fragte natürlich auch nach Marlenchen. Als ich wiederum von dem schönen Meißner Tage und von dem reizenden Bürgerkinde zu schwärmen begann, wurde das zu meinem Befremden von beiden Freunden mit eisigem Schweigen aufgenommen. Wir kamen schnell darüber hinweg. Ich war allzusehr von Rom und allem dort Erlebten erfüllt, um mir über die Ursache dieses Verhaltens den Kopf zu zerbrechen.

Ende des Sommers fand meine Hochzeit mit Gabriele statt. Die kirchliche Trauung, für die ich mir eine Stunde vorher erst den Frack borgte, brachte mir vom Altar herab die erste, mir höchst überraschend kommende Anerkennung meiner Künstlerschaft. Dem Pastor waren einige Unterlagen für seine Traureden gegeben worden, zum Beispiel, daß ich in Rom gewesen, mich dort in der Bildhauerei versucht hatte, und mit der allergrößten Freigebigkeit hatte er einen jungen Meister aus mir gemacht, der in der Ewigen Stadt an den Brüsten der Kunst gelegen und übrigens auch, neben der wirklichen, heiligen Taufe, die eines Gusses aus dem kastalischen Quell empfangen habe. Zwar lachten wir später viel über diesen Panegyrikus, aber den Versuch einer unwahrscheinlichen Lüge unterlasse ich und vermeide zu sagen, er habe mir, dem bescheidenen Anfänger, nicht wohlgetan.

An dem Hochzeitsessen in einem kleinen Raum des Restaurants Brühlsche Terrasse nahmen, das Brautpaar

eingerechnet, sieben Personen teil. Außer Teresa und dem alten Onkelchen, dem Anstandswauwau von Buchenhorst, mein Bruder Konrad, der von Jena als frischgebackener junger Doktor herübergekommen war, überdies Hasper und Kühnelle als Trauzeugen. Ein anspruchsvolleres Hochzeitsfest hatte ich mit aller Entschiedenheit abgelehnt.

Am Morgen darauf, als wir eben vom Bahnhof Dresden-Neustadt nach Berlin abdampften, wo unsere eingerichtete Wohnung auf uns wartete, fragte mich meine junge Frau, ob ich bemerkt hätte, wie die Sache zwischen Teresa und Kühnelle gestern ins reine gekommen sei. Da ich aber durchaus nichts bemerkt hatte, so ließ ich mir Näheres von ihr mitteilen. Zu ihrem Staunen habe Teresa in einem gewissen Augenblick, ganz wie selbstverständlich, ihren Mund auf Kühnelles ruhende Hand gedrückt, und er sei bis an die Nasenwurzel erbleicht.

Aber erst im Januar wurde uns durch Teresa selbst ihre Verlobung mit Kühnelle brieflich angezeigt. Gabriele mußte wohl erst aus dem Hause sein und auch meine Person in eine gewisse Ferne entrückt, bevor eine solche Entwicklung statthaben konnte.

Man streicht die Segel vor einer Tatsache. Ich hatte Kühnelles Bruder kennengelernt, also eines von jenen Familienmitgliedern, die er mir auch als von Dämonen zerrissen und gepeitscht dargestellt hatte. Er erwies sich als ein außergewöhnlich schöner, außergewöhnlich wohlzogener, schlicht bescheidener Mensch, der, nicht viel über zwanzig Jahre alt, bereits sein medizinisches Staatsexamen hinter sich hatte. Ich habe ihn damals öfter wiedergesehen und später in Zwischenräumen von Jahren, und nie ist mir irgendein Zug von Zerrissenheit, Bosheit oder dergleichen aufgefallen. Sind, erklärte ich Gabrielen, die übrigen Geschwister Kühnelles ebenso, dann ist sein Pessimismus weiter nichts als Einbil-



dung, und er täuscht sich vielleicht auch über die Eltern. Täuscht er sich aber über sie, so täuscht er sich wohl zugleich über sich selber, und wir können mit dem bei einem solchen Schritt überhaupt möglichen Grade des Vertrauens in die Zukunft des neuen Paares blicken.

Da ich nun einmal in dem Bestreben, dem Ereignis seine guten Seiten abzugewinnen, nach dieser Richtung weiterzudenken begann, drängten sich mir mehr und mehr die verlässlich bürgerlichen Seiten meines Freundes auf. Er zum Beispiel borgte nie Geld. Aber er war nicht kleinlich im Ausborgen, nur verlangte er den genauen Termin der Rückgabe und kaufmännisch-korrekte Sicherheit. Die Häuser, in denen er verkehrte und in die er mich gelegentlich einführte, sprachen für ihn. Sie gehörten alle in die obere Schicht des Bürgertums. Überall war er aufs beste gelitten. Er nahm mich eines Tages zu einer Frau verwitweten Bürgermeister Kocher mit, einer sanften, klugen, belesenen Dame, von deren drei Söhnen der älteste bereits vierzehn Jahre zählte. Es schien mir, sie verehere Kühnelle und liebe ihn mütterlich. In Fragen der Erziehung schien sie ganz unter seinem Einfluß zu sein. Allein mit mir, deutete sie in menschlich herzlicher Weise an, wie Kühnelle in mancher Beziehung liebevoller Sorge bedürfe, da er, wie alle genialen Menschen, den harten Anforderungen des praktischen Lebens gegenüber in hohem Grade unbeholfen sei. Nun also, so konnte ja alles gut werden, da ein lieberes Geschöpf von größerer Aufopferungsfähigkeit, Fügsamkeit und Zärtlichkeit als Teresa nicht zu denken war.

Der neue Zustand ward allmählich in unserem Geiste eine Selbstverständlichkeit und wurde gewohnheitsmäßig hingenommen. Meine Frau und ich bekamen immer mehr mit uns selbst zu tun, erstlich weil Gabriele ein Kind erwartete, dann aber, weil jener deutsche Pfleger und Rohling, der im Krankenhaus auf dem

Kapitol sein Wesen trieb, recht zu behalten schien, der mir schwere Folgeerscheinungen der überstandenen Krankheit voraussagte. Eines Tages bekam ich Bluthusten und geriet durch dieses Symptom, das sich öfter und öfter wiederholte, in eine Gemütsverfassung, die ich mir keineswegs zurückwünsche.

Alles war fraglich, die Zukunft unsicher, die Furcht vor einer jähen Katastrophe, etwa einem Blutsturz, ließ mich nicht los, und damit war Grundstein und alles unterminiert, was sich bisher von dem Bauplan meines Lebens etwa bereits verwirklicht hatte.

Ich hatte vor, von Kühnelle zu sprechen, sonst läge es nah, der Verlockung nachzugeben und der Leiden und Wirrnisse zu gedenken, die sich in meinem Leben und meiner Ehe erhoben und mich von allen Seiten bedrängten. Wir hatten unseren Wohnsitz aufs Land nach einem Ort in der Nähe Berlins, Fangschleuse, verlegt, wo ich reine Waldluft genießen und besser meiner Gesundheit leben konnte. Zwar der Aufenthalt tat mir gut, aber das Durcheinander von Regungen, Strebungen, Sorgen, Gefahren und Schicksalsschlägen staute auch diese Fangschleuse nicht.

Eines Tages wurden wir von der Nachricht überrascht, daß sich ein Vetter meiner Frau, schlechtweg Hugo genannt, in der Nähe von Pichelswerder an der Havel getötet habe. Er hatte brieflich vorher von seiner Mutter Abschied genommen und ihr den Ort der Tat bekannt gemacht. An diesem Orte suchte und fand man ihn: er hatte sich durch den Mund geschossen.

Ich frage mich heut, ob sein Tod, trotzdem er sich seit Jahren mit Selbstmordgedanken trug, mit Teresas Verlobung zusammenhing. Dieser Hugo war Architekt. Er spielte mit malerischen Neigungen. Aus einer gemütvollen Liebe zu Blumen bevorzugte er das Blumenstück. Er verkehrte viel bei den Schwestern auf Buchenhorst. Sein Betragen war still und gleichmäßig. Beruhte eine



gewisse Teilnahmslosigkeit, die ihm bei gelegentlichen Zusammenkünften mit mir und selbst mit Kühnelle eignete, auf Scheu oder Überlegenheit? Ich weiß es heute noch nicht zu entscheiden. Daß er die Schwestern verehrte, ist gewiß. Zwei seiner Blumenstücke, die er Gabriele geschenkt hatte, hingen damals an unserer Wand. Mit Teresa war er noch enger befreundet. Er gehörte zu jenen Männern, mit denen ein junges Mädchen alles besprechen kann: eine Stickerei, die Arbeit einer Weißnäherin, ein Paar neue Strümpfe, ein neues Kostüm; Hugo half nach mit Zeichnen von Mustern, Schnitten und Figurinen. Eine Zeitlang konnte Teresa fast nicht ohne Hugo sein. Sie versuchte auch seine Selbstmordgedanken, die sie wohl kaum ganz ernst nahm, zu vertreiben. Gleichzeitig aber sagte sie, sie empfinde ihn nicht als Mann.

Nun war er tot, er hatte sich wirklich umgebracht. Als man ihn in die Erde senkte, war das geistliche Geleit ausgeblieben. Da trat die verwitwete, greise Mutter ans Grab. Was sie, unvorbereitet und ohne Genehmigung der Polizei, aus Herzensgrund, aus Weh und Liebe hervorbrechen ließ, ist mir unvergeßlich geblieben. Sie sprach vor Gott, sprach unter seiner Eingebung und Genehmigung. Ihre Rede war ungewollt eine furchtbare Anklage gegen das Pharisäertum.

Teresa war nicht zum Begräbnis von Dresden herübergekommen.

Als ich beim Trauermahle in einem kleinen Berliner Hotel zur Mutter des Toten von ihr sprach, vermochte sie nichts darauf zu sagen. Die Fassung, die sie inzwischen wiedergewonnen hatte, schien eine Weile gefährdet zu sein. Dann traf mich ein Blick, der sich aber sogleich wieder abwendete, und ich fühlte, wie einen Augenblick lang meine Hand gepreßt wurde.

Dieses Trauermahl endete häßlich und würdelos, weil schließlich das junge, fette Weib, welches der

Bruder des tragisch Verschiedenen zur Ehe genommen hatte, immer nur wieder von einer Waldmeisterbowle, einer Ananasbowle, einer Pfirsichbowle und unzähligen Bowlen sprach, bei denen sie frohe Stunden erlebt und sich gütlich getan hatte.

Ich war Familienvater geworden. Gabriele stand bereits wieder im vierten Monat. Ihr Vetter und Vormund, ein Bankier in Naumburg an der Saale, hatte sie um ihr Vermögen gebracht. Acht Tage nachdem sein Bankrott und seine Veruntreuung von Mündelgeldern zu unserer Kenntnis gekommen war und wir plötzlich ganz ohne Mittel dastanden, gefiel es Gott, Gabrielens und Teresas Großmutter aus dem Leben abzurufen, wodurch die Enkelinnen abermals recht wohlhabend wurden. Der Schock aber war keine Kleinigkeit, und Gabrielens Nerven hatten durch das erste Wochenbett, das Nähren unseres Jungen und seine Pflege sowie durch die neue Last, die sie trug, ernstlich gelitten.

Sie und Teresa waren zum Begräbnis der Großmama nach Augsburg gereist, und Gott weiß, wie es kam, daß ich mich aufmachte und nach Dresden fuhr. Ich benutzte gern meine Strohwitwerschaft, um mich zu lüften und einmal wieder außerhalb der Familienatmosphäre zu atmen.

Es mag wohl Anfang November gewesen sein, der Winter war zeitig eingetreten. Am Morgen nach meiner Ankunft in Dresden trat ich, winterlich vermummt, wie es sich gehörte, aus der Tür des Hotels Bellevue in den klaren Frost hinaus. Mit wenigen Schritten, nachdem ich mich am Anblick des schönen Theaterplatzes und seiner Umgebung erfreut hatte, war die Opernkasse erreicht, wo ich mir einen Platz für den Abend zu „Aïda“ von Verdi sicherte. Von hier aus begab ich mich in die Galerie, nach der ich anderthalb Jahre geschmachtet und um derentwillen hauptsächlich ich Dresden für



meinen Ausflug gewählt hatte. Mein Bluthusten war inzwischen geschwunden; länger als ein halbes Jahr zurück lag der letzte Fleck im Taschentuch. Trotzdem bestand noch Sorge, ja Hypochondrie. Das aber war gerade ein Segen dieser Fahrt, daß sie sich schon auf der Bahn und nun erst unter den Eindrücken der schönen Elbresidenz zusehends verflüchtigte.

Ich bin sehr weitherzig in bezug auf Malerei. Der große Rubens freilich sagte mir damals am wenigsten. Aber die Wucht seiner Farben und Bildkraft gehört schließlich dazu und ist nicht zum Schweigen zu bringen, wenn man nach einem Gang durch die Dresdner Sammlungen den Nachhall ihrer großen Polyphonie in sich hat.

Ob Kühnle in Dresden war, wußte ich nicht, da er zwischen Leipzig und Dresden zu pendeln pflegte. Obgleich er im kommenden Frühjahr mein Schwager werden sollte, oder gerade deshalb, wie ja des öfteren vorkommen soll, waren wir uns aus den Augen gerückt. Den Wunsch ihn zu sehen hatte ich nicht. Aber Zufall oder Bestimmung ließen mich ihm noch am selben Morgen begegnen.

Ich liebe den Großen Garten zu jeder Jahreszeit. Auf meinem Schlendergang war ich, vielleicht im Unterbewußtsein angezogen, bis in die Nähe des sogenannten Palais gelangt, in dessen Räumen, und zwar vor dem Gipsmodell von Rietschels Luther, ich mich seinerzeit mit Gabriele verlobt hatte. Auf dem Eise des Teiches, in dem sich sommers das Palais spiegelt, war bei den Klängen einer kleinen Kapelle ein winterlich frohes Treiben im Gange. Unter den hübschen Paaren, die auf Schlittschuhen hin und her schwebten, war eines, das mir besonders gefiel. Zunächst natürlich der weibliche Teil: eine schöne, große, blonde Frau mit Krimmerbaret und einem pekeschenartig verschnürten Jäckchen. Ein kleiner Zwischenfall, wie er auf dem Eise

nicht selten ist, wobei die Dame nicht allzu sanft zum Sitzen kam, erregte, und zwar bei dem Paare selbst, große Heiterkeit. Bald darauf half der Herr seiner Dame in einen Stuhlschlitten, der herbeigeschafft worden war, und schob sie in schnellstem Tempo vor sich her und über die Weite der Bahn. Irgendwie wurde ich durch diesen prächtigen Kavalier mit dem flatternden Radmantel an das Bild erinnert, das Goethe in Frankfurt beim Eislauf zeigt. Deshalb war es mir nicht ganz leicht, nach und nach zu begreifen, daß ich nicht ihn, sondern meinen Freund Kühnelle vor mir hatte.

Das Geschehnis und die Entdeckung Kühnelles hatten mein Beobachtungsfeld etwas eingeengt, und jetzt erst sah ich livrierte Diener, die an der Stelle stehengeblieben waren, wohin sie den romantischen, mit edlem Pelzwerk versehenen Stuhlschlitten gebracht hatten. „Wer ist denn die Dame?“ fragte ich einen beliebigen Gaffer, der neben mir stand. Er sagte: „Es ist Prinzessin Irene.“ — „Wer?“ fragte ich nochmals, und die Antwort wiederholte sich.

Ich suchte nun etwas zurückzutreten, um von meinem Freunde und Schwager in spe nicht bemerkt zu werden, und verlegte mich auf Beobachtung. Es war — so verblüffend erschien dies Erlebnis mir —, als wenn ich in ein Märchen von Musäus mitten hinein geraten wäre. Dann hätte ich etwa, ohne davon eine Ahnung gehabt zu haben, mit einem verwunschenen Prinzen verkehrt, der sein Inkognito mit dem seltsamen Namen Kühnelle deckte.

Sein Betragen war ganz ohne Servilität. Als er, mit seiner Dame im Stuhlschlitten an einem der Ränder des rechteckig angelegten Teiches entlangsausend, dicht an mir vorüberkam, fing ich, von der mir so bekannten angenehmen Stimme mehrmals gesprochen, die Anrede „Königliche Hoheit“ auf. Nun, also, das wurde ja immer seltsamer. Hatte man es etwa bei Kühnelle wirklich



mit dem Inkognito eines Prinzen zu tun? Und war er vielleicht mit Teresa nur zur linken Hand verlobt? Und war diese hier seine wirkliche Braut? Wer konnte denn wissen, zu welchen Streichen ein Prinz aus königlichem Hause die Neigung und die Mittel besaß und wozu er ein Recht zu haben glaubte! Die Vertraulichkeit, die Heiterkeit, der Übermut, ja das Glück dieser beiden konnte bei einem Brautpaar in der Tat nicht mehr in die Augen fallen. Das Jauchzen Kühnelles, wie ich es nennen will, zeigte elementare Ausbrüche einer von innen kommenden, kindhaften Freude an. Es war jedesmal das unterdrückte Beben eines Lach- und Lebenskrampfes, eines Lustausbruches, der nicht zur Entwicklung kam, aber die Kraft zur Freude unwiderstehlich auf andere übertrug.

Einige offizielle Paare, wahrscheinlich Kammerjunker und Hofdamen, schwebten hinter dem Stuhlschlitten her, der die Gestalt eines schwarzen Schwanes hatte. Dem Gefolge hatte sich dann so ziemlich die ganze Eisbahn angeschlossen.

Zum andernmal kam der Zug, und zum drittenmal kam er an mir vorbei. Obgleich Kühnelle laut lachend mir mehrmals gerade ins Auge sah, schien er, was mich betraf, mit Blindheit geschlagen. Schneller, als ich vermutete, ging man ans Abschnallen. Jetzt erst bemerkte ich auch die Hofkutschen. Die Hofgesellschaft wurde nicht in Schlitten, sondern in geschlossenen Wagen abgeholt. Von Kühnelle hatte man noch auf der Eisfläche heiter und allgemein Abschied genommen.

Auch Kühnelle verließ die Bahn. Ihn überkam im Dahinschreiten unter den kahlen Bäumen des Großen Gartens sehr bald — wie ich, der ihn verfolgte, bemerken konnte — die alte Versonnenheit. Seine Schritte wurden zusehends langsamer. Und als er, mir zwar immer noch auf eine gewisse Weise entfremdet, doch nun wiederum

mehr der alte geworden war, holte ich ihn ein und schlug ihm mit der Hand auf die Schulter.

Das Wiedersehen war ganz von der gewohnten Art. Bei ihm temperamentvoll, heiter, hinreißend. Aber bei dem Sturme und Sturz der zur ersten Orientierung dienenden Fragen sparte er geflissentlich die Person Teresas aus. Sie ward übergangen, und den Eindruck, daß er mit ihr verlobt wäre, hatte man nicht einen Augenblick.

Erst als wir im Italienischen Dörfchen frühstückten, hielt ich es für erlaubt, meine Neugier, seine Eisbahn-bekanntschaft betreffend, walten zu lassen. „Du hast mich auf der Eisbahn gesehen“, sagte er. „Ach Gott, ja!“ Er zuckte abwehrend mit den Achseln: „Ich gebe ihr eben ein bißchen Klavierunterricht.“

„Wem“, fragte ich, „gibst du Klavierunterricht?“ — „Ach Gott, ja“, sagte er, heftiger ablehnend und wie unter körperlichen Schmerzen, „du weißt ja, wenn solche Sachen an einen herantreten... Das ist eben an mich herantreten... dieser Baron da, der Uexküll, ließ sich das eben nun mal nicht ausreden... für so was eigne ich mich nun einmal nicht! Ihr lieben Leute, ich eigne mich nun einmal ganz und gar nicht für solche Sachen! Ich habe bei Hofe vorgespielt... Nun Gott! diese Leute verstehen doch nichts... Na ja, Irene... na gut... na was... Sie möchte gerne... sie gibt sich ja Mühe... Gewiß, sie würde vielleicht mit mir durchgehen, aber zur Pianistin machen kann ich sie nicht. Professor! Morgen kann ich Professor sein. Ich werde doch nicht meine Freiheit vergeuden! Professor, Gehalt, Anstellung... lieber gleich Steine klopfen und Wolle spinnen!...“

Ich weiß nicht mehr, ob dies genau seine Worte waren, aber sicher so ungefähr. Nirgend habe ich, glaube ich, erwähnt, daß Kühnle zwar nicht im sächsischen Dialekte sprach, Dorf und Torf also nicht ver-



wechselte, daß aber seine Ausdrucksweise trotzdem auf angenehme Weise den Sachsen verriet.

Wir waren sehr heiter miteinander. Wir waren auf eine sehr sonderbare Weise wie im Komplott. Hatte das etwas mit der Abwesenheit Gabrielens und Teresas zu tun? Für die Veruntreuung des Vermögens der Schwestern durch den Vetter, Bankier und früheren Vormund hatte er nur ein schweigendes Achselzucken. Der Versuch, von dem eigentümlichen Zufall zu sprechen, der im rettenden Tode der Großmutter lag, hatte die Wirkung, ihn stumm zu machen. Erst auf die Frage nach dem Befinden seines Freundes Hasper ging er einigermaßen ein.

Er habe ein großes Musikstück geschrieben, das man im Gewandhaus zu Leipzig aufführen werde: eine Art Oratorium. — Ob es gut sei? — Achselzucken! — Wo Hasper sich augenblicklich aufhalte? — Vielleicht in Leipzig, in Berlin: er wisse es nicht. — „Ihr seid doch nicht auseinandergelassen?“ — „Wieso? Das ist bei mir gar nicht nötig!“ sagte Kühnelle, und wieder fiel ihm das glücksrauschartige Kichern an. „Ich habe dir ja schon oft gesagt: man hat eigentlich keinen Menschen in der Welt. Ich vergesse das nie. Man muß das eben niemals, nie, niemals vergessen!“ — „Na ja“, warf ich ein, „mir genügen wenige, mir genügt einer, mir genügt auch gar keiner! hat Demokrit gesagt.“ — „Das will ich nicht sagen. Was Demokrit gesagt hat, kenne ich nicht. Jeder muß etwas anderes finden, wodurch ihm das Leben möglich wird.“

Hiermit war auch das Thema Hasper abgetan.

Wenn ich mich dieser Szene heute erinnere, so frage ich mich, ob nicht unter dem Gekicher Kühnelles zuweilen die bittere Grimasse hervorschaute. Zwischen Hasper und ihm bestand jedenfalls eine Unstimmigkeit, deren Grad und Tiefe ich nicht beurteilen konnte.

Also war, gestand ich mir vor dem Schlafengehen im

Hotel, der Mensch und Fall Kühnelle mir wieder nahe gekommen. Wie sonderbar diese Mischung von sorglosem Überschwang auf der Schlittschuhbahn und eigensinniger Halsstarrigkeit im Ablehnen jeder wahren Beziehung zu Welt und Menschen. „Ich verzeihe mir nichts“, hatte er irgendwann im Gespräch gesagt, „ich fasse mich nicht mit Glacéhandschuhen an, aber ebensowenig die anderen, denen ich ebensowenig verzeihen will oder kann, womit sie fortgesetzt furchtbar sündigen, fortgesetzt das Schlechte tun. Menschen wie ich dürften eigentlich gar nicht am Leben sein! Das beste wäre, sich auszumerzen! Teresas Vetter Hugo“ — nur dies eine Mal nannte er den Namen seiner Braut —, „Terasas Vetter Hugo ist der einzige, der folgerichtig gehandelt hat und der mir etwas wie Hochachtung abnötigt.“ — Dies war Menschenverachtung, Menschenhaß, die eigene Person nicht ausgeschlossen.

Am nächsten Morgen vertiefte sich noch der Unterschied zwischen dem glänzenden Kavalier auf der Schlittschuhbahn und dem Ansichsein im Wesen Kühnelles. Es war zwölf Uhr mittags, als ich ihn aufsuchte. Schon als ich den Flur seines Hauses, in der Nähe des Linkeschen Bades, betrat, hörte ich ein Klavier toben. Ich traf Kühnelle im bloßen Hemd, seinen Bechstein-Flügel bearbeitend. Er hatte im gleichen Kostüm bereits von acht Uhr früh ab phantasiert. Das Stübchen schien eigentlich nur eine Kasette für das Instrument zu sein, in die außerdem noch Stöße, ja Berge von Noten gestopft waren. Eine Tasse Kaffee stand kalt geworden, ein trockenes Brötchen lag unberührt.

„Weißt du“, sagte er, „es war mir gestern recht unangenehm, daß ich da auf dem Palaisteich sozusagen Dienst tun mußte. Man verliert ja bloß seine kostbare Zeit. Sie stehlen einem das Kostbarste! Wer kann einem dann das wiedergeben, was man auf diese Weise einbüßen muß?“



Und weiter ging es in der Entfesselung brausender Tonmassen, ohne daß sich der Pianist auch nur seines mangelnden Anzugs wegen entschuldigte. Er sang dazu. Er war vollkommen verrückt und verzückt.

Als ich ihn so zum ersten Male in seinem Gehäuse sah, dachte ich an Diogenes. Ohne zu wissen, vertrat er ja wirklich öfters kynische Grundsätze. Seine Bedürfnislosigkeit war allerdings nicht auf völlige Armut, sondern auf eine Rente gegründet. In ihr sah er die Sicherheit seiner Unabhängigkeit. Und wenn sie ihm diese nur immer sicherte, so, schien mir, begehrte er nicht das geringste darüber hinaus. Und was ich hier sah und mehr noch hörte, das war die eigentliche Seele seiner Unabhängigkeit, war die Atmosphäre, die musikalische Aura, in der er vielleicht dereinst als Stern gekreist, die mit ihm in den Mutterleib gekrochen und mit ihm daraus hervorgegangen war, sein Teil, sein Erbe, sein wahres Leben. Statt des Weltenraumes dies fast von Tönen zerberstende Faß des Diogenes, dieser kleine Raum innerhalb der absondernden, schützenden, rettenden Eierschale! Jetzt schrie er mir: „Karl Maria von Weber!“ zu. „Erkennst du's? Schubert! Schubert: C-dur! Bach! Bach! Das ist aus der H-moll-Messe! Schön! Bei Gott!“

Wagner dazwischen. — „Meistersinger-Vorspiel: warum denn nicht? Jetzt paß auf: aus der Letzten von Beethoven!“ —

Die Schilderung meines Ausfluges würde nicht vollständig sein, wenn ich eine Begegnung vergäße, die ich auf meiner Rückreise nach Berlin und Fangschleuse in Leipzig hatte. Ich weiß heute nicht, weshalb ich diesen Umweg gemacht habe. Jedenfalls kam plötzlich, als ich so vor mich hinschlendernd durch die Straßen ging, Hasper mit einer jungen, städtisch gekleideten Dame auf mich zu, in der ich nur langsam Marlenchen erkannte. Beide waren recht froh gestimmt und die

Kameradschaftlichkeit ihres Verkehrstons ließ über das Verhältnis keinen Zweifel mehr, in dem sie nun wohl zueinander standen.

Marlenchen lernte in Leipzig so allerlei, ich nehme an: ein wenig Französisch, etwas Literatur, wie man sich in Gesellschaft betragen, Messer und Gabel führen muß. Ich vermute, sie sollte ein bißchen Schliff bekommen. Daß sie zu Neste trugen, war klar. Sie sprachen von Wohnungsschwierigkeiten. Es war nicht leicht, das Rechte zu finden, da man auch an den alten Vater, den alten Rat, denken mußte, der sein Häuschen in Meißen, das er verkauft hatte, nur noch ein Jahr bewohnen durfte. Fräulein Maria Helene, das war ihr wirklicher Name, erklärte, daß es in Meißen doch zu langweilig sei und daß es einem dort an allem fehle, was dem Leben Wert und Gehalt gebe. So war denn auch dieses Idyll erloschen und kaum noch eine Erinnerung.

Ich erzählte, ich hätte Kühnelle in Dresden getroffen, und dies gab bei dem großen, ein wenig derben Menschen einen vielfach stockenden Wortschwall der Überraschung, Neugier, Verlegenheit: „Ach so! Nun ja! der gute Kühnelle! der gute Dietrich!“ — Was er treibe? was er mache? und so. — „Wenn er nur nicht ein so schwieriger Mensch wäre! Er ist äußerst schwierig, das wissen Sie ja. Ich bin gespannt, was noch mal mit ihm werden wird. Vieles an ihm ist geradezu lächerlich. Er meint, man soll ihn auch darin ernst nehmen. Ich muß bedauern, ich kann das nicht: mir fehlt die Demut, mir fehlt der Glaube. Der Gute verlangt von seinen Freunden die völlige Willenlosigkeit.“ — Mein Bericht, wie ich ihn mit der Prinzessin getroffen hätte, löste bei Hasper ein nicht ganz neidloses, übertriebenes, mit Spott durchsetztes Lachen aus: „Nun ja, der gute Dietrich wird hoffähig! Da geht es hin. Darauf kommt es hinaus. Er darf auch nicht zuviel von Konsequenz



reden. Sie fehle mir, warf er mir täglich vor. Bei ihm wird sie auch nicht mehr lange vorhalten.“

Ich erkannte auch hier: der Bruch war da. Weiter machte ich mir für jetzt keine Gedanken.

In Augsburg sowie auf der Hin- und Rückreise waren die Schwestern nach langer Trennung wieder einmal vereint. Das hatte die alte Wärme, die alte Familienliebe erneuert.

Die Hochzeit, erzählte Gabriele, wäre ja nun für die erste Hälfte des kommenden Mai angesetzt. Das sei nun auch richtig, sei geradezu notwendig. Warum sollten Leute, die nun einmal so miteinander stünden wie Teresa und Dietrich, Dietrich und Teresa weiter in einem Zwischenzustand, nicht Fisch, nicht Fleisch, verschmachten, der sie ja beide im Grunde nur martere. Was ihr Teresa von Dietrich erzählt habe, sei wunderbar. Wenn nur die Hälfte davon zutreffe, sei er nicht nur einer der größten und edelsten unter uns Menschen, sondern auch der kommende große Komponist, obgleich er, wahrscheinlich nicht ohne eine gewisse Absicht, irgendwelches schöpferische Talent zu besitzen eigensinnig ableugne. Oder mache das seine Bescheidenheit? „Sie gibt“, erzählte mir Gabriele, „wirklich erstaunliche Beweise von seinem Edelmut, seiner untadeligen Charakterfestigkeit. Beinahe finde ich diesen Grad von Tugend ein bißchen zu weitgehend. Teresa ist hingerissen davon. Er gestattet sich, wie sie sagt, keine irgendwie auch nur entfernt verletzende Vertraulichkeit. Sie ist ihm eine Jungfrau Maria an Unnahbarkeit. Wie zu einer Göttin, dem Inbegriff aller Schönheit, aller Güte, aller reinsten Mütterlichkeit blicke er zu ihr auf!

Das ist alles ein bißchen überstiegen“, fuhr Gabriele fort, „und mitten in den begeisterten Lobeserhebungen dieser Art brach denn auch sonderbarerweise Teresa unvermutet in Tränen aus. Sie sagte, das wäre daher

gekommen, weil sie einem Achselzucken von mir entnommen habe, daß ich glaube, sie übertreibe. Sie gehöre durchaus nicht unter die Bräute, welche in ihrem Geliebten immer den Ausbund aller Tugenden sehen müssen... Ich hatte nicht mit den Achseln gezuckt. Ich glaube auch nicht, daß sie darum weinte. Vielleicht weinte sie, weil sie eben ein reifes junges Weibwesen und wie die meisten Buchenhorster heißblütig ist: Tugend in einem solchen Falle muß auf die Dauer nervös machen.“

Gabriele schloß: „Aber sonst ist ja alles so weit in Ordnung, denke ich. Und wenn erst die Hochzeit stattgefunden hat, wird wohl ein von Gesundheit strotzender Kerl wie Dietrich nicht mehr durchaus auf Reinheit, Tugend und so weiter bestehen.“

Obleich ich nun, besonders nach meiner jüngsten Erfahrung, mir Kühnelle als Bräutigam oder gar Ehemann nicht vorstellen konnte, unterdrückte ich alle Befürchtungen, weil alles vermutungsweise Denken doch der Wucht des Lebens und der Tatsachen nicht gewachsen ist. Was dir wahrscheinlich ist, unterbleibt, und es geschieht das scheinbar Unmögliche.

Das Ehepaar wollte in München wohnen. Eine reizende Wohnung an der Isar war gefunden. Teresas Briefe schwelgten davon. Dietrich sei in Verbindung getreten mit Meister Humperdinck. Er werde bei den Bayreuther Festspielen mitwirken. Wenn es auch sozusagen eine etwas untergeordnete Detailarbeit sei, die man ihm zudächte, schrecke er doch jetzt nicht mehr davor zurück. — Was doch Teresa aus ihrem Geliebten zu machen verstand! Es war eben die unendliche Güte dieses entzückenden lieben Geschöpfes, war ihre rührende Hingebung, welche die Dämonie und das Eigenbrötlertum dieses Sonderlings schließlich überwand. Er hatte sogar in die kirchliche Trauung eingewilligt.



Kühnelle sprach allerdings nie über Religion, also auch niemals gegnerisch. Trotzdem war zu erkennen, daß er jeden Eingriff in seine persönliche Sphäre unerträglich gefunden hätte. Nun aber: selbst die kirchliche Trauung gewann seine Zustimmung. Noch mit anderem war er einverstanden, Lieblingsideen seiner Braut, die dem Patrizierkinde im Blute saßen. Ihr schien ein Hochzeitsfest wie das unsere nicht würdig genug. Sie plante einen großen Polterabend und dann eine große Fête auf Buchenhorst. Sie wollte dazu die ganze Verwandtschaft einladen. Die Gäste sollten in Dresden oder in den Dörfern um Buchenhorst Quartier nehmen. Wenn sie Kühnelle dazu gebracht hatte, dies zu wünschen oder zu dulden, war es, was weibliche Taktik betrifft, ein Meisterstück.

Was soll ich sagen: der Tag der Hochzeit nahte heran. Alle Vorbereitungen waren getroffen und ganz im Sinne Teresas durchgeführt. Um Gabrielens willen, die sich erst Anfang Mai von ihrem zweiten glücklichen Wochenbette erhoben hatte, war das Fest auf den zweiten Juni verschoben worden. Die Schwester sollte, wünschte Teresa, ihren eigenen Glückstag voll genießen, sollte ausdauernd tanz- und genußfähig sein.

Man hatte das alte verwaiste Landhaus Buchenhorst, in dem nur noch das Onkelchen als Kastellan residierte, von oben bis unten scheuern, hatte seine unzähligen Fensterscheiben putzen, alle Winkel kehren, den angesammelten Unrat, Asche, Staub, Lumpen, Scherben, Spagatreste, Zeitungsfetzen fortschaffen lassen, hatte den Schimmel der Wände abgerieben, Spinnweben fortgekehrt, schadhafte Stellen in der Tapete ausgebessert. Wochenlang hatte der Tapezierer mit den Fenstervorhängen zu tun gehabt. Verlässliche Lohndiener waren in Tätigkeit. Unter Aufsicht des Onkels wurde das alte Familiensilber, Messer und Gabeln für sechzig Personen, aus dem Verschuß genommen und durchgemustert.

Die alten Damasttischdecken wurden aus den Schränken geholt, sie stammten noch von der Urgroßmutter, und eine siebenzackige Krone war in das Gewebe eingewebt. Es war wohl Teresas Lieblingsgedanke, gleichsam zum Abschied den alten Familienglanz noch einmal aufleuchten zu lassen. Die Uckermanns hatten von Büнау ihre prächtige Dame für alles, Frau Raue, gesandt. Breit und behäbig anzusehen, mit altertümlichem Wellenscheitel unter der ebenso altertümlichen Haube, leitete sie, immerwährend Bonbons kauend, einen Schwarm von Mägden durch ein Zucken der dunkelbeflaumten Oberlippe. Diese Mägde und Mädchen waren ebenfalls von Verwandten, die in Sachsen und in Schlessien Güter besaßen, zur Verfügung gestellt. Man kannte das herrliche Buchenhorst und wollte gern einige frohe Tage darin zubringen, zumal bei der schönsten Jahreszeit. Aber man wußte auch, daß man nachhelfen mußte, wenn es dort an nichts fehlen sollte, da es die Schwestern gewiß nicht ausfüllten, ja der weitläufig schloßartige Häuserkomplex einige Zeit überhaupt nicht mehr im Betriebe war.

Was die Wahl des Gatten betrifft, so nahm man sie als gegeben hin. Der Alte von Buchenhorst hatte als exzentrisch gegolten, und die Töchter, welche ebendies Wesen geerbt hatten, waren nun einmal nicht zu beeinflussen. Alle Absichten, die man mit ihnen gehabt hatte, waren durch die Bank fehlgeschlagen. Die zigeunerischen, wenn nicht gar plebejischen Instinkte der Mädchen wichen aus, wenn von einer reichen und standesgemäßen Verbindung die Rede war. Sie pflegten in allem Ernste zu sagen: Onkel, ich habe Angst vor der Reitpeitschel! — Tante, ich habe Angst vor dem Pferdestall! — Lieber Vetter, ich sehe dich lieber auf dem Kutschbock viere-lang fahren als in meinem Musikzimmer! und so fort und so fort. — Und so kamen denn diese katastrophalen Heiraten. Wären zwanzig Schwestern statt zweier da,



so würde eben an zwanzig Zigeuner und Hungerleider das reiche Familienerbe verschleudert werden. So war denn auch klar, daß Buchenhorst auf den neuen Besitzer wartete, und schon deshalb lohnte es sich, nach dem Rechten zu sehen.

Mein Bruder Konrad und ich hatten auf sinnreiche Weise in der Halle von Buchenhorst ein Podium aufgeschlagen. Ich hatte ein kleines Festspiel verfaßt, in dem wir Brüder gemeinsam auftraten. Es hieß „Der 29. Februar“, weil sich Kühnelle und Teresa im letzten Schaltjahr an diesem Tage verlobt hatten. Ich glaube fast, daß ich mit diesem Stück gegen Müllner und seine schon damals vergessene Schicksalstragödie protestieren wollte. Während wir spielten, ahnten wir nicht, daß wir am Vorabend eines Datums standen, das weit merkwürdiger war, sich aber Gott sei Dank nicht alle vier Jahre wiederholte.

Jedenfalls hatten wir da einen Polterabendscherz inszeniert, der wirklich erheblich das übertraf, was sonst auf diesem Gebiete geleistet wird. Er wurde entsprechend aufgenommen. Der Abend steht mir in heiterster Erinnerung. Kühnelles Laune war großartig. Er wollte sich wohl noch einmal austoben durch sie, bevor der steife Ernst des eigentlichen Hochzeitstages über ihn kam. Oft strich er Teresa über den Scheitel, die mit ihrem für den Polterabend bestimmten, halb häuslichen Kleide entzückend anzusehen war. In Betrachtung des Paares schlug ich mir insgeheim sozusagen an die Brust und fragte mich, wie ich jemals an der wahren Zusammengehörigkeit von Teresa und Dietrich zweifeln konnte. Sie hatte Gott selbst zusammengefügt.

Gabriele trat erschüttert zu mir und sagte mit Tränen in den Augen: „Wie schön sie sind! Wie richtig das ist! Sie sind ja doch füreinander geboren!“ — Ich drückte ihr einen Kuß auf die Stirn.

Ministerul Învățămîntului Public

BIBLIOTECA CENTRALĂ  
UNIVERSITĂȚII TÂRĂ

Der Hochzeitsmorgen kam heran. Damit war einer jener Tage begonnen, die schon mittags beendet sind, jener Tage, darf man auch sagen, deren Vor- und Nachmittag dem Avers und Revers einer Münze gleichen, die auf dem Tische liegt: bei diesem ist Nacht, bei jenem Sonne. Es war ein finsterer Nachmittag.

Oder war es ein finsterer Vormittag?

Gegen zehn Uhr früh stand Teresa, die Braut, zur standesamtlichen Trauung bereit. Vor dem Gartentor waren die Wagen angefahren. Was nun geschah, kann mit wenig Worten erzählt werden.

Teresa wartete, die Trauzeugen warteten, die Wagen warteten, die übrigen Gäste standen herum: sie wollten das Brautpaar abfahren sehen.

Aber der Bräutigam war nicht zu finden.

Das Warten versetzte alle zunächst in eine leichte Heiterkeit. Konnte der Standesbeamte nicht pünktlich trauen, so kam vielleicht der ganze Zug ehedurstiger Paare in Unordnung: sie sind keine Freunde von Behinderungen oder Verspätungen. Aber die Pendeluhrn schlugen ein Viertel nach Zehn, ohne daß sich der Bräutigam gezeigt hätte. Da mußte etwas geschehen sein. Die Unruhe, die wir alle empfanden, nahm begreiflicherweise bei Teresa beängstigende Formen an. Es gab damals noch kein Privattelephon. Kühnelle hatte in Kötzschenbroda Wohnung genommen, aber er war bereits unterwegs, wie der Bote erfuhr und erklärte, den man nach ihm geschickt hatte. War Kühnelle jedoch unterwegs, so gab es durchaus keine andere Erklärung für sein Ausbleiben, als daß ihm ein Unglück zugestoßen sei.

Es wurden Vermutungen über Vermutungen laut, Boten an alle möglichen Orte ausgesendet. Inzwischen war es elf Uhr geworden. Um diese Zeit wurde vom Hausdiener eines kleinen Hotels ein Schreiben an meine Frau abgegeben.



Der Brief an Gabriele lautete: Ich konnte nicht anders. Es ist besser jetzt als später, wenn das Unglück geschehen ist. Sie hat nichts verloren, darum muß sie darüber hinwegkommen. Wohin ich gehe, weiß ich nicht. Ich möchte die Sache nicht komplizieren und diesen Tag mit einer Tat, wie Hugo sie getan hat, kennzeichnen. Aber ich verschwinde auf Nimmerwiedersehen. Lebt wohl!

In den Umschlag des Schreibens, das natürlich von Kühnelle kam, war ein anderes an Teresa eingeschlossen. Man kann sich die Schwere der Aufgabe vorstellen, die somit Gabriele und mir zugefallen war.

Die Lage, in der wir uns befanden, war auf eine furchtbar lächerliche Weise tragisch und auf eine furchtbar tragische Weise lächerlich. Sie ist hie und da über Menschen gekommen, nicht allzuoft, und wird sich auch künftig nicht leicht wiederholen. Ob Kühnelles Verhalten nicht doch dem blinden Vorwärtsgehen auf einer als falsch erkannten Bahn vorzuziehen ist, mag ein jeder bei sich selbst entscheiden.

Die Hochzeit ward also abgesagt.

Uns bot sich eine Menge von Aufgaben. Die wenigst wichtige bestand darin, den Skandal nach außen abzdämpfen, der schadenfrohen Öffentlichkeit eine plausible Lüge hinzuwerfen, einen Knochen, woran ihre Sensationswut zu nagen hatte. Den Standesbeamten, den Pastor mußte man ins Vertrauen ziehen. Unter den Hochzeitsgästen waren zunächst die einflußreichsten, wohlwollendsten und intelligentesten zu verständigen, die es dann auf sich zu nehmen hatten, einen sofortigen, panikartigen Abbruch der Festlichkeit zu verhindern. Diese wurde in der Tat — ein Stadtkoch aus Dresden mit seinen Unterköchen arbeitete ja schließlich schon in der großen gewölbten Küche des Landhauses — bis zu einem gewissen Grade durchgeführt. Vor allem natürlich das Hochzeitsdiner: ein solches überaus selt-

samer Art, wie ich es nicht zum zweiten Male erleben werde. Endlich jedoch, Fama hin, Fama her: Teresa selber war hier die Hauptsache. Man mußte sich klarwerden, wie Teresa vor einem geistig-körperlichen Zusammenbruch bewahrt werden konnte. Sie war in der allergrößten Gefahr. Gabriele, hinter verschlossenen Türen, in einem entlegenen Zimmer mit mir allein, wiederholte fortwährend: „Sie kann es nicht überleben!“ Und als ich sah, wie Gabriele, die in ihrem Wesen viel einfacher und viel widerstandsfähiger als die Schwester war, sich mehr und mehr einem Nervenzustand näherte, glaubte ich selber, daß sie recht hatte, wenn ich es auch trotzdem bestritt.

Mit Worten geschont habe ich begreiflicherweise in diesen schwersten Minuten meinen Freund Kühnle nicht. Ich habe vielmehr die Stunde verwünscht, in der ich beschloß, ihn auf Buchenhorst einzuführen. Es fielen nur unparlamentarische Ausdrücke. Ich sah Kühnle in einem Licht, das jeden, aber auch jeden Reiz von ihm abzehrte, und stimmte alledem vollkommen zu, was er gegen sich selbst und für die Ruchlosigkeit seines Innern vorgebracht hatte.

Da mit Gabrielens Ruhe und Fassung nicht mehr zu rechnen war, die Beratung mit ihr auch kein Resultat ergab, ließ ich sie dort zurück, wo sie war, und gebot ihr, das Zimmer nicht zu verlassen. Mit Frau Raue, die ich zuerst ins Vertrauen zog, ging ich dann, nachdem sie ihr tiefes Entsetzen überwunden hatte, zu Teresa hinein. Zwar das Zimmer kreiste mit mir, ich wußte nicht, was ich sagen würde; doch der Zwang der Tatsache war allmächtig. Du wirst vielleicht in wenigen Augenblicken eine Tote im Arm halten, sagte ich mir, aber schweigen durfte ich nicht.

Nein! Es kam anders, als ich gedacht hatte. Wir trafen Teresa ganz allein. Wie oft im Leben, wo ein Hindernis unübersteiglich, eine Gefahr unüberwindlich,



Ende und Untergang unausweichlich scheinen, zeigt es sich, daß man von einem wesenlosen Gespenst beängstigt worden ist! Wie gesagt: wir trafen Teresa allein. Sie trug ein sogenanntes Tailor-made-Kleid, graubraun, anliegend und an ein Reitkostüm erinnernd, auf dem schlichten Scheitel eine Art Herrenhut. Ihr Gesicht war bleich. Die Weiße dieses Gesichts, in der zwei dunkle, brennende Augen lagen, hat sich mir unvergeßlich eingepägt. Ich glaubte nicht recht zu hören, als sie sagte: „Ich weiß! Ich weiß!“ und dabei sehr langsam den Hut vom Kopfe nahm.

Ich fragte: „Was weißt du, liebe Teresa?“

„Ich brauche den Brief, den du für mich hast, gar nicht zu lesen!“ sagte Teresa. „Ich will ihn überhaupt jetzt nicht lesen, — man hat ja schließlich gekämpft und gekämpft und gerungen genug!“

Nun versuchte ich die Sachlage zu vertuschen, ihr Unabänderliches fortzulügen, die Aussichtslosigkeit mit lockenden Möglichkeiten und Hoffnungen auszustatten. Es war ein abgetanes Programm, auf eine andere Sachlage zugeschnitten, das sich nun rein mechanisch abwickelte. „O nein, das ist aus!“ sprach Teresa mit einem irren Lächeln der Verzweiflung vor sich hin.

Nun begann sie langsam umherzugehen. Als sie nahe an mir vorbeikam, stand sie still. „Höre“, sagte sie dann mit fester Stimme, „sage es jedem, der etwa über den anderen herfallen will: ganz allein ich! ich bin die Schuldige! Und nun müßt ihr schon alles da draußen für mich tun. Ich mache es, wie ich's manchmal in der Kindheit getan: wenn mir ein Glas zerbrach und womöglich noch was mißlang, ging ich zu Bette.“

Nun bewegte sie sich nach der Schlafzimmertür. Und erst genau in dem Augenblick, als sie deren Klinke berührte, da schluchzte sie einmal auf und ward ohnmächtig. Ich war schnell genug, zu verhindern, daß sie zusammenbrach. —

Diese Vorgänge sind vergessen. In der Gegend, wo sie geschehen sind, weiß heute niemand davon. Auch bei jenen Beteiligten, die noch leben, sind sie von der Zeit ausgelöscht.

Sollte man glauben, daß, da die Sorge um Teresa wenn nicht verschwunden war, so doch nicht mehr mit den schlimmsten Befürchtungen zu rechnen hatte, das Hochzeitsdiner bei verminderter Gästezahl einen ziemlich heiteren Verlauf hatte? Natürlich war den Beteiligten eine gewisse Zurückhaltung in der Stimmkraft auferlegt, aber mit Hilfe der guten eßbaren Dinge und des Weins gewann das Komische in dem tragikomischen Erlebnis die Oberhand und gab zu Scherzen und Witzen Veranlassung. Man wurde nicht müde, auf die gerettete Braut anzustoßen, weil ihr angeblich dadurch, daß sie diesen Menschen losgeworden war, ein Hauptgewinn in der Lotterie des Lebens zugefallen sei. Augenscheinlich hatte sie einen Schutzengel.

Über Teresas Befinden wurden von Zeit zu Zeit Berichte heruntergebracht, und da hieß es denn auch, daß sie mit Gabriele einigemale herzlich, wenn auch unter Tränen, gelacht habe.

Teresa hat bis heut nicht geheiratet. Eine Anzahl Jahre lebte sie in Zurückgezogenheit, fast ausschließlich der Erinnerung an Kühnelle. Allerlei Sonderbarkeiten, Gänge zu Wahrsagerinnen, eine gewisse Erregung bei Ankunft der Post, eine Vorliebe für Schiffsnachrichten, konnten glauben machen, daß ihr die Hoffnung noch nicht ganz geschwunden sei, Kühnelle werde zu ihr zurückkommen.

Man wußte, er war in Amerika. Ich war persönlich nach Leipzig gereist, hatte Hasper aufgesucht und von ihm diesen Umstand erfahren. Er nannte den Dampfer, mit dem der Sonderling, Eheflüchtling und Musiker Europa, und zwar nicht als Passagier, sondern als Kohlentrimmer, verlassen hatte. Damit war mein



Interesse an ihm sowie an Hasper vorläufig abgetan, und nur durch Zufall erfuhr ich später, daß seine Heirat mit Marlenchen auch nicht zustande gekommen war.

Als nach Jahren nichts von Kühnelle verlautete, veranstaltete Teresa ein großes Autodafé, in dessen Flammen sie alle Photographien, alle Briefe, alle Notenwidmungen, kurz alle Andenken an Kühnelle opferte. Freilich, auch nach dieser Zeit blieben alle Annäherungen von Werbern um ihre Hand von vornherein aussichtslos. Sie werde nie und nimmer heiraten. Der Wink, sagte sie, den sie vom Himmel erhalten habe, sei deutlich genug. — An Hochzeiten nahm Teresa niemals teil. Obgleich wir nach Jahren in heiteren Augenblicken, Teresa, Gabriele und ich, herzlich über das Komische des mißglückten Hochzeitsfestes lachen konnten, war dieses doch zum Angsttraum geworden, der, wie mir Gabriele verriet, Teresa immer wieder heimsuchte.

Als aber auf die ersten drei Jahre weitere gefolgt waren und Teresa ihr dreißigstes Lebensjahr überschritten hatte, ließen auch diese Angstträume nach. Sie wohnte in Leipzig. Sie hatte sich in eine Rentnerlebensform eingesponnen, nach verfrüht altjüngferlicher Art, aber äußerst behaglich und für den Besucher wohltätig. Ohne daß sie viel Wesens davon machte, schien nun gerade von ihr die Idealform des Lebens, die Kühnelle für sich erstrebte, verwirklicht zu sein.

# W A N D A

ROMAN

Geschrieben von Februar bis April 1927 in Rapallo. Erstveröffentlichung unter dem Titel „Der Dämon“ in der „Vossischen Zeitung“ 1928.  
Copyright 1927 by S. Fischer Verlag A.G., Berlin.



## ERSTES BUCH

### I

Paul Haake war bei dem schlesischen Bildhauer Toberentz angestellt und hatte, als der Meister starb, dessen von der Stadt Görlitz bestellten Monumentalbrunnen selbständig vollendet. Haake war achtundzwanzig Jahre alt. Aus dem Stukkateurfach hervorgegangen, fühlte er in sich den Beruf zur Kunst, besuchte Gewerbe- und Kunstschulen und hatte es schließlich so weit gebracht, daß er jetzt in Görlitz den großen Monumentalbrunnen aufstellen konnte, als dessen Vollen dervon der Stadt geehrt und bezahlt.

Man schrieb den achtundzwanzigsten Mai, als ein Mensch in einem der nahen Dörfchen um Görlitz auf einem Prellsteine saß und sich mit einem Bauernmädchen unterhielt, das nicht über vier Jahre zählte. Er lallte nicht. Seine Trunkenheit war in unaufhaltsame Redseligkeit ausgeartet. Er hatte durchaus nichts Furchtbares; sonst hätte ihm das kleine Mädchen, dem der Rotz aus der Nase lief, nicht so andächtig, mit dem Finger im Munde, zugehört. Er mischte Hochdeutsch mit Dialektbrocken. Sein Anzug war so, daß man glauben konnte, er habe eine lange Wanderung durch Straßenstaub und Straßenkot bei Regen und Sonnenschein, Wärme und Frost hinter sich.

„Gut, Hulda heißt du!“ sagte er zu dem Kinde. „Das freut mich zu hören. Du mußt mir zugeben, Hulda, daß ich im Rechte bin! Du mußt mir unbedingt zugeben, daß ich im Rechte bin! Nein! Nein! Nein! Kein Wort weiter! Ich schweige! Ich schweige auf der Stelle, oder wir müssen darüber einig sein. Das halte fest! Das halte du eisern fest! Das laß dir von keinem Menschen ausreden, Hulda, daß ich im Rechte bin!“

Hulda sah ihren eben aus dem Munde gezogenen Finger an und führte ihn sinnend in die Nase.

„Wenn du einen Augenblick Zeit hast, Hulda, will ich dir erzählen, will ich dir haargenau und Wort für Wort erzählen, wie alles gekommen ist. Beim Grabe meiner Mutter, Hulda, verstehst du mich!“ Er blitzte sie an und hob zwei Finger wie zum Eide: „Ich habe sie von der Straße aufgelesen. Sie hatte erfrorene Hände, Hulda. Sie hatte nichts an außer einem nassen Kattunröckchen, aus einer alten gestohlenen Kaffeedecke oder so was gemacht. Sie war verlaust. Jedes einzelne ihrer langen blauschwarzen Haare sah wie eine Perlenkette aus. Ein Eiergeschäft hätte ich können aufmachen, so viel Läuseeier saßen an einem einzigen Haar, an einem einzigen Haar, bei Gott, Hulda! So sah sie aus, und doch habe ich sie mit nach Hause genommen. Weißt du also nun, was sie war? Weißt du nun, was sie eigentlich und ohne jeden Zweifel nachgewiesen war, Hulda? Weißt du, daß sie eine ganz gemeine, aber auch schon ganz gemeine Schnepfe war? Schnepfe sagen wir oder Schnebbe, wenn wir den echten deutschen Ausdruck, der Hure heißt, nicht gebrauchen wollen. Aber, Hulda, bei Gott! sie war eine. Sie sah wie ein Engel Gottes aus. Du hast ja vielleicht noch keinen gesehen. Ich habe auch noch keinen gesehen. Aber ich will nicht selig werden, oder sie sah wie ein Engel Gottes aus. Ein Engel, der aus Versehen aus dem Himmel heruntergefallen ist, wie ein junger Stieglitz aus dem Nest. Ich habe die Hure ins Bett gelegt. Ich habe ihr heißen Tee, heißen Grog und so weiter eingeflößt. Gewaschen, gelaust, von oben bis unten gereinigt habe ich sie, diesen Engel Gottes, wollte ich sagen. Und dabei habe ich sie nicht berührt: nein, Hulda, zum Donnerwetter nein! und nein, Hulda! Ich habe sie nicht einmal mit einem unsauberen Blick berührt. Sie ist hernach mein Modell geworden. Dann freilich — dann freilich: ich bin kein Unmensch, Hulda! dann habe ich mir die Bezahlung geholt. Aber nicht, ohne daß ich die Bezahlung wiederbezahlt hätte. Ich



habe bezahlt, bezahlt und bezahlt! Ich habe für das Luder bezahlt, Hulda, bis mir nur noch ein Buckel voll Schulden übriggeblieben ist! Ich bereue nichts. Ich bereue nichts. Der kleinste Gedanke, der mir etwas von Reue aufreden will, der fliegt in den Dreck wie mein Kalabreser, und ich trample ohne Gnade auf ihm, du siehst's, wie auf meinem Hute herum!“

Er war aufgestanden und tat, wie er sagte.

Er fuhr fort, indem er den Hut aus dem Drecke nahm und so, wie er war, aufstülpte: „Weißt du, was die Pointe von der ganzen Sache ist, Hulda? Ein Engel Gottes von der Straße hat mich ums Leben gebracht! Das ist die Pointe, der Punkt, der Kneller, das Punctum saliens, Hulda. Das nennt man nämlich den springenden Punkt. Ha, hahaha, der springende Punkt! der springende Punkt!“ lachte der Betrunkene wahnsinnig. „Erst hat sie mich ausgesogen, ausgezehrt wie ein Iltis, ein Marder, ein Puma, mir mit heißen Lefzen das Blut aus den Adern herausgeholt. Sie hat mir das Mark aus den Knochen geleckt. Dann hat sie mir wie einem Hühnchen den Hals umgedreht, wie wenn ich ein kleines Hähnchen wäre, a kleenes Hähnchen, hahaha! Sie hat mich vergiftet, erstochen, erschlagen, Hulda, mich auf hundert verschiedene Arten und Weisen umgebracht, damit ich auch ja recht mausetot wäre. Oder weißt du es besser? Weißt du es besser, Hulda?“

Er stand abermals auf und suchte verschiedene Sachen zusammen, Taschenmesser, Stock und dergleichen, was er achtlos um sich herum verstreut hatte. Dann reckte er sich und ging von dannen. Seine letzten Worte waren: „Sie ist mir mit einem Lausekerl von einem Pferdejugen durchgebrannt!“

Eine Viertelstunde später wurde der singende und torkelnde Mann von einem mit zwei Pferden bespannten geschlossenen Wagen aufgenommen. Der Kaufmann, dem er gehörte und der darin fuhr, erkannte in der

schwankenden Gestalt den Bildhauer Haake wieder, jenen Paul Haake, der den Brunnen von Toberentz vollendet hatte. Sein kunstliebendes Haus hatte den Künstler wiederholt zu Gaste gehabt. Er nahm ihn wiederum mit dorthin, damit er nicht zum Gespötte der Stadt würde, und gab ihm Gelegenheit auszuschlafen.

2

Was der betrunkene Künstler dem Bauernkinde erzählt hatte, beruhte auf Wirklichkeit. Er hatte ein sechzehnjähriges Mädchen, Wanda, von der Straße hereingenommen, benutzte es als Modell und wollte es zu seiner Frau machen. Aber Wanda lief ihm davon.

Sie ging eines Morgens — es war in Breslau — wie immer, um etwas für das Mittagessen einzuholen, aus dem Atelier und war seitdem nicht wieder erschienen.

Er fragte überall nach ihr, er suchte alle Spelunken ab, er legte sogar die Polizei mit Hilfe eines befreundeten Kommissars auf ihre Spur, alles und alles leider vergebens.

Er hatte Aussicht, wenn die Brunnenangelegenheit in Görlitz zu aller Zufriedenheit verlief, an der Breslauer Kunstakademie Professor zu werden. Wenn dies sich verwirklichte, wollte er heiraten. Er hatte himmlische kleine Bronzen nach Wanda gemacht. Das Mädchen war klug und bildungsfähig. Man würde eine Wohnung beziehen, mit der Kleinen ein Hauswesen gründen, man hätte eine entzückende Frau und würde von aller Welt beneidet.

Jetzt aber war der Boden seiner Pläne dem werdenden Meister weggesunken.

Er schlief nicht mehr, konnte nichts mehr arbeiten, ergab sich mehr und mehr dem Trunke und stellte eben noch seinen Mann, bis der Auftrag in Görlitz erledigt war. Dann aber brach er völlig zusammen.



Aus der Villa des Kaufmanns Muscatblut völlig ausgeschlafen am nächsten Morgen hervortretend, begab er sich auf die Wanderschaft. Schon der Gedanke, Wanda zu suchen, erleichterte ihn. Er nahm es als seinen Lebensberuf. Was kümmerte ihn die Professur, oder daß er nur noch etwa dreihundert Mark in der Tasche hatte. Sie gehörten zehn- oder zwölfmal genommen den Gläubigern: nun, so mochten sie denn auch ihn suchen, wie er Wanda zu suchen gezwungen war.

Paul Haake war ein außerordentlich begabtes Proletarierkind. Der Glückswechsel war erst mit der Arbeit am Toberentz-Brunnen eingetreten. Er lag bis dahin bei einer Bahnschaffnerfrau in Schlafstelle. Zwei Betten standen in einem Loch. Er benutzte das leere des Bahnschaffners, der manchmal die dritte, manchmal die vierte Nacht zu Hause zubrachte.

Auf dem leeren Bauplatz, unter den Fenstern der Vorstadtmietskaserne, hatten sich eines Abends fahrende Kunstreiter eingefunden. Am Abend darauf war die Vorstellung.

Die Gesellschaft war in zwei wackeligen Wohnwagen untergebracht. Der Aufzug war äußerst jämmerlich, die Vorstellung weniger jämmerlich. Es wurde ehrliche Arbeit geleistet. Nagelneues Programm natürlich. Der Zirkus Flunkert durfte, ohne unbescheiden zu sein, von sich rühmen, daß er bereit sei, mit Renz und Busch, ja selbst mit dem großen Barnum furchtlos in die Schranke zu treten.

Ein älterer Flunkert, Träger der Tradition, mußte vor kurzem verschieden sein. Seine Witwe, über zwei Zentner schwer, die an der Kasse saß, trug jedenfalls einen Trauerflor, und ein jüngerer Flunkert, ein langer, etwa dreißigjähriger Mann, schien Erbe und Leiter des Ganzen zu sein. Dieser junge Flunkert... hol' ihn der Teufel!

Wie solche Leute zustande kommen?! Im Grunde genommen ein schöner Kerl, eines seiner langen Beine

manchmal wie ein angeschossener Panther nachschleppend; gänzlich furchtlos, überaus dreist der Blick. Wenn man mit ihm eine Wette einging, hoch genug, seine Habgier zu reizen, er würde auf einem Königstiger spazierenreiten. Höchst wahrscheinlich würden seine eigentlichen Vorväter mehr außerhalb als innerhalb der Familie Flunkert zu finden sein. Unter den Offizieren des Leibkürassierregiments hier am Orte gab es solche Erscheinungen.

Von Anfang an war Herr Flunkert dem jungen Bildhauer unangenehm. Seine Abneigung steigerte sich, als der Zirkusdirektor — die Vorstellung fand unter freiem Himmel statt — mit seiner endlos langen Peitsche bis unter die Nase Wandas heraufknallte, die neben Paul Haake im Fenster lag. Wanda machte das förmlich wahnsinnig. Jetzt war es beinahe mit Händen zu greifen, daß sie früher in einem Zirkus gearbeitet hatte. Flunkert führte nicht nur seine abgetrabten Gäule vor, er schwang sich am Ende sogar aufs Trapez und zeigte wahrhaft tollkühne Dinge. Man mußte gestehen, daß Flunkert junior das beste Pferd in seinem eigenen Stalle darstellte. Übrigens hatte auch er schon Nachkommen. Seine Frau war die bereits mit etwas zu spitzen Knien behaftete Drahtseilkünstlerin.

Wanda hatte geschworen, sie habe mit niemand, durchaus mit niemand in der fahrenden Truppe gesprochen. Für Paul Haake aber stand es fest, er werde Wanda gefunden haben, wenn er den Zirkus gefunden hätte.

Was dann mit ihm werden sollte, war ihm gleichgültig, oder er dachte gar nicht daran.

### 3

Es war überhaupt ein höllenmäßiger Zustand, in dem er auf der Landstraße vorwärtstorkelte. Nachdem der



Halt, den eine unabweisbare Pflicht ihm gegeben hatte, nicht mehr vorhanden war, trat die ganze fürchterliche Verwirrung und Sucht in Kraft, in die ihn die Flucht der Geliebten gestürzt hatte. In seiner Tasche befand sich ein Brief des befreundeten Polizeikommissars, der ihm die Richtung und Route mitteilte, welche die kleine Flunkert-Truppe wahrscheinlich genommen hatte. Es konnten Plätze wie Herrnhut, Muskau, Spremberg, Kottbus, Lübben in Betracht kommen und dazwischenliegende kleinere Ortschaften.

Bei jedem der Flecken, die er erreichte, fing das Fragen an. Weniger um zu trinken als um zu fragen und sich zu betäuben, verweilte er in den Wirtshäusern. O ja, ein solcher Zirkus sei gestern vorbeigekommen. Ein paar Affen, ein Pudel, einige Srecken. Und wenn Haake nur hinreichend Kornschnaps an den Berichterstatter austeilte, so war es der leibhaftige Zirkus Flunkert, mit seinen zwei Wagen und seiner von dem langen Menschen geführten Künstlerschaft, jenem, der das Bein wie ein verwundeter Panther nachschleppte. Er kam dann immer auf Wanda zu sprechen und brauchte nur mit Schnaps nachzuhelfen, um eine genaue, aber auch haargenaue Schilderung seiner durchgebrannten Geliebten zu erhalten.

Am Ende des Dorfes sei ein Zirkus, sagte man ihm nach tagelanger Wanderung, als er, durchnäßt und friierend, in einen sogenannten Kretscham getreten war. Nur das geübte Auge hätte ihn noch von einem wirklichen Stromer unterschieden. Er hatte ihrer viele getroffen und sich gelegentlich, in der Wirrnis eines Fiebernden, ihnen angeschlossen. Ganz fremd war ihm ja schließlich auch ihr Rotwelsch nicht. Er kannte es von seiner Handwerksburschenwanderschaft, zu der ihn der Vater genötigt hatte, weil er der veralteten Meinung war, sie gehöre zum Lehrgang eines Handwerkers.

Paul Haake konnte nicht daran denken, sofort nach

dem Ende des Dorfes aufzubrechen. Er mußte sich setzen. Die nassen Hände auf dem Tisch übereinandergelegt, ließ er den Kopf darauf niedersinken; so maßlos stieß ihm das Herz in der Brust. Er dachte: Was wissen die Menschen von so etwas?! Ganz gewiß, ich krepriere dran, ich gehe daran unbedingt zugrunde!

Er sah ein Zelt, als er schließlich am Ausgang des Dorfes war. Er hielt sich wie ein geprügelter Hund hinter einem Baum, gut tausend Schritt entfernt davon. Aber die Leute hatten nicht recht gesehen, oder sie hatten ihn angelogen; denn es war nur ein Karussell.

Drei Tage später war der Zirkus Flunkert in der Nähe von Königswusterhausen wirklich erreicht. Ganz plötzlich tauchte er vor Paul Haake auf, als er fast gar nicht mehr an ihn dachte. Nämlich an den wirklichen Zirkus Flunkert hatte er kaum noch gedacht, nur noch an den in seinem Kopfe. Dieser war ununterbrochen im Gange. Die Schecken galoppierten im Kreise herum, ein kleines Mädchen schwang sich durch Reifen, zwei lumpige Spaßmacher grinsten ihn an, und der verdammte Direktor Flunkert junior hing am Trapez oder knallte mit seiner langen Peitsche. Aber da! da! da! auf dem Drahtseil stand nicht mehr mit spitzen Knien die Direktorin, sondern was da stand, war ein zerbrechliches Geschöpf von sechzehn Jahren, schwarzhaarig und glutäugig, Antlitz und Körper blaß wie der Tod.

Der wirkliche Zirkus Flunkert war nicht im Gang. Auf einem Grasplatz standen die beiden bekannten ausgedienten Wohnwagen: ihren Ofenröhren entqualmte Rauch. Von der ganzen Zirkusgesellschaft schienen die Pferde und eine Bulldogge die einzigen im Freien befindlichen Artisten zu sein.

Es dauerte lange, bevor Paul Haake es sich glaubte, daß auf der Breitseite jedes der Wagen Zirkus Flunkert zu lesen stand. Dann drang eine Klarheit auf ihn ein, wie wenn ein Schlafender von einer stechenden Sommer-



sonne geweckt würde, deren Strahl ihm schmerzend ins geöffnete Auge fällt.

Dieses Erwachen bewirkte, daß er fester auf seinen Füßen stand. Der Instinkt eines Tieres, eines Schakals, einer armen bestaubten Hyäne, die im Müll in der Nähe von Menschenwohnungen Beute machen will, mahnte ihn, auf der Hut zu sein. Wenn er etwas entdecken und die Entdeckung ausnützen wollte, durfte er selbst nicht zur Unzeit entdeckt werden. Er schlich sich also zunächst davon.

Bald aber besann er sich eines anderen.

Er kehrte um, das Äußere eines müden Stromers bewußt verstärkend, in der rührenden Annahme, daß es überhaupt noch nötig sei, und faßte Fuß hinter einem halb abgeladenen Heuwagen. Vielleicht war es auf diese Weise möglich, schon jetzt jene Klarheit zu erhalten, die für sein nächstes Schicksal bestimmend war. Sein Herz begann wieder schrecklich zu arbeiten, als er das Quarren und Greinen eines Säuglings hinter der Verschalung eines der Wohnwagen zur Kenntnis nahm. Und er stand wie vom Donner gerührt, als gleich darauf die nackte Faust eines Mannes durch eines der kleinen Fenster fuhr und einen irdenen Topf von unverkennbarer Form ausleerte.

Damit war nun nichts weiter anzufangen. Es warteten seiner vielleicht hier Aufgaben, zu denen er mehr als gewöhnliche Kraft brauchte. Wenn er sie aber gewinnen wollte, so durfte er sich nicht planlos verhalten und im ersten Zustand der Bestürzung ins Bockshorn jagen lassen.

Er quartierte sich also für die Nacht im Kretscham ein, nachdem er dem Wirt, der ihm sonst mißtraut hätte, eine Banknote vorausbezahlt hatte. Da er den Mann noch andere Scheine sehen ließ, nahm dieser keinen Anstand, den großen Kachelofen im Zimmer des Fremden auf dessen Bestellung in Glut setzen zu lassen. Zum ersten-

mal, seit er die Wanderung angetreten, bekam Paul Haake die Kleider vom Leibe. Er selbst war verwundert, daß es so lange nicht geschehen war. Aber erst hier, und sonst nirgend in der Welt, lag etwas in der Luft, was ihn wieder zum Menschen machte. Er kroch ins Bett, zog das rotkarierte, schwere Deckbett über sich und schlief ohne Traum bis zum nächsten Morgen.

In dem Rausche und Rauschen seines Innern, in den Illuminationen und Betäubungen durch Alkohol hatte er den Beschluß nicht fahren lassen, eine Summe Geldes als eiserne Ration für den Notfall aufzubehalten. Er vergewisserte sich, daß sie vorhanden war. Mit getrockneten und gereinigten Kleidern ging er ins Gastzimmer. Gegen drei Uhr nachmittags, da es Sonntag war, gab der Zirkus seine erste Vorstellung. In zwei Kreisen hatte man Bretterbänke um die Arena herumgeführt; zwischen ihnen und einer umgebenden Schnur war der Raum für die Stehplätze. In der Arena balgten sich Hunde und Sperlinge, pickten Hühner und Tauben herum. Die Dorfjugend lärmte. Die Landleute waren zahlreich gekommen. Die meisten standen, auch Paul Haake zog das vor: er verschwand so besser unter den Zuschauern. Wie es auch geschehen mag, sprach er zu sich, wir werden, verzweifelt und todesmutig, wie wir sind, auf jede nur irgend erdenkliche Weise versuchen, unser Gut zurückzuerobern! Und ich werde jedenfalls, wenn es nicht möglich sein sollte, aus der Welt nicht eher gehen, als bis ich einen Quartiermacher vorausgeschickt habe. Wer dies sein wird, muß man erst feststellen.

Da sagte plötzlich ein Bauer: „Nanu?!“ und starrte seinen Nachbar Paul Haake an, der ihn wild in den Arm gekniffen hatte. Er war gestört. Er hatte gerade den stieren Blick auf einen langen Menschen gerichtet, der, in einem aus vielen Flickern bestehenden Frack, peitscheknallend in die Manege getreten war. Wer weiß, was geschehen wäre, hätte nicht derselbe Mann den wütenden



Blick des Landmanns von seinem Nachbar ab und abermals auf sich gezogen. Flunkert junior tanzte vor Haakes Augen herum.

4

Mehrmals hatte er sich schon am Vormittag um die ganze Anlage herumgeschlichen. Aus den Mitteilungen der Dorfleute war für ihn nicht zu entnehmen, ob ein Mädchen, Wanda ähnlich, sich bei der Truppe befand. Es gab eine Drahtseilkünstlerin. Daß es nicht mehr Frau Direktor Flunkert junior, sondern eine andere wäre, schien festzustehen. Die Flunkert war in anderen Umständen, sie konnte derzeit überhaupt nicht mitwirken.

Nach einer für Haake endlosen Kette von Nummern spannte man endlich das Drahtseil auf. Der Künstler, welcher mit hochgezogenem Mantelkragen und ins Gesicht gedrücktem Schlapphut zuschaute, wischte sich mehrmals die Augen aus, als ein schlankes Kindergeschöpf, ganz und gar in schwarzem Trikot, mit purpurroter Schleife am Halse und einer von ebensolcher Farbe im schwarzen, offen fließenden Haar, hereinhüpfte und auf dem bereitgestellten Kreideblock die Sohlen rieb.

Wer es war, konnte Haake zunächst nicht feststellen. Die Frau mit den spitzen Knien, die er in Breslau gesehen, jedenfalls nicht. Auf dem Plakate stand sie als Pipilada, die Mexikanerin.

Pipilada wurde von Flunkert junior, ihrem Dresseur, mehrmals aufs heftigste angeschrien, weil sie unzuverlässig arbeitete. Das Hocken auf dem Seile gelang ihr nicht. Als es ihr abermals nicht gelang, benutzte sie das Drahtseil als Schaukel, überschlug sich und kam so vor der Zeit auf die Erde herab. Er zwang sie, wieder hinaufzusteigen.

Als sie die kleine Plattform zwischen den gekreuzten

Stangen, also die Ruhestellung, wieder erreicht hatte, wandte sich das Publikum unter hellem Gelächter einem Menschen zu, den es nach seinem Räuberhut und verworfen umgenommenen Mantel für einen Clown halten konnte. Er näherte sich von rückwärts Flunkert junior und machte, daß dieser infolge eines wohlgezielten Fußtrittes auf eine gewisse Stelle vornüber lang auf den Boden schlug. Nicht gefaßt und doch wieder gefaßt auf dergleichen Zufälle, kam Flunkert mit der Gewandtheit eines Panthers zu Fall und hatte sich fast im gleichen Augenblick mit derselben Gewandtheit wieder erhoben. Er blickte den Angreifer wütend an.

„Wer sind Sie?“ schrie er. „Was wollen Sie?“ — Der Jubel der Menge steigerte sich. Auch der als Dummer August fungierende Clown trat an den fremden Konkurrenten heran: „Wie heißt du, Cousin? Was willst du, Cousin? Wer hat dir erlaubt, hier hereinzukommen?“ — Ein Tritt vor den Bauch, den er sogleich als Antwort erhielt, machte ihn drei- bis viermal Kobolz schießen.

Herrgott im Himmel, das war ja großartig! Die Menge schrie. Und wie um die Heiterkeit noch zu steigern, brach die Bank unter einigen strammen Bauernmägden entzwei, und sie zeigten Dinge, die belacht wurden.

Als Flunkert junior, der gewiegte Artist, sich über den Erfolg dieser im Programm nicht vorgesehenen Nummer klar wurde und sah, wie sich nicht nur die Zaungäste mehrten, sondern auch die trauernde Witwe Flunkert bar Geld einkassierte und wertlose Zettelchen wiedergab, glaubte er es mit einem Clown, der auf Engagement gastierte, zu tun zu haben, — oder aber, er tat wenigstens so: „Was willst du, Cousin? Womit kann ich dir ins Gesicht springen?“

„O well, ich uollen dir lieber mit Geld ins Gesicht springen! Ich sein Zirkusdirektor! Viel money! Viel Geld! In die Vereinigte Staaten von Amerika! Aus die Südstaaten, uo ist noch Sklaverei! Niggers, verstehst du?“



Schwarz wie das Mädchen auf dem Seil. Und ich bin gekommen aus die United States, um dir schwarzes Seilmädchen abzukaufen!“

Der Direktor wurde sehr ungehalten: „In Europa haben wir keine Sklaverei! Wir handeln hier nicht mit Menschenfleisch. Machen Sie augenblicklich, daß Sie fortkommen! Glauben Sie, daß ich mich mit Mädchenhandel abgebe?! Stören Sie nicht meine Vorstellung, sonst werde ich Mittel und Wege finden! Es gibt ja schließlich noch eine Polizei!“

Jetzt fiel auch der Fremde aus der Rolle. Er schrie: „Ja, die Polizei! Ja, die Polizei! Ja, ja, Sie Schuft! Ja, die Polizei! Sie Dieb! Sie Räuber! Sie Mädchenräuber! Die Polizei! Ja, die Polizei! Dieses Mädchen heißt Wanda Soundso, dieses Mädchen haben Sie mir gestohlen! Wanda, komm her! Ja, die Polizei! Ja, die Polizei!“

Jetzt waren die Zuschauer still geworden: diese Leute spielten ja wirklich, wie wenn's wirklich wär'! Das war doch beinah, möcht' man sagen, menschenunmöglich!

Der Skandal nahm zu. Pipilada, die Mexikanerin, war längst in einem der Wagen verschwunden. Nur noch wenig fehlte zu einer blutigen Prügelei. Man glaubte schon Messer blitzen zu sehen. Zwei haßerfüllte, blau-grauentfärbte Gesichter keuchten einander, fast Nase an Nase, rasend an. Beiden stand förmlich der Schaum vor dem Munde.

Da zeigte sich über der Menge, hoch zu Roß, der Landgendarm.

## 5

Die Vorstellung wurde zu Ende geführt. Eine halbe Stunde darauf trafen sich die Parteien beim Amtsvorsteher. Paul Haake machte glaubhaft, wer er war. Er behauptete, daß Pipilada eine gewisse Wanda und so weiter sei, die er vom Tode des Verhungerns und Er-

frierens gerettet habe, eine noch nicht Volljährige, mit der er verlobt gewesen sei, um sie in wenigen Wochen zu heiraten. Flunkert habe sie entführt und wahrscheinlich verführt und sein und des Mädchens Glück vernichtet, dem er eine angesehene bürgerliche Stellung als Frau eines Professors der Breslauer Kunstakademie zu verschaffen im Begriffe stand; denn seine Ernennung zum Professor stehe nahe bevor. Zum Belege konnte er Briefe vorlegen.

Flunkert leugnete alles das. Pipilada sei die Tochter der Schwester seiner Frau. Diese sei in Buenos Aires verheiratet. Kurz, er brachte eine lange Geschichte vor, die beweisen sollte, daß Pipilada mit jener Wanda durchaus nicht identisch sein könne.

Das Mädchen wurde herbeigerufen.

Schon auf dem Drahtseil war wäre von dem Künstler erkannt worden. Als sie nun eintrat, ähnlich einem Schulmädchen in einem abgetragenen Paletot, war sie Wanda, konnte ebensowenig als auf dem Seil jemand anders sein. Aber sie sagte, sie heiße Godoy, Catalina mit Vornamen, die verwitwete Flunkert sei ihre Tante. Sie bestritt, dem Herrn, den sie vor sich habe, also Paul Haake, jemals im Leben begegnet zu sein.

Dieser kam sich nun vor, als wäre er in einen jener Träume versetzt, wo wir unsere nächsten Anverwandten, Vater, Mutter, sehen, ohne von ihnen erkannt zu werden, wo auf eine mystische Weise das Band, womit wir zutiefst verknüpft waren, zerrissen ist. Prüfend sah er die Kleine an. Unwillkürlich auf sie zutretend, konnte er sehen, wie sie errötete. Er prüfte den dunklen Haarschwall, der ihm so oft durch die Finger geglitten war. Er prüfte die schöne weiße Stirn. Er prüfte die seidig schwarzen Wimpern, das Näschen, dessen unendliche Feinheit er bisher vergebens in nassem Ton nachzubilden versucht hatte. Er prüfte den Mund, an dem er sich wieder und wieder festgesogen, ohne daß sein Nektar



und sein eigener Durst sich vermindert hätten. Er kannte diesen feinen, zerbrechlichen Körper Glied für Glied, und es gab keine Stelle seiner blassen, duftenden Haut, die er nicht mit Lippen und Händen zärtlich berührt und gekost hatte. „Wanda, du willst mich nicht kennen?“ fragte er. — „Ich kenne Sie nicht!“ war die klare Antwort.

„Wer ist dieser Mann?“ fragte der Amtsvorsteher das so seltsam umworbene Schulmädchen mit einem Hinweis auf Flunkert junior, der, in einem Ausmaß von beinahe zwei Metern, im dicken Jagdjackett, einen langen Wollschal um den Hals, ein wenig abseits stand. „Vetter Balduin!“ klang es wie aus der Pistole geschossen. Der sagte heiser — er war erkältet und entschuldigte sich —: „Der erste Sohn in unserer Familie heißt seit Jahrhunderten Balduin. Deshalb habe auch ich diesen Namen bekommen.“ — Der Beamte meinte, das wäre hier gleichgültig und schnitt ihm damit die Rede ab.

Auf alles war Haake gefaßt, doch er war nicht auf diese Wendung gefaßt. Er drohte darüber verrückt zu werden. Allein das gerade durfte er nicht. Und so trat denn auch eine jedermann überraschende Ruhe bei ihm ein, eine Ruhe, welche die tückischen Blitze in Balduin Flunkerts Augen sowohl vermehrte als hastiger machte.

Haake wünschte zu Protokoll zu geben:

Dieses Mädchen sei Wanda Schiebelhut. Ihre Wiege habe in Oppeln gestanden. Der alte Schiebelhut sei dort Stellmacher gewesen, Wandas Mutter, die Witwe, als sie noch fortkonnte, Hebamme. Heut sei sie, völlig kontrakt, in einem Altersheim untergebracht. Sie habe einige Male mit der Polizei zu tun gehabt und Wanda, ihre Tochter, nicht minder. Trotzdem habe er, Paul Haake, demnächst Professor an der Kunstschule, sich die Rettung und Rehabilitierung des Mädchens in den Kopf gesetzt.

Es begann nun die Inquisition.

Sofern dieses Mädchen Wanda war, hatte man in ihr einen Ausbund von Gerissenheit, gleich groß im Erfinden wie im Ableugnen. Sie tat beides mit Lust, mit einem geradezu blendenden Übermut, als ob sie etwa am Trapez turne. Was ihr dabei aus den glimmenden Blicken sprühte, war Tollheit und Eulenspiegelei.

Flunkert meinte, er lasse es darauf ankommen. Diese Frau in Oppeln, diese Hebamme, deren Namen er nicht mehr wisse, möge getrost ihre Ansprüche geltend machen. Vor der Mutter weiche er gern zurück. Aber der Irrtum werde sich dann ganz klar herausstellen. „Im übrigen“, sagte er, „reiche ich morgen durch meinen Anwalt die Klage gegen diesen Menschen wegen Körperverletzung ein. Sein ungeschickter Fußtritt hätte mir einen Beckenbruch eintragen können. Einen Schaden — ich hinke stark — habe ich unbedingt wegbekommen. Ich kann mindestens acht Tage nicht auftreten, wenn die Sache damit überhaupt zu Ende ist. Das Gericht muß mir Schadenersatz, muß mir Schmerzensgeld zubilligen. Mein nächster Gang ist zum Arzt, der sich ja meinen blutunterlaufenen Hintern — es geht, wie meine Frau sagt, weit nach oben übers Gesäß — ansehen und die ganze Bescherung zu Papier bringen wird!“

Was Flunkert sagte, schien Haake gleichgültig. Er hatte Wanda oder Catalina angestarrt. Man sah, daß ein Gewitter sich sammelte.

„Wanda,“ sagte er, „kennst du mich nicht? Hast du nicht in der Januarkälte Streichhölzer hinter den Buden am Schweidnitzer Keller feilgehalten? Immer in Angst vor der Polizei? Habe ich dir nicht dazumal Wiener Würstel gekauft und dich mit mir in einen warmen Keller genommen?“ — Und so ging es weiter: Habe ich nicht...? und: Hast du nicht...? und: Habe ich nicht...? und Hast du nicht...?, ohne daß Haake eine andere Antwort erzielt hätte als das gleiche befremdet verneinende Kopfschütteln.



Nun aber trat etwas Neues ein.

Der Mann für alles, Dummer August, Pferdeknecht, Kutscher, Wagenreiniger, Pudelko, erschien, augenscheinlich ein treuer Diener seines Herrn, der Flunkert junior etwas ins Ohr brummte, worauf dieser sich für eine Minute entschuldigte.

Das Verhör wurde fortgesetzt, aber plötzlich durch einen Wortwechsel unten im Hausflur unterbrochen. Als der Streit einer weiblichen und einer männlichen Stimme einen gewissen Grad erreicht hatte, mußte der Wachtmeister nach dem Rechten sehen. Jetzt hörte man Schläge und eine Haustür zukrachen, worauf Pipilada-Catalina-Wanda bis in die Wurzel des Näschens blaß wurde. Das laute Heulen einer weiblichen Stimme entfernte sich. Der Gendarm berichtete, wieder ein-tretend: „Er hat seine Frau durchgebleut und hinausgeschmissen. Die Sache scheint nicht ganz koscher zu sein.“

6

Die Aussagen widersprachen einander. Eine Entscheidung war nicht zu treffen. Das Recht einzugreifen hatte der Amtsvorsteher nicht, weil ja schließlich, auch wenn die Angaben Paul Haakes zutreffend gewesen wären, damit ein solches Recht noch nicht gegeben war. Überdies legte Balduin Flunkert, der im Auftrage seiner Mutter den Zirkus leitete, Papiere vor, die auf Catalina Godoy lauteten und ein Engagementsverhältnis Catalinas bewiesen, vertraglich mit den Eltern geregelt, welches Catalina mit dem Zirkus verband.

Paul Haake war wie vor den Kopf geschlagen. Er ging, in das Gasthaus zurückgekehrt, sofort in die Schenkstube, wo er hinter einem Ecktisch, düster brütend und vor sich hinglotzend, Stunde um Stunde ein Seidel Bier nach dem andern, einen Kornschnaps nach dem andern

in sich hineinschüttete. Was er mit seinem inneren Auge sah, war immer wieder der Augenblick einer schweren Gewalttat, an ein und demselben Menschen begangen, Befriedigung eines brennenden Rachedurstes, auf alle möglichen Arten und Weisen durchgeführt.

In der entgegengesetzten Ecke der Schenkstube saß ein Mensch, den der stiere Trinker nicht wiedererkannte, obgleich es der Fahrer, Wagenputzer und Dumme August Pudelko war, den er im Zimmer des Amtsvorstehers gesehen hatte. Flunkert hatte ihn abgeordnet, den Bildhauer zu beobachten. Als einige Leute aufstanden, um in den Zirkus zu gehen, erhob sich auch Haake, um das gleiche zu tun. Weder auf der Dorfstraße, noch weniger, als er sich dem dicken Menschenringe annäherte, der diesmal die Manege umgab, wurde er von Pudelko aus den Augen gelassen. Als er, nach vorn und hinten wiegend, seine Eintrittskarte forderte, stand Pudelko neben der Direktorin.

Nun fing der Skandal von neuem an.

Paul Haake war ein kräftiger und entschlossener Mann. Der göttliche Funke glühte in ihm. Einst ein armer Handwerksgezell, waren ihm heut die Michelangelos, Donatellos, die Schlüters, die Schadows, die Klingers, die Gauls Vettern geworden. Der Tod seines Meisters und die Vollendung seines Werkes hatten seine Tüchtigkeit mit einem Schlage bekanntgemacht, und es warteten seiner große Aufträge. Sein Kopf hatte bereits die Prägung einer höheren Bestimmung angenommen. Das fiel ganz besonders auf, wenn man seine Züge mit denen Flunkerts verglich, dieser Visage, aus der die Gemeinheit hervorleuchtete. Was aber nun geschah, das zeigte den Künstler Paul Haake im Zustand aller tiefster Entwürdigung. Weil man ihm den Eintritt verweigerte, fing er zu krakeelen an. Es hieß, er störe die Vorstellung und sei überdies total betrunken. Da meldete sich in Paul Haake, unter lauten Ausbrüchen, ein



altes, längst nicht mehr gebrauchtes Wörterverzeichnis an, das seine Herkunft nicht verleugnete. Er brüllte laut und bombardierte damit die Direktorin. Er selbst erschrak über seine Ausdrücke. Gern hätte er jetzt seinen Rückzug genommen, aber ein Dämon peitschte ihn, und so kam es ihm vor — er wußte es nicht —, als ob er mit seinem Stocke nach der Direktorin geschlagen habe. Diese Vorstellung ärgerte ihn, während er, mit dem Rücken in einer Pfütze, alle viere von sich streckte, es aber trotz aller Mühe nicht weiterbrachte, als auf allen vieren durch dieselbe Kotlache hinzukriechen. Pudelko hatte an dem Schwerbetrunkenen auf billige Weise die Tritte gerächt, die sein Direktor hinten, er vorn erhalten hatte.

Am Morgen erwachte Haake mit einem Brummschädel. Er hatte keine Ahnung davon, was an der Zirkuskasse geschehen war. An verschiedenen Körperteilen empfand er Schmerzen. Er war erstaunt, als er eine Anzahl blutunterlaufener Stellen an seinem Leichnam feststellte. Hatte er seine Uhr eingebüßt? Aber nein, er fand sie in seiner Hosentasche. Etwas sehr Übles, etwas sehr Beschämendes mußte ja doch geschehen sein. Bei Wanda konnte ihn das nicht einheben, in seinem Kampfe um sie nicht nützlich sein. Überhaupt: der Tiefpunkt seiner Versumpfung war erreicht. Er sagte zu sich: du bist ein Schwein! In der Tat, um dies sich zu bestätigen, brauchte Haake nur um sich zu blicken. Die Diele, sein Bett, sein Hemd, seine Kleider starrten gleichermaßen von Unflätigkeit. Es stank wie in einem Raubtierzwinger. Es überkam ihn ein Grauen der Scham. Er wußte nicht, wie er die ganze Schmach, den ganzen Unrat, der ihn umgab, vor den Leuten verbergen sollte. Sein Schlund war so trocken, als hätte ihn eine Wüstensonne ausgedörrt. Aber der kleine Wasserkrug, der im Waschbecken stand, erwies sich als leer, als er ihn gierig an den Mund setzte. Was doch die Vergeßlichkeit einer

Magd für entsetzliche Folgen haben kann! Schließlich und endlich half ihm die Magd. Er gab ihr Geld, aber auch ohne das hatte sie Mitleid mit ihm: sie wußte von seiner Liebesgeschichte. Auf versteckte Weise setzte sie Bett und Kleider instand, brachte wieder und wieder in Eimern Wasser herein, und Haake faßte gute Vorsätze. Er schwor sich, daß dieser Sturz der tiefste sein sollte, den er getan hätte. Nun müsse es wieder aufwärtsgehen.

Er dachte über den Zustand nach, der ihn auf so unbegreifliche Weise verändert hatte. Während Wanda noch bei ihm war, wußte er eigentlich nichts von seiner schrecklichen Hörigkeit. Es gibt Lemuren, es gibt Vampire. Hatte sie nicht bei ihrer Flucht, außer einer hübschen Summe Geldes, seine ganze Lebenskraft mit sich genommen? Er blieb zurück als ein leerer Schlauch, den er, sollte er eine Gestalt behalten, einen Inhalt bekommen, immer wieder mit Bier, Wein oder Schnaps füllen mußte. Das beste wäre, du liebest sie laufen! denkt er bei sich. Und nun fängt er an, sich dies Luder, dies Laster zu entwerten. Nie und nimmer wird er um ihretwillen vor die Hunde gehn!

Noch immer beträgt seine Barschaft mehrere hundert Mark. Das weiß der Wirt und behält ihn deshalb, obgleich die Skandale, die er anzettelt, ihn geneigt machen, den Gast vor die Tür zu setzen. Nun aber, nach der zweiten Nacht, am dritten Tage seiner Anwesenheit, tritt Ruhe ein. Ich werde mich selbst, hat der Künstler zu sich gesagt, am Schopf fassen und aus der Kloake herausziehen.

Er begibt sich alsbald zu Bett und ist am vierten Morgen, mit neuem Hemd, neuem Kragen, neuen Schuhen, gereinigten und geplätteten Kleidern, beinahe ein Gentleman. Aber er bleibt: er denkt nicht an Abreise.



Paul Haake war Ortsgespräch geworden. Es schwirrten Gerüchte widersprechendster Art über ihn herum. In der Apotheke ließ man ihn einen reichen übergeschnappten Engländer sein. Andere machten ihn gar zum Mädchenhändler. Selbst Frau Direktor Flunkert, die ihn am vierten Tage gebügelt und geschniegelt hatte durch den Ort schreiten sehen, wurde irre an ihm. Schließlich gab es nicht viele, die Zeit und Geld genug hatten, einer Dirne durch dick und dünn nachzusteigen.

Die geprügelte Frau von Flunkert junior, die in Breslau auf dem Drahtseil gestanden hatte und mit Vornamen Elsa hieß, war auf Catalina eifersüchtig, die sie in jeder Beziehung zu ersetzen schien. Schließlich waren ihre Umstände so, daß sie ihrem Manne weder auf dem Seil noch auch sonst mehr genutzt konnte. Weil aber ihre Eifersucht stärker als ihre Klugheit war, so empfing Paul Haake am vierten Morgen einen Brief, den sie geheimzuhalten ersuchte und in dem sie klipp und klar mitteilte, daß Catalina keineswegs eine geborene Catalina Godoy, sondern selbstverständlich Wanda sei.

Darüber hegte nun zwar der Künstler keinen Zweifel; aber mit diesem Briefe lag eine nicht zu unterschätzende Tatsache vor, deren Verwertung aufs beste durchdacht sein wollte. Die Frau seines Feindes nahm seine Partei. Sie hatte ihm außerdem ein wichtiges Dokument in die Hand gespielt. Auch das war klar: sie wünschte das Mädchen abzuschieben. Nur wenig später als dieser Brief traf ein Schreiben aus Oppeln ein, worin die Mutter dem Künstler eine Menge Guttaten an ihrer Tochter und die Absicht bestätigte, sie zu heiraten. Mit diesen Belegstücken in der Hand, schien es dem verlassenen und verschmähten Liebhaber das einzig Richtige, den weiblichen Chef dieses fahrenden Lumpengesindels, die

verwitwete Flunkert, ins Vertrauen zu ziehn und mit ihr die Sachlage zu beraten.

Die Witwe Flunkert war einverstanden. Sie empfing den Künstler in ihrem Wohnwagen. Haake fand es recht gemütlich darin. — „Es trifft sich gut“, sagte die mit goldenen Fingerringen und anderem Schmuck überladene Frau, deren Kleid, Gott weiß aus welchem Grunde, tief ausgeschnitten war, „es trifft sich gut, daß mein Sohn nach Kottbus gefahren ist; wir können uns also ganz ungestört unterhalten. Ich sehe, Sie sind ein honetter Mann. Das war am Anfang nicht zu erkennen. Sie wissen ja, auf welch eigentümliche Weise Sie sich in unserem Zirkus bekanntmachten. Nun, ich bin alt genug, um zu wissen, was für eine Klaviatur die Liebe aus einem vernünftigen Menschen machen kann!“

„Eine Klaviatur? Was soll das heißen?“

Die Dame fuhr fort, ein wenig nach Luft ringend und einem Kanarienvogel Ruhe gebietend, der die Begleitung zu ihren Worten schmetterte: „Ich sage, Sie sind ein honetter Mann. Wollen Sie nicht lieber von dem Mädchen ablassen, ganz gleichgültig, ob es Wanda ist oder nicht? Ich sage meinem Sohn ganz dasselbe. Für honette Männer, wie Sie und mein Balduin, ist doch eine solche Mistkröte, ein solches Miststück nichts. Sie kann Sie doch nur zur Klaviatur machen! Dazu ist doch Balduin und sind auch Sie zu gut dazu.“

Sie stopfte sich Tabak in die Nase.

„Sehn Sie, mein Herr, Sie werden begreifen, ich rede mütterlich. Vor zwei Monaten ist mir mein Mann gestorben!“ — Dies gesagt, fing sie auf einmal schrecklich zu flennen an. Aber sie sammelte sich sogleich wieder mit Hilfe eines alten, sehr feinen Spitzentaschentuchs, das sie zu diesem Zwecke aus dem Busen nahm, Wimpern und Mund damit betupfend. Es mußte, dachte Haake, als sie es wieder zurücksteckte, unbedingt eine erhebliche Menge Schnupftabak gleichzeitig in dem



Tale des Busens begraben worden sein. Er tröstete sich, sie werde ihn im geeigneten Augenblick wieder vorfinden.

Nun aber war sie in eine gewisse Rührung mit sich selbst hineingeraten: „Herr Professor, Sie haben mich da vor einigen Tagen mit einer Reihe abscheulicher Namen benannt!“ — Sie drohte ihm schalkhaft mit dem Finger: „Ja, ja, Sie wissen natürlich von nichts. Aber ein halbes Dutzend davon hat sich mir doch unauslöschlich eingeprägt. Die eine Bezeichnung, glaube ich, hieß Puffmutter. Ich weiß nicht, was eine Puffmutter ist. Glauben Sie mir, mein Herr, daß man doch wohl nicht immer der Schmied seines Schicksals ist. Sie wissen auch nicht, wenn Sie glücklich eine Leitersprosse ersteigen, ob die Leiter nach unten oder nach oben führt. Sie denken vielleicht, sie führt nach oben, und kommen zu Ihrer Verdutzung unten an. Meine Geschichte ist viel zu lang, als daß ich sie Ihnen erzählen könnte, mein werter Herr Bildhauer. Aber glauben Sie mir, es ist mir nicht anders als Ihnen ergangen. Darum habe ich schließlich mit Ihnen und jedermann Mitgefühl. Damit fing es an: auch mich hat die Liebe einmal zur Klaviatur gemacht!“

Nun brach sie ab. Sie wurde auf einmal kühl und hoheitsvoll. Ihr entfuhr ein Seufzer der Resignation, der den Kanarienvogel erschrocken an der Ecke seines Bauers kleben machte. „Wir verlieren viel“, sagte sie, „wenn wir die Nummer Pipilada absetzen müssen. Aber ich möchte um Ihretwillen, mehr noch um meines Sohnes willen und schließlich um meiner Schwiegertochter willen wünschen, daß die Sache in Ordnung kommt!“

Er gab ihr den Brief von Wandas Mutter.

„Wenn es Wanda ist, wenn sie mit Ihnen geht, versäumen Sie keinen Augenblick! Bei Balduin will ich die Sache verantworten. Aber trauen Sie einer alten Frau: ein solches Mistvieh heiratet man nicht, oder höchstens im Alter von fünfzig Jahren.“

Pipilada kam, mit einer gelblichschwarzen, fürchterlichen Bulldogge spielend, die ihr immer wieder bis an die Nase sprang, als man sie zur Chefin gerufen hatte. Die Dogge hieß im Zivilleben Grunz, weil sie fortwährend schnaufen und grunzen mußte. Auf den Plakaten zeichnete sie als Fingal, der kamtschadalische Löwenhund. Wanda wußte nicht, wie ihr Handel stand; deshalb blieb sie beim Anblick Haakes gleichgültig. Dann blieb sie eigensinnig dabei, sie sei weder Wanda — der Bildhauer täusche sich —, noch sei der vorgewiesene Brief aus Oppeln ein Brief ihrer Mutter. Sie denke auch gar nicht daran, den Vertrag zu brechen, den sie mit Direktor Flunkert geschlossen hätte.

8

Am Abend des gleichen Tages hatte Paul Haake wiederum eine schwere Krisis durchzukämpfen. Lag eine solche Verderbtheit, eine solche Verruchtheit, eine solche Hartnäckigkeit im Lügen im Bereiche des Menschenmöglichen? Hatte das Mädchen am Ende recht, und war er durch Sorge und Trunk, Trunk und Sorge verrückt geworden?

Unten im Kretscham feierte irgendeine Gesellschaft, Feuerwehr oder Kriegerverein, ihr Stiftungsfest. Das Gebälk des Hauses erdröhnte von Blechmusik und vom Gestampf und Gejohle der Tanzenden. Er schwankte noch immer, hinunterzugehen und im wilden Getümmel Betäubung zu suchen.

Was war es, was hielt ihn ab davon?

Zunächst etwas Ähnliches wie das, was den Selbstmörder zögern läßt, den Hahn der tödlichen Waffe abzudrücken. Fing er heute zu trinken an, so mußte man ihn vielleicht in acht Tagen unter allen Anzeichen des Delirium potatorum in ein Hospital abschieben. Das würde schließlich sogar die schon im Beginne liegende



letzte Absicht sein. Gewiß für sein Zögern ein triftiger Grund, aber es gab noch einen anderen. Es war Paul Haake in einem gewissen Augenblick so vorgekommen, als ob ein Blitz nichtsnutzigen Einverständnisses aus Wandas Augen für ihn bestimmt gewesen sei, und dieses gänzlich unerwiesene Liebessignal war es, weshalb er seinen Fenstersturz, seinen Genickbruch noch hinauszögerte. Verfluchte Welt! Wofür sollte man leben, wenn das Dasein doch nur Heulen und Zähneklappern war! Ehe man aber zum Letzten schritt, mußte man sicher sein, nicht womöglich einen nahen Himmel verscherzt zu haben.

In solchen Gedanken, die Ellenbogen auf den Tisch gestützt, ohne zu Abend gegessen und irgend etwas getrunken zu haben, nickte der Bildhauer ein. Es war, als ob er auf etwas wartete. Es war ein Warten auf etwas, dessen Kommen ganz unwahrscheinlich ist und höchstens in Träumen sich verwirklicht. Noch immer zitterte das Gebäude von Tanz und Blechmusik, und ein Getöse erfüllte die Wände.

Da kam es: Haake fühlte sich von zwei Händen rechts und links an den Schläfenhaaren gepackt, fühlte sich geschüttelt und geküßt und hatte im Augenblick darauf Wanda auf seinen Knien sitzen. Es wäre ihm um ein Haar der Atem weggeblieben, und wenig fehlte, so wäre er übergessnappt. Dann aber löste sich alles auf, er umklammerte Wanda, er schluchzte, er weinte.

Die ganze Nacht ging sie nicht wieder fort. Es wäre ein großer Glücksfall, sagte sie, daß Balduin in Kottbus sei und übermorgen erst wiederkäme. Nie erfuhr Paul Haake von ihr, auch in den besten Zeiten nicht, eine so überströmende Zärtlichkeit. Sie gehörte ihm wirklich mit Leib und Seele.

Er vergaß den erlittenen Schrecken, die beinah tödliche Verzweiflung, in die ihn ihre Flucht gestürzt hatte, vergaß, daß er nahe daran war, in Trunk, Schmutz und

Wahnsinn zu enden, vergaß ihr Lügen und Leugnen, sogar seine Eifersucht. Die niederträchtige Verderbtheit ihres Wesens verzieh er ihr, und während sie wie eine kühle, glatte Schlange eng um ihn gewunden lag, wo sollte da seine Eifersucht Raum finden?!

„Ich kann nicht Knall und Fall mit dir davonlaufen!“ sagte sie. „Du mußt noch einige Tage hierbleiben. Vor allem, ich bin bei diesem Halunken, diesem Schubiack, diesem ungebildeten Lumpen, diesem Saukerl gemeinen, dem Balduin, in Schulden geraten. Ehe ich sie nicht bezahlt habe, ist kein Fortkommen. Dieser Kerl ist imstande und bindet mir nicht nur Hände und Füße, sondern er stopft mir auch was in den Mund, das mich am Schreien verhindert!“

„Nun, das wollen wir ihm schon austreiben!“

„Der — und austreiben! Da kennst du ihn nicht. Der hat eine Brust wie ein Wirbeltier, zwei Arme: zwei Keulen! Zwei Fäuste wie zwei Hämmer aus Eisen: alles ganz, sagt Pudelko, wie bei einem Wirbeltier. Zahlen muß man, sonst ist nichts zu machen!“

„Würde dir mit zweihundert Mark geholfen sein?“

„Gib sie nur her! Wir werden ja sehen, ob mir damit geholfen ist. Erweichen läßt dieser Gauner sich nicht. Durch Bitten läßt er sich nicht erweichen. Ich habe geschrien, geschrien, sage ich dir! Aber glaubst du, das hat was genutzt? Nichts hat es genutzt! Alle Knochen hat er mir förmlich zerbrochen!“

„Bei welcher Gelegenheit war denn das?“

„Das war bei keiner Gelegenheit. Ich sage nur so, wie er eben ist. Hast du die zweihundert Mark noch vorrätig? Du kannst mir glauben, ich bin über diese ganze Sache sehr traurig, Paul! Ich komme natürlich zu dir zurück. Ich werde doch nicht so blöde sein, mich von diesem Raubtierbändiger, diesem meschuggenen, verhurten Menschenschinder täglich mehrmals auf das Drahtseil hinaufprügeln zu lassen! Und beim Herunter-



kommen, schwöre ich dir, macht er ebensowenig Umstände. Geld muß er sehen, nur Geld muß er sehen, wenn ich loskommen soll. Die Frage ist: kannst du das beschaffen?“

„Wieviel, meinst du, würde nötig sein?“

„Nicht unter dreihundert Mark würden nötig sein. Aber diese Hyäne ist zu geldgierig. Wenn er Lunte riecht, gibt er mich nicht unter vier-, unter fünfhundert los!“

So ging es, von den Rasereien der Liebe und des Wiedersehens unterbrochen, bis gegen die Morgenstunden fort, beim Gedröhne des Hauses von tanzenden Stiefeln und Blechgeschmetter. Als Paul Haake schließlich ein wenig einnickte, stahl sie sich fort, die rechtmäßig angeeignete Summe Geldes in der Tasche. Beim Aufwachen bestätigte sich der Bildhauer, daß er auf der Leiter der Witwe Flunkert eine Sprosse weitergekommen war. Er wußte nur nicht, ob nach unten oder nach oben.

## 9

Am folgenden Tage wachte er in Breslau unter den Gipsabgüssen eigener Plastiken auf. Er rieb sich die Stirn, er sann eine Weile lang über die Wechselfälle des Lebens nach und geriet in ein endloses Philosophieren.

Von dem kleinen, staubigen Nebengelaß, in dem seine Feldbettstelle stand, konnte er durch die offene Tür seine Werkstatt überblicken. Er war wieder dort, wo er hingehörte: sollte er nicht zufrieden sein?

Gegen zehn Uhr wurde ein Schlüssel im Schloß der kleinen Empfangspforte herumgedreht. Ahnungslos trat sein Gehilfe und Faktotum Neumann ein, der einzige, den er zurückbehalten, nachdem der Toberentz-Brunnen das Atelier verlassen hatte. Gipse, Torsen, Studien dieses Brunnens standen, lagen, hingen umher.

Über die Anwesenheit seines Meisters war Neumann im allerhöchsten Grade erstaunt, da er seit Wochen nichts von ihm gehört hatte.

Der Briefkasten an der Türe wurde ausgeräumt. Eine Menge eingeschriebener Briefe waren angezeigt. Es fanden sich Karten des Bürgermeisters und mehrerer Stadträte. Vor länger als einer Woche war der Künstler von einem Geheimen Oberregierungsrat zu einer Besprechung auf sein Amtszimmer gebeten worden, wahrscheinlich wegen der Professur. Der Zuschlag für ein Kriegerdenkmal in Gleiwitz war erfolgt. Haake konnte spüren, sein Glück war gemacht und er eine anerkannte Größe geworden. Also war nun wirklich erreicht, worauf er mit zäher Ausdauer durch viele Jahre, unter Entbehnungen aller Art, hingearbeitet hatte. Er hatte eigentlich nie recht satt zu essen gehabt, ja oftmals wirklich Hunger gelitten. Seine Gesundheit war zeitweilig durch Mangel unterminiert. Mehrmals hatte man ihn in der dritten Klasse irgendeines Hospitals unterbringen müssen; seine Lunge war angegriffen. Dem allem schien er nun plötzlich für immer entronnen zu sein.

Er fühlte es, bevor es eigentlich in die Erscheinung trat. Auf diese Empfindung waren seine Heiratspläne und auch andere aufgebaut, wie zum Beispiel der, seine Mutter zu sich zu nehmen. Sie war jetzt nah an siebzig Jahr' und verdiente ihr kärgliches Brot mit Abwaschen.

Was ist es doch für eine verdammte, verdammte, verfluchte, verfluchte Gemütsverfassung, daß mir das alles so verdammt gleichgültig geworden ist! Ohne den Sinn seiner Flüche laut auszudrücken, schwenkte er sich aus dem Bett und mit vielen Verwünschungen auf die Beine.

Der Bildhauer pflegte sein Faktotum bei den wichtigsten Angelegenheiten ins Vertrauen zu ziehen. Neumann wäre auch ohne das von dem niederschmetternden Schlage unterrichtet gewesen, mit dem die Flucht des



Modells den Meister getroffen hatte. Er hatte ja alles miterlebt: Wandas Erscheinen, seines Meisters daraufhin verdoppelte Arbeitswut, das Entstehen von Werken, nach ihr geformt, Tongebilden, die er monatelang durch Umhüllen mit nassen Tüchern vor dem Vertrocknen geschützt hatte. Die gleiche Herkunft von Meister und Faktotum bewirkte eine gewisse Intimität. Das Wort Meester, mit dem Neumann Haake anredete, hatte hier keinen anderen Sinn als jenen, der ihm im Verkehr eines gewöhnlichen Handwerksgesellen oder -lehrlings mit seinem Meister eigen ist. Der Gesprächston war auf gleich und gleich abgestimmt. Dennoch hegte Neumann im Grunde seines Herzens für diesen Menschen, der sich auf so märchenhafte Weise über seinen Stand in die oberen Sphären zu erheben begann, scheue Bewunderung und ordnete sich ihm vollkommen unter. Daß ein Aufstieg wie dieser möglich war, schmeichelte seinem Standesgefühl, und er folgte ihm mit ängstlich besorgter Teilnahme, immer bestrebt, in gefährdeten Augenblicken hilfreich zu sein.

„Nun also, ich habe sie wiedergefunden, Neumann! Das ist, sage ich dir, ein richtiger Fall von Mädchenraub. Aber, verstehst du, sprich nicht darüber! Einen Skandal kann ich jetzt nicht brauchen, Neumann. Es wird alles gut. Ich behalte mich ganz in der Hand, Neumann. Es hat mich ja sehr stark mitgenommen, wie du weißt. Ich wäre beinahe, hoppla-hopsa, hops gegangen. Ein Haar, und ich hätte mir das Saufen angewöhnt. Ich wollte mich förmlich am liebsten totsaufen. Was kauft man sich da für Leonardo da Vinci und Michelangelo?! Ich wollte den ganzen Bettel hinschmeißen. Aber nun, Ehrenwort, Neumann! wird alles gut. Ich hole mir nur etwas Geld, um sie einzulösen. Hauptsache ist, daß wir mal erst heiraten. Ich werde dann erst mal mit ihr nach Rom reisen, erst mal noch einige Eindrücke holen, und dann fängt die Arbeit im großen an. Da sollen die Deutschen schon

mal was zu sehen kriegen! Lege mir alles zurecht, Neumann, meinen großen neuen Schlapphut, meinen Radmantel. Es ist zwar warm, aber ich nehme den Radmantel. In diesem Saunest regnet es ja jeden Augenblick. Schwarze Hose, schwarzer Rock! Zunächst gehe ich aufs Rathaus zum Bürgermeister, dann aufs Oberpräsidium. Vielleicht kann ich den Geheimen Oberregierungsrat umstoßen. Übermorgen reise ich nach Gleiwitz und kassiere mir einen gehörigen Vorschuß ein. Du, Neumann, gehst inzwischen zu Maack. Willi soll um zwölf Uhr pünktlich bei mir sein. Sag ihm, ich bin wieder aufgestanden.“

Willi Maack war schon im Atelier, als der Bildhauer ziemlich unverrichtetersache zurückkehrte. Der Bürgermeister hatte ihn nicht empfangen, ebensowenig der Oberregierungsrat. Er war ziemlich aufgebracht darüber.

Aber Willi Maack, ein junger, vielbeschäftigter Architekt, brachte ihn bald auf andere Gedanken durch eine Flut von tragikomischen Vorwürfen, die er über ihn ausschüttete. Dieser Schlesier, der wie ein Japaner wirkte und sich den bayrischen Dialekt angewöhnt hatte, blitzte seinen Freund aus lustigen Augen und blies ihn aus ungewöhnlich großen Nasenlöchern an. „Wo host du denn gesteckt? Na so ein Kerle! Ich hob ein ganzes Schock Auftråg anderweitig vergeben müssen. Da kannst di nit wundern, wannst auf die schiefe Ebene kommst, auf die große Rutschpartie nach unten. Scheene Sachen kriegt man z'heeren von dir! Alle Augenblick wird der pp. Michelangelo b'soffen in die Gräben g'funden! Wannst glaubst, daß dös g'heim bleiben kann, Paulus an die Korinther, bist aber sehr erheblich schief g'wickelt! Sehr erheblich, sog i dir. Wofür sind denn die Stadträt alte Waschweiber? Du bist net empfangen worden vom Oberregierungsrat. Das war alles fertig zur Unterschrift — jetzt hat man wieder Bedenken bekommen. Koannst



denn nit warten mit deinem G'sauf, bis d' Professor g'worden bist? Mußt denn die Leut vor den Kopf stoßen? Ein Kerl wie du, der das Zeug zu einem neuen Michelangelo in sich hat! Ein solcher Kerl, der gar nicht wert ist, was er ist, läßt sich von so einem Aas ans Bein binden! Nix bleibt geheim: in was für einem Aufzug man irgendwo g'sehn worden ist, wie man sich irgendwo betragen hat, wie man durchgebleut worden und im Dreck gelegen ist. Iberall haben die Leut ihre Zuträger. Zeig mir oan Ort, wo d' Regierung nöt ihre Spitzel hat!“

Der Bildhauer wußte, was er an Willi besaß. Er hatte jedoch eine gewisse Erbschaft in seinem Blut, die ihn zuweilen dem Jähzorn auslieferte, wie etwa damals, als Flunkert junior einen Tritt ins Rückgrat erhielt. Solchen Ausbrüchen ging meistens ein tückisch verstocktes, blutunterlaufenes Schweigen voraus. Als Willi dieses unter seinen Worten aufkommen fühlte, zog er andere Saiten auf.

„Paulus, als ich hörte, du wärest wieder da, hob i an großen Luftsprung von drei Ellen g'mocht. Wannst jetzt hier bleibst, kannst das Geld scheffeln. Das Geld kannst scheffeln, sog i dir! Und außerdem, nix is einstweilen verlorn. Wannst di hier oan oder zwaa Monat auf d'Hosen setzen tust, nacha bist Professor und host an Ateljee in der Kunstschul!“

Nun aber brach die gestaute Wut des verärgerten Bildhauers doch noch aus, Gott sei Dank nur in einem Schwall von Worten. Am meisten wurde eine bestimmte Redensart wiederholt: „Sie sollen mich doch...! Der ganze Magistrat... die ganze Regierung soll mich doch... insbesondere der Regierungsrat! Ihr könnt mich alle, wie ihr gebacken seid...!“

Was sollten sie doch? Was konnten sie doch? Es handelt sich hier um drei Worte der Sprache, die sehr leicht zu ergänzen sind.

Die Freunde frühstückten miteinander. Sie verbrachten lange Stunden in dem bekannten Hansenschen Restaurant. Vom Nachtsch an bis zum Abend wurde der Fall Wanda von allen Seiten erörtert und durchgesprochen.

Sie hatten durchaus nicht schlecht gespeist und in ihr Diner, nach der Suppe, einen großen Helgoländer Hummer eingefügt. Auch mehreren Flaschen eines französischen Sekts waren die Hälse gebrochen worden. Die Laune war deshalb, auch bei dem Künstler, gut; aber sie blieb von dunklen Mächten umlauert.

Willi Maack hatte sich insgeheim als seine wichtigste Aufgabe vorgesetzt, den Willen des willensgeschwächten Freundes zu stärken und ihn von seiner Versklavung durch Wanda zu lösen. Dieser Zustand hatte ja nun, seiner Ansicht nach, einen Grad erreicht, über den hinaus nur noch die Provinzialirrenanstalt in Frage kam. Durch jenen Zufall, der immer so unwahrscheinlich scheint und doch so gewöhnlich ist, war er von einem Augenzeugen über die Vorgänge im Umkreis des Zirkus Flunkert unterrichtet worden. Das Fehlende brachte er leicht im Gespräch mit Haake heraus.

„Reise mit mir nach Italien, Paulus! Lieber Kerle, ich halt' ja ungeheuer vül von dir. Aber dort wirst du schließlich noch Dinge erleben, daß dir die Augen übergehen. Über so einen Dreckspatz muß man hinauskommen. Paulus, du hast ein Leben vor dir! Wenn ich die Hälfte von deinem Talent hätte, dir fällt ja der Himmel in den Schoß! Du kannst deine Plastiken in Florenz ausführen, du kriegst Urlaub, wenn du Professor bist. In Florenz, Mensch, denke, ein Atelier! Wenn du willst, auf dem Monte Pincio in Rom. Du wirst dich doch nicht an dies Luderchen wegwerfen?!“

Nein, ganz gewiß nicht, das würde er nicht.



Der Bürgermeister, der zufällig da war, trat an den Tisch. Die Atmosphäre des üppigen Restaurants brachte die Herren einander näher. „Wir müssen über den Monumentalbrunnen reden, den die Stadt auf dem Platz hinter der Universität errichten will. Besuchen Sie mich doch baldmöglichst mal auf dem Rathause!“

„Eins nach dem andern, das hat Zeit!“

Diese Äußerung Haakes ärgerte Maack. Sie zeigte ihm an, daß mit einem folgerichtigen Ernst in der Wiederaufnahme seiner Anliegen bei dem Freunde noch nicht zu rechnen war.

„Ja, um Gottes willen, du kannst mich totschiagen, entweder ich hole Wanda zurück, oder ich gebe für die ganze Kunst, meine ganze Karriere, das ganze Deutschland, Italien und meinetwegen Griechenland, alle Orden und Ehrenzeichen der Welt, alle Goldstücke und Geldsäcke, ja, für das ganze Leben keinen Pfifferling!“

„Mensch,“ sagte Willi, „was hast du für einen Zug in dir! Es tut sich doch jetzt wahrhaftig vor dir eine andere Gegend auf! In Gottes Namen, was zieht dich denn immer wieder auf die Landstraße?“

„Mein Junge, sage mir nichts gegen die Landstraße! Man muß sie kennen, ehe man von ihr sprechen kann. Vielleicht gehöre ich überhaupt dorthin.“

Und nun bemerkte Willi Maack im Auge seines Freundes jene an Schlafsucht grenzende, müde Melancholie, jenen Blick, der ihn vom Beginne ihrer Bekanntschaft an seltsam und anziehend berührt hatte.

„Sieh mal, ich habe irgendeinen kranken, irgendeinen wunden Punkt in mir, den mich nichts ganz vergessen machen kann. Und weiß der Teufel, er hat eine geradezu verfluchte Anziehungskraft für Stich, Hieb, Stoß, kurz: alles, was den Menschen irgend im Moralischen oder im Physischen treffen kann. Ich habe in mir diesen wunden Punkt, seit ich bei Bewußtsein bin. Nicht Pflaster, nicht Balsam konnte ihn zuheilen. Als ich

einmal als Kind von einem Passanten fünfzig Pfennig geschenkt bekommen hatte, traf es sofort den wunden Punkt. Ich konnte mich nicht darüber freuen, unter der Bitterkeit darüber, daß ich sie angenommen hatte. Aber mein Hunger forderte das. Wenn meine Mutter das Essen verteilte und ich sah, daß meine Ration die der andern noch kleiner machte, brannte und schmerzte während des Essens der wunde Punkt. Mitunter wurde mir dann so übel, als müßte ich alles wieder herausgeben. Wenn jemand die Arbeiter vaterlandsloses Gesindel nannte, so traf es wieder den wunden Punkt. Ich wußte ja, wie mein Vater sich im Leben für die übrige Menschheit abgerackert hatte. Da raste förmlich die Wunde in mir, weil er trotzdem so verachtet war und so beschimpft werden konnte. Der wunde Punkt, der wunde Punkt! Ich brauche nur an eine alte Waschfrau zu denken, die meine Mutter ist. Alles, was sie an Verachtung und moralischer Roheit von den höheren Ständen zu erfahren hatte, traf natürlich den wunden Punkt. Alles trifft da eben den wunden Punkt. Später waren es dann wieder andere Sachen. Daß es Leute gibt, welche zweimalhunderttausend und mehr Morgen Wald besitzen und deren Förster armen Kindern, die Preiselbeeren und Blaubeeren suchen, mit Schrot um die Ohren knallen dürfen — ja, da treffen eben alle, aber auch alle Schrotkörner bei mir den wunden Punkt. Wenn ich sehe, daß es einen Adel gibt, was die Folge hat, daß ich mich ihm gegenüber als ein Halbtier empfinden soll, so trifft der Gedanke einer solchen Erniedrigung meinen wunden Punkt. Auch das trifft meinen wunden Punkt, wenn man die Masse des Volkes, wie täglich geschieht, mit Worten beleidigt. Man beleidigt da zwar höchstens einen Begriff; denn das Wort Volk und das Wort Masse ist ja gewiß von achtzig Millionen Menschen nicht der Inbegriff. Aber achtzig Millionen Menschen mit ihren Leiden, ihren Schicksalen, ihren hohen Verdiensten um



das Ganze sind doch getroffen und empfinden die Mißhandlung. Daß wir hier tafeln und uns wohl sein lassen, ist sehr schön, aber es trifft auch meinen wunden Punkt. Wir haben bei dieser einen Sitzung mindestens das ausgegeben, was mein Vater und meine Mutter bei einer Arbeit von zehn Stunden täglich, ja von zwölf, von achtzehn Stunden täglich im Schweiße ihres Angesichts in einem Monat verdient haben. Und wenn ich nun ein großer Herr werde und mich von meinen Leuten dort unten loslöse, mich ihnen entfremde, von ihnen Abschied nehme und zu ihren Ausbeutern übergehe, so trifft das wiederum meinen wunden Punkt. Und nun, siehst du, komme ich auf die Landstraße. Ich bin durchaus keine starke Natur. Ich könnte einen Schuß Roheit brauchen. Ich weiß recht gut, daß mein Jähzorn nur Schwäche ist. Es zieht mich hinauf, es zieht mich hinunter. Ich sehe Tempel, ich sehe Statuen, und dann frage ich mich wieder: wozu? Aber auch in die dumpfe Schicht, aus der ich komme, kann ich nicht mehr zurück. Da kommt nun das Morphem, der Absinth, das Kokain, das Bier und der Fusel der Zwischenschicht. Die Zwischenschicht aber lebt auf der Landstraße. Freilich, auch da trifft es immer noch meinen wunden Punkt, daß ich mit jedem Schluck Schnaps die Agrarier reich mache. Die Landstraße ist eine Philosophie. Man trifft da die wahren Philosophen. Gewiß, die Welt hat sie ausgespien. Aber mancher lebt lieber außerhalb als innerhalb einer Welt, deren Maschinerie ihn zum Rädchen oder sonst was versklavt und ihm die Seele im Leibe mordet. Man macht nicht mit. Und wird man gestoßen und eingesperrt, so läßt man sich eben stoßen und einsperren, friert, hungert, tut, was weiß ich, weil man weiß, daß man außerhalb der Gesellschaft ist, manchmal oberhalb, manchmal unterhalb, und in diesem Fall wird man natürlich immer wieder, wenn nicht zertreten, so doch getreten. Man weiß auch, daß man ein

Feind der Gesellschaft ist und daß ihre Feindschaft, die Feindschaft der Welt, die man nun erfährt, eben auf ihren ausgesprochenen Gegner fällt und sich darum mit größerem Recht entladet.“

„Wenn du philosophierst“, sagte Willi Maack, „so habe ich nichts dagegen. Dann aber philosophiere ein bißchen gründlicher! Häuser müssen nämlich gebaut werden. Und wann ich eine Stadt bauen will, so muß i natürlich mit oan oder zwaa Häuser anfangen. Also reiß erst amal dich aus'm Dreck und hernach die andern achtzig Millionen! Mach scheene Sachen, schaff große Kunstwerk, die Zeit wird scho kommen, wo alle Menschen daran ihre Freid haben werd'n, verstehst du mich!“

## II

Willi Maack hatte Paul Haake begleiten und persönlich helfen wollen, Wanda von ihrem Ausbeuter zu befreien, diesem verdammten Flunkert junior. Der Bildhauer aber wollte diesmal noch allein den Versuch machen.

Der Zirkus war inzwischen bis Zeuthen weitergerückt. Bei einer Beleuchtung von Azetylenlampen gab er, als Haake den Ort erreichte, seine erste Vorstellung. Schnell hatte der Künstler im Gasthaus seine sieben Sachen untergebracht und stand bald darauf ungesehen im äußeren Kreise der Zuschauer.

Eben hatte sich Flunkert junior, den Körper in fleischfarbene Trikots gepreßt, vom Trapez heruntergelassen und eine Nummer mit Grunz, der Bulldogge, in Gang gebracht, genannt „Fingal, der kamtschadalische Löwenhund“. Indem er es neckte, ließ er das Tier sich in einen Hader verbeißen und riß es an diesem Hader im Kreise herum, bis es den Boden unter den Pfoten verlor, ins Schweben geriet und schließlich, ohne loszulassen, wie ein dunkler, dämonischer Weltkörper um die rothaarige,



stirnlose kleine Sonne, Flunkerts Schädelgebilde, kreiste.

Immerhin einigermaßen durch den Anblick gefangen-genommen, hörte der Bildhauer plötzlich in seiner Nähe kleine Münzen auf Porzellan klimpern und riß in einer Ahnung den Kopf herum, die sich im gleichen Augenblick erfüllt hatte. Es war Pipilada, die Mexikanerin, die, im schwarzen Trikot, mit roter Halsschleife, mit dem Teller herumging und sammelte. Sie hatte so wenig an ihn gedacht, rechnete so durchaus nicht mit seiner Gegenwart, daß sie im huschenden Licht erst dann zu ihm aufblickte, als sie das große Goldstück sah, das sie auf einmal in der Rechten hielt.

„Bist du's, Paul?“

„Ja, ich bin es, Wanda!“

„Hast du Geld mit? Wirst du mich frei machen?“

„Ich brauche kein Geld, um dich frei zu machen!“ antwortete er. Er war jetzt wieder bei klarem Kopf und auch, von Willi darin bestärkt, durchaus nicht geneigt, sich von einem Erpresser pressen zu lassen.

„Ich muß fort“, sagte Wanda, „sonst fällt es auf. Wenn du deine gereizte Stimmung hast, so rate ich dir, dich heute lieber nicht sehen zu lassen. Balduin ist wegen einer bestimmten Sache etwas aufgebracht. Er hat gestern einen Herrn von R., einen ehemaligen Kürassier-offizier, buchstäblich mit der Reitpeitsche aus der Manege geprügelt!“

„Wenn er das gestern an mir versucht hätte“, sagte der Bildhauer, „lebte er heute nicht mehr.“

Noch immer kreiste der Boxerhund. Man hörte sein Knurren und das laute Geräusch, mit dem er die Luft durch die Nasenlöcher zog. Es sah aus, als würde eine große, gelbgeflamnte vorsintflutliche Echse an einer Angel herumgeschwungen.

„Ich komme wieder, wenn ich irgend kann!“ sagte Wanda. „Das heißt, du versprichst mir, keinen Skandal zu machen! Nun also, wenn du im Gasthof wohnst und

dich nochmals zu sehen hier nicht möglich ist, so besuch' ich dich dort, aber heut höchstens auf fünf Minuten.“

Eigentlich kam sich Haake nach der soeben in Breslau verlebten Zeit an diesem Platze bis zur Beschämung erniedrigt vor und fragte sich, ob er nicht lieber Knall und Fall kehrtmachen und in die gesunde Sphäre seines Wirkens zurückflüchten sollte. Alle mahnenden, bittenden, fordernden Worte Willis schlugen ihm jetzt stärker, als da er sie wirklich hörte, ans Ohr. Er gedachte der Kunst. Er gedachte der herrlichen Aufgaben, die ihm bevorstanden, Verwirklichungen der Phantasien, die ihn von Kindheit an beherrscht hatten: Wunderwerke zu formen aus nassem Ton, in Marmor, in Erz, wie er sie dann auf der Wanderschaft durch die deutschen Städte mit staunenden Augen erblickt hatte. Der Ruhm Thorwaldsens spielte in seine Jugend hinein, die Kunstanschauungen Winckelmanns. Die Ariadne von Dannecker tat es ihm an, die Amazone von Kiß auf der Treppenwange des Alten Museums zu Berlin. Er träumte von Größe, er träumte von Ruhm. Nichts anderes war die Unterhaltung des wandernden Handwerksgesellen auf der Landstraße. Nun aber hatte er eines Tages dieses Bettelkind aufgegriffen und mit sich ins Atelier genommen. Seine grazile Erscheinung reizte ihn. Schon lange hatte er mit leidenschaftlicher Ungeduld ein Modell gewünscht, an dem er sich begeistern, das gleichsam seine Muse werden konnte. Er hatte sich darin nicht getäuscht. Mit jedem Tage glücklicher Arbeit fühlte er, daß ihn dieser unvergleichliche Fund in unvergleichlicher Weise bereicherte. Erst Wandas Körper in seiner jungfräulichen Kindhaftigkeit hatte ihn die Andacht zur Form gelehrt. Sein Modellierholz, sein Meißel, sein Fingerdruck, früher von einem kalten, verstandesmäßigen Nachahmungstrieb geleitet, wurden nun, ihm fast unbewußt, von der lebendigen Gegenwart der Schönheit und von den Pulsen der Liebe bewegt. Hätte



er, als ihn Wanda verließ und verlassen hatte, mehr Widerstandskraft gehabt, es wäre ihm vielleicht eher gelungen, das Mädchen zu finden und zurückzugewinnen. So aber war es schon ein Wunder, daß er dem Irrenhause und dem Selbstmord entgangen war. Er war, wenn er nicht trank, nicht weniger betäubt und umnebelt als ein Betrunkener. Alles das ging ihm nun durch den Sinn, und die Fähigkeit dieses immerhin klaren Überblicks schmeichelte ihm mit dem Gedanken, daß am Ende doch wohl die Krisis überwunden sei.

So hatte alles, was er sah, dieses bettelhafte Zirkusgesindel, dieses fahrende Vagabundenelend, inbegriffen Pipilada, augenblicklich den letzten Rest von Romantik eingebüßt. Er malte sich, nicht ohne ein Gefühl der Befriedigung, den Seelenzustand Wandas aus, wenn sie später ins Gasthaus käme und erführe, er sei abgereist. Im Geiste erblickte er staunende Besucher in seinem Atelier, war gegenwärtig bei Denkmalsenthüllungen, sah sich ähnlich drapiert wie Bandel neben seinem Kolossaldenkmal Hermanns des Cheruskers, sah sich im Frack, den Ordensstern auf der Brust; ja er sah sich zuletzt geadelt, im Besitz großer Liegenschaften, und so fort.

Und wenn er nun diese Schindmähren, diese wackligen Wohnwagen mit ihrer Enge, ihrem Unrat, ihrer Roheit, ihrem Gestank, dieses hungernde, frierende, bettelnde, radschlagende, Salto mortale ausführende, springende, kletternde, kleinliche, das ganze Jahr von Ort zu Ort vagabundierende, von Ungeziefer starrende Lumpengesindel damit verglich, wie konnte, wie mußte es bei dem Vergleiche abschneiden?!

## 12

In der Ecke des Honoratiorenstübchens, als es Haake an diesem Abend betrat, saß ein junger hübscher Mensch, der sich augenscheinlich heut dem stillen Suff ergeben

hatte. Es war, wie Haake vom Kellner erfuhr, ein Baron Dagobert von Römerscheid, der ebenfalls im Hause wohnte. Er sah in der Tat wie „aus unseren Kreisen“ aus, es war aber immerhin nicht unmöglich, daß er seine Standeserhöhung sich selbst verdankte. Dieser Zirkus Flunkert hatte eine seltsame Anziehungskraft. Hier in Zeuthen wußte man Gott sei Dank nichts von dem Skandal, den der Bildhauer in seinem letzten Standort erregt hatte. Aber man wußte von einem anderen, dessen Held dieser junge Baron Dagobert geworden war.

Und sollte man es wohl glauben: mit ihm nicht etwa Wanda, sondern die verwitwete Direktorin.

Bald hatte der Kellner die ganze Skandalgeschichte ausgekramt. Und der Künstler, abwechselnd den Kopf schüttelnd und selbst von unwiderstehlichem Lachen geschüttelt, hatte, wenn er wollte, ein Beispiel vor sich, wie Liebe verblendet und bis zu welchen Absurditäten sie führen kann.

Man lockt die Katzen mit einigen Tropfen Baldrian. Wenn man nach diesem Stoffe riecht und sie einem darum wie Kletten anhängen, so ist dies eben eine Tatsache, die man hinnehmen muß. Und wenn ein elegant gekleideter junger Mann, der an Antlitz, Wuchs und Haltung gute Abkunft verrät, einer fetten alten Frau, die einen Sohn von über dreißig Jahren besitzt, mit Anträgen lästig wird und, von diesem Sohne öffentlich gezüchtigt, den Ort seiner Schmach nicht verläßt, die Hoffnung nicht aufgibt und seine Qualen im Trunk zu ersticken versucht, so gibt es dafür keine andere Erklärung als für das Verhalten der Katzen zum Baldrian.

Der Künstler wurde von der Erscheinung des Fremden, um seines verwandten Schicksals willen und seiner Beziehung zur Familie Flunkert wegen, dermaßen angezogen, daß er ihn über das Abendessen hinweg immer wieder anblickte, bis der Baron einen solchen Augenblick mit einer kleinen Verbeugung quittiert hatte. Hiermit



war die Bekanntschaft gemacht, und bald saß er mit Haake am gleichen Tisch.

„Man lebt hier“, sagte der junge Mann, „wie in den Zeiten der Postkutsche. Wenn man die Peripherien der großen Städte verlassen hat, so fällt man um mehrere Jahrhunderte zurück. Wer weiß, vielleicht sind es sogar Jahrtausende. Und schließlich, was soll sich im wesentlichen verändert haben? Was sich verändert, ist nur der Lack. Das Essen, wollte sagen, das Fressen, das Trinken, will sagen, das Saufen, der Zwang, sich vor Regen, Wind und Kälte zu schützen, der Zwang der Weiber, bei Männern zu liegen, und umgekehrt, ist dem Menschen wesentlich und damit verbunden: Stehlen, Rauben und Totschlagen. Sonst ist dem Menschen nichts wesentlich. Wie soll sich da die Menschheit auf dem flachen Lande von der vor zweitausend Jahren unterscheiden?! Ich habe in großen Städten gelebt, in Berlin bin ich Garde-reiter gewesen. So jung ich bin, wenn ich etwas Sitzfleisch hätte, könnte ich zwölf Bände im Umfang eines Konversationslexikons mit meinen Erlebnissen anfüllen. Ich könnte Ihnen Dinge erzählen... aber ich wollte nur sagen, immer wieder hat mich das Land, haben mich die kleinen Städte, hat mich die Landstraße angezogen. — Ich habe einmal ziemlich viel Geld gehabt, aber doppelt und dreifach soviel verpulvert. Eine Zeitlang war ich von meiner Familie unter Kuratel gestellt. Bereits zweimal war ich verheiratet. Das erstemal mit einer Opernsängerin. Die Kuratel wurde auf Betreiben dieses energischen Frauenzimmers aufgehoben. Mein Vermögen war hin. Und mein alter Herr, hart wie Granit, hätte mich, ohne mit der Wimper zu zucken und ohne einen Pfennig herauszurücken, verhungern lassen. Aber die Opernsängerin langweilte mich. Sie war schließlich nichts weiter als ein lebendiges Theaterrequisit, das sich hie und da bereit erklärte, mir ein kleines Vergnügen zu gewähren. Meine zweite Gattin war eine Spanierin. Sie trug einen

alten spanischen Namen; ich habe sie in Madrid geheiratet. Ich spreche nämlich Spanisch wie Deutsch und habe darum auch ohne Mühe festgestellt, daß diese sogenannte Pipilada im Zirkus Flunkert, die eine Catalina Godoy, in Buenos Aires geboren, zu sein behauptet, wo sie angeblich bis zu ihrem zwölften Jahre erzogen worden ist, kein Wort Spanisch kann. — Ich finde sie übrigens dumm und fade!“ — Somit war das Gespräch bei dem Gegenstand angelangt, der beiden Männern vor allen anderen am Herzen lag, aber vielleicht noch mehr im Magen. Es freute den Künstler, daß der Fremde Wanda dumm und fade fand. Er hatte bisher Bier getrunken, jetzt ließ er Wein kommen. „Warum diese Pipilada dumm und fade ist, wollen Sie wissen“, setzte der Baron seine Rede fort, indem er ungeniert die Zigaretten des Künstlers aufrauchte. „Erstens ist sie eine sehr mäßige, höchst dilettantische Seiltänzerin, und dann läßt sie sich auf eine geradezu unerlaubte Weise mißbrauchen. Sie steht diesem Flunkert gegenüber allerdings im Zustande der Hörigkeit. Dieser Kerl aber, der sie im Grunde gar nicht mag, denkt nur daran, sie auszunützen. Er behandelt sie roh, er verwendet sie nach Art eines Zuhälters. Da muß sie mit einem gewissen Landedelmann auf die Jagdhütte. Er besitzt einen pathologischen Geiz und quetscht ihr zum Beispiel jeden Groschen ab, den ihr ein Professor aus Breslau, ein Maler, schickt, der sie um jeden Preis heiraten will und den auszuschlagen sie die geradezu heuferdmäßige Dummheit hat.“

„Das interessiert mich“, sagte der Bildhauer.

„Geben Sie einmal acht, wie sich dieser Aasgeier immer wieder über die Kasse stürzt, weil er selbst seiner Frau Mutter nicht traut und fürchtet, sie könne ihn betrügen. Aber Sie steigen nicht in solche Tiefen hinab. Diese Frau ist von guter Familie, die einzige unter dem Gesindel, die Ehre und Anstand im Leibe hat. Sie hat



ein Verhältnis mit der Trompete. Die Vorführungen werden von Blechmusik begleitet, einem Trio, das sich aus Trompete, Waldhorn und Posaune zusammensetzt. Die Trompete ist wirklich ein Original. Schon der Name — er nennt sich Maskos — ist merkwürdig. Ein kleiner, strampliger Kerl mit quäkiger Stimme, der es faustdick hinter den Ohren hat. Der Mensch komponiert und spielt alle Instrumente. Man versteht es eigentlich gar nicht — aber freilich, die Liebe! die Liebe! —, wie er es bei dem Lausegesindel aushalten kann. Wir standen beide nicht schlecht miteinander, obgleich ich ihm bei der Direktorin etwas in die Quere geraten mußte.“

Der Bildhauer wollte immer mehr hören.

„Dieser Maskos wird von Flunkert junior am meisten gehaßt. Erstens, weil er ihm geistig vollkommen überlegen ist, zweitens, weil er glaubt, daß seine Frau Mutter ihm unterderhand allerlei außer seiner Gage zustecke. Dabei weiß er, daß er dem Zirkus durch seine Vielseitigkeit unentbehrlich ist. Er ist eben wieder dabei, einen Jungen zum musikalischen Clown auszubilden. Was Maskos betrifft, ich bin überzeugt, er vergilt ihm alles doppelt und dreifach. Und während er zu den waghalsigen Kunststücken Balduins seine Trompete schmettern läßt, hofft er bestimmt, er werde sich eines Tages den Hals brechen. Die Familie Flunkert ist nämlich nicht arm. Der verstorbene Flunkert hat gut gewirtschaftet. Wissen Sie übrigens, wie er zugrunde gegangen ist?“

„Nein!“ Wie sollte Paul Haake das wissen?

„Der Schlag hat ihn in einem Augenblick gerührt, als er, unerwartet heimkehrend, einen andern — ich glaube, es war schon Maskos — sozusagen in flagranti beklappte.“

Das erste, dessen sich der Künstler am nächsten Morgen beim Erwachen bewußt wurde, war, daß zwischen

ihm und Flunkert junior am heutigen Vormittag eine Unterredung stattfinden sollte. Der Zirkusmensch hatte sich dazu bereit erklärt und die Nachricht noch gestern durch Wanda überbringen lassen.

Es würde also ein Kuhhandel stattfinden.

Noch war Paul Haake durch die in Breslau verlebte Woche in seinem edleren Wesen bestärkt und gewissermaßen versteift. Er wirkte durchaus wie ein Mensch der gebildeten Kreise. Niemand hätte in ihm den wüsten Trunkenbold, der, auf dem Prellstein sitzend, einem Straßenkinde sein Elend beichtete, wiedererkannt. Es schien unmöglich, er könne je wieder in eine solche Tiefe der Entwürdigung herabsinken. So glaubte er auch, entschlossen zu sein, entweder Wanda noch heut mit sich zu nehmen oder selbst auf Nimmerwiedersehen davonzugehen.

Es elektrisierte ihn förmlich, die Klärung, die Befreiung um jeden Preis so nahe zu wissen. Denn wie hätte er, wenn er nach dem, was er gestern wieder gehört hatte, sich abermals von diesem Landstreichergesindel, zu dem er in ihrem jetzigen Zustand auch Wanda rechnete, ins Schlepptau nehmen ließe, noch irgendeinen Funken Selbstachtung retten können?

War das wirklich Balduin Flunkert, der zur bestimmten Stunde in sein Zimmer trat und ihn mit „Schön guten Morgen, Herr Professor!“ begrüßte? Wohl seinem äußeren, aber nicht seinem inneren Wesen nach, das von dem herzlichsten Entgegenkommen förmlich leuchtete. Beinahe zwei Meter hoch, das eine Bein nachschleppend wie ein verwundeter Panther, im Jagdjackett, den Schal um den Hals wie damals beim Amtsvorsteher, nahm er, zum Sitzen aufgefordert, Platz, wobei er den Hut mit dem Gamsbart auf den Tisch legte.

„Sie haben ganz recht“, sagte er. „Ich habe mir das auch schon gedacht. Mir ist bei der Sache nicht gut zumute. Ich war heilfroh, als ich hörte, daß Sie wieder-



gekommen sind. Mein Gewissen ist rein. Ich habe mit dem Mädchen einen Vertrag gemacht, ich zahle ihr pünktlich ihre Gage, aber da sie ja schließlich nicht mündig ist und ich ihre Mutter nicht aufreiben konnte, so ist es mir schließlich lieber, wenn ich die ganze Geschichte loswerden kann.“

„Das ist sehr verständig von Ihnen, Herr Flunkert. Haben Sie Dank, Herr Flunkert, daß Sie gekommen sind! Und wenn ich Sie nun bitten darf, denken Sie sich mal in das Interesse des Mädchens, in mich und meine Absichten, kurz, in den ganzen Fall menschlich hinein! — Ich liebe Wanda. Und meine Absicht war vom ersten Augenblick an, sie aus dem Elend, in dem sie steckte, herauszuziehen. Sie mußte ja unbedingt verkommen, wenn nicht noch im letzten Augenblick eine rettende Hand sich ihrer erbarmte. Es ist ja ein reines Wunder, daß sie nicht damals unter sogenannte Sitte gekommen ist; dann war sie ja auf der Stelle verloren. Nun also: seien Sie einmal menschlich, Herr Flunkert! Helfen Sie mir das Mädchen auf den rechten Weg zurückbringen!“

Während dieser Rede blickte der Kunstreiter unverwandt den Sprecher aus zugekniffenen Augen, mit der lauernden Grimasse eines liebenswürdigen Lächelns an. Als er endete, schrak er zusammen.

„Es ist nicht die erste Geschichte dieser Art“, sagte er, „die mir in meinem Geschäft vorgekommen ist. Die Herren sehen so ein Balg, kriegen Appetit auf so ein Balg, haben ihr Vergnügen an so einem Balg und glauben dann jedesmal, es müßte nun alles eben nach ihrem Vergnügen gehn!“ — Dies war mit sächsischem Anklang gesprochen. Der Mensch fuhr fort: „Man kann aber so ein Mädchel nicht ohne weiteres aus seinem Beruf herausreißen. Wie ist sie denn auf die Straße gekommen, wo Sie das Mädchel gefunden haben? Weil sie mit einem feinen Herrn durchgegangen ist! Nach acht Tagen wird sie dann sitzengelassen und weiß nun natürlich nicht wohin. Man

muß nicht vergessen, wir sind Gewerbetreibende. Ich zahle meine Steuern wie jedermann. Meinen Gewerbeschein muß ich überall vorzeigen. Mir kommt die Polizei über den Hals, wenn nicht alles klipp und klar in Ordnung ist. Wir sind keine Vagabunden, keine Pennbrüder, keine Naturforscher. Wir sind Geschäftsleute, weiter nichts. Wenn Sie wollen, können Sie es sich ansehen, wie ich von morgens bis in die Nacht allein oder mit meinen Leuten und meinen Pferden arbeite. Unsere Groschen sind ehrlich verdient. Wer bei uns mitmachen will, muß seine Sache aus dem Effeff verstehen. Nennen Sie mir einen anderen Beruf, wo man manchmal bei Wind, Wetter und Regen Tag um Tag, wie ich zum Beispiel, sein Leben riskieren muß. Und nun, was haben wir schließlich davon? Daß uns jeder über die Achsel betrachtet!“

„Sie haben mich nicht verstanden, Herr Flunkert!“ Das waren die Worte, mit denen der Artist seinen Wortschwall unterbrochen sah. „Ich habe Ihnen gesagt, ich werde Wanda zu meiner Frau machen. Ich habe das Wandas Mutter gesagt, und alle meine Freunde wissen, ebenso wie es Wanda weiß, wie blutig ernst mir die Sache ist. Grade weil Sie ein ehrlicher Bürger, ein rechtschaffener Geschäftsmann sind, müssen Sie doch für die Rechtschaffenheit meiner Absicht Verständnis haben...“

„Aber Sie müssen halt auch Verständnis haben!“ gab der Artist mit eindringlich schmalziger Lachgrimasse zurück. „Sie müssen halt auch Verständnis haben. Nehmen Sie doch mal gefälligst an: ich habe da einen Boxer, eine Bulldogge, einen Hund. Jeder wird sagen: Was kostet 'ne Bulldogge? Ich kriege für zehn, für dreißig, für hundert, für zweihundert Mark 'ne Bulldogge. Ja, ich kann sie sogar geschenkt kriegen, weil mancher froh ist, wenn er seine Bulldogge loswerden kann. Meine Bulldogge kann ich nicht verschenken, kann sie auch für zweihundert Mark



nicht hergeben, nicht für tausend und nicht für fünftausend Mark, weil sie mir im Jahre mehr als die Zinsen von zehntausend Mark bringt. Nehmen Sie Richardl, meinen kleinen schwarzen schottischen Ponyhengst. Richardl hat mich selbst tausend Mark gekostet. Und wenn Sie mir fünfzehntausend Mark auf den Tisch hinlegen . . .“

„Gut, das ist alles schon gut, ich verstehe!“ sagte der Bildhauer. „Ihre Tiere haben Dressur, diese Dressur sieht man ihnen nicht an, diese Dressur ist mühsam und langwierig.“

„Auch meine Menschen haben Dressur. Wenn mir mein siebenjähriger Junge stirbt, oder Pudelko läuft mir davon, ein Mensch, den mein Vater mühsam zugeritten hat, oder meine Mutter wird mager, daß sie keine Gewichte mehr auf dem Busen tragen kann, und Sie holen mir zu guter Letzt vielleicht noch Wanda vom Drahtseil herunter, so ist es Matthäi am letzten mit mir, ich kann sofort meine Bude zumachen!“

„Herr Flunkert, ich bin nicht hier, um auf mein gutes Recht zu pochen. Einer meiner Freunde ist ein Breslauer Kriminalkommissar und hat mir seine Hilfe in der Sache angeboten. Aber ich habe sie abgelehnt.“

„Da haben Sie auch sehr richtig gehandelt.“

„Ich habe die feste Absicht, nichts unversucht zu lassen, was zwischen uns zu einer befriedigenden Lösung, einer Lösung im guten führen kann. Also bin ich bereit, den Schaden, wenn Ihnen einer erwächst, nach meinem besten Vermögen auszugleichen.“

„Wissen Sie was, Herr Professor? Kriminalkommissare schrecken mich nicht. Ein Zirkusdirektor ist kein Verbrecher. Ich hab' mit diesem Mädel, das schon als Elfjährige in einem Zirkus gearbeitet hat, einen auf zwei Jahre lautenden, rechtsgültigen Vertrag, und wenn sie ihn etwa brechen will, so hat man ja schließlich auch seine Anwälte.“

„Sie haben mit Wanda vielleicht, aber nicht mit ihrem gerichtlich bestellten Vormund in Oppeln einen Vertrag gemacht. Ich bin nämlich selbst bei dem Vormund gewesen. Hier ist sein notariell beglaubigter Brief, der mich bittet, Wanda, wenn ich sie finden sollte und es mir möglich wäre, zu ihm zurückzubringen, ihm sonst aber ihren Aufenthalt anzuzeigen.“

„Das können Sie tun. Ich glaube, daß er höchstens Wandas Vertrag bestätigen wird. Das Mädels hat hier ihr Brot gefunden. Zum Heiraten zwingen kann sie auch ein Vormund nicht.“

Hier pochte das Herz des Bildhauers bis in die Halsgrube, weil das letzte Argument seines Gegners nicht zu entkräften war. Einen Augenblick dachte er flüchtig daran, sein Anklagematerial ins Treffen zu führen, das ihm der gestrige Abend mit dem Baron geliefert hatte. Aber er fühlte, daß dies am Ende die Kluft zwischen ihm und dem andern nur verbreitern würde. Mit einer Hast, die man als wohlüberlegte Handlung nicht ansprechen konnte, erklärte Haake, er wolle zum Schluß kommen. Er lege bare fünftausend Mark auf den Tisch, wenn der Artist ihm schriftlich erkläre, daß er der Abreise Wandas nichts in den Weg lege, daß er sie während eines halben Jahres, auch auf ihren Wunsch, nicht mehr einstelle, daß er sie auch sonst nicht in irgendeiner Weise berühre oder beeinflusse, durch die sie unfrei gemacht werden könnte.

Flunkert sagte: „Nichts leichter als das! Wenn Sie wollen, das unterschreibe ich. Aber Sie tun mir doch zu leid, und ich bin zu ehrlich, als daß ich Sie nicht vor einem solchen Vertrage warnen sollte. Was kann ich am Ende gegen Hunde tun, die mir partout nachlaufen? Es ist manchmal bloß ein Geruch, den man in den Kleidern hat. Ich nehme heute vielleicht Ihr Geld, und in acht Tagen kommt sie zu mir zurück, und da wollen Sie alles wieder raushaben. Ich habe es aber vielleicht schon ins



Geschäft gesteckt, kann es vielleicht beim besten Willen nicht schaffen, und dann nennen Sie mich vielleicht einen Lumpenhund. Und das Mädel hat große Rosinen im Sacke. So ein Frauenzimmer weiß, sie kann vor die Hunde gehen, kann aber ebensowohl auch noch ein ganz anderes Glück machen, als es ihr — entschuldigen Sie! — ein Mann wie Sie, Herr Professor, bieten kann. Sie bildet sich ein, sie kann einen Grafen, kann einen Fürsten heiraten. Und glauben Sie mir, daß sie gar nicht so unrecht hat. Eine oberschlesische Fürstin hat auf dieselbe Weise angefangen und sich im Hui und Hastenichtgesehen mit einem Salto mortale in ihre Kreise aus unseren Kreisen hinübergeschwungen.“

Damit erhob sich Flunkert von seinem Sitz, um zu gehen. Er schien mit dem Erfolge der Unterredung zufrieden zu sein.

Das ist von dem Bildhauer nicht zu sagen.

„Wann werden wir unsere Unterredung zu Ende bringen, Herr Flunkert?“

„Wann Sie wollen, jederzeit. Ich muß jetzt nur zu einem Sühnetermin. Ich habe nämlich jemand geohrfeigt, der sich erlaubt hat, meiner knädchen Frau Mama zu nahe zu treten.“

Bei diesem Worte hatte der Zirkusdirektor bereits die Türklinke in der Hand, grüßte und ging, das eine Bein wie ein verwundeter Panther nachschleppend. Der Bildhauer blieb allein zurück.

Er blieb zurück mit gemischten Gefühlen.

Was hatte er aus dem Verhalten dieses Burschen herauszulesen? Fünftausend Mark, bar auf den Tisch gezählt, hatten ihm keinen Eindruck gemacht oder schienen ihm keinen gemacht zu haben. Weil es ihm zu wenig war? Es gibt ja bei solchen Leuten Dinge, die

begreiflicherweise überhaupt nicht verkäuflich sind. So wertvoll war ihm Wanda wohl nicht. Also lagen doch wohl Beziehungen vor, welche ihn, ebenso wie den Künstler, gleichgültig gegen Geld machten. Hätte Paul Haake fünfzigtausend Mark im Besitz gehabt, er hätte sie ohne weiteres hingegeben, wenn er das Mädchen wirklich mit dieser Summe erobern konnte. Auch bei Flunkert war vielleicht der Geldnerv durch die überstarke Vibration eines anderen Nerven übertäubt, ja totgemacht worden.

Eine lange, lange Zeit saß der Künstler fast regungslos. Es war, als blicke er mit den Augen der Seele nicht etwa in die Vergangenheit, sondern in grauenvoller Hellsicht in seine eigene Zukunft hinein. Dann schien es plötzlich, als habe das, was er so erblickt, einen Entschluß zur Reife gebracht. Auf sein Klingelzeichen kam der Kellner des kleinen Gasthofs herein; Haake bat um die Rechnung, er werde abreisen.

Kaum war dies geschehen, als Wanda erschien.

„Was, du packst deine Sachen? Was, du willst abreisen?“

„Ja, Wanda, ich reise! Reise mit!“

„Was denkst du nur, Paul?! So schnell geht das doch nicht! Man kann doch die Sache nicht übers Knie brechen!“

„Heut brech' ich sie aber übers Knie, Wanda!“

Wanda trat ans Fenster und schwieg.

Im Hofe des kleinen Gasthofs lärmten die Sperlinge. Man zog ein Paar Gäule aus dem Stall, um sie vor den alten, windschiefen Omnibus anzuschirren, der Gäste nach der Bahn bringen sollte. Eine Kastanie, die Laub in allen Tönungen von Gelb zeigte, hatte den größten Teil ihrer Blätter über die feuchtgrauen, schmutzigen Katzenköpfe des Hofes wie einen goldenen Teppich gelegt. Enten schnatterten in irisierenden Pfützen der Umgegend eines gewissen Ortes, in den hie und da eine



Magd oder ein Gast schlüpfte. Ein Kettenhund schob seinen eisernen Ring, hin und her rasend und heiser bellend, an einer dicken Stange herum. Auf dem oberen Rand einer Stalltür hockten Hühner. Unter schuppenartigen Überdachungen lagen alte Kisten, Gerümpel, Räder, Stangen, zerbrochene Karren, Gebunde Stroh und dergleichen umher, in ganzen Armeen leere Bier- und Weinflaschen. Es war einer jener schönen Augenblicke, da die Sonne nach einem herbstlichen Regen alles besonders köstlich blinken und aufleuchten macht. Paul Haake empfand das, als er nach einiger Zeit neben Wanda trat, um, die Hand auf ihren Scheitel gelegt, den Grund ihres Schweigens zu erfahren. Da hatte sie Tränen in den Augen. Und weil die Sonne auch diese Tropfen durchleuchtete, küßte er sie, unterm verliebten Gurren der Täuberiche, sanft von ihrem Antlitz hinweg.

„Du sollst nicht fortgehen!“ sagte sie trotzig und leise und stieß dabei mit dem Fuße auf.

Der Bildhauer nahm sie auf den Schoß.

„Höre mal, Wanda! Denke dich doch mal in das zurück, was gewesen ist! Wie glücklich sind wir beide gewesen! Du hast mir hundert und hundertmal dankbar die Hand geküßt, als ich dich in meinem Atelier erwärmt und gepflegt habe. Wie herrlich hat dir der Glühwein geschmeckt, Wanda! Den großen eisernen Ofen hast du immer die Brutmaschine genannt, weil seine Glut deine starren Glieder gleichsam bebrütete. Und wie hat ihm unser Faktotum, der Neumann, eingeheizt! Später hast du ein bißchen Modell gestanden, aber doch nur so lange, als du Lust hattest, länger nicht. Da warst du doch mein kleiner Götze, da habe ich dich doch angebetet. Es ging doch so gut, du sagtest ja selbst, es ginge doch alles so gut mit uns, du hättest dich nie im Leben so wohl gefühlt. Einmal trällertest du das Lied: Es kann ja nicht immer so bleiben, hier unter dem wechselnden Mond! Das machte mich unruhig. Aber da hast du mich

geradezu ausgelacht. Ich wollte vor dem vierzigsten Jahre nicht heiraten: wir kamen so herrlich miteinander aus, daß ich anderen Sinnes wurde. Du hantiertest den ganzen Tag vergnüglich singend in unseren paar Räumen herum, unser Essen kochten wir miteinander, des Abends tranken wir unsern Wein. Dann kam das Glück mit dem Toberentz. Ich hatte den Brunnen fertigzumachen. Habe ich da nicht zuerst an dich gedacht? Habe ich dich nicht von oben bis unten neu ausgestattet? Du kostetest mich ein Riesengeld. Aber was sollte denn mir der Prast, wenn ich ihn nicht für meine Kleine ausgeben konnte?! Wanda, Mädels, wenn mein Geld gelangt hätte, ich hätte dir ganz Breslau, ganz Preußen, ganz Deutschland gekauft. Die Leute aus aller Herren Ländern, Künstler und Kaufleute, Juweliere, Seidenhändler und Pelzhändler und was weiß ich, hätten ihre Herrlichkeiten vor dir ausschütten müssen!“

Sie hinderte ihn durch Küsse am Weitersprechen.

„Meine Verhältnisse besserten sich. Wir sind bei deiner Mutter gewesen. Die alte Frau hat mich ein ums andere Mal als ihren Schwiegersohn umarmt und ans Herz gedrückt. Sie sagte, nun könne sie gerne sterben. Wir haben dann miteinander Kaffee getrunken. War das nicht schön? Haben wir nicht alle fortwährend Wasser in den Augen gehabt? Und dann hast du mich plötzlich heimlich verlassen. Es wäre mir lieber gewesen, Wanda, glaube es mir, wenn du mich mit einem schnellwirkenden, starken Gift abgetan hättest. So ließest du mich in einem Zustand, in dem ich nicht leben und nicht sterben konnte, zurück. Ich habe furchtbare Augenblicke, furchtbare Stunden, furchtbare Tage und geradezu höllische Nächte durchgemacht, unsägliche Leiden, kleine Wanda. Ich könnte dich fragen: warum hast du mir das getan? Warum bist du gerade auf diese und keine sanftere Art und Weise verfahren mit mir? Wanda, wir wollen das alles nicht aufrühren. Wanda,



Geliebte, rette mich! Ich kann ohne dich nicht leben, Geliebte! Ich lebe nur von dem Gedanken an dich! Nur daß ich an dich denke, lindert mein Fieber, meine Schmerzen hier über dem Magen, den Brand des Stachels, den ich in mir stecken habe! Nur daß ich an dich denke, hebt ein wenig meine Mattigkeit, meine Abgeschlagenheit, das graue Elend, das mich hundertmal am Tage vergehen läßt, mir hundertmal am Tage speiübel macht. Oder da, da — mach ein Ende mit mir, Wanda!“ Er kramte nach etwas in den Taschen herum, und sie wußte von einem blanken Dolch im Futteral, den er in einem Antiquitätengeschäft gekauft hatte und immer bei sich trug.

„Nein,“ sagte sie, „nein! So mußt du nicht wieder anfangen, Paul.“

Der Liebende mochte eine Zeitlang geglaubt haben, er sei seinem Ziel, sie zu erweichen und wiederzugewinnen, nähergekommen. Nun wußte er, daß er sich getäuscht hatte. Es hatte geklopft, der Hausknecht kam, und Haake sagte: „Ja, bringen Sie meine Sachen auf den Omnibus!“ Und hernach, als der Hausknecht verschwunden war: „Nun ja, was noch? Laß es dir gut gehen, Wanda!“

„Nein,“ sagte sie wütend unter Tränen, „du wirst mich hier nicht wieder allein lassen!“

„Du läßt mich allein, ich lasse nicht dich allein! Glaubst du denn, daß ich hier den Pudel oder das Richardl oder den Grunz oder den Clown der ehrenwerten Familie Flunkert machen kann? Glaubst du, ich könnte ihrer Zigeunerwirtschaft auf Rädern wie ein Schakal nachlaufen und von den abgenagten Knochen leben, die ihre Mitglieder so gnädig sind, aus den Fenstern herauszupfeffern, oder dem Müllhaufen, den sie zurücklassen? Glaubst du, ich hätte in der Welt — Himmel Donnerwetter nochmal! — nichts anderes zu tun? Ich bin ein Künstler, ich bin ein Bildhauer! Ein großer

Künstler, ein großer Bildhauer! Mein schlafender Knabe hat mich berühmt gemacht. Ich habe den Toberentz-Brunnen vollendet. Es ist bereits ein Gereiß' um mich. Ich habe drei oder vier große Aufträge, die mich ebenso viele Jahre vollauf beschäftigen und die mich außerdem reich machen, Wanda, verstehst du mich! Dies alles werde ich in den Wind schlagen, meinst du — wie? — und dir und den Flunkertleuten nachlaufen, weil du eine ganz gemeine Dirne bist?“

„Habe ich dir je gesagt, Paul, ich wäre ein Engel?“

„Nein, das hast du mir nicht gesagt, das wäre auch eine verfluchte Lüge gewesen!“ Er schrie, er nahm keine Rücksicht mehr: „Ich kann hier nicht bleiben, ich muß nach Breslau! ich muß nach Paris! ich muß nach Rom! Ich habe Pläne und Absichten, die eines großen Künstlers würdig sind. Ich kann hier nicht im Kote erstickten!“

Da flog sie ihm jäh um den Hals und beschwor den Sturm seiner Heftigkeit, indem sie: „Paul, ich komme ja mit dir! ich komme ja mit dir!“ gleichsam in das eine seiner Ohren blies. Bald beugte er sich zum Fenster hinaus, um sein Gepäck zunächst noch einmal aus dem Omnibus herausnehmen zu lassen. Der Hausknecht brachte es wieder herauf.

Jetzt entwickelte Wanda einen Plan, den sie zu ihrer Befreiung entworfen hatte. Haake, der seine Heftigkeit nicht ohne Absicht gespielt hatte, von dem Nutzen des Schachzuges überzeugt, nahm, was sie sagte, in der Rolle des Inquisitors entgegen, um seinen Vorteil nicht wieder einzubüßen. Bald aber stieg er vom Richtersessel herab, weil eine Beichte, ein Bekenntnis, ein Geständnis größter Körper- und Seelenleiden ihn alle Strenge vergessen machte.

Nein, das hatte denn doch der Bildhauer nicht geahnt, was dieser Flunkert für ein abgefemter, verruchter Geselle war. Es gab kein Verbrechen gegen die Sitte zum



Beispiel, das ihm nicht von seiner nächsten Umgebung nachzuweisen gewesen wäre. Ihm zehn Jahre Zuchthaus einzubrocken, war eine Kleinigkeit. „Rette mich! rette mich von dieser Bestie!“ rief sie aus. „Paul, wenn ich dir sagen wollte, was er mit der Peitsche in der Hand von mir verlangt, du würdest an den Wänden hinaufgehen! Er schickt mich zu einem Freiherrn von Giersdorff auf die Jagdhütte. Ich weigere mich. Der Mann hat ihm Geld bezahlt. Ich schreie: Ich bin kein Tier! Ich lasse mich nicht verkaufen! Ich bin nicht gegangen, natürlich nicht. Aber ich werde doch schließlich hinmüssen, wenn du mich nicht mit dir nimmst! Und nun erst seine schwangere Frau: in den Topf mit Suppe aus Hundekuchen, oder was es ist, den wir hinunterwürgen müssen, wenn wir nicht verhungern wollen, hat sie mir neulich ein Pulver geschabt, davon bin ich drei Tage krank gewesen. Ich fühlte, wie alle Glieder abstarben, und habe über vierzig Grad Fieber gehabt. Sie stellen mir nach, sie wollen mich umbringen. Ich habe das Geld an Mutti geschickt, das du mir neulich gegeben hast. Jetzt behauptet der Mensch, ich sei ihm sechshundert Mark schuldig. Es stehe alles zu Buch, sagt der Mensch. Schuhe, Wäsche, Trikots für mein Auftreten, Doktor, Wohnung, Kost und so fort, Steuer, Bahnbillets und dergleichen. Lehrgeld: ich sei eine Anfängerin. Was er mir zahle, sei Taschengeld. Er gibt mir nicht einen Pfennig Gehalt. Gegen sechstausend Mark, Paul, will er mich loslassen...“

„Nein! Keinen Pfennig, sondern der Staatsanwalt!“

Da mußte sie ihm ein Bekenntnis machen. Es war ohne weiteres einleuchtend, daß danach der Staatsanwalt unter allen Umständen zu vermeiden war. Am Schlusse war alles dahin gediehen, daß Wanda nach einem Liebestribut, den sie Haake unzweideutig gezollt hatte, mit etwa sechshundert Mark davon schlüpfte.

Nach mehreren Wochen war Paul Haake immer noch nicht nach Breslau zurückgekehrt und immer noch an den Zirkus gefesselt. Er hatte sich mit dem Baron Dagobert von Römerscheid befreundet, der gemeinsam mit ihm hinter der kleinen Gauklerbande her- oder ihr vorausreiste. Der Bildhauer glaubte, sich überzeugen zu müssen, daß der Baron es nicht verschmähe, sich von der Witwe Flunkert durch heimlich zugesteckte Summen unterhalten zu lassen.

Haake kämpfte vergeblich gegen eine gewisse Lethargie, die ihn besonders lähmend befiel, wenn er den Gedanken der alleinigen Abreise neuerdings aufnehmen wollte. Was die Befreiung Wandas betraf, so schien sie ja immer in nächste Nähe gerückt; aber zuletzt gab es stets noch etwas, dessen Regelung abgewartet werden mußte. Im Reden über Flunkert junior, seine mit Rattengift angeblich so vertraute Frau, ja über sich selbst hatte sich Wanda wohl dessen schuldig gemacht, was in dem Namen der Vagantenfamilie lag, und hatte wahrscheinlich stark geflunkert. Üble Nachrede, oberflächlich dahergeplappert, war ja von jeher eine Unart von ihr. Es entging ihr vielleicht sogar, daß die Nachrede übel war, da sie ja selbst für Sittlichkeit keinen Sinn hatte. Und schließlich: kehre jeder vor seiner Tür! Dies war ein kategorischer Imperativ, welchen Paul Haakes Vater bereits ihn gelehrt hatte. Die mildere Denkart des Bildhauers hatte mit dem Gespräch, das die Direktorin ihm gewährte, ihren Anfang genommen, hatte sich im Verkehr mit ihrem Sohne verstärkt und war in neuerlichen Begegnungen zu einem beinahe freundschaftlichen Umgangston verdichtet worden.

Dem Verkehr Wandas mit dem Bildhauer legte Flunkert nichts in den Weg. Er hatte auch nichts dagegen, wenn Haake zum Range eines erklärten Bräutigams



seiner Drahtseilkünstlerin aufrückte. Er wußte den Bräutigam allmählich auch von den guten und besten Absichten halb und halb zu überzeugen, die er für Wanda hege, einen Racker, den man, wenn er nicht Dummheiten machen solle, zum Arbeiten anhalten müsse. Nun war vielleicht Balduin wirklich, wie der Baron behauptet hatte und immer wieder behauptete, eine Zuhälternatur. Aber bei diesen Leuten war das nichts Ungewöhnliches. Das mußte natürlich auch der Baron zugeben, der sich übrigens ohne jeden Adelsstolz gegen Haake betrug und es gern huldvollst geschehen ließ, wenn dieser ihn wieder und wieder regalierte. Er wußte viel, auch sogar aus dem Leben der fahrenden Leute, und Gespräche mit ihm waren selten langweilig. Die Welt der Landstraße war ja, da Haake eine Wanderburschenzeit hinter sich hatte, auch ihm nicht fremd. Aber der andere war weiter und kühner gereist, und wo der eine schließlich nur Erfahrungen sammelte, hatte er fast unglaubliche Dinge erlebt.

„Natürlich wäre es ganz verkehrt“, sagte eines Abends der Baron beim Wein, „wenn man annehmen wollte, daß einem Kunstreiter, selbst so niedrigen Ranges wie Balduin, jede menschliche Regung fernläge. Es mag wohl sein“, fuhr er fort, „er hat Ihre übrigens sehr leichtsinnig auf das Spiel gesetzten fünftausend Mark abgelehnt, weil er, wenn er Wanda solange wie möglich behält, die wirklich allmählich besser arbeitet, nicht nur für sich, sondern auch für sie den größten Vorteil sieht. Es ist auch möglich, er hat das neulich von Ihnen an Wanda gezahlte Honorar zum größeren Teil, wenn nicht ganz, für das Mädchen sicher angelegt.“

„Was meinen Sie für ein Honorar?“ fragte Haake.

„Nun Gott, ganz einfach: das Honorar. Sie würdigten mich ja doch, Herr Professor, einer vertraulichen Mitteilung. Niemand kann das doch anders auffassen!“

Der Jähzorn stieg in Haake empor.

„Bitte, reden Sie nicht von Honorar! Es soll hier niemand von Honorar reden. Es handelt sich hier um meine Braut. Es handelt sich hier um ein Mädchen, mit dem ich mein Leben auf immer verbinden werde und das sich mit mir auf Lebenszeit verbinden wird. Der Zweck der Summe war ein ganz anderer. Sie will sich freimachen, und so müssen Vorschüsse aller Art beglichen werden. Das sind ja die Schlingen, mit denen solche Sklavenhalter hauptsächlich arbeiten. So steht die Sache, das merken sie sich!“

„Nichts für ungut, nein, Gott bewahre, Herr Haake! Ich gebe zu, daß der Ausdruck verfehlt ist. Schenken Sie mir eine Zigarette! Ich wollte sagen... was war es doch?... ich will die Sache zu Ende bringen. Ich hoffe, Herr Haake, es wird Sie nicht wieder aufregen, wenn ich an der Meinung festhalte, daß der Lange“ — so nannten die Zirkusleute Flunkert — „Ihre Braut so lange wie möglich ausnützen will. Dabei braucht er auf irgendein Taschengeld, das sie sich macht, nicht zurückzugreifen. Eine Provision, das wird alles sein. Es ist ja allmählich nicht mehr zu verheimlichen: die kleine Lausemanege hat augenblicklich in Wanda ihre größte Attraktion. Neulich wollte sie ja schon, wie mir die gnädige Frau verwitwete Flunkert im Vertrauen mitteilte, ein Agent von Renz den Flunkerts abhandeln.“

„Auch bei mir“, sagte Haake, „war der Agent. Ich habe ihn höllisch ablaufen lassen!“

„Warum haben Sie ihn denn ablaufen lassen? Meinen Sie nicht, daß Ihre Geliebte bei Renz in Berlin ganz andere Gagen erreichen und ganz anders vorwärtskommen kann?“

„Ich wünsche nicht, daß sie beim Zirkus bleibt! Ich wünsche nicht, daß sie sich tiefer in dieses Artistendasein verwickelt, sondern daß sie sich herauswickelt!“

„Sagen Sie: der Agent, war das der junge, hübsche Mensch, der vor einigen Tagen an Ihrem Tische saß,



auf dem Sie eine ganze Anzahl leerer Pullen stehen hatten, und der schließlich so viele Taktlosigkeiten gegen Sie beging, bis ihn ein Faustschlag von Ihnen mitten ins Gesicht wie ein Stück Holz vom Stuhle warf?“

Dieser Vorfall, der sich tatsächlich zugetragen hatte, zeigte, bis zu welchem Grade sich Haake bereits wiederum gelegentlich gehen ließ, und gab Anlaß zu schlimmen Befürchtungen.

## 16

Etwa zwei Tage nach Haakes Gewalttätigkeit trat etwas ein, worauf er mit einer ähnlichen Inbrunst wie die leidende Menschheit auf die Geburt eines Heilandes gewartet hatte. Frau Flunkert junior war endlich mit einem Knäblein niedergekommen. Auf die veränderte Lage, die mit diesem Ereignis gegeben sei, hatte der Zirkusdirektor immer wieder den Künstler vertröstet, weil ja dann seine behinderte Gattin Elsa als Gaila, die Tochter der Luft, das Drahtseil besteigen und ihre Arbeit wieder aufnehmen könne.

Das Ereignis verlief programmgemäß. Eine Zeitlang war der Wagen der zweiten Flunkertgeneration Gegenstand allgemeiner Sorge und Aufmerksamkeit. Mehrere alte Frauen sah man beständig hinein- und herauskriechen, sogar der Landarzt hatte darin zu tun. Ein neuer Laut drang zum Fenster heraus, der die Bulldogge Grunz total verrückt machte, so daß sie anfallsweise mehrmals wie toll um den Wagen herumrabatzte. Aber auch Richardl, die übrigen Pferde und die beiden Milchziegen, die man mitführte, schienen das Außergewöhnliche zu spüren, das die Gesellschaft, zu der sie gehörten, betroffen hatte. Immer wieder mußte die Hebamme eine Ziege oder eine Ziege die Hebamme von der Wagengstiege fortstoßen.

Flunkert junior markierte familienväterliche Glück-

seligkeit. Er ließ sich schmunzelnd von Paul Haake die Hand schütteln, der es, in anderer Weise festlich berührt, ebenfalls nicht lassen konnte, um die fahrende Wohnung herumzuschleichen, in der das Mysterium vonstatten gegangen war.

Acht Tage später bereits war in der protestantischen Kirche des Ortes die Taufe angesagt. Die Familie Flunkert hielt darauf, daß in kirchlichen Dingen nichts versäumt wurde; ging doch Flunkert junior, wenn eine Kirche erreichbar war, am Sonntagmorgen regelmäßig zum Gottesdienst.

Wie scheinbar innig das Verhältnis der Flunkerts zu dem Bräutigam Wandas geworden war, konnte man aus dem Umstand entnehmen, daß er gebeten wurde, bei dem Täufling Gvatter zu stehn. Er schätzte sich glücklich, schon weil seine Stimmung die allerbeste war, dieser Auszeichnung gewürdigt zu sein, nahm sie an und fuhr sogleich mit Wanda nach dem nahen Berlin, um das Patengeschenk für sein Patchen zu kaufen. Als beide am nächsten Mittag zurückkehrten, konnte man unschwer erkennen, daß Wanda ganz gewiß den zehnfachen Wert des Patengeschenk in einem neugekauften Hut, Mantel und Sonnenschirm, einer neuen Armbanduhr und dergleichen am Leibe trug.

Zum Taufdiner nach dem kirchlichen Akt hatte der Bildhauer in ein Haus eingeladen, das erst vor kurzem aus einer verwahrlosten Villa in einen Gasthof umgewandelt worden war. Das Gebäude hatte länger als ein halbes Jahrzehnt unbewohnt gestanden und war verfallen, weil man vor dieser Zeit ein Hehlernest und eine Falschmünzerwerkstatt darin entdeckt hatte. Es war eben schon die Peripherie der Riesenstadt, die man zu spüren bekam.

Die Räume des Hauses und so sein Besitzer waren für einen Gasthof sehr fremdartig. Der Wirt glich in seinen Schafftstiefeln einem verabschiedeten Kavallerie-



offizier, der eine tückische Hoffart, verbunden mit Roheit, unter den vergeblichen Versuchen zur Katzenfreundlichkeit nicht verbergen konnte. Es mochten die Eigenschaften sein, die ihn seine Karriere gekostet hatten. In der Erniedrigung, zu der er verurteilt war, wirkte er abstoßend. Haake gestand sich, trotzdem der seltsame Gastwirt es im Reden und Tun durchaus nur mit den feudalen Kreisen hielt, daß er durch ihn, der diese Falschmünzerhöhle in den besten Gasthof des Ortes umzuwandeln versuchte, mehr an die Kreise dieser Hehler und Falschmünzer erinnert wurde.

Der Raum, in dem das Taufessen abgehalten wurde, verleugnete mit seinen feuchten Wänden, mulmigen Dielen und dürftig angehängten Fenstervorhängen ebensowenig das einst verrufene Gespensterhaus. Denn daß in solchen Gebäuden Gespenster umgehen, ist selbstverständlich.

Das Hauspersonal des Wirtes, der mit Vornamen Botho hieß und hinter diesem einen märkischen Adelsnamen trug, aber ohne das Wörtchen von, bestand aus einem alten Weib, das er irgendwo aufgelesen und, gegen den dürftigsten Bissen täglichen Brotes, bei sich schuffen ließ. Er war unbeweibt, hatte nur einen kränkenden, vierzehn Jahre alten, zurückgebliebenen Sohn, der seine Schwächlichkeit den Hungerkuren verdankte, die er fortgesetzt zu erdulden hatte. Der Vater zog Helmut, so nach dem großen Moltke genannt, zur Bedienung der Gäste heran. Man kann nicht sagen, daß er deshalb überbürdet gewesen sei; denn Gäste trafen sehr spärlich ein, fast immer nur dann, wenn sie sich hierher verirrt hatten, wie denn das Ganze nur allzu deutlich die Züge eines totgeborenen Unternehmens trug. Ein Gast wie der Professor Haake, der im Hause wohnen blieb, stand in der Chronik des Hauses allein. Und ebenso eine Gesellschaft von elf Personen, wie sie sich gegen Mittag um die bereitgestellte Tafel gruppierte. Den Pastor als

zwölften an der Tafel zu haben, war der Versuch gemacht worden, aber fehlgeschlagen.

Die Mutter des Täuflings hatte Paul Haake zur rechten Seite. Ihm zur Linken saß Wanda, die einen Berliner Gast, einen Clown, Tom Billing, zum Tischherrn hatte. Dieser hatte ein buckliges, älteres Dämchen mitgebracht, eine Schwester der Witwe Flunkert, die einen ausgedienten Stallmeister bei Renz zum Manne hatte und in der Buchhaltung dieses Zirkus Verwendung fand. Sie wurde von Flunkert junior zu Tisch geführt. Der geprügelte Baron saß, zu Gnaden angenommen, zur Linken der Direktorin. Die Mißhelligkeiten waren, jedenfalls für den Augenblick, ausgeglichen. Zwischen diese Paare waren der Generalmusikdirektor der kleinen Wandertruppe, Maskos, der Mann für alles, Pudelko, und der siebenjährige kleine Firmian eingeschoben. Er betrank sich vor Ablauf der ersten halben Stunde bis zur Besinnungslosigkeit und mußte in einem Zimmer der Falschmünzervilla zu Bett gebracht werden, ein Vorfall, welcher der anfänglich etwas stockenden Geselligkeit einen erwünschten Anstoß gab. Tom, ein alter Kollege und sibirischer Wandergenosse der Direktorin, eine berühmte Nummer in Berlin, hatte sich allerdings schon beim Eintritt bemüht, durch allerhand Späße Leben in die Bude zu bringen. Aber erst jetzt gelang es ihm durch ein Frage- und Antwortspiel, das er, ehe er ihn forttrug, mit dem benebelten Jungen anstellte. Das Essen war, wie zu erwarten: nämlich eine schlechte Hausmannskost. Jedes Gericht, das von dem feudalistisch lackierten Wirt und seinem Sohne aufgetragen wurde, mußte sich die witzigsten Glossierungen von Tom gefallen lassen. „Mein liebes Gulasch, wo habe ich Sie zuletzt gesehen? Wahrhaftig, Sie sind wieder jung geworden! Nur durch einen Zufall, sonst hätte ich Sie stundenlang kauen können, habe ich Sie wiedererkannt. Wie haben Sie es möglich gemacht, sich vor Hunden, Katzen und Ratten zu



retten? Was hat Sie überhaupt dermaßen wacker auf die Beine gestellt?“ Die tödlichen Blicke des falschen Feudalaristokraten schienen Tom keinen Eindruck zu machen. Ein Glück, daß nicht der unbezahlte Giftkeller des Falschmünzerhotels auch den Wein stellte. Paul Haake hatte einen guten deutschen Schaumwein eingekauft und sich mit Herrn Botho auf Pfropfengeld geeinigt.

„Liegen eigentlich Ihre Güter in der Mark oder in Pommern, Herr Rittergutsbesitzer?“ fragte Tom Billing mit der Miene der Selbstverständlichkeit.

„Wo meine Güter gelegen haben, geht Sie nichts an!“ gab Botho zur Antwort und trat mit dem Absatz seines Schafstiefels ein hörbares Loch in eine morsche Stelle des Fußbodens. „Ich stünde nicht hier, wenn mich nicht ein verdammter Jude darum betrogen hätte!“

„Ich bin kein Jude“, sagte Tom Billing und zündete, mit Erlaubnis Wandas, gleichmütig eine Zigarette an.

Zwischen Flunkert junior und Tom Billing bestand ein erheblicher Unterschied, nicht nur in der Kleidung — Flunkert trug einen würdigen Bratenrock, den vielleicht schon sein Vater von irgendeinem Dorfschneider hatte bauen lassen, der Cutaway des Clowns war in London gemacht —, sondern der Unterschied lag auch im Bau der Köpfe und war der zwischen einem gebildeten und einem ungebildeten Geist. Den verfeinerten und beweglichen Zügen des bartlosen Clowns stand die harte, sommersprossige Rothaarigkeit Balduins gegenüber, der ein in zwei Rattenschwänzen nach oben gedrehtes Schnurrbärtchen trug und eine Fliege unter der Lippe. Der glänzende Turner am Trapez konnte sich hier am Tisch nur mit unbeholfenen Bewegungen und einem befangenen, linkischen Betragen forthelfen. Mehrmals stieß ihn die Witwe Flunkert an und machte ihm seines Stillschweigens wegen Vorwürfe. Sie erreichte nichts weiter als eine kurze, knurrende Ablehnung. Seine leeren,

wasserhellen Augen irrten hilflos herum und waren der Ausdruck einer Verlegenheit, die durch die Art des Gesprüches, das zwischen Billing, Haake, Maskos und der buckligen Schwester der Witwe ging, verursacht war: es wurde auf einer Ebene geföhrt, zu der seine geistige Kraft nicht hinaufreichte.

An Wissen, an Erfahrung, an Geist, von der Summe seiner hier nicht zutage tretenden Talente ganz abgesehen, überragte Tom Billing sämliche Taufgäste. Da er sich selbst nicht langweilen wollte und in Haake sowohl als dem kleinen, runden Musiker Maskos zwei Hörer sah, um derentwillen das Sprechen sich lohnte, ließ er sich gründlich die Zügel schießen. Natürlich renommierte er auch; aber keine Rede davon, daß er darum gelogen oder nur aufgeschnitten hätte.

„Für wie alt halten Sie mich?“ fragte er. Der Bildhauer riet auf dreißig Jahre. — „Ich habe die Fünfzig überschritten. In Europa, inbegriffen England und Spanien, kenne ich jede größere Stadt. Dabei aber auch zahllose kleine Dörfer und Marktflecken. In Rußland bin ich jahrelang gereist. Im Wohnwagen machten wir das asiatische Rußland und, ohne daß ich je verbannt wurde, Sibirien unsicher. Ich habe den sibirischen Bauern und den Gefangenen dieselben Kunststücke gezeigt, mit denen ich in London, Madrid, Paris und Berlin Aufsehen machte. Ich spreche elf Sprachen wie meine Muttersprache, meine Herrschaften, trotzdem ich ein bloßer Spaßmacher bin. Nun werden Sie sagen, ich triebe den Spaß zu weit, wenn ich Ihnen erkläre, daß ich meine Verwandten nicht nur unter europäischen Zirkusfamilien, sondern auch in russischen Fürstenhäusern sitzen habe und daß eine meiner Schwestern Fürstin Dolgoruki ist.“

„Das ist gar nichts. Mein Bruder ist augenblicklich König von Polen!“ sagte der Wirt.

„Oh, Sie brauchen nicht zu denken, daß ich auf-



schneide. Wichtig machen will ich mich deshalb nicht. Ich bin stolz darauf, daß ich, wie mein heutiges Patenkind, im Wohnwagen auf der Landstraße das Licht der Welt erblickt habe.“

17

Noch eine gute Weile zögerte der Augenblick, an dem die Tonart Balduins und seines getreuen Hundes Puddelko sich durchsetzen konnte. Den kleinen Toast auf den Täufling hielt der Bildhauer und Gastgeber, der sich durch Maskos und vor allem Tom Billing mit der größten Zuvorkommenheit und Achtung behandelt sah. Seine Gegenwart legte nahe, das Artistenwesen herauszustreichen, um ein volles Verständnis dafür zu erwecken.

„Ich stehe nicht an, zu erklären“, sagte der quäkige, kleine Zirkusmusikus mit einem um Erlaubnis bittenden Blick an die Direktorin, „ich stehe nicht an, zu erklären: die Hochleistungen in der Manege sind das Gediegenste, Wunderbarste und Genialste, was menschlicher Fleiß, menschlicher Mut und der menschliche Körper erreichen können. Höheres hat Arbeit auf keinem Gebiete geleistet. Dieses Gebiet ist vielleicht das höchste, klassischste, weil natürlichste menschliche Bildungsgebiet!“ — Er quäkte weiter und lächelte breit: „Ich weiß nicht, warum man es eigentlich so verachtet. Ich sehe außer der menschlichen Stupidität keinen Grund dafür. Bei keiner Kunst, die ja bekanntlich vom Können kommt, kann so wenig gemogelt werden. Als Pianist in Wien habe ich angefangen. Greife ich fehl, nun, so fallen eben ein Dutzend Noten unters Klavier. Greift aber zum Beispiel Herr Flunkert auf dem Trapez fehl, so fällt er selber unters Klavier, und das heißt eben weiter nichts als den Hals brechen.“

Obgleich dies nun eigentlich keine Herausforderung

des Götterneides war, klopfte die ganze Gesellschaft mit Kniebeln gegen die Tischplatte. Flunkert indessen stand geschmeichelt auf, reckte sich hoch, riß die Schultern zurück und machte mit beiden Armen seitlich jene Bewegungen, welche seine kraftstrotzende Muskulatur gezeigt haben würden, wenn die Rockärmel es nicht verhindert hätten. Die Wirkung dieses ersten Hervortretens seiner Person war einstweilen nur ein kleines Schweigen der Betretenheit, worauf Maskos sein Quäken fortsetzte:

„Hier ist Tom Billing, der berühmte Künstler und Mann, der unübertroffene Meister auf allen Gebieten: Kunstreiter, Drahtseilkünstler, Jongleur, der sogar Meister ist auf meinem Gebiet, der Musik, und zwar als ein herrlicher ernster Violinvirtuos...“

„Ah, soo! Tom Billing sind Sie, Tom Billing sind Sie?“ sagte plötzlich der Wirt mit großen Augen.

Tom aber wollte durchaus nur zuhören und legte, immer nur Maskos anblickend, erst die Handflächen vielsagend auf den eigenen Mund und streckte sie dann in die Richtung des Wirtes, wie wenn er sie auch auf dessen Mund legen wollte: „Lassen Sie sich im Lobe Tom Billings nicht stören, Herr Maskos!“

„Gewiß nicht! Das kann auch kein Mensch in der Welt. Ich habe genug von der Welt gesehen, um zu wissen, welche Impotenz hinter den meisten glänzenden Außenseiten verborgen ist. Aber das macht es ja nicht, das ist ja gleichgültig. Wenn ich bedenke, was ein Mann wie Sie, Tom Billing, geleistet hat und zu leisten imstande ist“ — Tom Billing warf ein Glas in die Luft, es stand sogleich fest wie ein Denkmal auf seinem Kopf! — „und zu leisten imstande ist...“ — nicht sogleich flaute das Gelächter ab — „und zu leisten imstande ist, so zögere ich nicht einen Augenblick, ihn unter die größten Männer des Jahrhunderts einzureihen!“

„Well“, sagte Tom, „that's the right moment. Well,



well!“ — Damit griff er unter den Tisch und stellte eine Blechbüchse, enthaltend zwei Pfund Kaviar, mitten auf die Tafel.

Nachdem die Freude über die höchst willkommene Aufbesserung des Taufmahles, dessen spottschlechte Qualität nur durch die lauten und leisen Humore der Gesellschaft verdaulich gemacht wurde, abgeklungen war, ergriff Haake das Wort.

„Ich habe mir das Meine“, sagte er, „in dieser Beziehung auch gedacht. Es handelt sich bei den Künsten der Manege um etwas, das drei Jahrtausende lang und länger in der Entwicklung der Menschheit nachzuweisen ist. Es handelt sich da um ein Gildentum, das sich nun schon über anderthalbtausend Jahre, verfolgt, gehetzt, verachtet, unter dem kirchlichen und gesellschaftlichen Banne, in Armut, Elend und Entbehren aller Art fortschleppen und so sein Leben mühselig fortfristen mußte. Und was ist das Resultat aller dieser unsagbar schwierigen Umstände? Leistung auf Leistung steigender, bewunderungswürdigster Art, welche Leute aller Stände immer wieder dazu zwingt, Maul und Nase aufzusperren. Die körperliche Leistung des Artisten beginnt gleichsam auf dem Gebiete der Unmöglichkeit. . .“

„Auch richtig, richtig, Sie sind ja der Dumme August von Renz!“ erinnerte sich wiederum laut und vollkommen ungeniert der Wirt mit den Schafstiefeln, der sich merkbar, wenn auch im Nebenzimmer, am Sekt beteiligt hatte. Man achtete seiner weiter nicht.

„Die körperliche Leistung des Artisten beginnt gleichsam auf dem Gebiete der Unmöglichkeit“, wiederholte Maskos. „Ich habe Ihnen seit Jahren in verschiedenen Städten zugehört und zugehört. Wenn Sie den Dummen August spielen, so ist der Fall gerade umgekehrt, als wenn Stalljungen ihren Baron oder Grafen nachmachen wollen. Sie stellen sich dumm, und der Junge ist wirklich dumm. Sie, ohne den Mantel der

Bescheidenheit zu zerreißen, zeigen sich nach und nach als einer, der an Klugheit, körperlicher Leistungsfähigkeit, Kunstvermögen, genialen Fähigkeiten jedem Baron überlegen ist, nachdem Sie vorher den Dummkopf gespielt haben, der jedermann im Wege ist und dem sich alle Welt glaubt überlegen dünken zu dürfen. Aber was wollte ich sagen: die körperliche Leistung des Artisten beginnt auf dem Gebiete des Unmöglichen, zum Beispiel Ihre Geigenclownnummer, Herr Billing. Sie sind ein Mann, von dem ich die Chaconne von Bach jederzeit mit Meisterschaft gespielt hören kann. Jedes erste Orchester würde stolz sein, Sie als Konzertmeister zu gewinnen. Sie sind Komponist, wenigstens wenn Sie Ihre Geige im Arme haben. Da locken Sie ihre Leistungen ab, merkwürdige Tonnauern, wie ich sie mir bei Paganini denke. Ähnlicher Art war vielleicht bei ihm die Wirkung, die niemand recht definieren konnte und von der man sagt, daß sie dämonisch gewesen sei. In Ihrer Behandlung der Geige liegt Dämonie. Wenn Sie auf Ihrer E-Saite den krähenden Hahn imitieren, so scheint es jener zu sein, der bekanntlich dreimal krähte, während Petrus den Herrn und Heiland dreimal verleugnete. Es scheint jener biblische Hahn zu sein, der als dämonisches Tier hier und da an den gotischen Kirchen figuriert. Der ganze Zirkus mit zwei- bis dreitausend Menschen tobt wie ein Lachorkan, wenn Sie die gewaltige Stimme des Esels auf Ihrem himmlischen Guarnerius nachmachen. Aber es ist ebenfalls ein dämonischer Esel, etwa der Esel Bileams. Manchmal ist mir, als ob solche unerlösten, wehevollen Tierschreie auch durch Chopinsche Musik hörbar werden. Ich hörte einmal von Ihnen bei einer Wohltätigkeitsveranstaltung das Violinkonzert von Beethoven. Die Anregung gab, sagt Schindler, dem großen Meister Shakespeares Sommernachtstraum. Sie gaben der Rüpelseite den ganzen derben Eselshumor und der Elfenseite überirdische Zartheiten. Ihre Tonfäden waren tauglitzernde



Spinnefäden, in denen die Sonne funkelte, und Titania ruhte auf ihnen und ließ sich von Blumengeistern umtanzen. Und Ihre Pausen! Ihre Pausen, Herr Billing! Das waren durchaus keine toten Stellen. Ihre Pausen waren der schweigende Wald. Manchmal schien das Schweigen erwartungsvoll, immer unendlich vieles verbergend, immer unendlich vieles ahnen lassend und in Schweigen hüllend. Und der Wald, ein heiliger, ewiger, überirdischer Wald, ward zur Gegenwart mit der unergründlichen Tiefe seiner Mysterien!“

Maskos schwieg. Die Direktorin hatte ihm unter dem Tisch auf den Fuß getreten, weil Flunkert junior das letztemal schon ganz hörbar gegähnt hatte, ohne die Hand vor den Mund zu halten. Das Manöver wurde auch von Tom Billing und Pudelko bemerkt, und dieser glaubte den Augenblick gekommen, um die Unterhaltung in andere Bahnen und die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Er brachte auf künstlichem Wege ein fürchterliches Geräusch hervor, was jede einigermaßen gute Gesellschaft streng verbietet.

Das Entsetzen war allgemein, das Lachen aber nachher um so befreiender, als Pudelko den Nachweis zu führen in der Lage war, daß nur ein Stuhlbein aus Versehen dieses Geräusch erzeugt hatte.

Der Bildhauer hatte mit Vergnügen die ritterliche Art bemerkt, mit der Tom Billing seine kleine Wanda betreute. Er füllte ihr Glas, er legte ihr vor und sorgte dafür mit der Weltgewandtheit eines Gentleman, daß sie sich nicht einen Augenblick langweilte. Die kleine Mignon sah reizend aus, wurde aber von Tom scheinbar nicht für mehr genommen als ein Schulmädchen. Sie war natürlich entzückt von ihm. Sie möge ihn in Berlin besuchen, er werde ihr einige Tricks auf dem Drahtseil

zeigen, sagte er. Sie seien sehr leicht, er schenke sie ihr, sie werde großen Erfolg damit haben.

Weniger zufrieden als Paul Haake war Balduin mit dem Anteil, den Billing an der Kleinen nahm. Er zeigte Verstimmung und schoß hin und wieder boshafte Blicke. Seine Mutter sowohl als die eben erstandene Wöchnerin sahen mit Sorge, daß sich drohendes Gewölk auf seiner niedrigen Stirn zusammenzog. Sie versuchten es immer aufs neue, ihn aufzuheitern. Ein breites Grinsen im Gesicht des Musikers Maskos verriet, daß er über das, was die Frauen ängstete, viel eher eine hämische Freude empfand. Als nun die Einladung Toms, nach Berlin zu kommen, an Wanda ergangen war, rollte Flunkert mit beiden Händen einen Blechlöffel, als wenn er von Wachs wäre, und drückte ihn dann zu einem Klumpen mit der rechten Hand.

„Wenn ich will, wird sie nach Berlin fahren, wenn ich nicht will, bleibt sie hier!“

Das war ein Wort, welches drei Menschen starr und zwei davon erblassen machte. Am tiefsten erblaßte Elsa, die Mutter des Taufkindes, Paul erblaßte nicht ganz so sehr, Tom Billings kurze Erstarrung wurde sogleich von einem Ausbruch seiner überlegenen Heiterkeit weggefegt.

„Aber natürlich“, sagte er, „ein klein klein Mädchen fragt doch Papa, wenn es eine so große Reise unternehmen will. Und Sie sind doch ihr Chef, mein lieber Flunkert!“

Die eben erstandene Wöchnerin, die nach dem Ereignis ihre Nerven noch nicht ganz in der Hand hatte, stopfte das Taschentuch in den Mund, konnte aber doch nicht verhindern, daß sie plötzlich mit unterdrücktem Schluchzen fragte, was denn eigentlich ihr Gatte dawider haben könne, wenn Wanda Herrn Billing besuchen ginge.

„Und ich möchte fragen“, mischte sich plötzlich der Bildhauer ein, „wer darüber einzig und allein zu bestimmen hat.“



„Das habe nur ich! Nur ich ganz allein!“ sagte, indem sie Tom Billing anblickte, Wanda.

Tom lachte auf: „Es gibt also hier drei verschiedene Ansichten!“

Die Direktorin sagte mit einer Spitze gegen den Bildhauer: „Es ist Auffassungssache, wer in dieser Frage zuständig ist.“

„Wer es wissen will: ich allein bin zuständig! Und ich gebe nicht zu...!“ Diese Worte hatte Flunkert gesagt und durch einen Schlag mit der Faust auf den Tisch abgebrochen. Paul Haake war noch im Zustande der Versteinerung, als Elsa, die zeitweilig behinderte und nun wieder nahezu hergestellte Gattin des Direktors und Drahtseilkünstlerin, sich erhob und nichts weiter zu ihrem Manne als: „Du! du! du...!“ sagte. Nun fand der Bildhauer diese Worte: „Ich erlaube es meiner Braut, Herrn Tom Billing zu besuchen! Ich, der Bräutigam!“ — Jetzt erhob sich Flunkert und sagte nichts weiter zu dem, der gesprochen hatte, als: „Sie! Sie! Sie...! — Noch was?! — Sie...!“

„Allerdings ja, ich!“ erhielt er zur Antwort und erkannte im gleichen Augenblick, wie sich auf der Stirn des heutigen allgemeinen Gastgebers etwas Verhängnisvolles ansammelte. Ein gewisser gefährlicher Mechanismus, bei lange zurückliegenden Schlägereien, Messerstechereien und noch schlimmeren Gelegenheiten ausgeübt, drohte mit einer Wiedergeburt. Da fiel ein Stuhl — die Mutter des Täufelings war aus dem Zimmer verschwunden.

Natürlich folgte ihr sofort die Direktorin, ebenso die bucklige Schwester. Auch die kleine Wanda schloß sich an. Und nun gelang es Tom Billing und Pudelko, unter den Zurückbleibenden die Gemütlichkeit wiederherzustellen. Man füllte die Gläser, und Flunkert, Haake und Billing stießen, nachdem sie sich die Hände geschüttelt, versöhnt miteinander an.

Dann entfernten sich auch die Herren für einen Augenblick, wie es die Damen getan hatten, und erschienen erst wieder, als diese bereits gefaßt, mit getrockneten Tränen, ja heiter ihre Plätze wieder eingenommen hatten, worauf das Taufgelage seinen Fortgang nahm.

Man hatte sich gegen zwölf Uhr zu Tisch gesetzt. Fünf Stunden später dachte noch niemand daran, auch nur eine Pause im Trinken eintreten zu lassen. Der kleine, übrigens äußerst kurze Zwischenfall war ohne Wiederholung geblieben, und Flunkert, der nun gesprächig geworden war und sich ungehindert gehen lassen durfte, ohne daß irgendwer seinem Gelaber zuhörte, befand sich in einem Zustand hoher Selbstzufriedenheit. Es fehlte an Wein. Der feudale Botho hatte die Gesellschaft allein gelassen. Man rührte die Klingel. Man schrie: Wirt! Wirtschaft! und so fort, als man plötzlich aus den Kellerräumen des Hauses ein Gebrüll vernahm, das allen auf seltsame Weise in die Glieder fuhr, als würde da irgend jemand erdrosselt oder sonstwie vom Leben zum Tode gebracht.

Gleichsam mit einem Sprunge waren die Männer alle zugleich an der Tür, wovon das morsche Falschmünzernest von oben bis unten erschüttert wurde, und kamen, von den verzweifelten Lauten geführt, gangauf, gangab, treppauf, treppab, schließlich in einem öden Kellerraum an, in dem ein winziger Herd die Küche markierte. Was sie hier sahen, war von der Art, die wohl selten ein Taufmahl unterbrochen hat.

Die alte Hexe, deren Fraß man wider Willen gewürgt hatte, hielt mit beiden Armen unter ihrer Brust den Kopf eines Jungen niedergedrückt, dessen entblößtes Hintertheil der feudale Botho mit einem Werkzeug aus zusammengedrehten Wäscheleinen behandelte. Er schlug mit der ganzen brutalen Kraft, die ihm eigen war. Der Körperteil, den es traf, war schwarz und blutunterlaufen. Der Eifer des Schafftstiefelhelden und seiner Gehilfin war



so groß, daß sie die Annäherung der Rächer nicht merkten. Von Botho wurde die Sachlage erst erkannt, als ihn Tom Billing von hinten, Haake von vorn ergriff, Flunkert ihm das gedrehte Seil aus den Händen gerissen hatte und so viel tobende Worte, Püffe, Schläge auf ihn niederhagelten, daß er, an die Wand gedrückt, vor Schreck und Entsetzen zu weinen begann.

Aber nun kamen erst die Frauen.

19

Sollte man es glauben? Auch dieser widerwärtige Zwischenfall war nicht imstande, die Entwicklung des Gelages in dem mysteriösen Gasthof „Zur Kaiserkrone“ aufzuhalten oder es gar abzuschließen. Den vermickerten, bleichen Helmut hatten die Frauen nun, ebenso wie Firmian früher, zu Bett gebracht. Sein Verbrechen war, einmal seinen Hunger gründlich gestillt und mehr, als ihm gut tat, getrunken zu haben. Die rüde Abstrafung hatte man vorgenommen, weil er sich angeblich über den Küchentisch erbrochen hatte.

Nachdem die Stoßkraft des Überfalls ihren Höhepunkt überschritten und der staatserhaltende Schaftstiefelmann sich ein wenig von der erhaltenen Lektion, das heißt von den Prügeln und Schimpfworten, die über ihn hergehagelt waren, erholt hatte, erklärte er, er werde die ganze Gesellschaft wegen Hausfriedensbruches ins Gefängnis bringen. Was er getan habe, sei geschehen in einfacher Ausübung seines Züchtigungsrechtes und überdies im Interesse der Gäste. Ob es ihnen wohl passen würde, fragte er sie, wenn er ihnen Schüsseln serviere, in die jemand gekotzt hätte. Das würde ihnen nun freilich nicht gepaßt haben, sagten die Angreifer, aber der Junge sei eben nur ein Junge und auch nur ein Mensch. Man dürfe ihn deshalb nicht halbtot prügeln.

„Verlassen Sie auf der Stelle mein Haus!“ schrie

daraufhin immer wieder der wunderliche Hotelbesitzer.  
„Ich schicke sonst nach der Polizei!“

Aber Haake fragte, ob man nicht bezahlen dürfe. Daß bezahlt werden mußte, sah er ein. Als man die Rechnung zu machen begann, hatte sich die Mehrzahl der Taufgäste bereits wieder in das gemietete Festlokal zurückgezogen. Noch schimpfte Botho, aber seine Miene besänftigte sich, als er die sogenannten blauen Lappen und das klingende Gold der Stadt Gleiwitz aufsammeln konnte. Sie sollten tun, wie sie wollten, sagte er, als er von Haake und Billing gefragt wurde, ob man noch etwas verweilen dürfe. Die Absicht, den Überfall auf dem Polizeiamt zu melden, hatte er nicht. Da er sich als Sozialistenfresser aufspielte und einen im Verdachte des Sozialismus stehenden einfachen Mann des Lokales verwiesen hatte, war er dort freilich gut angeschrieben, ja es ist wahrscheinlich, daß ihn der Amtsvorsteher als Spitzel benützte. Aber derselbe Amtsvorsteher hatte ihn bereits mehrmals verwarnen müssen, da verschiedene ernsthafte Anzeigen vorlagen, die ihn beschuldigten, seinen Sohn Helmut auf Ärgernis erregende Weise mißhandelt zu haben, Grund genug, diesen beschränkten, aber doch rechtschaffenen Beamten mit dieser Sache nicht zu befassen. — Aber auch Billing und Haake und besonders die Witwe Flunkert wünschten keine Weiterungen: so war denn alles reif zum Vergleich. Und wie es in solchen Fällen ist, bald ging man dazu über, sich nach einem Pflaster für die Beulen des Geprügelten umzusehen, und kam darauf, ihn an den Tisch zu laden. Ein Parlamentär wurde abgeschickt. Man hatte ihn in dem Baron gefunden, mit dem wahrscheinlich angemäßen Namen Römerscheid, der bisher nur wenig getrunken, sich gegenüber dem Wirt mit besonderer Höflichkeit betragen und sich auch von dem Vorfall im Keller geflissentlich ferngehalten hatte. — Es verging eine reichliche halbe Stunde, bevor der Baron mit dem



standesverwandten junkerlichen Botho ins Zimmer trat, worauf sich die Herren mit einem Freudenbegrüßungsruf erhoben, was sogar die Damen mitmachten, und alle auf einmal die Gläser auf Bothos Wohl leerten. Bald war er, nicht ohne ein vorheriges inniges Händeschütteln der ganzen Korona überstanden zu haben, in die Gesellschaft aufgenommen und eingereiht. Den allgemeinen Bemühungen gelang es schnell, den Vorfall, wenigstens für den Augenblick, vergessen zu machen.

Diese Bemühungen bewegten sich hauptsächlich auf dem Gebiet, das den Artisten natürlich war. Sie überboten sich in allerhand Kunststücken, womit sie sogar untereinander Verblüffung und Staunen auslösten. Diese Produktionen hätten genügt, ein großes, vollbesetztes öffentliches Schauhaus zu Beifallsorkanen hinzureißen. Es endete mit den Kunststücken Billings, der auch als Taschenspieler, will sagen Zauberer — Geschwindigkeit ist keine Hexerei! — auf dem Gebiete der schwarzen und weißen Magie Meister war. So wurden furchtbare Schläge gegen die Decke und gegen die Wände durch zitierte Geister geführt, die gefüllte Bowle wurde durch unsichtbare Hände in die Luft gehoben, man hörte Stimmen hinter der Tür so deutlich, daß man an Bauchrednerkünste dabei nicht denken konnte, und Gegenstände flogen, von niemand geworfen, durch die Luft.

Wie alles geendet hatte, wußte Paul Haake nicht, als er am nächsten Morgen beim Tagesschein mit Billing, Botho und dem Baron noch beim Kümmelblättchen ausharrte. Ihm war, als habe es schließlich noch einen Streit gegeben, und zwar mit Wanda wegen der nahe bevorstehenden gemeinsamen Abreise. Richtig: Tom Billing war ja mit allen Kräften dafür eingetreten. Richtig! er hatte gesagt: „Liebe Wanda, eine große Karriere wirst du nun mal überhaupt nicht machen. Wenn du unter die Haube kommen kannst, so tue das lieber heute als morgen!“ — Um die Mittagszeit, ja des Nachmittags

gegen fünf war das Kümmelblättchen immer noch bei einander: ein sauberes Vierblatt, das erst zum Dreiblatt wurde, als Billing aufsprang und mit seinem zusammengescharren kleinen Gewinst nach dem Bahnhof rasen mußte, um noch rechtzeitig für sein Auftreten in Berlin und im Zirkus zu sein. Jetzt ging Paul Haake nicht etwa zu Bett, sondern er wankte aus dem Hause.

20

Nachdem der Architekt Willi Maack in Breslau drei Wochen vergeblich auf die Rückkehr seines Freundes Haake gewartet hatte, beauftragte er ein Detektivbüro, dem er alle ihm möglichen Hinweise gab, seinen Aufenthalt zu erkunden und Nachrichten über sein Leben einzuziehen.

Er hatte gewichtige Gründe dazu.

Erstlich war er mit Haake nach Gleiwitz gereist, wo man ihn, nicht nur nach seiner Tüchtigkeit, sondern auch als Sohn eines alten Breslauer Patrizierhauses kannte, und hatte ihm beim Oberbürgermeister jenen Vorschuß ausgewirkt, mit dem er, wie sich Willi Maack ausdrückte, auf die Freite gegangen war. Für die richtige Verwendung oder aber die Rückgabe der erhaltenen Summe fühlte Maack sich verantwortlich. Er war aber keineswegs reich genug, um sie im Notfalle, wenn es etwa sein Ruf verlangen würde, sie zurückzugeben, obenhin verschmerzen zu können. Bei weitem wichtiger war ihm aber, wie gesagt werden muß, die Rettung eines Menschen, eines großen Talentes, eines Genies, wie er meinte, an dessen Entfaltung er mit leidenschaftlicher Erwartung beteiligt war. Natürlich ist eine solche Erwartung, verbunden mit einem Glauben dieser Art, auf Neigung, ja auf Liebe begründet.

Das Schreiben des Detektivbüros — Willi Maack erhielt es, nachdem etwa eine Woche vergangen war —



lautete merkwürdig. Die Nachricht, Haake reise einer kleinen Zirkusgesellschaft nach und verprasse sein Geld mit einer Drahtseilkünstlerin, war natürlich das, was Maack mit Bestimmtheit vorausgesetzt hatte. Aber der Vertrauensmann, den das Büro zur Erforschung des Tatbestandes verwendet hatte, machte eine erhebliche Rechnung auf, weit über das Honorar, das in solchen Fällen üblich ist. Er beanspruchte Schmerzensgeld. Ärztliche Atteste, deren Abschrift der Auskunft beigelegt waren, stellten außer allen Zweifel, daß ihm das Nasenbein zerschlagen worden war. Die Nüstern Willis blähten sich. Aber trotzdem ihm der Schreck in die Glieder fuhr, weil solche Dinge mitunter nicht wenig Geld kosten, und ihn der Zorn darüber, was alles für Schereereien dieser Kerl, der Haake, einem machen konnte, übermannen wollte, brach er plötzlich in schallendes Gelächter aus. Da hatte dieser verfluchte Hund wieder seinen Raptus gekriegt! Es steckte doch Saft und Kraft in dem Kerle!

Um sich an sein Opfer heranzupirschen, hieß es, habe sich der Vertrauensmann als Agent für Zirkussachen geriert, sei mit Haake ins Gespräch gekommen und aus irgendeinem unerfindlichen Grunde von ihm auf obige Weise mißhandelt worden. Er werde sich natürlich an den Bildhauer halten, falls der Auftraggeber es wünsche und nicht vorzöge, die Angelegenheit von sich aus und in der Stille aus der Welt zu schaffen. Das hat Zeit! dachte Willi. Nun wollen wir erst mal persönlich nach dem Rechten sehn.

Der Zirkus Flunkert, hieß es, befinde sich augenblicklich in Erkner bei Berlin, wo auch der junge Architekt wenige Tage darauf anlangte. Diesmal wollte er keinen Spaß verstehen und Haake auf eine Weise ohne Handschuhe anpacken, ihn dermaßen schütteln und aufrütteln, daß er sich wenigstens nicht mehr darüber täuschen könne, was die Uhr geschlagen habe. Er fragte

nach einem Gasthof. Da man ihm aber keinen zu nennen wußte, beschloß Willi Maack, sein Gepäck auf dem Bahnhof zurückzulassen. Jetzt nannte man ihm einen neuen Gasthof „Zur Kaiserkrone“, den man aber mit so vielen geringschätzigen Glossen bedachte, daß der Reisende seinen Entschluß nicht änderte. Er fand den gesuchten Zirkus ziemlich verregnet auf dem Gelände zwischen den letzten Häusern des Ortes und dem Rande des Kiefernforstes, der viele Hunderte von Quadratkilometern weit den märkischen Sand überzieht. Ein nicht allzu großes Zelt war aufgeschlagen, dessen Leinwand der Wind zerzauste.

Der Architekt wurde von einem Menschen, der unter dem Zelt die gelehrten Schindmähren striegelte, in den Wagen geleitet, wo ihn eine noch immer weiblich wirkende, sehr gewichtige ältrliche Dame mit einer dicken Zigarre im Munde empfing. Sie sagte, sie sei Frau Direktor Flunkert, nachdem sie nach den Wünschen des Besuchers gefragt hatte.

„Ich bin der Freund des Professors Paul Haake, und man sagt mir, daß er aus bestimmten Gründen immer in der Nähe des Zirkus Flunkert ist. Ich habe hier geschäftlich zu tun, und als ich Ihre Plakate las, war mir das zufällige Zusammentreffen mit Ihrem Institut ein willkommener Anlaß, ihn aufzusuchen.“

„Bitte, nehmen Sie Platz!“ sagte die Witwe.

Das war nicht ganz leicht; doch da stand ein Schemel, der etwas quietschte, aber doch hielt, als er sich darauf niederließ.

„Sie werden begreifen, mein Herr“, sagte sie, nachdem sie durch Beendigung einer kleinen Addition Zeit zur Überlegung gewonnen hatte, „Sie werden begreifen, daß ich Ihnen höchstens, allerhöchstens einen allgemeinen Wink zu geben imstande bin, wo sich Professor Haake möglicherweise befindet. Es sind natürlich immer allerhand Leute um unseren kleinen Zirkus herum, die



wir sehen und dann wieder nicht sehen und deren Lebensweise, Kommen und Gehen uns weiter nicht interessieren kann.“

„Natürlich, natürlich!“ bestätigte Willi, „aber Sie kennen den Herrn, das ist ja die Hauptsache. Wenn Sie mir also nur sagen wollen, wo der Kerle geblieben ist.“

Sie wüßte nicht, wo er geblieben wäre. Vor drei oder vier Tagen sei sie ihm bei einer gewissen Gelegenheit begegnet, sagte sie. Seitdem habe sie ihn nicht wieder gesehen.

„Was war das für eine Gelegenheit?“

Sie wollte nicht mit der Sprache heraus. Die Gelegenheit, sagte sie, sei schließlich gleichgültig. Aber wenn er sie wissen wolle — es gäbe einen Gasthof „Zur Kaiserkrone“ im Ort, und dort träfe man eben zuweilen Menschen. Als sie die „Kaiserkrone“ genannt hatte, ging ein kleiner Ruck des Besinnens über ihr Gesicht, und die dicke, saubergepflegte Patsche machte eine unwillkürliche Bewegung nach der Stirn, wie wenn sie etwas Dummes gesagt hätte. Es gehörte nicht viel dazu, um zu spüren, daß irgend etwas Besonderes zwischen dem Zirkus, Meister Haake und der „Kaiserkrone“ im Spiele war.

„Sie wissen nicht, wo Herr Haake wohnt?“

Er hatte mehrmals die Wohnung gewechselt. Sie konnte nicht sagen, wo er zuletzt untergekommen sei. Möglicherweise war er sogar abgereist. Seit etwa vier Tagen war er keinem Mitglied der Zirkusgesellschaft hier im Ort vor Augen gekommen.

Daraufhin empfahl sich der Architekt, weil er im allgemeinen nichts Gutes ahnte, sich aber zunächst bei der dicken Frau nicht auffällig machen wollte.

Als er endlich den Gasthof „Zur Kaiserkrone“ fand, an dessen Gartenzaun und Fassade er mehrere Male, ohne ihn zu ahnen, vorübergegangen war, gratulierte er sich, diesen wackligen Steinhaufen auf feuchtem Grund unter dichten Baumwipfeln nicht bezogen zu

haben. Das einzige Lebewesen, ein bleicher, blutloser Junge mit traurigen, gleichsam aufgequollenen Augen, schien hier Wirt, Kellner, Hausknecht, Portier, kurz: Mädchen für alles zu sein. Es hatte wohl keinen Zweck, diesen trübseligen kleinen Todeskandidaten nach Haake zu fragen. Aber schließlich, weil wirklich niemand anders im Hause war und Maack nicht gänzlich unverrichteter-sache abziehen wollte, tat er es doch, und erhielt die Antwort, daß Herr Haake im Hause wohne, aber seit einer Anzahl von Tagen verschwunden sei.

„Sage mal, Kerle“, Maack empfand eine gewisse Rührung über das kleine Jammerbild, „sage mal, Kerle, was habt ihr denn hier für aane komische Bude, was sich Gasthof nennt? Von alle Kaiserkronen, die ich g’sehn hob, is dös doch, weiß Gott, die merkwürdigste. Zuletzt hob ich aane aus Wurst g’sehn, bei Hefter im Schauenfenster. Di möcht dir wohl besser g’folln als die hier, mein Lieber?! Was zahlt denn so pro Bett bei euch aane Fledermaus?“

Der Junge war aber gar nicht so dumm. In zehn Minuten hatte der Architekt die ganze Taufgesellschaft aus ihm herausgeholt und fand sich derart ins Bild gesetzt, daß er nun, besser ausgerüstet und neuerlich auf die Familie Flunkert verwiesen, diese, koste es was es wolle, nochmals auszuforschen beschloß. Was er das erstemal vermieden hatte, weil er seinen Besuch zunächst als gänzlich harmlos hinstellen wollte, das tat er, wiederum bei den Wohnwagen angelangt, nämlich er fragte nach Wanda Schiebelhut. Und nun gab es viel Achselzucken, Flüstern, Aufstampfen hinter den Wänden der Wohnwagen; ein scheußliches Vieh von einer Bulldogge brach hervor, ein Säugling quäkte, wahrscheinlich die unschuldsreine Ursache der Tauforgie, eine Frau weinte auf, um sogleich wieder abzubrechen, und plötzlich trat ein langer, muskulöser Kerl, nur mit Hemd, Hose und Holzpantinen bekleidet, mit einer



langen Peitsche knallend, den roten Schnurrbart gewichst und martialisch aufgedreht, frech wie die Sünde und bleich wie das böse Gewissen, hinter einem der Wagen hervor, um sich mit einer Hochmutsgrimasse breitbeinig vor den Besucher zu stellen.

„Was wollen Sie wissen? Nach wem fragen Sie? Mir wird das nun bald zu dumm, verstehen Sie mich? Erst fragen Sie nach dem versoffenen Hunde da, der mich nichts angeht! Dann fragen Sie nach der Wanda Schiebelhut, die Sie nichts angeht! Was wollt ihr von der Wanda Schiebelhut? Was wollt ihr von mir? Versteht ihr mich? Ich zahle meine Gewerbesteuer. Wenn das so weitergeht, schicke ich zur Polizei. Dieser Hund kommt her, kommt her und brüllt, er will sie heraushaben! Sinnlos betrunken wie ein Stier! Brüllt und schmeißt mir mit einem Steine die Scheiben ein! Wen und was soll man einem solchen lausigen Schnapsbruder verfluchten herausgeben?! Ich werde ihm doch nicht mein Mitglied ausliefern?! Eher haue ich ihm mit dem Peitschenstiel über den Deez, bis er im Dreck liegt und das Aufstehen vergessen tut!“

„Hören Sie, mit wem reden Sie eigentlich?“ fragte Maack, als sich der Wortvorrat des Kunstreiters zu erschöpfen begann.

„Das ist mir egal, mit wem ich rede! Und wenn Sie der Bürgermeister von Breslau sind oder der Polizeipräsident von Berlin! Mein Gewissen ist rein. Ich habe meinen Vertrag mit dem Mädel, und dieser verdammte, geile, verhurte Stukkateur...“

„Wen nennen Sie so, möchte ich mir erlauben zu fragen? Und von wem reden Sie eigentlich in diesem ungeschliffenen Tone, Herr Zirkusdirektor? Wer sollte vor Ihren Wagen gekommen sein, Schimpfreden in

trunkenem Zustand ausgestoßen haben und schließlich mit Steinwürfen gegen Sie vorgegangen sein? Werden Sie das vielleicht auch von mir erzählen, Herr Zirkusdirektor, wenn ich gegangen bin?“

„Von wem ich rede, und wer mir die Fenster eingeschmissen hat? Haake hat mir die Fenster eingeschmissen! Kommen Sie mal her, Maskos! Hier mein Musikdirektor Maskos hat ihn mit vieler Mühe überredet, es doch nicht zum Äußersten kommen zu lassen. Maskos, haben Sie ihn nicht abgeführt?“

„Ja, ich habe ihn in einem höchst bedauernswürdigen Zustand abgeführt. Ich wollte ihn in sein Gasthaus bringen. Gestern abend war das, in der Dunkelheit. Aber kurz vor dem Gartentor riß er aus.“

„Nun, das ist eben dann wieder einer seiner scheußlichen Anfälle, seiner schrecklichen Rückfälle, besser gesagt!“ erklärte Maack, indem er sorgenvoll den Hut lüftete und mit seinem Taschentuch über die Stirne strich. „Aber es handelt sich hier um einen außergewöhnlichen Menschen und Mann, der schon etwas erlebt haben muß, wenn es so weit mit ihm gekommen ist.“

Maskos sagte mit breitem Grinsen, wobei er Maack aus kleinen Äugelchen anblickte: „Natürlich, die Liebe hat ihn aus dem Lot gebracht.“

„Nein, da muß wohl schon noch was anderes mit-sprechen. Wenn ein Mensch wie Haake bis zu solch einem scheußlichen Grade herunterkommen kann, daß er alte Möbelwägen oder — Verzeihung! — Wohnwägen mit Steinen bombardiert, da ist nicht alleine die Liebe im Spiele. Aber das lasse ich jetzt auf sich beruhen. Ich habe Sie also nur noch zu fragen, Herr Zirkusdirektor, ob das Fräulein Wanda zugegen ist oder wo ich sie finden kann? Oder ob Sie die Dame dermaßen unter Verschuß halten, daß eine Unterredung mit ihr nicht möglich ist. Sie kennt mich: Willi Maack. Ich bin Baumeister.“



„Machen Sie, was Sie wollen, das geht mich nichts an! Sprechen Sie, mit wem Sie wollen, wenn Sie lustig sind! Aber ich bin kein Gelegenheitsmacher! Wo die Wanda ist, weiß ich nicht. Ob die Wanda hier oder woanders ist! Mag sie tun, was sie will! Mag sie sein, wo sie will: ich bin für das Mädel nicht verantwortlich! Meinen Sie etwa, ich hätte nichts Besseres zu tun, als einem Weibsbilde nachzulaufen?“

„Der kleine Junge in der ‚Kaiserkrone‘ sagt, das Taufessen Ihres Söhnchens, wenn Sie Herr Flunkert sind, wäre von dem Gelde des Mannes bestritten worden, über den Sie sich jetzt so entrüstet auslassen. Darf ich fragen, ob der Junge gelogen hat?“

„Was? Was? Was?“ schrie Flunkert verdutzt. „Da sieht man’s... Man ist dazwischengetreten, man ist dem Vater in den Arm gefallen, als er diesen Bengel verdroschen hat. Hätte er ihn doch totgeschlagen! Halbtot war der Lümmel ja schon! Ich danke dafür! Mir bezahlt man kein Taufessen. Der eine hat das, der andere jenes mitgebracht...“

Unbeirrt fuhr der Baumeister fort: „Hat der Junge gelogen, wenn er erzählt, es sei zuletzt zwischen Ihnen und Haake ein Streit ausgebrochen? Der Bildhauer habe die Entlassung Wandas verlangt, weil ihm die Freigabe unmittelbar nach dem Wochenbett Ihrer Frau von Ihnen auf das bestimmteste zugesagt worden ist. Und das hätten Sie wiederum bestritten.“

Das war zu viel. Flunkert rannte davon, als wäre er tötlich beleidigt worden, und suche nun blindlings sein Gewehr, um den Beleidiger niederzuknallen, wobei er jedoch immer wieder nach Wanda rief.

Was sind das alles für Sachen! dachte sich Maack. Er war von Flunkert im ganzen und einzelnen angewidert, allein schon von seiner geschraubten Sprechweise und seinem Organ, das sich, an einem tief im Halse steckenden Kloß vorbei, mehr oder weniger heiser Luft

machte. Also nun sollte er Wanda mit Augen sehen, die er aus dem Atelier seines Freundes Haake kannte, das, mit einem Kanonenofen überheizt, sie tagsüber nie anders als in der Bekleidung einer Eva vor dem Sündenfall gesehen und beherbergt hatte. Man konnte da schon begreifen, welchen betörenden Einfluß auf eine Künstlerseele sie gewann.

Wanda schien nicht da zu sein. Auch das Wäschermädel, das, einen langen, nassen Strumpf in der Hand, vom Waschfaß weg nach ihr hatte suchen helfen, blickte sich überall in der Runde um, zuckte die Achsel und gab es auf, wie es schien, sie zu finden. Warum macht, denkt Willi, der Kunstreiter diesen kleinen Fratzen für den Mißerfolg verantwortlich, als er sieht, wie jener das Mädchen von rückwärts unsanft bei den Schultern packt und ihm entgegen vorwärts stößt: „Da, macht und tratscht und klatscht und quatscht nach Herzenslust miteinander! Sage dem Herrn, was der Stukkateur für ein Engel und Flunkert für eine Canaille ist! Habe ich dich nicht mit Wäscheleinen am Bettpfosten festgebunden? Habe ich nicht...?“

In einer plötzlichen Überraschung sperrte der junge Baumeister wirklich Mund und Nase auf, als sich das ihm wohlbekannte Modell aus dem Wäschermädel herauslöste.

„Kommen Sie!“ sagte Wanda hastig zu Maack, nachdem der Kunstreiter sich in den Wagen, wie der Hund in die Hütte, verkrochen hatte. Sie ging ins Innere des Zeltes voran, wohin er ihr widerwillig folgte, von allem, was vorging, abgestoßen. Er war erstaunt, wie ganz anders und, von dem Gelärm des undurchsichtigen Prinzipals unberührt, ihre Tonart einsetzte.

„Lassen Sie sich nicht stören, Euer Gnaden!“ rief



ein Mensch, der, während er rief, im grotesken Frackkostüm des Dummen August in der Manege Salti mortali übte und Räder schlug: „Keine Angst! Keine Angst! Wünsche wohl zu schnäbeln!“ — Die kurze Shagpfeife ging dem Burschen bei seiner Arbeit nicht einmal aus.

„Wir wollen uns hier ein bißchen hinsetzen!“ sagte Wanda. Ihre zarten Ärmchen waren bloß. Maack sah nun wieder die feinen Gesichtszüge, das dunkle Auge, das schwere, schwarze, gelöste Haar, kurz, den ganzen bleichen, lemurischen Reiz, den er von früher her kannte.

„Ich weiß, Sie sind Haakes Freund, Herr Maack. Um seinet- und meinetwillen gesagt: Sie müssen ihn mir vom Halse halten. Ich gehe nun einmal nicht mit ihm. Schon das Modellstehen ist mir widerlich. Aber auch wenn ich seine Frau werde: ich kann nicht! er ist nicht der Mann für mich! Ich kann solche Schwerblüter, solche Kaltblüter, solche lastenden, solche unbeholfenen Männer nicht aushalten. Aber nun gar nach dem, wie er sich jetzt gezeigt hat, was er jetzt geworden oder was aus ihm geworden ist — ich kann doch keinen gemeinen Säufer, keinen Landstreicher heiraten. Er hat mir ja erzählt, daß er schon als Handwerksbursche einige Male beinahe unter die Räder gekommen ist. Er hat in Asylen herumgelegt und seine Finger sogar einige Male in schlimmen Sachen gehabt! Es dauert nicht lange, wenn es so weitergeht, und, meiner Seele, er endet im Zuchthaus, falls er nicht hinter der Hecke kriecht. Sicher, ich habe etwas übrig für Paul. Er hat sich mir auch mal als ein anständiger Mensch gezeigt. Was er an mir getan hat, war sehr anständig. Anständig mag er im Grunde sein. Aber was nutzt das, er kann ja durchaus keinen Pfennig Geld halten. Er schmeißt ja das schöne Geld förmlich mit Scheffeln zum Fenster hinaus. Er wird mich aus meinem Berufe herausreißen, und wir werden dann — noch was! — die Leute auf der Landstraße um Groschen für Fusel anbetteln. Das kann mir wahrhaftig

niemand zumuten. Wenn Sie glauben, daß ich zu schwarz sehe, überzeugen Sie sich! Sie werden ihn, wenn Sie weitersuchen, in irgendeiner Schenke der Umgegend total vertiert hinterm Schnapsglase finden. Dann kommen Sie wieder, wenn Sie das Herz haben, Herr Maack, und raten Sie mir, einen solchen Menschen zu heiraten!“

Als sie das gesagt hatte, lief sie, wie um alles Weitere abzuschneiden, davon.

Was sie vorgebracht hatte, benahm übrigens Willi Maack jeden Wunsch, weiter in sie zu dringen, ganz einfach, weil er ihre Art, den Fall zu betrachten, als gerechtfertigt anerkannte. Er wandte sich also an den Clown, weil er möglicherweise von ihm eine Auskunft erhalten konnte, wo und wie etwa der betrunkene Bildhauer auszumitteln sei.

„Tun Sie ein gutes Werk, Herr großer Architekt! Tun Sie ein gutes Werk, Herr großer Herr, und kaufen Sie uns diesen Galgenvogel ab! Wir geben ihn unbesehen hin. Mit einem Bahnbillett vierter Klasse in jedes beliebige Trinkerasyll, jede beliebige Irrenanstalt! Sollten Sie es nicht fertigkriegen, daß er heut oder morgen aus dieser Gegend verduftet, so sitzt er übermorgen im Arbeitshaus!“

Nach alledem nannte der Clown, der Pudelko war, einige gemeine Schenken, wo man den Trinker vielleicht antreffen konnte.

Willi Maack befand sich in einem Alter, in dem man eine Aufgabe, wie sie ihm bevorstand, herzlich, und ohne sie allzu tragisch zu nehmen, anzugreifen in der Lage ist. Auch hegte er keinen Zweifel, daß sich die edleren Kräfte und Eigenschaften seines Freundes sehr bald wieder beleben und durchsetzen würden. Er brauchte den Künstler für seine Bauten. Er hatte Dinge mit ihm vor, von denen er glaubte, er könne sie nicht ohne ihn durchführen. Und da er, im Bewußtsein eigener Willenskraft, der Schwäche des Freundes gegenüber Gewalt



zu brauchen imstande war, schien ihm auch der gute Erfolg gewährleistet.

Er suchte also und fand den Bildhauer noch am Abend des gleichen Tages, wie er schreiend, lallend und grunzend in einer gemeinen Schenke hinter seiner Schnapsflasche saß. Wie ein Gespenst stierte Haake ihn an, als er ihn bemerkte. Mit einer Bewegung seiner Hand hatte Willi Glas und Flasche vom Tisch gefegt, bezahlte alsdann gelassen die Zeche, das zerschlagene Glas mit inbegriffen, fuhr Haake mit Kommandostimme an, drohte dem Wirt mit einer Anzeige und duldete keinen Widerspruch, weder von ihm noch von seinem Freunde, der das Bild einer schweren Vergiftung bot: ein Gesicht wie Kalk, eine stechende Leere im Blick, große Schweißperlen auf der Stirn.

Und Haake, dessen Krakeelerstimme der junge Baumeister schon auf der Straße erkannt hatte, begriff auf einmal, daß sein Retter gekommen war, und ließ sich willenlos von ihm abführen.

## ZWEITES BUCH

### I

Am ersten Oktober schritten zwei gutgekleidete Männer auf den Freiburger Bahnhof in Breslau zu, um über Berlin, Frankfurt, Basel, Mailand nach Florenz und Rom zu reisen. Es waren Paul Haake und Willi Maack.

Der Bildhauer hatte arbeitsreiche Monate hinter sich. In Atelierräumen, welche die Stadt seinen bisherigen hinzufügen mußte, standen große Tonfiguren, die augenblicklich in Gips abgeformt wurden. Auf Kosten der Stadt ging er nun nach Rom, wo ihm, ebenfalls auf Betreiben des Magistrats, staatliche Arbeitsräume zur Verfügung gestellt waren.

Die Reise des Architekten war nur auf etwa sechs Wochen geplant. Er gedachte viel zu zeichnen, noch mehr zu sehen von italienischer Architektur und Kunst, während in seinen Büros seine Pläne zu einigen umfangreichen öffentlichen Bauten, die man ihm anvertraut hatte, durch tüchtige Bauführer ausgearbeitet wurden. Mit dem Zustande seines Freundes durfte der Architekt wohl zufrieden sein. Es waren Werke entstanden, die ihn beglückten und zur Bewunderung hinrissen. Es sollten in Rom die Entwürfe und Modelle zu einem Monumentalbrunnen während des kommenden Winters ausgeführt werden, einem Werk, das man auf dem Platze hinter dem Breslauer Universitätsgebäude aufzustellen gedachte. Es ist natürlich, daß sich die beiden in Tatkraft blühenden Männer beim Antritt einer Künstlerfahrt, bei der sich Arbeit und Genuß unlöslich verbanden, in überschäumender Laune zeigten. Und wirklich kamen sie während der ersten Eisenbahnstunde aus dem Lachen nicht heraus.

Trotzdem war dem Bildhauer Haake nicht eben ganz so zumute, wie er sich nach außen den Anschein gab.



Während des letzten Vierteljahres hatte er mit bewunderungswürdiger Zähigkeit hauptsächlich durch Arbeit gegen ein nagendes Etwas in seinem Innern gekämpft. Seine Angelegenheiten waren längst wiederum in Ordnung gekommen. Keine Rede davon, daß er sich in der Kleidung vernachlässigt oder im Trinken übernommen hätte.

Der vertierte Säufer Paul Haake hätte getrost zehn Schritt von dem heutigen auf dem Prellstein sitzen können, ohne daß man in dem einen und andern die gleiche Persönlichkeit erkannt haben würde. Im Anfang hatte er selbst gegen einen Rückfall den Riegel durch ein Ehrenwort vorgeschoben, das er dem treuen Freunde gab, obgleich es dieser nicht haben wollte. Trat wirklich ein Rückfall ein, dachte Maack, warum sollte das Bewußtsein eines gebrochenen Ehrenwortes den Schwachen vor sich selbst noch verächtlicher, seine abermalige Rehabilitierung fast unmöglich machen?! Aber an alles das dachte man schließlich nicht mehr. Es schien eben nur ein festes und ganz bestimmtes Gleis zu geben, auf dem sich das Leben des Bildhauers vorwärtsbewegte. Willi würde geschworen haben, der Bildhauer wisse beinah von den Ursachen, Umständen und Folgeerscheinungen seiner Entgleisung nichts mehr.

In Wahrheit hatte aber der ununterbrochene Kampf mit sich selbst weder das Bild Wandas noch die Erlebnisse mit dem Zirkus Flunkert abschwächen oder gar auslöschen können. Die Nächte, besonders im Anfang, ließen das alles mitunter mit der Wirkung völliger Schlaflosigkeit aufflackern. Auch gab die schweigsame Arbeit am nassen Ton leider viel Zeit zu Grübeleien. Die Art, wie er dies alles vor Willi und jedermann zu verbergen verstand, grenzte an Verschlagenheit. Wenn der Architekt sich zu dem munteren, offenen und gesprächigen Wesen seines früher so zurückhaltenden Freundes innerlich gratulierte, wußte er nicht, daß er gerade hierin noch das hartnäckigste Symptom des alten Übels vor sich

hatte. Und nun, als der Zug mit den beiden Freunden ins Rollen kam, steigerte sich das Wesen Haakes zu nie dagewesenen Ausbrüchen tollster Lustigkeit, die Willi zu gleichen Tollheiten hinrissen, ohne daß er auch nur im entferntesten die verzweifelte Stimmung ahnte, die ihnen zugrunde lag und die sie verhüllen sollten. Jede Minute, sagte sich Haake, reißt mich weiter und weiter von Wanda fort! Jetzt atme ich wenigstens die Luft der gleichen Provinz mit ihr — der Zirkus befand sich derzeit in Schlesien —, und wenn es nichts anderes sein kann, und ehe ich an gebrochenem Herzen zugrunde gehe, kann ich sie hier im Verlaufe von wenigen Stunden erreichen. Bald aber bin ich aus der Provinz, aus Preußen, aus Deutschland heraus, und selbst wenn ich nicht wollte, muß ich die Kleine ihrem Schicksal überlassen. Überhaupt: warum spiele ich diese Komödie? Was ist mir dies alles als ein Scheinleben? Warum lasse ich mich durch meine Arbeit, durch die Erfolge meines Fleißes, meines Schuftens in Verpflichtungen verstricken, die mich von meinem wahren Dasein lostrennen, mich zum Beispiel jetzt ins Ausland reißen, um mich in Rom, in der Fremde, in der Ferne festzubinden? Ich werde in Italien an einen Marterpfahl festgebunden sein, und durch jede Schönheit, die ich empfinde, wird sich meine Marter vertausendfachen. Dies wird darum geschehen, weil ich jeden Eindruck mit dem vergleichen werde, der er sein würde, falls Wanda an meiner Seite wäre. Weshalb war sie denn nicht an meiner Seite? Warum konnte sie denn nicht an meiner Seite sein? Ich werde die Hochzeitspärrchen, die Hochzeitsreisenden in Italien sehen. Alles war doch so nahe gerückt! Warum war es gerade mir nicht vergönnt, was hier jeder genießt und was im Grunde so billig ist wie Brombeeren? — Eigentlich war Paul Haake inmitten der Exaltation seines Übermuts nicht weit davon entfernt, aus dem Kupee zu springen. Er wollte diese verruchte und lügenhafte



Art zu sein nicht mehr mitmachen. War man denn auf der Welt, damit man sich und andere betrog, sich selbst noch mehr als die anderen betrog, nämlich betrog um das wahre Leben?

Diese Kleine ließ sich ja auch kein X für ein U machen. Sah ihr Leben auch äußerlich noch so armselig, noch so mühselig aus: weil sie es liebte, ließ sie sich irgendein anderes dafür nicht aufschwätzen. Und was mich, Paul Haake, betrifft, wenn ich nur ihren Rockzipfel schwenken sehe, so gebe ich die ganze hochgelobte Sonne und Kunst Italiens dafür hin! Sie betrügt mich, saugt mich aus, verrät mich an diese Bestie von einem Kunstreiter, stopft ihm die Taschen mit meinen Goldstücken voll, läßt sich von ihm prügeln, gibt sich ihm preis, würde sich auf seinen Befehl wem immer preisgeben. Aber schließlich, man hört sie sprechen, sieht sie schreiten, sieht mit zitterndem Herzen ihre rührende Ängstlichkeit auf dem Seil und kann sie doch hie und da einmal auch im Arm halten. Schade, daß einem ohne Arbeit das Geld immer so schnell knapp werden muß.

2

Schließlich gelangte Paul Haake nach Florenz, er gelangte nach Rom. In Florenz besuchten die Freunde den großen Bildhauer Adolf Hildebrand, dessen Grundsätze jedoch Paul Haake sich nicht zu eigen machen konnte. Zwar las er manchmal im Winckelmann und verehrte die Denkmäler griechischer Kunst; aber seine Bildnerschaft hatte, man könnte sagen, eine rohe Ursprünglichkeit, die sich als michelangeleske Größe mißverstand. Maack verstärkte dies Mißverständnis. Die *Sagrestia nuova* mit den Werken des erhabenen Demiurgen in Marmor wurde in Ehrfurcht besucht, das Haus des Meisters wurde besucht, und die Freunde hatten nach reichlichem Chiantigenuß die erhabensten Träume,

in denen der alte Mann mit dem eingeschlagenen Nasenbein, Michelangelo, erschien und sie selbst sowie ihre Unternehmungen guthieß und segnete. Hinwiederum blieb Paul Haake mitunter plötzlich, etwa auf der Viale dei Colli, wo man den herrlichen Blick über die Stadt genießt, wie angegossen stehen, verwirrte und verwickelte sich in unverständliche Sätze während der Erörterung irgendeiner Kunstfrage, so daß Willi Maack nicht wußte, was mit ihm geschehen war. Das Geschehnis war innerlich. Der Bildhauer hatte einen schlanken Menschen mit gewichstem Schnurrbart in enganschließendem, rosafarbenem Trikot erblickt, wie er sich lachend auf einem Trapez schaukelte, dessen Leinen sich in dem glücklichen Himmel Italiens verloren. —

In Rom wurden die empfänglichen Sinne und Seelen der Künstler noch stärker hingenommen. Haake bezog sogleich sein Atelier in der Villa Strohl-Fern. Den Arbeitsraum umgab ein herrlicher Garten auf einem der sieben Hügel, dem Monte Pincio, von dem aus man die Ewige Stadt mit der Peterskuppel unter sich sah. Nun mußten denn doch die mit schlechtem Wetter, Straßenkot und Straßenstaub, mit Stallgeruch und Wagenschmiere, verlausten Bierfilzen, Dünsten von Schnaps und Lagerbier, schmutziger Bettwäsche verbundenen heimatlichen Eindrücke einigermaßen zurücktreten. Aber auch hier meldete sich mitunter jählings die Sehnsucht danach, die sich durch das natürliche Gefühl des Heimwehs sogar verstärkt hatte.

Nach Verlauf eines Monats aber erklärte Haake, er begreife nicht, wie man als Künstler woanders als in Rom zu leben vermöchte. Der Plastiker, sagte er, befinde sich außerhalb Italiens geradezu in einem Zustand der Ausgeschlossenheit. Daran änderten auch in Deutschland etwa die hie und da aufgesammelten Kunstwerke nichts, die man nach und nach über die Alpen geschafft habe. Hier in Rom atme man in der Atmosphäre der



bildenden Kunst, wenn auch eine neuere italienische Bildhauerei nicht vorhanden sei. Der Atem der Kirche, der Atem des Altertums, in ihr aufgegangen, sei pure Belebung, pure Nahrung für den künstlerischen Schöpfergeist. Nur um Aufträge einzuheimsen und etwa das fertige Werk aufzustellen, werde er noch in Deutschland zu sehen sein.

Später konnte er sehen, wie dieses Hockenbleiben in Rom eigentlich keinem deutschen Künstler recht bekam. Da waren Kollegen, die ein halbes Jahrhundert in der Ewigen Stadt versessen und nichts anderes erreicht hatten, als daß sie die Größenempfindung, welche ihnen die Ewige Stadt einflöbte, auf sich und ihre Kunst bezogen, die entweder nie vorhanden gewesen oder im Sybaritismus des Kunstgesprächs hinter der Chiantiflasche untergegangen war.

Eines Tages besuchte die Ateliers in der Villa Strohl-Fern eine Frau Ingeström mit zwei schönen Töchtern. Meister Haake, den man ihr als einen aufgehenden Stern am Himmel deutscher Kunst gerühmt hatte, und seine Arbeiten gefielen ihr. Sie besprach mit ihm ein Grabmal für ihren verstorbenen Mann und ließ eine Büste der ältesten Tochter für ihren Bräutigam modellieren. Zwischen der jüngeren, die meist den Sitzungen beiwohnte, Carola Ingeström, und dem Meister bahnte sich mehr und mehr eine wärmere Beziehung an, die schließlich zu einem geheimen Einverständnis der beiden führte. Die Familie war schwedisch. Die junge Dame sprach Deutsch und Schwedisch mit gleicher Ungezwungenheit. Sie war jung, wohlgezogen, reizvoll und verständig, hatte Erfahrungen in Ateliers und im Umgang mit Malkasten und mit Staffelei.

Frau Ingeström war eine aufgeklärte Frau, und wo sie es nicht gewesen wäre, hätte sie, als Mitglied eines kunstliebenden Hauses, den Adel des Künstlers neben dem Geburtsadel anerkannt. Ohne etwas dafür und

dagegen zu reden, ließ es deshalb die noch immer schöne, hochgewachsene Dame zu, wenn man öfter und öfter Carola und Meister Haake zusammen sah, ja, schließlich wurde sie selbst samt den Töchtern in den Museen, Restaurants und Cafés fast nur noch in seiner Begleitung gesichtet.

Als Willi Maack, um sich vom Fortgang der Arbeiten Haakes zu überzeugen, etwa Anfang März in Rom für kurze Zeit auftauchte, wurde er den drei Damen vorgestellt und konnte seinem Freunde von ganzem Herzen zu dem geradezu unerhörten Schwein, das er hatte, gratulieren. Was er alsdann aus verschiedenen Quellen über die Familie Ingeström erfuhr, schien ihm das Glück seines Freundes ins Märchenhafte zu steigern. Sie besaß einen Reichtum an Ländereien und Fabrikbetrieben, der, selbst wenn er in drei Teile zerfiel, dem einzelnen Teilhaber keine Beschränkungen auferlegte. Erstaunlich zu sehen, welchen fast unbedingten Einfluß der untersetzte, breitschultrige Paul Haake auf Mutter und Töchter ausübte. Und auch als der junge Marquis Saintpierre, Deutscher aus einer französischen Flüchtlingsfamilie und Bräutigam der älteren Schwester, erschien, ein junger Mensch von leidenschaftlicher Kunstliebe, blieb diese Sachlage unberührt. Das Auge der Frau Ingeström ruhte mit Wohlgefallen auf diesem volkstümlich breiten, vierschrötig zuverlässigen Mann, der wahrscheinlich ganz der Rechte war, um den gestürzten Pfeiler des Hauses, den verstorbenen Gatten, in allen praktischen Anliegen zu ersetzen. Die Zufriedenheit Willi Maacks, der den Neid in bezug auf Paul Haake nicht kannte, war vollkommen: seine Konsolidierung als Mensch und Mann, seine Entwicklung als Bildhauer, sein Eintritt in diese alte Familie gingen sogar über das hinaus, was Willi je für den Freund gewünscht und erhofft hatte.



So standen die Dinge, als eines Tages im Café Aragno, wo Paul Haake diesmal allein seine Tasse Schwarzen nahm, ein Mensch am Nachbartisch sich erhob und ihn mit großer Freude begrüßte. Haake wußte nicht gleich, wer wohl das geschniegelte Herrchen sein mochte, als er sich ihm, seine Unsicherheit bemerkend, als Baron Dagobert von Römerscheid in Erinnerung brachte.

„Dagobert von Römerscheid?“

„Ja, aber ich will Ihnen gleich sagen, ich lebe hier inkognito. Ich bin hier in einer geheimen Mission und habe mir von seiten der Regierung einen Paß erwirkt, der auf einen Kunsthistoriker Egon Schmidt lautet. Ich sage Ihnen das, lieber Professor, weil Sie mich unter einem anderen Namen kennen, der mein wahrer Name ist, und weil mir doch einigermaßen daran liegen muß, nicht verraten zu werden.“

„O bitte, bitte, richtig, ja, ich erinnere mich!“

„Erlauben Sie, daß ich ein bißchen bei Ihnen Platz nehme?“

Was sollte Haake dawider tun? Nein, diese Begegnung war ihm nicht angenehm.

„Also, ich heiße Egon Schmidt. Es ist besser, damit Sie es nicht vergessen, Sie haben die Güte und nehmen hier meine Visitenkarte. Es ist übrigens nicht so ohne mit meinen kunstgeschichtlichen Kenntnissen. Sie sind weit über den Durchschnitt hinaus. Ich genieße die hohe Protektion eines Kardinals und werde vornehmen Ausländern sozusagen als Gentleman-Cicerone attachiert. Sie wissen, daß ich fünf Sprachen perfekt und sogar etwas Russisch spreche.“

Ich habe hier einen Schritt getan, den mir freilich meine Familie nie verzeihen wird. Nämlich ich habe konvertiert, ich bin zum katholischen Glauben übergetreten. Daher auch meine Verbindung zum Vatikan

und meinem Protektor, dem Kardinal. Der nüchterne Protestantismus genügte mir nicht. Was soll man mit diesem *laisser-faire, laisser-aller* anfangen, wenn man sich an etwas anschließen, an etwas anklammern will? Ich will mich durchaus an etwas anklammern. Ich muß geführt, gelenkt, ermutigt, getröstet und absolviert werden, wenn es nötig ist. Ich muß mich auf etwas stützen können. Auf was aber kann man sich stützen, wenn nicht auf eine Macht, auf eine immer und überall zuverlässige Macht? Die protestantische Kirche ist keine Macht, die katholische Kirche ist eine Macht. Weil Christus arm war unter Menschen, muß deshalb die Kirche, deren Grund- und Eckstein er ist, deren göttlicher Inhalt, König und Kaiser er ist, dürftig, hinfällig, armselig und ohnmächtig sein? Ich will die Glorie Jesu Christi, Herr Professor, nicht aber den Pauperismus dieser mesquinen evangelischen Betstundenfrömmigkeit.

Sehen Sie, nicht nur meine Familie, die Welt hat mich vielfach mißverstanden und verfolgt. Obgleich ich so viele Sprachen spreche, Kenntnisse und Erfahrungen genug habe, um drei Lehrstühle an deutschen Universitäten über und über damit auszustatten, dichtet mir meine Familie Unzurechnungsfähigkeit und Schwachsinn an, und der Geistliche unseres Patronats nahm mich weder als Christ noch sonstwie für voll. Hier in Rom werde ich durch diese allmächtige Kirche sofort für voll genommen. Um mich elenden Menschen zu gewinnen, hat sich ein Jesuitenpriester monatelang, und zwar täglich, innig bemüht. Ich habe den Zugang zu Kardinälen, zu Bischöfen. Ich habe vor dem Heiligen Stuhl gekniet und den Fuß des Heiligen Vaters küssen dürfen. Denken Sie, was es bedeutet, und wie es einen durchrieseln und erheben muß, wenn man aus diesem heiligen Munde die Worte hört: Mein Sohn! Und ob ich Urkunden gefälscht, Perlenketten und Juwelen aus der Kassetten meiner Mutter entwendet hätte,



der Papst, der Vertreter Gottes auf Erden, würde mich nichtsdestoweniger seinen Sohn nennen! Hätte ich Einbrüche, Überfälle, ja Morde begangen, er würde zu mir sagen: Mein Sohn!“

Der einstige, vielleicht nur so genannte Baron, jetzt Egon Schmidt, hatte sich nicht nur im Namen, sondern auch sonst verändert. Auf gute Kleidung und saubere Wäsche hatte er immer nach Kräften gehalten. Seine Art aber und sein Wesen waren erregter und belebter geworden, ähnlich der eines Wasservogels, den man zuletzt auf einem stehenden Wassertümpel bei stehender Luft erblickt und der nun auf einen freien, großen, schnell fließenden Strom geraten ist, mit dem er schwimmt und flattert, während stromauf, vom Meere her, frische Luftwellen ihm entgegenschlagen. Was er sagte, war schließlich nicht uninteressant, und so nahm es Haake gefangen. Er vergaß darüber, was ihm anfangs besonders peinlich war, daß er in diesem Menschen einen Zeugen seiner tiefsten Erniedrigungen vor sich hatte.

Seine Gegenwart blieb ihm trotzdem fatal, und er fragte sich jetzt, ob es gut wäre, wenn er mit ihm gesehen würde. Er schlug deshalb vor, das Lokal zu wechseln, obgleich er oder gerade weil er jeden Augenblick den Eintritt der Damen Ingeström befürchtete, mit denen er verabredet war. Der Vorschlag, ein behagliches Kneipchen aufzusuchen, das Zahlen und Verlassen des prismenglitzernden, von den Geräuschen des Servierens klimperklirrenden Cafés geschah so hastig und fluchtartig, daß es jeden anderen als diesen fahrigen jungen Abenteurer befremdet hätte.

Der Bildhauer atmete auf, als er, im Menschengedränge des erleuchteten Korsos untertauchend, ungesehen bemerken konnte, wie die Damen in Begleitung des Herrn von Saintpierre hinter der Tür des Cafés verschwanden. Lieber wollte er sie versetzen, wie man in

solchen Fällen sagt, und für sein Fernbleiben eine plausible Lüge erfinden, als gezwungen sein, sie mit diesem zweifelhaften Ehrenmann bekanntzumachen.

Gab es etwa noch andere Gründe, die seinen Entschluß beeinflußten?

Jedenfalls stellten sich solche ein, als Haake mit dem sogenannten Baron einer abgelegenen Kneipe allereinfachster Art zupilgerte. Er sagte sich, ich will diesen Menschen nicht wiedersehen, aber ich will ihn auch nicht von mir lassen, ohne ihn einmal über die versunkene, so verhängnisschwere Zeit, die wir beinahe gemeinsam durchlebt haben, gründlich auszupumpen. Es werden Stunden des Gegenwärtigmachens von Umständen sein, deren Gefährlichkeit den Reiz der Betrachtung aus sicherer Ferne erhöhen wird. Wenn ich die Gesellschaft der Damen, das gewohnte Souper mit ihnen heute einmal aufgebe, so ist das bedeutungslos und leicht vor ihnen und mir zu entschuldigen, da es sich nicht aus dem gleichen Grunde wiederholen wird. Ich habe ja auch die Pflicht, diesen Burschen von ihnen fernzuhalten, und eine andere Möglichkeit, ihn auf gute Art loszuwerden, gibt es nicht.

Fünf oder sechs riesenhafte Fässer in einem Steingewölbe, vor ihnen einige leidlich gescheuerte Tische und Schemel: das war die hie und da von deutschen Künstlern besuchte sogenannte Goldkneipe. Hier verzehrte Haake in den ersten Monaten seines römischen Aufenthaltes gewöhnlich sein Abendbrot. Es war Brauch, es vorher anderswo einzukaufen und sich hier nur mit Teller, Besteck, Brot und Wein versorgen zu lassen. Auch heute hatte der Bildhauer in einem Commestibili-Laden Salami, Schinken, Mortadella da Bologna und einige Käsearten, nicht zu vergessen Oliven, eingekauft, als er es sich mit seinem Gaste an einem der Tische des Lokals bequem machte.

In dieser Umgebung war die Wirkung des Abenteurers



auf den Bildhauer weniger peinlich und weniger fremdartig. Und durch den Lichterglanz und das Gesumm des Großstadtcafés nicht mehr behindert, trat auch die kleine, verhältnismäßig farblose Welt des nordischen Vagantendaseins deutlicher in die Erinnerung. Warum fühle ich eigentlich ein Behagen, fragte sich der Bildhauer, in dem Gedanken, einen ganzen Abend mit diesem Schuft vor mir zu haben? Warum ist mir plötzlich so diebisch-vergnügt zumute wie einem Jungen, der hinter die Schule gegangen ist? Warum freue ich mich, wenn ich sehe, wie dem anderen ebenso wohl um den Magen wird? Wie wundervoll diese schlichten Arbeiter, die da und dort an den Tischen sitzen, teils allein, teils mit Weib und Kind, ihr wohlverdientes Nachtmahl verzehrend! Was einen hier überkommt, ist das Gefühl einer schlichten, einer klassischen Daseinsform. Menschliche Menschen ringsherum mit dem Anstand und Takt von Königen? Nein, denn das würde voraussetzen, daß alle Könige den Anstand und Takt, die Menschlichkeit solcher Arbeiter hätten.

Den ganzen Abend verließen Haake, wovon auch immer die Rede war, solche und ähnliche Gedanken nicht. Er hatte sie immer gedacht, sie hatten ihm immer wohlgetan, sooft er nach schwerer Arbeit sich vor diesen Weinfässern abends niedergelassen hatte, in dem spritigen Dunst dieses Raumes, wo er, außer unter den deutschen Künstlern hie und da, einen Betrunkenen nie erblickt hatte. Gehörte er nicht vielleicht doch hierher, wo der Mensch sich noch nicht, wie in der oberen Gesellschaftsschichte, durch Behängung mit Tand, Flitter und Maskierungen Leibes und der Seele belastet und bis zur Unkenntlichkeit gefälscht hatte? Seltsam, sogar die Scheu, die Verachtung und damit der Abstand, der ihn von dem Abenteurer getrennt hatte, fielen fort. Er verkehrte mit ihm wie der Mensch mit dem Menschen. Es war ihm lieb zu sehen, wie alles gemachte Wesen

von ihm wich und wie er sich, genau wie früher, ganz ungeniert über den Zigarettenbestand des Bildhauers hermachte. Die Scheinwelt, die Welt der Überflüssigkeiten, wie er meinte, zu der ja schließlich auch die schönen Künste gehörten, lag wieder einmal hinter ihm.

4

Man kam sehr bald auf die Flunkerts zu sprechen. Seltsam, wie nun das ganze Um und An der kleinen Zirkusgesellschaft nur eine heitere Seite bot. Sie hätte in dieses rauchgeschwärmte, feuchte Gewölbe und unter alles, was darin war, recht gut hineingepaßt. Sie hätte auch überhaupt nach Rom gepaßt, in den Schoß dieser Allerweltsbuhlerin, die ja aller Gaukeleien Meisterin ist. Schließlich hatte der große Scurra Tom Billing hier sein Publikum gefunden, man würde auch den kleinen Dummen August, Pudelko, in den Vorstädten weidlich belacht haben. Und was den großen Springer und Trapezkünstler, diesen Schwerenots-Flunkert, betraf, er konnte jeder Konkurrenz standhalten. Die römische Plebs war noch immer das dankbarste Publikum.

In heiterster Weise glossierte der Baron, jetzt Egon Schmidt, seine Beziehungen zur Direktorin. Es gehe ihm nun einmal ähnlich wie einem gewissen Erbprinzen, der auf sein Ländchen verzichtet und eine Riesendame geheiratet habe. Ein gewisses Übergewicht habe es ihm immer angetan. Das Alter, wenn es sich in gewissen Grenzen halte, sei dabei gleichgültig. Unerläßlich schien ihm indes daneben ein bißchen ammoniakhaltiger Stallgeruch. Er sei verloren, wenn etwa gewisse Balkonanlagen die bekannten blauen Tätowierungen zeigten: so war es bei der Direktorin. Daß die Herren bei dergleichen Erörterungen recht derb und zynisch wurden, ist selbstverständlich. Wenn Haake den Geschmack des Barons kopfschüttelnd verurteilte, so zögerte dieser



nicht, zum Vergleich den Geschmack an jungem und altem Käse herbeizuziehen, von denen ja jeder gerechtfertigt sei.

„Ich bin eine etwas infantile Natur, behaftet mit allen Schwächen einer solchen. Darum geht meine Liebe immer durch das Mütterliche. Mit einem jungen, unerfahrenen Springinsfeld kann ich nichts anfangen. Die Flunkert ist eine kluge, welterfahrene Frau, die Menschen und Verhältnisse hinreichend kennt, um keine Vorurteile mehr bei sich aufkommen zu lassen. Was die Gesetze uns in moralischer Beziehung verbieten wollen, habe ich sie sagen hören, das sind jene Sprenkel, in denen sich die Drosseln fangen, arme kleine Vögel, die natürlich, wenn sie in der Pfanne schmoren, das Fliegen aufgeben müssen. . . . Das hindert aber die Drosseln im allgemeinen am Fliegen nicht. Sie sind ja schließlich auch ein Mann ohne Vorurteil, lieber Professor. Wissen Sie, weshalb ich diesen peinlichen Auftritt mit Flunkert junior eigentlich gehabt habe? Warum er so wütend gegen mich war? — Weil es zwischen ihm und der tätowierten Frau Mama auch wohl nicht ganz geheuer ist. Auch gegen den Maskos, der ohne alle Verwandtschaft in der Welt steht, ist sie mütterlich. Sie ist eben einfach auf eine unbeschreibliche Weise, auf eine ganz entzückende Art und Weise, auf eine im höchsten Grade beglückende Art und Weise mütterlich. Ich brauche das. Ich habe das notwendig.“

„Nun, Sie haben ja jetzt die Kirche!“ sagte der Bildhauer.

Baron Dagobert von Römerscheid Egon Schmidt schweig einen Augenblick und brach dann in Lachen aus: „Sachte, sachte, lieber Professor! Darüber habe ich mir natürlicherweise vor meinem Schritt volle Gewißheit verschafft. Die Kirche ist nachsichtig, duldsam, langmütig. Nein, meine menschlichen Schwächen und Bedürfnisse leugne ich nicht. Meine Berater wissen,

daß ein Mensch ohne Schwächen, ein Sünder ohne seine Sünden nicht auskommen kann. Es hat einen einzigen sündlosen sogenannten Menschen, in Wahrheit einen Gottmenschen, gegeben: Jesus Christ, und der steht so unerreichlich hoch, daß es Frevel wäre, die gleiche Höhe und Reinheit der Tugend auch nur zu erstreben. Da ist es aber eben allein die Gnade, die uns helfen kann. Darum begibt man sich an den Beichtstuhl, legt ein reuiges Geständnis ab und wird absolviert. Erst gestern, wollen Sie es mir glauben, habe ich einen Brief von der herrlichen Frau erhalten!“

Der Bildhauer fragte: „Von welcher herrlichen Frau?“

„Natürlich von Innocentia.“

„Sie haben mir aber noch gar nichts erzählt von Innocentia!“

„Aber wieso? Wir sprachen doch soeben von Innocentia!“

„Ach, um Gottes willen, mich trifft der Schlag! Dieses alte, schnaufende Nilpferd heißt Innocentia?!“ sagte mit übertriebenem Staunen der Bildhauer.

„Nein, nein, Herr Haake, so dürfen Sie diese Sache nicht auffassen! Ich protestiere! Nein, durchaus: Sie beleidigen mich! Ich lasse nichts kommen auf diese edle, diese zuverlässige, hilfreiche Frau! Hier ist ihr Brief, ich trage ihn stets auf dem Herzen!“

Haake bemerkte, daß der ihm gewiesene große Brief mit fünf dicken Siegeln gesiegelt war. „Alle Achtung! Hut ab!“ waren die Worte, mit denen er seiner verdutzten Verwunderung Ausdruck gab. So etwas war möglich: zwischen diesem Globetrotter und dem verregneten und verfrorenen Lumpengesindel im Schmutz der fernen schlesischen und märkischen Landstraßen bestand aus unsichtbaren Fäden ein Zusammenhang! Warum hatte er selbst eigentlich alle Fäden zerrissen, an einen Briefwechsel nie gedacht?

Haake dachte noch immer versonnen darüber nach,



als die Geschwätzigkeit des Barons, über Stock und Stein springend, schon allerlei andere Dinge berührt hatte: wie grotesk es war, daß Flunkert seine täglichen Übungen, seine halsbrecherischen Kunststücke am Trapez machen, seine dressierten Pferde vorführen, Fingal, den kamtschadalischen Löwenhund, um sich kreisen lassen mußte, daß er Wanda-Pipilada und jetzt wohl auch seine Frau täglich aufs Drahtseil jagte, mit dem Possenreißer, Pojaz und Dummen August läppi-sche Konversation trieb, Maskos mit seinem Blech schmettern und wettern ließ, damit ein Nichtsnutz fern in der Ewigen Roma das nötige Geld habe, um es, heidi heida, zu verjubeln. Hier also endete ein Teil der durch saure Arbeit verdienten Groschen zahlloser kleiner Leute, die ihnen wiederum ehrliche, saure, mühselige Arbeit anderer Art aus der Tasche gelockt hatte! Ein Liederjan wurde mit ihnen finanziert, damit er katholisch werden und dabei schlemmen und lumpen konnte.

Haake schien verstimmt. In diesem Augenblick haßte er das nichtsnutzige Schoßkind der Direktorin und war geneigt, einen Ausbund mißbrauchter Güte in ihr zu sehen, wie er denn auch in den wenigen Unterredungen, die er mit ihr gehabt hatte, immer nur ein allgemeines, menschliches Wohlwollen feststellen konnte. Etwas wie tiefe Sympathie und wahre Rührung kam ihn an, wenn er an den ahnungslosen Flunkert und seine Gehilfen dachte, die sich für diesen Schweinehund abrackerten. Diese naiven Menschen waren ungeheuer pflichttreu und arbeitsam. Und wie langsam, langsam mehrte sich, was sie sich am Munde absparten! Einen gefährlichen Funken aber schlug der Gedanke unter seinen Wimpern heraus, daß Wanda, die kleine Wanda, für diese Canaille die Knochen zu Markt tragen sollte.

Der italienische Wein ist schwer. Vielleicht waren die beiden schon beim dritten oder vierten Liter Falerner angelangt. In solchen Fällen trat es bei Haake zuweilen

ein, daß er, von einer einzigen Tatsache oder Bemerkung, die ihm mißfallen konnte, gereizt, mit zähem Eigensinn an ihr haftenblieb und, wie in bekannten sowie unbekanntem Fällen, schließlich tötlich wurde. Es kam in diesem Falle nicht so weit, da der Bedrohte sich einem solchen Ausgang entzog. Der gefährliche Zustand entwickelte sich auf folgende Weise:

„Sagen Sie mal, Sie haben mir da einen Brief mit fünf Siegeln gezeigt. Ich möchte wissen...“

Der Baron überhörte, in das Rauchen von Haakes Zigaretten, in sein eigenes Geschwätz vertieft und verliebt, das erste-, das zweitemal diese Anrede. Aber Haake wiederholte mit eigensinniger Zähigkeit:

„Sagen Sie mal, Sie haben mir da einen versiegelten Brief mit fünf Siegeln gezeigt. Ich möchte wissen...?“ Er hob sein Glas, an das der Baron mit dem seinen stieß, weil er annahm, daß man ihm zutrinken wollte.

„Prosit“, sagte er, „lieber Haake!“

„Hören Sie mal, ich bin nicht Ihr lieber Haake! Sagen Sie mir lieber mal, Sie haben mir da einen fünfmal versiegelten Brief gezeigt. Ich möchte wissen...?“

„Was weiter? Natürlich Pinke-Pinke!“

„Sagen Sie mal, Sie haben mir da einen Brief mit fünf Siegeln gezeigt. Ich möchte wissen, für was für Leistungen ich da ein...?“ Noch unterbrach sich der Bildhauer: „... für was für Leistungen ein solches Ehrenhonorar von Ihnen bezogen wird?“

„Was für Leistungen? Gar keine Leistungen. Hätte ich nicht Mitleid mit ihr, ich könnte dieses Pfundweib wie einen ledernen Geldbeutel umkehren! Ich könnte sie auf den Kopf stellen, und sie würde noch nicht einmal so viel in den Taschen behalten, als sie für eine ihrer dicken Zigarren bezahlen muß!“

„So?! Sie können also das Pfundweib umkehren?“ Das Auge Haakes hatte, als er das sagte, etwas Unverwandtes, düster Glotzendes angenommen.



Jetzt merkte der Baron, Kunsthistoriker, Konvertit und diplomatische Geheimemissär, daß es mit Haake nicht mehr ganz richtig war. Er konnte sich an die Schläge erinnern, die Flunkert von Haake und alsdann eines Abends der sogenannte Agent von Renz wiederum von dem Bildhauer bezogen hatten. Trotzdem wiederholte er törichterweise:

„Ja, ich könnte das Pfundweib umkehren!“

„Wie machen Sie das, wenn Sie das Pfundweib umkehren?“

„Wie ich das mache? Kunststück! Lächerlich! Seien Sie doch gescheit, bester Meister Haake, und verderben Sie unsere gemütliche Stimmung nicht!“

„Wie machen Sie das, wenn Sie Pfundweiber umkehren? Und halten Sie das Umkehren von Pfundweibern für ein Geschäft, das eines anständigen Menschen würdig ist?“

Der andere rief:

„Nun hören Sie mal, ich könnte auch Fragen stellen! Wenn Sie mir so kommen . . . Lächerlich! Halten Sie es etwa für eines Ehrenmannes würdig, im Straßenschmutz auf der Lauer zu liegen und, die Taschen voll Klopffsteine, die Fenster von Wohnwagen einzuschmeißen?“

„Nein, so weit soll sich ein Mensch nicht gehen lassen. Aber ich sehe nur die Handlung eines zeitweilig Unzurechnungsfähigen darin. Dagegen Pfundweiber umzukehren, wozu Sie übrigens höchstens Lust haben, sonst aber ein viel zu jammervoller, viel zu erbärmlicher Geselle sind, ist etwas ganz anderes als so etwas. Ich habe höchstens mit meinem Gelde die Flunkerts fett gemacht. Sie, Sie lassen sich Schürzengeld bezahlen, von diesen bettelarmen Herumziehern aushalten — jetzt aber hopp, hopp! Sie sind ein Rowdy, der jeden bedreckt, mit dem er am Tische sitzt!“

Der Baron verstand, ergriff die Flucht und blickte selbst dann nicht einen Augenblick zurück, als, erst

im Rahmen der Ausgangstür, ein Weinglas an seinem Hinterkopfe zerschellte.

„Es ist ein Kreuz“, dachte Haake, „wie ich doch immer, trotz aller festen Vorsätze, im gegebenen Augenblick nicht an mich zu halten vermag!“

5

Wenn Haake seine Arbeitsperiode hatte, so wurde er zum Arbeitstier. Der Zwang seiner proletarischen Verfahren, zwölf bis vierzehn Stunden des Tages schuften zu müssen, und die Befähigung dazu hatten sich auf seine Moral und seine eiserne Muskulatur vererbt. Zwar hatte er ein Faktotum in seinem römischen Studio, aber die schwersten Arbeiten, die schwersten Verrichtungen seines Töpfer-, Ofensetzer- und Maurerhandwerks, wie er seine Tätigkeit je nachdem nannte, pflegte er selbst auszuführen. Er stampfte und knetete selbst seinen trockenen Ton, packte und klebte ihn zentnerweise um die Gerüste seiner Statuen, ja, er war auch gelernter Gipsgießer und unterzog sich der Mühsal, seine manchmal recht umfangreichen Tonmodelle selbst abzuformen.

Solange es Tag war, befand sich Haake in seinem Arbeitsraum und war in seiner verbohrtten Schweigsamkeit Besuchern, selbst Kollegen aus den Nachbarateliers kaum zugänglich. Sie bewunderten seine bärenhafte, unverwüstliche Arbeitsfähigkeit, und seine Grobheit war gefürchtet. „Halt's Maul, arbeite!“ war seine Redensart, wenn ein Kollege ihm durch Maulaffenfeilhalten lästig wurde.

Den ganzen Winter hindurch hatte die Arbeitswut den Bildhauer nicht einen Tag verlassen, und höchstens an einigen Sonntagen und während der Dunkelheit hatte er Zeit, die trotz der durch die Jahrtausende gehenden Zerstörungsraserei noch ungeheuren Kunstschatze Roms zu betrachten. Im Blute wühlte ihm der stündlich zitier-



te, gigantische Dämon Michelangelo, von dem er, das machte ihn glücklich, bei Winckelmann gelesen hatte, daß er unter gewissen Voraussetzungen für einen Neuren nicht unerreichbar sei. Auch Haake pflegte zuweilen, wie Buonarroti, den eigensinnigen Versuch zu machen, bei Kerzenlicht seine Arbeit fortzusetzen, da in den römischen Ateliers elektrisches Licht damals noch nicht vorhanden war.

Drei Dinge besuchte der Bildhauer mindestens einmal in der Woche: die Pietà des Michelangelo in der Peterskirche, diese magna mater, diese Demeter, die statt ihrer dem Tode verfallenen Tochter einen toten Sohn auf den Knien hält, auch dieser, wie jene, zur Auferstehung bestimmt. Er besuchte den Moses desselben Meisters, er besuchte einen gewissen Heraklischen Torso griechischer Kunst, der eines der schönsten Stücke der Vatikanischen Sammlungen ist. Das waren die Quellen, aus denen er immer neue Kraft, neue Begeisterung holte, ein göttlicher Zustand, den er jedoch nur stumm in seinen Werken aufgehen ließ.

Ein solches pausenloses Roboten, das noch dazu keine den Geist unbeteiligt lassende Tagelöhnerarbeit ist, erschöpft natürlich mit der Zeit auch den Widerstandsfähigsten. Haake war eine Stiernatur. Als er es indessen auf diese rastlose Art und Weise fünf Monate lang getrieben hatte, fragte er sich mitunter, wie lange das noch gehen sollte. Zuweilen packte ihn eine zerstörungssüchtige Reizbarkeit. In Rom sind Fälle bekannt geworden, wo Bildhauer in einem der natürlichen Anfälle wiederkehrender Depression den Hammer nahmen und alle ihnen erreichbaren Marmorfiguren, Erzeugnisse ihrer Lebensarbeit, kurz und klein schlugen. Auch Haakes Schöpfungen schwebten zuweilen in dieser Gefahr.

Weiß überhaupt ein Mensch außer einem, der es selber an sich erlebt, über wie viele innere Nöte hinweg Plastiker das Leben ihrer Kunstwerke zu erzwingen haben?

Manchmal robotete Haake fort, obgleich sein eigenes Urteil sein Ton- und Steingebilde völlig entwertet hatte. Er arbeitete unter Flüchen fort, so, wie vielleicht seine Vorfahren, die Tagelöhner und Hörigen, wenn sie auf ihren Schultern und Rücken die Steinblöcke fühlten, unter denen sie fast zusammenbrachen, und wußten, daß es ihnen trotz der Geißel des Vogtes nicht gelingen werde, sie zur Höhe der Mauer eines Raubnestes hinauszuschleppen.

Kamele, die zu schwer beladen sind, pflegen nicht aufzustehen. Sie bleiben liegen, auch wenn man nun ihre Last erleichtert. Man kann sie halbtot prügeln, ohne daß man ihren Entschluß zu brechen imstande ist. Wenn man sie aber wirklich tötet, so tut man ihnen nicht mehr, als sie wollen und voraussetzen. So wirft der Hörige, der Leibeigene seine Steinlast plötzlich ab, ist befreit, atmet auf und erwartet das Ende. In einer ähnlichen Stimmung kam es vor, daß Haake mit der Landstraße und einem friedlichen Tod hinter der Hecke liebäugelte.

Übrigens war ihm ein Unglück passiert. Eine überlebensgroße Brunnenfigur, die eine schweißbedeckte Tätigkeit von Wochen mühsam errichtet hatte, sank eines Tages vornüber zusammen. Viele Zentner nassen Tons waren an ein zu schwaches, nicht genügend durchdachtes Gestell geklebt. Millionen formender, denkender Augenblicke waren an ihre schön herausgebildeten Flächen vergeudet worden. Als sie kaum merklich zu sinken begann — es war eine Weibfigur, zu der ihm ganz im geheimen Carola Ingeström einige Male Modell gestanden hatte —, als sie kaum merklich zu sinken begann, sprang er mit einem Fluch auf den niedrigen, mächtigen Drehschemel und fing ihren Oberkörper mit seinen Armen auf. Er schrie: „Carola!“, aber niemand hörte ihn. Sein Faktotum war zum Essen gegangen. Selbst seine athletischen Kräfte ließen schließlich nach.



Das Antlitz Carolas ward schwerer, lastender, immer drückender. Da wich er — was blieb übrig?! — aus, und einige Zentner amorphen Tons verbanden sich unter einem häßlichen Klatschgeräusch mit dem Zementboden der Werkstätte.

Nun war die Beziehung zu den Ingeströms das freundliche Licht seiner römischen Zeit. Er verehrte Carola und ihre zarte, schlichte Mütterlichkeit. Er verehrte sie, diese Mütterlichkeit, in fast noch zarterer Weise. Das hohe, schlanke, blonde Mädchen, das überflüssige Worte nicht machte und keineswegs, wie etwa Wanda, eine Plaudertasche war, traf damit auf verwandte Eigenschaften des Bildhauers. Es war schon viel, wenn sie ihre schöne, lange, durchsichtig weiße Hand, wie nach der Tonmodellkatastrophe, begütigend auf die Schulter ihres Freundes legte, dessen Stimmung mehr als verdrießlich war. Wie war wohl eigentlich das Einverständnis dieser beiden Menschen zustande gekommen? Ein Vertrag auf Grund irgendeiner Abrede lag nicht vor. Es sah vielmehr aus, als seien Bruder und Schwester, seit der Geburt getrennt, durch eine Schicksalswendung einander begegnet und nach langer Trennung vereint worden. Man war, was man war: was sollte da viel zu reden sein?

Carola, falls sie ihm nicht den Dienst erwies, Modell zu stehen, erschien täglich etwa um zwölf Uhr für einen Augenblick bei dem Bildhauer. Nach der Arbeit, später und später bei zunehmender Helligkeit, pflegte der Meister im Café Aragno seine Tasse Schwarzen zu nehmen und Zeitung zu lesen. Dort wurde er meist von den Damen Ingeström zum Abendessen abgeholt, das man gemeinsam im Restaurant zu sich nahm. Von dort aus, nicht später als etwas nach zehn, zogen sich die Damen in ihr Hotel, Hotel Regina, zurück — sie liebten die großen Prunkkästen nicht! —, bis an dessen Pforte sie Haake begleitete. Er ging dann meist noch in die Gold-

kneipe oder in eine andere, wo ein guter Wein verzapft wurde und er entweder einsam grübeln konnte oder mit dem oder jenem Kunstgenossen in alltäglichem Gespräch ausruhte.

In seinem Atelier war Haake nicht ganz allein. Wann er immer heimkehrte, erwartete ihn eine weiße Katze, die einen schwarzen Kopf hatte und die der Bildhauer Waschi nannte. Beirahe Anstoß erregte bei Carola seine Liebe zu ihr. Zwar packte sie selbst beim Abendessen das Mitbringsel für Waschi sorgfältig in Papier, aber sie wurde doch rot, wenn der breite und so selbstsichere Mann aus irgendeinem Grunde in die eigensinnigste Übertreibung verfiel und Waschi seine einzige Liebe nannte. Da war nichts zu machen, solche Sonderbarkeiten waren bei Künstlernaturen in Kauf zu nehmen. Denn wenn man nun lachte, es bestritt und selbst Mama sich ins Mittel legte, konnte man eine Änderung seiner Behauptung erst recht nicht herbeiführen. Lieber, sagte er, möge er selbst ein Bein brechen, als daß man Waschi auch nur ein Haar krümme. Wer Waschi auf die Pfoten träte, schlänge ihm, Haake selbst, ins Gesicht. Auf so absurde Art ging es dann immer fort, bis sich ein neues Thema einstellte.

Mit dem Edelfräulein Carola als Gelegenheitsmodell kam Haake natürlich nicht aus. Er mußte Berufsmodelle herbeiziehen. Auf der Spanischen Treppe und auch sonst standen sie, Männer, Frauen, Kinder, zur Auswahl bereit. Gegen Carola erlaubte sich Haake wohl nur eine abgemessene, im Rahmen eines Beinahe-Bräutigams erlaubte Zärtlichkeit. Er nahm keinen Anstand, sich anderweitig auszutoben. Dies war bei seiner Natur, seiner Jugend, seiner überschäumenden Körperkraft, seinem Beruf eine Selbstverständlichkeit, mit der er sich von den Kollegen nicht unterschied.



Ende März war herangekommen, als Haake zum erstenmal um die Mittagszeit vergeblich auf Carola gewartet hatte und ebenso im Café Aragno auf alle drei Damen Ingeström um die übliche Abendstunde. Beim Portier des Hotels erfuhr er, die Damen seien in großer Toilette gewesen, und der Wagen irgendeiner Botschaft habe sie abgeholt.

Irgend etwas an diesem Vorfall machte Haake ruhelos. Es stand eine milde Mondnacht über Rom, und ohne nach der Uhr zu sehen, bewegte er sich den Korso hinab bis zum Spanischen Platz, dann wieder zurück bis zum Kapitol, die Treppe zum Kapitol hinauf, die Trümmer des Forum Romanum im Mondschein unter sich, große Gedanken, große Gefühle im Innern, verloren im lebendigen Gräberpuls der Ewigkeit — und doch mit einem peinlichen Nagen im Herzen, dieser drei Damen wegen, von denen zwei seine Freundinnen, eine beinahe seine Geliebte war und die ihn so schnöde versetzt hatten, wenn nicht etwa die Nachlässigkeit eines Hotelbediensteten dazwischen lag und dem Erlebnis den Stachel nahm.

Man sprach in Rom von den schönen Schwedinnen. Die Schwestern gehörten zu jenen Erscheinungen, bei denen die Harmonie des Aufbaus, der Reiz und Adel des Ganzen wie des Einzelnen, gleichsam keinen Protest duldet. Jede von ihnen war, was man eine Beauté, eine Schönheit nannte. Dazu kam eine gewisse Pikanterie und Selbständigkeit der Schwedinnen. Man konnte nicht glauben, leere Hüllen, bemalte Wachsfiguren vor sich zu haben. Sie waren innig beseelt und näherten sich, wie selten Frauen, was sich auch Haake oft gesagt hatte, dem durch die Plastik auf uns gekommenen griechischen Schönheitsideal. Seiner Art gemäß hatte sich Haake den Stolz nicht anmerken lassen, den er empfand, sooft er mit ihnen gesehen wurde. In solchen Augenblicken

glaubte er, ein begnadeter Grieche zu sein. Liebte er Carola Ingeström? — Oft konnte sein Auge im Staunen nicht satt werden. Er bewunderte Carolas Güte und Vornehmheit. Ihr freier Charakter und überhaupt der Charakter dieser Frauen schien ihm verehrungswürdig. Aber erst diese Nacht empfand er, wie Staunen, Bewunderung und Verehrung zu leidenschaftlicher Liebe geworden waren. Wieder und wieder schlug er sich an die Stirn und fragte sich, wie es möglich sei, dies nicht erkannt und dieses schöne Mädchen so oft durch Lauheit verletzt und im ganzen hingehalten zu haben.

Was hat sich denn da für eine Verblendung, für ein Wahnsinn eingenistet? fragte er. Stets hatte er sich im Zusammensein mit diesen Frauen aus hohem Stande frei und unbedrückt gefühlt, wie ihm denn überhaupt ein natürlicher Anstand, eine Sicherheit des Betragens angeboren war, sofern ihn nicht eine andere Erbschaft in den Zustand der Unzurechnungsfähigkeit hinunterstieß.

Also: was hat sich denn da für ein Wahnsinn, für eine Verblendung eingenistet? Wußte ich denn nicht, was mir widerfuhr? Wo komme ich her: von zwölf Kindern das jüngste, großgefüttert mit einem Stück verschimmelten Hungerbrots, welche Aussichten hatte ich? Und nun: diese Stufen des märchenhaften Aufstieges! Fürstinnen, Göttinnen neigen sich mir! Und ich nehme das hin mit dem Stumpsinn eines Steinklopfers? Mit einem Beest, einem Katzenluder ärgere ich sie, das mir vollkommen gleichgültig ist und dem ich, wenn ich diesmal nach Hause komme, den Hals umdrehe! Ich weiß recht wohl, daß es ein Dämon ist und wer diesen Dämon zu meiner Bewachung abgeordnet! Kein Gedanke, daß er mich jemals wieder in die verschlammten und verschlumpten Gebiete dieser versunkenen Dreckhöllen hinablocken wird! Lebe wohl, Wanda Schiebelhut! Brich dir den Hals oder kriege die Kränke! Ich wüßte nicht, was mir mehr



schnuppe wäre...! So und ähnlich meditierte der Bildhauer Haake fort.

Nach Hause gehen mochte er nicht aus Furcht vor den schrecklichen Bildern seiner Eifersucht, und weil er die Katze nicht morden wollte. Mehrmals trat er in kleine Wirtsstuben, wurde aber, ohne viel getrunken zu haben, von seiner Rastlosigkeit immer wieder aufgescheucht. Er irrte noch in den Straßen umher, als hie und da ein Kampanile zu läuten begann, trat schließlich mit anderen, die ver mummt und frierend einherkamen, in irgendeine Kirche ein und fand sich plötzlich mit ihnen kniend und, obgleich er ein Protestant war, dem Neigen und Beugen, Schellen und wieder Schellen am matt erleuchteten Altar mit frommer Spannung zuschauend.

Was war es eigentlich, was diesen im Grunde recht einsamen Menschen überkam, als er dem Zuge nachgab, sich niederzuwerfen und das jedem Menschen eigentümliche immerwährende Selbstgespräch in Gegenwart des Mysteriums, in Gegenwart Gottes fortzusetzen? Es war vielleicht der seit Jahrzehnten tiefste Augenblick seiner Innerlichkeit. Hatte der Schubiack, der seinen Glauben gewechselt, nicht am Ende doch recht? Was tat er jetzt anderes, als von einer stärkeren Macht Hilfe zu erflehen, wo die seine nicht ausreichte? Haake, der gar nicht kirchliche, gänzlich unfromme Haake — betete! Er flehte um Hilfe, endliche Hilfe wider seine Besessenheit, gegen den Dämon, der in Gestalt der Katze Waschi während der Arbeit auf seiner Schulter hockte, jeden Abend auf seine Bettdecke sprang und sich zu seinen Füßen hinkuschte, dieser Katze, die selbst von einer anderen Seele besessen war, die sich jederzeit durch die feuerspeienden Augen des Wirtskörpers gleichsam mit einem Raubtiersprunge in seine Brust begeben und sein Herz mit Krallen und Zähnen zerfleischen konnte. Das aber war nur das eine, wozu dieser böse

Hausgeist des Bildhauers fähig war. Sein Spuk war leider immer im Gange. Er bediente sich im Innern des Opfers bald eines Spiegels, in dem er aber und aber tausend Male eine kleine Drahtseiltänzerin in schwarzem Trikot und roter Schleife erscheinen ließ. Er bediente sich eines Altars und vieler brennender Kerzen, um dieselbe kleine Teufelin Lilith als Mutter Maria auf ihm zu verherrlichen. Das war es, wogegen er diesmal aus tiefstem Grunde der Seele zu Gott um Beistand schrie: Mache mich frei! Mache mich rein! Rotte sie aus aus meinem Herzen!

Er wollte nun endlich reinen Tisch machen. Der unverdienten, unerhörten Begnadung, die ihm durch die Neigung der schönen Carola zuteil geworden war, hatte er nur darum seine zögernde Lauheit entgegengestellt, weil der Dämon in ihm noch lebendig war. Nie aber hatte er sich so erneut, frei, verjüngt und freudig gefühlt wie jetzt, als er aus der Kirche trat. Natürlich war das Ausbleiben der Damen am gestrigen Abend auf irgendeinen unvorhergesehenen Umstand zurückzuführen, wie sie ja immer wieder vorkamen. Die Aufklärung fand sich wahrscheinlich bereits im Briefkasten seines Ateliers. Er selbst, wie er sich nun deutlich erinnerte, hatte ja auch einmal vor Wochen die Damen im Café Aragno vergeblich warten lassen, als er die Nacht mit dem Konvertiten vergeuden mußte.

Der Bildhauer fand, nach Hause gekommen, allerdings keine Nachricht von Carola vor, was ihn aber nun kaum noch beunruhigte. Er legte sich angekleidet aufs Bett und schlief mit dem Gedanken ein, die Zeit bis zur Besuchsstunde Carolas werde so am schnellsten vorübergehen. Als er die Augen wieder öffnete, war es bereits finstere Nacht um ihn. Er stand auf, nachdem er Waschi, die er zu seinen Füßen fühlte, mit einem Fußtritt von sich gestoßen. Es war die Zeit, wie er feststellte, da er sonst im Café Aragno saß. In aller Eile machte er sich



salonfähig und sann währenddessen darüber nach, ob denn Carola heute mittag wieder ausgeblieben sei. Aber nein: sie hatte wahrscheinlich vergeblich geklopft und geklingelt; er wußte ja, daß man, wenn er einmal schlief, neben ihm eine Kanone, ohne ihn zu erwecken, abfeuern konnte.

Er traf rechtzeitig im Café ein. Es war noch gut eine halbe Stunde hin bis zu dem Zeitpunkt, an dem die Damen Ingeström zu erscheinen pflegten. Diese halbe Stunde aber verging, es verging eine weitere halbe Stunde, und als sie immer noch nicht erschienen waren und die Tortur des Wartens keine weitere Aussicht bot, tat Haake, was er gestern getan hatte: er ging ins Hotel, um sich nach den Damen zu erkundigen.

Frau Ingeström mit zwei Töchtern war am Morgen, mit Fahrkarten bis Stockholm, abgereist.

## 7

Haake war eine Bärennatur. Aber der Zustand, in den er durch diese Erfahrung gestürzt wurde, war doch so, daß ihn acht Tage lang kein Mensch zu sehen bekam. Bedauerlicherweise war dies nur der Anfang einer langen Leidenszeit.

Als sich am dritten Tag weder Tür noch Tor des Ateliers öffnete, mußte man darüber ins reine kommen, ob Haake darin verschlossen sei. Nach vielem Pochen und Rufen hörten dann die Kollegen seine Stimme. Er gab die Erklärung ab, daß er nichts bedürfe und im übrigen wohl und munter sei.

In Wahrheit befand er sich im Zustand völliger Lethargie. Im Anfang hatte ihn hauptsächlich Scham in sein Versteck gedrängt. Er schloß die Türe von seinem Schlafräum ins Atelier und legte sich auf sein Bett, nachdem er das einzige kleine Fenster zu seinen Häupten dicht verhängt hatte, eine gleichsam symbolische

Handlung, welche die völlige Umnachtung einer bestimmten herrlichen, sonnigen, nun verscherzten Aussicht ins Leben bedeutete. Er legte sich gleichsam in sein Grab, da ja nun auch der Leben lügende Dämon in seinem Innern getötet und nicht mehr wirksam war. Waschi, die Katze, war ausgeschlossen.

Wie kam es, daß der robuste Mensch in diesen Zustand der Ohnmacht versinken konnte? Hatte ihn vielleicht ein langes, geheimes seelisches Leiden innerlich ausgehöhlt und war jetzt zur Krisis ausgeschlagen? Es gehörte zu Haakes Wesen, daß er nicht etwa nach und nach korrumpiert werden konnte, sondern sich plötzlich und fast bewußt fallen ließ. Dieser Bruch der Damen mit ihm war natürlich auf die Machenschaften irgendeines geheimen Gegners und Neiders zurückzuführen. Man lebte ja nicht allein zwischen den weiten Horizonten des Ewigen Roms, sondern war in ein kleines deutsches Künstlerdorf eingeschlossen, dessen Bewohner dafür Sorge trugen, daß Neid, Haß, üble Nachrede, Ehrabschneiderei und Verfolgungen nicht ausstarben. Aber was hatte es für einen Sinn, sich dawider aufzulehnen oder den Lumpenhund zu suchen, der diese erfolgreiche Mine gelegt hatte? Zu ändern war so oder so an der Sache nichts. Hätten die Damen, denen wahrscheinlich von irgendeiner Seite ein Teil seines Vorlebens in gehässiger Weise unterbreitet worden war, ihn gehört, so wäre ihm doch fortan der Weg zu Carola durch die eiserne Mauer seines eigenen Stolzes verschlossen geblieben. Und übrigens: irgend etwas aus seiner Vergangenheit abzuleugnen, lag ihm nicht. Die ersten vierundzwanzig Stunden verbrachte der Künstler in Entspannung bis zur Bewußtlosigkeit. Sie war nicht allein eine Folge des ungeheuren Kräfteverbrauches, den eine gewaltige seelische Erschütterung mit sich bringt, sondern die Folge der Arbeit des ganzen Winters. In seiner Werkstatt standen die Zeugen seiner übermenschlichen, pausen-



losen Arbeitswut. Es ekelte ihn, sie zu sehen; ja auch nur an sie zu denken, widerte und empörte ihn. Waren sie aus der Erbschaft entstanden, die ihm im Blute saß, jener geduldigen, durch die Jahrhunderte bewährten, blut- und schweißgebadeten Arbeitskraft seiner Voreltern, so gehörte vielleicht zu dieser Erbschaft ein durch die Jahrhunderte summierter Arbeitshaß, eine jahrhundertelang unerfüllte Sehnsucht nach ruhigem Müßiggang, die sich ebenfalls auswirken wollte. Halb und halb dachte dies Haake selber: er genoß . . . ja, er genoß eine durch Jahrtausende der Arbeit gleichsam verdiente Lebensmüdigkeit mit dem Wunsche zur letzten Ruhe.

War denn nicht das eigentlich hinter allem Roboten am Bau des Lebens uneingestandenermaßen einzige Sehnsuchtsziel der Tod? Eine schöne Magd hatte vor Jahren außerehelich ein Kind bekommen, dessen Vater Paul Haake war. Er war nicht der Mann, es abzuleugnen. Als er das Wurm bald nach seiner Geburt erblickte und bei seinem Anblick erwägen mußte, was alles es durchzukämpfen haben würde, ehe es auch nur so weit wäre, wie er damals war, wurde ihm schrecklich schlimm zumute, weil er zweifelte, daß es etwas gäbe, was diese unendlich vielen Schrittschen und Schritte, Schmerzen, Krankheiten, Enttäuschungen, Qualen und Mühseligkeiten lohnen könnte. Nur deshalb, weil er es verneinte, ging er befreit, wenn auch erschüttert, hinter dem Totengräber her, als dieser, das Särgelein am breiten Gurt wie einen Leierkasten vor der Brust, den eben geborenen Erdenbürger wieder zu Grabe trug.

Später wußte es Haake nicht, ob er beinahe acht Tage nur darum ohne Nahrung geblieben war und nur Wasser getrunken hatte, weil er sich durch Hunger töten wollte. Als der Schlosser die Pforte geöffnet, weil Willi Maack gekommen war und, nachdem er von der Sachlage Kenntnis genommen, dies in der ersten Bestürzung veranlaßt hatte, fand man Haake bewußtlos und fiebernd vor,

und schon eine Stunde darauf lag er, von Willi Maack übergeführt, im Deutschen Krankenhaus, wo man Typhus als Krankheitsursache feststellte. Wahrscheinlich hatte der alleinige Genuß schlechten Leitungswassers im Atelier eine Woche hindurch die Infektion verursacht.

Das war der Abschluß von Paul Haakes römischem Aufenthalt.

Vier Wochen nach seiner Einlieferung befand sich der Kranke auf dem Wege der Besserung. Dem Tode mehrmals auf Haaresbreite nah, rettete ihn seine Bärennatur. Damals lag das Deutsche Krankenhaus auf dem Kapitol. Sein Garten stieß an den oberen Rand des Tarpejischen Felsens. Dort saß Haake täglich unter Blumen, überwölkt von der weißen Blütenwolke eines alten Apfelbaumes. Aber er dachte nicht daran, sich über den Felsen hinunterzuwerfen: er saß so lange, bis er wieder leidlich gehen und stehen konnte und, menschliches Heimweh im Herzen, das Krankenhaus verließ. Jede Vorsorge war von dem guten Willi Maack getroffen worden, der so lange in Rom ausharrte, bis er seinen Freund außer Gefahr wußte. Er hatte inzwischen die letzten Arbeiten seines Freundes abgießen lassen und alle Hohlformen, auch die, welche schon vorhanden waren, unter seiner Bewachung sorgfältig in Kisten verpackt, nach Breslau gesandt. Mitte Juni traf Haake selbst dort ein, nachdem er sich in einem Alpendorf der Schweiz völlig von seinem Leiden erholt hatte.

## 8

Der Bildhauer nahm seine Arbeiten in der Haupt- und Residenzstadt Breslau sogleich wieder auf. Krankheit und Genesung hatten seine Seele gleichsam gereinigt, ihn weicher und empfindsamer gemacht. Seine Gesellschaft im Gartenfrühling des Krankenhauses war „Titan“ von Jean Paul und „Hyperion“ von Hölderlin,



tiefste Vermächtnisse der deutschen Seele, deren Empfindungs- und Vorstellungswelt ihn auch in Breslau noch umgaben und die Atmosphäre seiner Werkstätte adelten.

Willi Maack ließ mehrere Monate verstreichen, bevor er auf die Katastrophe von Rom zu sprechen kam. Auch dann tat er es nur, weil Haake selbst bei einer gemeinsamen Abendmahlzeit zum allerersten Male überhaupt die Unterhaltung darauf lenkte.

Willi Maack war nicht der Mann, eine Beleidigung seines Freundes, wie er sie in dem Verhalten der Damen sah, ruhig hingehen zu lassen. Die Sache, als er sie zuerst erfuhr, hatte in der deutschen Kolonie von Rom das Wesen eines Skandals angenommen, für den Haakes Ruf die Kosten decken sollte. Aber Haake war krank und erfuhr nichts davon. Übrigens war er an sich so schwer getroffen, daß ihn ein bißchen mefitischer Gestank als Begleiterscheinung kaum ernstlich erregt hätte. Anders Willi, der, aufs äußerste entrüstet und empört, in dem, was Haake geschehen war, ein Verbrechen sah, dessen Schuld freilich nicht bei den Damen lag, sondern bei irgendeinem Dunkelmann, dem auch sie zum Opfer gefallen waren. Diesen Dunkelmann mußte er aufstöbern.

Einige Tage sprang er hin und her, zur Rechten, zur Linken, wie ein Frettchen im Kaninchenbau der deutschen Kolonie, überall hämische Behauptungen, böseartige Fehltrübeile und nichtswürdig erfundene und geglaubte Gerüchte abwürgend. Da sollte Haake gegen Zahlung einer Geldsumme katholisch geworden sein. Eine dicke Kunstrettersfrau sollte ihn aushalten. Er hatte gesessen, das eine Mal wegen Urkundenfälschung, das andere Mal wegen Bettelei. Nun war der Bildhauer wirklich während seiner Handwerksburschenzeit einmal auf kurze Zeit festgesetzt worden, weil er, wie üblich, jemand um eine milde Gabe angegangen hatte. Er sprach

selbst mit dem heitersten Freimut davon. Alles übrige hatte ruchloser Klatsch erfunden.

Nicht erfunden: nein! Mit der frechen Gewissenlosigkeit, die ihm eigen ist, hatte der Klatsch einfach, wie der junge Baumeister später feststellen konnte, das Schuldkonto seines perfiden Gegners auf den Bildhauer übertragen. Denn schließlich gelang es Maack, diesen Feind und Dunkelmann wirklich aufzustöbern: in Egon Schmidt, einem sogenannten Kunsthistoriker. Dieser war in der Tat katholisch geworden, wegen Führung falscher Namen und Titel und wegen Urkundenfälschung verurteilt und erhielt Geldbriefe von einer Zirkusdirektorin.

Der Weg seiner Ermittlungen führte Maack zunächst auf das Deutsche Konsulat. Ein junger Vizekonsul, den er gut kannte, eröffnete ihm, es seien auf Betreiben der Schwedischen Botschaft Erkundigungen über Haakes Vorleben eingezogen worden. Insonderheit darüber, ob er mit einer kleinen Kunstrettergesellschaft herumgezogen, ob er ein Trinker sei und ob es wahr sei, daß man aus diesem Grunde davon Abstand genommen habe, ihn mit dem Titel Professor an der Breslauer Kunstschule anzustellen. Die Fragen waren mit ja beantwortet worden. Augenblicklich wisse man nicht, setzte die überaus schlaue und helllichtige Regierungsstelle hinzu, wo der p. p. Haake verblieben sei.

Über das Eingreifen der Botschaft zum Zwecke der Trennung eines Eheverlöbnisses zwischen einem schönen Mädchen und einem großen Künstler war Willi im höchsten Maße aufgebracht. Da war nun wieder ein Botschaftsrat, den er kannte und den er sofort nach Kenntnis der Sachlage aufsuchte. „Wir sind duiert, wir sind hinters Licht geführt worden“, sagte der Botschaftsrat. „Es handelt sich da um die Intrige eines der bekannten Nicht-Gentlemen, ohne die keine Regierung recht auskommen kann. Er ist der Schwedischen Botschaft von einem Kardinal als Dolmetsch und Cicerone



für die Damen Ingeström empfohlen worden und hat die Damen an drei verschiedenen Tagen geführt. Auf seine Berichte über Haake ist die schwere Beunruhigung zunächst der alten Dame Ingeström, sind die Bemühungen der Deutschen Botschaft durch die Schwedische und sind die Recherchen zurückzuführen, die man über den Meister Haake anstellte. Wie die Auskünfte lauten, wissen Sie.

Ich sagte Ihnen, wir seien düpiert worden: was besagen denn schließlich die Auskünfte? Der Künstler ist mit einer Kunstrettergesellschaft gereist. Dazu hatte er vielleicht als Zeichner und Plastiker gute Gründe. Er ist im betrunkenen Zustand gesichtet worden. Wer niemals einen Rausch gehabt, der ist kein braver Mann! singt das deutsche Lied. Man hat bisher gezögert, ihn als Professor anzustellen. Jetzt wird man vielleicht nicht mehr zögern, wenn man die Riesenarbeit dieses Winters zu Gesicht bekommt und von seinem auch im übrigen exemplarischen Leben erfährt. Bei den Damen wurde ihm aber verhängnisvoll, daß die Auskünfte zu bestätigen scheinen, was ihnen dieser — im Vertrauen gesagt! — Schweinehund von einem Cicerone aufgebunden hat. Es heißt, er soll sich dafür gerächt haben, daß ihn Haake einmal unsanft aus dem Atelier befördert hat.“

Willi quittierte: „Ich danke für Obst und andere Südfrüchte. Jetzt ist also Haake vollkommen unschuldig. Er stand allgemein geachtet, allgemein bewundert da. Seine Anstellung, wenn er heimkam, war selbstverständlich. Nun hat man Erkundigungen über ihn eingezogen, die in einer recht schlagenden, undifferenzierten Weise ausgefallen sind. Sein glorreicher römischer Aufenthalt hat mit einem Skandal abgeschlossen. Seine Braut hat ihn sitzen lassen. Hochstehende schwedische Damen haben sich entsetzt und entrüstet von ihm abgewandt, sie haben Rom mit Protest verlassen. Was glauben Sie,

wie das auf den Ruf Haakes in der Heimat, bei der Regierung, im Kultusministerium und auf den Gedanken seiner Anstellung zurückwirken wird!“

Da nun bei jenem Abendessen Willi dies und das aus der im Wege seiner Nachforschungen zusammengetragenen Sammlung von Schmutzerei, Nichtswürdigkeit, Gemeinheit und Infamie zum besten gab, entsprach dies alles so ungefähr der Art, wie sich Haake die Sachen zusammengereimt hatte. In seiner derben Art nannte er den Verleumder, Konvertiten und Baron einen „Vorneherum und Hintenherum“, dem das Heroldsamt tatsächlich zum mindesten einen Weg zugebilligt habe und dessen römische Karriere und Einverleibung in die katholische Kirche zunächst wohl durch eine der bekannten unheiligen Handlungen eines Kardinals vorbereitet worden sei. Dies wurde, wie der Architekt bestätigen konnte, bei Konsulat und Botschaft nur mit listigem Augenzwinkern geleugnet.

9

Am ersten Oktober trat Haake seine Stellung als Professor der Kunstschule an. Hauptsächlich infolge der Bemühungen Willi Maacks war es nun endlich doch so weit. Von Rom hatte der Bildhauer die Nase voll. Da er aus Gründen eines wieder in Italien arbeiten wollte, verbrachte er die Monate Februar, März und April in Florenz, wo der Marmor Carraras leicht erreichbar war und er wohlfeil geschickte Abbozzatoren haben konnte. Es war hier in Florenz, wo ihm einer dieser italienischen Gehilfen die Karte eines Besuchers in den innersten Arbeitsraum brachte, auf der Carola Ingeström zu lesen stand. Er rief sein deutsches Faktotum herbei und gab ihm in völliger Ruhe diesen Auftrag: „Geh hinaus, Neumann, und sage der Dame, daß ich zu Hause sei, daß ich mir aber ein für allemal ihre Besuche verbäte. Verstehst du mich? Ich



verbitte mir ihre Besuche für jetzt und immer, wann es auch sei. Sie möge mich also nicht mehr belästigen!“

Der Leumund Haakes stand nun so, daß er, wenn er gewollt hätte, unter den Töchtern der ersten Familien Breslaus die Auswahl hatte und ebenso unter den Töchtern des konservativen schlesischen Landadels, mit oder ohne elterliche Einwilligung. Aus diesen Kreisen strömten ihm eine Menge Schülerinnen zu, die sich um jeden Blick, jede freundliche Miene, jedes Wort des Meisters stritten, dessen Anziehungskraft als Lehrer eine ganz ungewöhnliche blieb. Im Frühjahr war Haake nach Breslau zurückgekehrt, im Oktober besuchte der Kaiser sein Atelier, fand nichts zu tadeln an seinen Bildwerken, und damit hatte sein Ruf, zum mindesten in der Stadt Breslau, einen Punkt erreicht, der kaum noch zu überbieten war. Das Denkmal in Gleiwitz, der Brunnen in Breslau waren aufgestellt und von der Presse glänzend beurteilt worden.

Abermals war ein Arbeitswinter vorübergegangen, als eines Tages ein unerwarteter Umstand Haakes Stellung von Grund aus veränderte. Von einem Ferienausflug nämlich war Haake nach etwa vier Wochen in Begleitung eines jungen, weiblichen Wesens zurückgekehrt, das er als seine Frau vorstellte. Die Angetraute war eine geborene Wanda Schiebelhut.

Von dem Schritt des Meisters war niemand unter allen, die ihm wohlwollten, so recht erbaut, am wenigsten aber Willi Maack, obgleich er natürlich der erste war, der sich über das Unabänderliche mit Humor hinwegsetzte. Der Schülerinnenzudrang ließ etwas nach, was jedoch niemand, am wenigsten Haake, bedauerte. Man riß sich bis dahin um Haake bei allen Gesellschaften. Da er von nun an ohne seine junge Frau nicht erschien, stand man davon ab, ihn, außer zu Herrenabenden, einzuladen. Auch das war Haake nur angenehm. Niemand wußte, wieso die Wendung in seinem Leben so

plötzlich eintreten konnte. Sie hatte sich gar nicht vorbereitet. Selbst Willi Maack traf sie wie eine Überraschung. Es hatte sich folgendermaßen zugetragen:

Niemand hatte darauf geachtet, als eines Tages ein kleines Modell nach dem Bildhauer fragte und von ihm empfangen wurde. Das Persönchen glich etwa jenen kleinen, dürtig gekleideten Laufmädchen, die bei Putzmacherinnen Hutschachteln und dergleichen austragen. Wie sich im Atelier herausstellte, war es Wanda Schiebelhut. Der Bildhauer, welcher, gerade auf einer Leiter stehend, an einer überlebensgroßen Figur, Albrecht Dürer darstellend, arbeitete, geriet, als er sie erblickte, zunächst in einen Zustand der Sprachlosigkeit. Es war nicht entschieden, welche von allen Regungen, die sich im Ausdruck seines Gesichtes ablösten: Schreck, Verblüffung, Entsetzen, Grauen, Haß, Wut, Angst, den Sieg davontragen würde. Ein Tonklumpen fiel aus seiner Hand, ein Bund Modellierhölzer regnete auf den Fußboden.

Das Mädchen stand auf der untersten von zwei Treppenstufen, die von der Tür ins Atelier hinabführten. Kein Wort der Begrüßung kam von ihr. Als ihr jedoch das lastende Schweigen zu lange währte und bedrohlich schien, warf sie, eins zwei drei, das Mäntelchen ab, zog die Schuhe aus, riß das Jäckchen, das Mieder, das Röckchen herunter, worauf die Drahtseilkünstlerin im schwarzen Trikot mit roter Schleife zum Vorschein kam. Nach diesem Manöver hatte der Bildhauer nur noch die eine Möglichkeit, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben und auszuliefern.

Nachdem bei verschlossenen Türen die Begrüßungen ausgetauscht waren, durch welche eine lange öde Zeit der Entbehrungen sich in fast verzweifelter Raserei schadlos zu halten suchte, ließ sich Haake erzählen, wieso ein solcher Besuch Wanda in den Sinn gekommen und wie er menschenmöglich ward.



Es war Wanda endlich zu bunt geworden. Nicht nur hatte ihr Flunkert niemals Gage ausbezahlt, er hatte ihr auch alles, was sie etwa geschenkt bekam, aus der Tasche gezogen. Auf dem Drahtseil blamierte sich nun meist die junge Direktorin. Sie hatte vom Kindbett einen dicken Bauch, dünne Beine und einen Nabelbruch zurückbehalten. Wenn sie auftrat, lachte das Publikum. Flunkert war diesem Weibe gegenüber zum Schwächling geworden, ihr, Wanda, gegenüber wurde er immer brutaler und viehischer. Zustände waren das überhaupt! — Und die Sachen hatten sich kompliziert. Durch eine Schlangendame, die engagiert worden war, wurde der ganze Zirkus außer Rand und Band gebracht. Selbstverständlich, daß sich die Schlange zunächst um Flunkert ringelte, wodurch sie es mit dem Nabelbruch zu tun bekam. Sie, Wanda, mußte ehrlich gestehen, sie stehe in diesem Fall auf Seite der jungen Direktorin. Bei einem Handgemenge, das diese mit der Klapperschlange gehabt hatte, war Wanda zugesprungen und hatte die Schlange am Genick zu fassen gekriegt und zurückgerissen. Jede Gelegenheit benützte dieses Mensch — Gutshaus, Dorf und kleine Stadt —, um sich außer der Reihe Geld zu machen, und keinen Heller rückte sie raus. Nie trat sie auf, wenn Flunkert nicht vorher ihr Spielhonorar gezahlt hatte. In dieser Beziehung hatte der Schuft in ihr seinen Meister gefunden: eine Sachlage, der Wanda ihre eigene sträfliche Dummheit entnehmen konnte. Dieser Blutsauger, dieser Tyrann, dieser Menschen-, Pferde- und Hundeschinder hatte ihre Gutmütigkeit bis zum letzten Tropfen ausgepreßt. Wanda verfügte, wie sie vor Haake stand, obgleich sie die ganze Zeit nichts ausgegeben und nur gearbeitet hatte, nicht über mehr als zwei Mark im Geldtäschchen, die sie, das war ihr gutes Recht, beim Sammeln vom Teller genommen und beiseitegesteckt hatte. Nur hie und da durfte sie einmal auftreten, sonst nützte man sie als Mädchen

für alles aus. Im Bettenmachen, Geschirrausgießen und -reinigen, Milchabkochen, Herumschleppen des Kindes bestand ihre Tätigkeit. Sie mußte die ekligen Hemden und Unterhosen des Flunkertpaares im Waschfaß walken, Trikotagen stopfen und reinigen und schließlich noch der Bulldogge das widerliche Fressen mit den Fingern einrühren. Sie wußte nun, was das Leben war, sie hatte gelernt, sie hatte bereut. „Und entweder“, sagte sie, „nimmst du mich für immer zu dir, Paul, oder aber ich gehe ins Wasser!“

„Wie eine Erleuchtung“, schloß sie, „ist das über mich gekommen, Paul! Der Zirkus steht nämlich wieder vor demselben Hause hier draußen in Breslau, wo du damals wohntest und wo wir beide aus dem Fenster geblickt haben, als Flunkert mit dem Schmitz immer uns unter die Nase knallte. Die größte Dummheit, der größte Wahnsinn, das größte Verbrechen meines Lebens schloß sich daran. Augenblicklich rannte ich fort, als die Erleuchtung diesmal über mich kam. Und nun bin ich da. Schlag mich, erschieß mich, Paul! Ich verdiene nichts Besseres. Ich hab's verdient! Aber nur von dir, Paul, will ich die Strafe erleiden!“

## 10

Das Ehepaar Haake bezog eine hübsche Wohnung am Stadtgraben. Die Einrichtung der fünf Zimmer besorgte Maack. Sie war gediegen, nicht exzentrisch, und atmete eine gewisse Behaglichkeit. Aus Rom hatte Haake einige Antiken, griechische Marmortorsen, Vasen, Terrakotten und Münzen mitgebracht: sie zierten die Räume und adelten sie, auf Säulen gestellt oder in hübschen Glasschränken untergebracht. Kein Zweifel, daß Wanda ein Racker war und daß sie viel auf dem Kerbholz hatte. Aber sie war gescheit, gelehrig und keineswegs langweilig. Der Architekt, der ihr dieses



Zeugnis gab, setzte hinzu, wenn sich ein Mann in sie verschieße, so sei an der Tatsache nichts Befremdliches. Schon aus Grundsatz, und weil das Gegenteil die Sachlage nur verschlimmern konnte, nahm er überall Wandas Partei. Sie war vergnügt. Mit viel Geschick fügte sie sich auf gute Art in die neuen Umstände, und Haakes Gäste, meist allerdings nur Männer und Kunstgenossen von der Akademie, fanden sich von ihren Pikanterien und Drolieren angeregt, wobei gewisse Entgleisungen, denen sie unterlag, das Vergnügen der Geselligkeit im Hause Haake nur würzen konnten.

Bald war die junge, kindhaft reizende Professorenfrau an der Seite ihres Gatten eine bekannte Erscheinung geworden, nicht zwar in den Gesellschaften, aber in den besseren Breslauer Restaurants. Der Bildhauer putzte sie mit unermüdlicher Liebe, wie ein Kind seine Puppe, heraus.

Hätt' ich irgend wohl Bedenken,  
Balch, Bochara, Samarkand,  
süßes Liebchen, dir zu schenken,  
dieser Städte Rausch und Tand?!

Nein, er hatte keine Bedenken. Nackt ist sie am schönsten! sagte er. Aber das soll man ahnen, soll man wissen, soll man voraussetzen, wenn man diesen köstlichen Schatz verborgen oder mit schützenden Hüllen umgeben sieht, indem man aus der Kostbarkeit dieser Umhüllungen Schlüsse zieht.

Dieses Verhalten Haakes war bei einem Künstler natürlich. Es schadete ihm nach außen nichts. Da ist der Professor, sagte man, mit der schönen Seiltänzerin! Er war nur noch interessanter geworden. Um Wandas willen wurden die jungen Kürassieroffiziere und Avantagure vorübergehend zu Kunstfreunden. Aber der Bildhauer war auf der Hut. In ihm glimmte allbereits der Lynkeusfunke der Eifersucht. Willi Maack war im ganzen zufrieden mit der Entwicklung, welche der

Geniestreich Haakes genommen hatte. Tat dem Bildhauer kein Geldbetrag für die Ausschmückung seines Idols leid, und ging er bis an die Grenzen seiner Bezüge, so verdoppelte sich zugleich sein Fleiß, und man mußte schon übelwollend sein, wenn man den Aufstieg seiner Karriere hinwegleugnen wollte.

Der Professor gehörte nicht zu den Leuten, die durch Titel und Amt zu verändern oder gar zu schablonisieren sind. Seine Art zu sein, sich zu haben, zu reden war in ihrer breiten Natürlichkeit unveränderlich. Es war ja klar, daß man auch seine Frau nach einer gewissen Probezeit in die Gesellschaft aufnehmen würde. Haake entbehrte durchaus nichts, solange es nicht geschah, aber er langweilte sich, da er sich überall gehen ließ, auch in Gesellschaft nicht. Was er sprach, hatte Hand und Fuß und war durch keinerlei Rücksicht eingeengt. So war Haake überall gern gesehen, zumal ihm der Frack ausgezeichnet saß, und man gönnte ihm den Raum und die Redefreiheit einer Persönlichkeit. Am lustigsten, derbsten und geistreichsten aber erwies sich Haake unter seinen Kunstgenossen beim Wein. Es zeigte die volle Gesundung seiner Person, daß er dabei, aus der Gesamtheit seines Lebens von unten auf, ohne irgendwelche Partien zu verheimlichen, mit breitem Behagen schöpfend, reden und erzählen konnte. Da war Willi Maack, waren die meisten seiner Kollegen völlig verliebt in ihn. Kann es etwas Schöneres geben, als wenn sich aus dem immer und ewig so schwer bedrückten Volkstum ein Mann mit breiter Brust, starken Schultern und freiem, unabhängigem Geist erhebt? Er ist eine Macht; sie stellt ihre Ansprüche. Wenn er redet, spricht er von sich. Haßt er jemand, ist er es, der haßt. Hat er Pläne, ist er's, der sie hat. Hat er Glück, ist er's, der es hat. Und hat er ein Weib, dessen Besitz ihn vor Seligkeit beinahe wahnsinnig macht, so spricht er tagaus, tagein von diesem Weibe.



Als unverbildeter Mensch und Künstler sah Haake nichts Arges darin, von den einzigartigen Eigenschaften, Fähigkeiten und Reizen Wandas immer wieder ganz offen zu reden und jedermann mit Verachtung zu strafen, der ihr irgendein weibliches Lebewesen auch nur von ferne gleichsetzen wollte.

## II

Honigmond auf Honigmond war mit dem glühend heißen Breslauer Sommer vorübergegangen. Um die Weihnachtszeit konnten es die im Hause verkehrenden Freunde deutlich erkennen, daß bei dem Ehepaar Haake nicht mehr alles ganz im Lote war. Was man und was insonderheit Willi Maack beobachtete, sprach aber mehr gegen den Bildhauer als gegen die junge Frau, welche immer wieder von ihrem Gatten Ausbrüche finsterner Laune zu erdulden hatte. Versuche Wandas, Versuche der Freunde, den Meister aufzuheitern, waren umsonst oder halfen nur kurze Zeit. Es war der schreckliche Dämon der Eifersucht, dem er verfallen war.

Im Januar nahm Willi Maack eines Tages der jungen Professorsfrau die Beichte ab. Er hatte gesehen, wie sie im Atelier, auf der Straße, bei Tisch von Haake gequält wurde. Ärger war, was er nun erfuhr. Mochte auch Übertreibung von Wandas Seite mit unterlaufen, es wurde klar, daß sie ein keineswegs rosiges Dasein, sondern eher eine Art Fegefeuer zu bestehen hatte.

„Da und da im Restaurant“, sagte Wanda, „fing es an. Da hieß es, ich hätte Blicke gewechselt.“ Als ein Kürasieroffizier zu Haake gekommen war, um eine Bronzebüste in Harnisch und Helm von sich machen zu lassen, wurde das auf eine schnöde Art abgelehnt. Wanda habe, erklärte dann seinem Weibe der Herr Gemahl, diesem windigen Gecken Mut gemacht, sozusagen mit Hilfe von Sitzungen ihn mit ein paar appetitlichen Hörnern

auszustatten. Er sei kein Gelegenheitsmacher oder gar Zuhälter, sagte er.

Zu solchen Vermutungen, solchen Annahmen — Wanda weinte und schwor! — war nicht der geringste Grund, wie denn auch die tadellose Haltung der kleinen pikanten Person, seit sie verheiratet war, allgemein anerkannt wurde. Hatte sie von einem Postamt Briefe mit chiffrierter Adresse, von Flunkert oder anderer Seite stammend, abgeholt? Ihr Gatte warf ihr das freilich vor, ohne daß er aber einen dieser Briefe gesehen hätte.

Er selber hatte mit ihr kostbare Stoffe, Hüte, seidene Strümpfe und Unterwäsche eingekauft, besprach mit der Schneiderin ihre Kleider, deren Schnitt er selber entworfen hatte. Jedes Strumpfband wählte er aus. Und nun auf einmal wurde er mißtrauisch und gedrückt, wenn sie dieses Armband, jenes Paar Schuhe, diesen Mantel, jenen Pelz, diese Haarspange, jenes ausgeschnittene Kleid anlegte. Hinter allem versteckt lag irgendein sündhafter Grund, eine betrügerische Absicht, die seine Eifersucht witterte.

Geradezu eine psychische Krankheit war diese Eifersucht. Im Anfang wußte es Haake beinah genau, daß sie keinen tatsächlichen Grund hatte. Nahm er ihr doch gnadenlos ein kleines Bologneser Hündchen weg, weil sie Zärtlichkeiten an es verschwendete. Er sagte manchmal, sie könne ja nichts dafür, daß ihr gebrechlicher, lüsterner Körper die Blicke und Begierden aller Männer auf sich ziehe. Aber das sei doch eine Tatsache! Und weil es eine Tatsache war, erwog er allen Ernstes, ob er Wanda nicht während seiner Abwesenheit im Atelier in der Wohnung mit einem alten Weibe als Bewachung einsperren sollte. — Willi standen die Haare zu Berge. — Wenn sie ausgehe, sagte Wanda, lasse der Bildhauer sie beobachten. Wenn sie ein Käsebrötchen in einem Laden gegessen habe, wisse er es am Tage darauf. Sie brauche



nur zweimal den Namen irgendeines Bekannten zu nennen, so werde Haake totenbleich, auch wenn er eben laut gelacht habe. „Ich weiß nicht, wie das noch enden soll!“ hatte er einmal zu Wanda gesagt. „Meine Liebe zu dir ist jetzt, wo ich dich täglich und stündlich und ganz besitze, beinahe noch schmerzhafter, quälender, sinnlos unmäßiger als in den Zeiten, da ich dich suchen ging. Ich weiß ja, du bist zu nichts anderem da. Alle müssen ja auf dich fliegen und in dich hineinstürzen. Du bist ja die reinste männermordende Gottesanbeterin: das aber macht mich ja eben zu deinem Hörigen! Und trotzdem, wenn ich dir je wieder etwas nachweise, Wanda, bist du nicht mehr! Du bist von der Straße, du bist eine, die dorthin gehört! Eine Allerweltshure bist du! Den Kerl möchte ich morden, der nicht für eine Nacht mit dir seine Seele verkaufen würde. Aber wehe! wehe! wehe!, wenn auch nur der kleinste Gedanke an Untreue in dir ist!“

Sorgenvoll schüttelte Willi den Kopf.

Wanda ging weiter in ihren Herzensergießungen. Sie sagte ganz offen, wenn sie gewußt hätte, was ihr bevorstehe, wäre sie lieber geblieben, wo sie war. Dieses goldene Elend sei fürchterlich. Sie habe Haake immer noch gern. Aber allmählich würden andere Gefühle bei ihr die herrschenden: Angst, Furcht, Schreck, Entsetzen, Abscheu, Haß. Er mißbrauche, erniedrige sie ohne Maßen. Mit seiner brutalen Gewalt zwingt er sie in der leeren Wohnung, aus der er alles Hauspersonal entfernt habe, zu Dingen, die man nicht einmal aussprechen dürfe. Er habe ja schließlich die Kraft eines Stiers. Sein Nacken, das sähe ja Maack, sei wie ein Stiernacken. Dann träten ihm auch die Augen wie zwei Stieraugen aus dem Kopf hervor. Dann sei es so, daß sie manchmal eine Stunde in tiefer Ohnmacht zugebracht habe, bis sie schließlich von dem nun verzweifelten Manne, der sich angstvoll und schweißbedeckt über sie beugte, wieder ins Leben

zurückgerufen worden sei. Schon öfters hatte sie sich gefragt, wenn sie außerhalb des Hauses war, ob sie sich nochmals in diesen Lustkerker, diese Glückshölle zurückbegeben oder auf Nimmerwiedersehen davongehen sollte. Aber dann hatte ihr jedesmal Haake wieder leid getan.

Er zog sie aus, er richtete sie ohne alle Bekleidung, nur mit goldenen Fuß-, Arm- und Halsspangen, das schwarze Haar mit Perlen durchflochten, zur Tänzerin her. Und während er saß und trank, mußte sie tanzen. Und wenn er auf brutale Weise ihre Ermüdung bis zur Erschöpfung durchgesetzt hatte, begann er den wildesten Teil seiner Orgie.

Armer Paul Haake! dachte Maack und sah, wie der Blitz eines Verhängnisses über dem Hause des Bildhauers in einer schwarzen Wolke gebraut wurde.

## 12

Im April stellte Direktor Renz unweit des Freiburger Bahnhofs ein riesiges, rundes, ziemlich feuergefährliches Zirkusgebäude aus Brettern auf, in welchem einige tausend Menschen amphitheatralisch um die Manege herum sitzen konnten. Ganz Breslau sprach nur noch davon und erwartete mit höchster Spannung den gewaltigen, nie dagewesenen Apparat, mit dem man diesmal die Schaulust der Massen befriedigen wollte. Man erzählte sich von den vierundzwanzig milchweißen Araberhengsten, die der junge Renz gleichzeitig in der Manege ihre Bewegungen ausführen ließ, von Tom Billing und einigen anderen weltberühmten Clowns, von Ozeana, einer Drahtseiltänzerin, zubenannt die Sylphide der Luft, welche die derzeit schönste Frau der Welt sein sollte. Jedermann in der Stadt war aufgereggt lange vor Beginn der ersten Vorstellung. Nachdem sie aber erst stattgefunden hatte, brach ein Rausch, ein Taumel über



die Haupt- und Residenzstadt herein. Das große Stadttheater, Oper und Schauspiel sowie das Lobetheater blieben leer und verloren ihre Leuchtkraft wie Lichtstümpfe, wenn die Sonne über den Horizont gestiegen ist.

Entschieden war Ozeana die größte Sensation. Der Kommandeur des Leibkürassierregiments war ebenso betört und betrunken von ihr wie der Sextaner, der mensa zu deklinieren kaum angefangen hatte, der Stadtgouverneur, Herzog von Soundso, ebenso wie der Sohn des jüdischen Althändlers auf der Stockgasse. Für die Frauen, die sich zum Teil nicht minder für Ozeana begeisterten, waren andere Götter da, zum Beispiel ein Jockei, der auf ungesatteltem Pferd nie gesehene Kunststücke ausführte. Übrigens waren der Nummern so viele, daß jeder auf seine Rechnung kam.

Im zweiten Teil des Abends wurde gewöhnlich ein großes Spektakel veranstaltet, in dem Elefanten, Pferde und Strauße mitwirkten. Eine Steeplechase in Form einer Jagd über Hindernisse auf Straußen und Gazellen wurde dabei ausgeführt. Das Donnern der Hufe über hölzerne Rampen hinauf hörten die Breslauer noch im Traum. Jung und alt aber sang die süße Melodie eines Stückes, das vom hohen Altan des Zirkus einsetzte, wenn, vier und vier, die weißen Hengste mit roten Gurten und Troddeln, unter lautlosem Schweigen, in die Manege tänzelten, und welches „Klosterglocken“ genannt wurde. Die Triangelschläge bildeten den besonderen Reiz dabei.

Für Paul Haake, und wahrscheinlich nur für ihn, stieg das ganze Ereignis eher wie eine Wolke denn als eine Sonne über dem Horizont herauf. Solchen Veranstaltungen im Grunde leidenschaftlich geneigt, stand er ihnen aus Gründen, die in seinen Erlebnissen lagen, jetzt mit Zurückhaltung gegenüber. Es war ihm, als sollte er lieber nicht hinblicken, wo etwas dergleichen in Erscheinung trat. Dagegen war Wanda außer Rand

und Band. Die Verschmitztheit ihrer Natur ermöglichte ihr, das vor dem Gatten zu verbergen. Als sie durch gelegentliches Antippen, durch leicht hingeworfene Fragen, ob Haake nicht seiner Stellung wegen dem gesellschaftlichen Ereignis der ersten Vorstellung beiwohnen müsse, keine Gegenliebe fand, beschloß sie, koste es, was es wolle, doch dabei zu sein.

Dies durchzusetzen, war bei ihrer Entschlossenheit eine Kleinigkeit. Der Bildhauer wurde in diesen Tagen zu einer Besprechung in Gleiwitz erwartet. Die gemeinsame Reise dorthin war für den Tag der Zirkuseröffnung festgesetzt. Daß Wanda mitreisen würde, darüber ließ sie bei Haake bis zum Morgen des Reisetages einen Zweifel nicht aufkommen. An diesem Morgen blieb sie zu Bett, schützte Unterleibskrämpfe und wüstes Kopfweh vor, war verzweifelt, daß sie daheimbleiben sollte, und drängte Haake, die nun einmal fällige Fahrt nicht aufzuschieben. Da auch er in ihrem Rat die einzig vernünftige Lösung sah, ging er arglos darauf ein, nahm Abschied und war damit für diesen und den folgenden Tag von Breslau ferngehalten.

Als er am dritten Tag wiederkam, konnte seine Frau den Versuch machen, sich vom Bett zu erheben und aufzubleiben. Es gelang ihr wider Erwarten gut. Was ihr schwer fiel, war das Verbergen und Insichverschließen der ungeheuren Eindrücke, der nie gesehenen Wunder, die am Eröffnungsabend des Zirkus Renz, dem sie beigewohnt hatte, über sie hereingebrochen waren. Aber auch dies gelang ihr vermöge einer fast übermenschlichen Willenskraft.

Eine Woche ließ Haake vergehen, bevor er dem allgemeinen Drängen seiner Freunde, insbesondere dem Willi Maacks nachgebend, Karten für den Zirkus nahm und damit dem schmerzhaft gestauten Verlangen seiner Gattin endlich genügte. Über die nun zutage tretende Erregung Wandas wunderte sich der Künstler nicht.



Die Erscheinung war ja ganz allgemein und hatte schließlich auch ihn befallen. Und wenn sie mit dem Artistenblut seines Weibes zusammenhing, so war sie auch darum nicht zu verurteilen. Ihn beherrschte noch immer eine argusäugige Eifersucht, aber schließlich war er an ihrer Seite, und ihm auf irgendeine Weise sein angetrautes Weib zu entwinden, würde eine unausführbare Unternehmung geblieben sein.

13

Man saß zu dreien in einer Loge. Freund Willi hatte sich angeschlossen.

Er konnte unmöglich den Angeber machen und dem Bildhauer mitteilen, er habe Wanda zur Zeit, als dieser in Gleiwitz war, nicht nur auf ihrem bezahlten Platz, sondern auch während der Pausen im Gespräch mit Tom Billing, dem Dummen August, gesichtet, da er begreiflicherweise Unrat witterte. Heute, schon beim Betreten des Zirkus, als er die Sünderin scharf beobachtete, merkte er, welchen verhängnisvollen Grad das Artistenfieber bei ihr erreicht hatte. Kaum hörte sie mehr, was man zu ihr sprach. Sie wurde heftig, ja ungezogen, wenn man ihre alles verschlingenden Fieberaugen irgendwie ablenkte. Der Geruch der riesigen Schaubude, der Manege, der Ställe wirkte auf sie wie Stechapfelfunst. Und wenn sie einerseits in dem Gewühl und Gessumme des Menschenkraters nur selbstvergessene Masse war, so hatte sie gleichzeitig etwas Erwecktes, Sprunghaftes, einem seltsamen, wilden Vogel ähnlich, der, lange gefangen, sich unvermutet in der offenen Tür seines Käfigs sieht: im nächsten Augenblick wird er davonfliegen.

Die Stallmeister kamen und bildeten wie üblich Spalier. Im nächsten Augenblick hörte man Lärm: eine Armee von Clowns, an der Spitze der Dumme August,

wurden in die Manege geworfen. Nach einem prächtigen dicken Kaltblüterschimmel, auf dessen Rücken man gut eine Sommerlaube hätte errichten können, erschien die zum Urbestande jeder Manege gehörende Kunstreiterin, eine Balletteuse mit Reitpeitsche. Graziöse Sprünge führten sie bis in die Mitte des Raumes, wo sie Knickse nach allen Seiten machte, um bald darauf mit den bekannten hellen Vogelschreien immer wieder Seidenpapier zu zerreißen, das große Reifen verschloß, durch die sie vom galoppierenden Pferde sprang.

Hodgini, der Jockei auf ungesatteltem Pferde, war die erste größere Sensation. Wiederum war es ein kräftiger Schimmel, auf dem er seine Kunststücke ausführte. Wahrscheinlich war der glänzende Rücken des Tieres, um ihn glatt zu machen, mit Kreidestaub imprägniert, damit der tollkühne Reiter um so leichter hinauf- und hinabgleiten konnte. Denn während es im gestreckten Galopp die Manege umkreiste, sprang er ab und auf. Er sprang auf, indem er zunächst den Gurt faßte. Später sprang er, neben dem Tiere gleichen Schritt haltend, ohne den Gurt zu fassen, auf. Und schließlich, ohne den Gurt zu fassen, sprang er so, daß er auf der breitgebauten Kruppe des Gauls sicher Fuß faßte. Der Zirkus brach in frenetischen Beifall aus.

Wanda schrie und zerklatschte die bis über die Ellbogen reichenden Handschuhe. Dem Bildhauer war nach der Art, wie sie seine Dämpfungsversuche heftig ablehnte, so zumute, als maßregelte ihn eine fremde Frau. Die Fremdheit wuchs mit jeder weiteren Vorführung. Dabei machten die mondhaft durchsichtige Blässe ihrer feinen Züge, das nächtliche Haar und die düster zuckenden Fanale ihrer Augen den Gatten fast wahnsinnig. Sie hatte sich mit offenem Mund so weit vorgebeugt, daß die unter ihr in Reihen sitzenden Leute beinah von den Spitzen ihrer schwarzen Haarwellen berührt wurden. Es war Haake vorgekommen, als hätten



Tom Billing und sogar Hodgini mehrmals zu ihr hingewinkt. Jedenfalls streckte Wanda manchmal den Arm mit schnellen, intimen Bewegungen ihrer Finger, als ob sie ihn, von Sehnsucht getrieben, verlängern wollte. Auf Haakes Frage, was das bedeute, rief sie hastig beiseite: „Das geht dich nichts an!“

So kam der hochklopfenden Herzens erwartete und begrüßte Augenblick, wo auf der Altane die sanfte Musik der Klosterglocken mit den betörenden Triangel-schlägen einsetzte. Inmitten der Manege stand — wie anders als Flunkert und doch ihm ähnlich in Handhabung seiner langen Peitsche! — Direktor Renz, freilich ein reicher und vornehmer Gentleman, dessen Erscheinung — Lackschuhe, Frack — ihn in den allerhöchsten Kreisen gesellschaftsfähig gemacht haben würde. Er erwartete die Creme, die Elite seines eigenen Besitzes und des Pferdegeschlechts. Vier Rosse erschienen in einer Reihe. Sie knieten vor ihrem Meister hin und traten, die Trensens kauend, beiseite. Vier andere kamen und taten wie sie. Und abermals vier betraten mit gleichem Anstand, mit gleicher Grazie, mit gleichem Stolz die Manege.

Diese Hengste, deren unbehaarte Körperteile eine rosige Haut zeigten, gehörten, was ihren Adel anbetraf, Geschlechtern von Fürsten, Herzögen und Königen an. Aber nicht gemeinen Fürsten, gemeinen Herzögen, gemeinen Königen. Sie schienen nicht aus einer noch so aristokratischen Stute Leib, sondern aus dem Atem der Scheherezade, den Klängen der Leier eines Ariost und, soweit sie Materie waren, mindestens aus dem Gestüt der Sonnenrosse des Helios abzustammen.

Diese mit langen Schweifen und Mähnen geschmückten milchweißen Tiere trugen eine Krönung von eben-solchen Federn auf dem Haupt, rote Zaumzeuge mit Troddeln und breite rote Gurte hinter dem Widerrist um den Leib. So edel und stolz wie von Göttern war,

wenn sie nebeneinander standen, ihre Haltung, die Art, wie sie mit den Schweifen die Lenden schlugen, und ihr unablässiges Kopfnicken. Aber auch die Götter mit köstlichen Gliedern, Flanken und Schenkeln hatten einen höheren über sich, den sie mit frommem Funkeln gehorsamer Blicke verehrten, dessen Winken sie, mit rührend ergebenem Eifer, schnell und ohne Verfehlung zu gehorchen suchten, feurig schnaubend, mit erschrockener Wendung einen etwa verfehlten Schritt, eine etwa verfehlte Richtung sogleich bereuend. Wie köstlich war alles, was sie beim Klange der Musik im Verlauf ihres göttlichen Tanzes an Bewegungen, Drehungen, Wendungen und Bäumungen im kurzen oder schlanken Trabe ausführten! Und herrlicher, wenn bei einem dieser Wesen, das ausbrach, die wilde Freiheit der weiten Wüste Himmels und der Erde einen Augenblick lang zum Ausdruck kam und eine Galoppade die gebändigte Kraft unter der Schönheit verriet.

Nicht den kürzesten Blick entwendete diesem Schauspiel die junge, pikante Professorsfrau. Diese Wesen im Königsweiß des Hermelins: wie sie zitterten, wie sie schauderten, und wie mehr und mehr bei jedem das dämonische innere Leben in geschleuderten Blicken und Mähngewölken zum Ausdruck kam, bis zu dem ungeheuren Schluß, wo sich sechs Rosse auf jeder Seite vor dem Gotte in der Mitte schnaubend, hufestampfend und gleichsam anbetend emporbäumten. Der Beifall raste, mit ihm die junge Künstlersfrau, bis zur Verzückung hingerissen.

Haake hatte genug, er wollte abbrechen. Das Verhalten Wandas war ihm unheimlich. Weder Willi noch er waren vorhanden für sie. Es war höchste Zeit, den Ort zu verlassen, wenn man nicht allen Einfluß auf sie



verlieren wollte. Vielleicht würde man ihn nicht ganz verlieren, aber je länger man blieb, um so härter würde nachher, wenn man ihn zur Vernunft bringen wollte, der Kampf mit diesem Wildling sein.

„Also komm,“ sagte Haake, „wir wollen jetzt gehen, Wanda!“

Ihr Kopf flog herum, ein Auge voll Grauen sah Haake an, ein furchtbarer Blick, der ihn förmlich klein machte: „Nimm einen Strick und binde mich! Binde mir Hände und Füße!“ sagte sie. „Dann kannst du mich wie ein Paket hinausschleppen! Aber vergiß den Knebel nicht, sonst schreie ich, schreie ich...!“

„Bist du verrückt, Wanda?!“

„Du bist es vielleicht, denn du redest vom Weggehen!“

„Ich habe bis über den Hals genug von diesem Klimbim!“ sagte Haake.

Die Antwort war: „Schieb ab! Mir gefällt der Klimbim!“

Der Zwang, sich zu mäßigen, seine steigende Wut zu ersticken, die sie mit solchen geringschätzig hingeworfenen Reden aufpeitschte, trieb dem Bildhauer dunkle Röte ins Gesicht.

„Ich gehe, Wanda, und du gehst mit!“

„Du gehst, und ich bleibe hier!“ sagte Wanda.

Eigentlich war es ja sonderbar, warum Haake so plötzlich aufbrechen wollte. Er hatte indes ein Gefühl, einer Warnung ähnlich, das ihm diesen Gedanken aufdrängte. Irgendeine verhängnisvolle Wendung würde vielleicht, wenn man ginge, vermieden sein.

Unter dem Hin- und Widerreden des Paares hatte die Vorstellung ihren Fortgang genommen, mit Tom Billing als musikalischem Clown. Der Grotteskkomiker erschien in den Lumpen und Flickern eines Stromers, ebenso malerisch als närrisch hergerichtet, in die Stümpereien seiner Geige vertieft und verliebt, die ihn seine

Umgebung vergessen ließen. Ein Stallmeister sagte ihm, daß er hier nicht am rechten Orte sei und seine mißtönigen Übungen gefälligst woanders anstellen sollte. Der dumme Mensch begriff aber das Gesagte nicht. Nun kamen Versuche verschiedenster Art, ihn zu entfernen, die alle fehlschlügen. Auch blieb vergeblich, was man anstellte, um wenigstens seine Geige zum Schweigen zu bringen. Man verleidete ihm das Stehen, indem man ihn in den Hintern trat. Er überschlug sich, ohne daß, selbst während des Überschlagens, die Geige zur Ruhe kam. Er nahm einen Stuhl, stieg hinauf und setzte sich, immer geigend, auf die Stuhllehne. Der Stuhl aber wurde umgestoßen. Ein Salto mortale abermals, ohne daß es die mehr und mehr virtuosen Klänge der Geige unterbrach. Der Clown saß solide auf dem Stuhl: man zog ihn fort, die gleiche Geschichte. Der Stromer setzte sich abermals. Als man ihm wieder den Stuhl entzog, sah man ihn, ungestört, in sitzender Stellung fortgeigen. Ein kleines Shetlandpony kam und faßte den Clown bei den Rocklumpen. Es half nichts. Geigend schwang sich schließlich der Clown auf den Rücken des Ponys hinauf, geigte und ward geigend abgeworfen, wälzte sich geigend in den Sägespänen, sprang wieder hinauf, geigte fort, ahmte schließlich auf den Saiten des Instruments Tierstimmen nach, die Henne, nachdem sie ein Ei gelegt, den Hahn, die Katze und schließlich den Hund, dem man auf den Schwanz getreten hat, ein Trick, mit dem er sich hinkend unter dem rauschenden Beifall des Hauses empfahl.

Eh man es recht begriffen, war bereits ein schlanker Trapezkünstler in Trikots eingetreten und flog, an einem Seil gehoben, bis in schwindelerregende Höhe der hölzernen Zirkuskuppel hinauf. Dort hing die Schaukel, auf der er seine gefährlichen Kunststücke ausführte. Jedermann hielt den Atem an, auch schwieg die Musik, wie es üblich ist, beim Höhepunkt seiner äquilibristischen



Produktion. Der Künstler stand, ohne sich anzuhalten, Kopf, auf dem Querholz der Schaukel balancierend. In solcher Höhe war das eine kühne Ungeheuerlichkeit. Wanda brachte das Fernglas nicht vom Auge. Nur einmal, als sie, mit einem entfärbten Gesicht, sich mit den Worten: „Das ist ja unmöglich!“ gleichsam hilfesuchend an Haake und dann an Willi wandte.

Der Bildhauer fragte: „Was ist unmöglich?“ — „Was ist denn unmöglich?“ der junge Baumeister. Eine Antwort erhielten sie nicht. Plötzlich, als der tollkühne Mensch, der den Zirkus in einen Taumel der Angst, der Beklemmung, der Begeisterungsraserei versetzt hatte, schräg wie eine Sternschnuppe niedergeschossen und in einem Netz aufgefangen worden war, in dem er watete, schrie sie jedoch: „Um Gottes willen! um Gottes willen...! Das ist ja...! Das ist ja Balduin!“ Und nun kreischte sie: „Balduin! Balduin! Balduin!“, so daß man im Umkreis aufmerksam wurde und in Wanda eine jener exaltierten Personen zu sehen glaubte, die bei öffentlichen Schaustellungen nicht selten sind.

Haake durchfuhr es wie Schmerz einer Schwertschneide, als auch er Balduin Flunkert erkannt hatte. Bevor er aus der Verwirrung seines Inneren wieder zu sich selber gekommen war, hatte Wanda das Weite gesucht. „Wo ist Wanda?“ fragte erwachend Haake. — „Ich weiß nicht, mein Guter,“ antwortete Maack; „vielleicht einen alten Bekannten begrüßen“, setzte er unwillkürlich hinzu. — „Da liegt ja ihr Mantel!“ sagte Haake. Er nahm ihn, und als er mit Willi die Loge verließ, stellte er sich, als sei ihm das Verschwinden Wandas nur deshalb verdrießlich, weil man sich leicht im Gedränge verfehlen konnte.

Der letzte Zirkusbesucher hatte sich mit der letzten Droschke entfernt, als Haake, der in bitterem Scham-

gefühl Willi verabschiedet hatte, noch immer auf seine Frau wartete. In das weitläufige Gebäude einzudringen, wozu ihn wütende Eifersucht, verbunden mit marternenden Vorstellungen, allerdings stachelte, hätte keinen Zweck gehabt. Er hätte nach Flunkert fragen müssen, der wahrscheinlich schon über alle Berge war. Wenn er nach seiner Frau gefragt hätte, so wäre er dem Gelächter des zahllosen Personals ausgeliefert gewesen: je heftiger er sich gebärdet hätte, um so mehr.

Wanda konnte bereits zu Hause sein. Sie mochte ihn gesucht und nicht gefunden haben, sowie auch er sie vergeblich gesucht hatte. Also schlug er den Heimweg ein, die erste Droschke, die ihm begegnete, anrufend.

Seine Ungeduld peitschte ihn. Aber je mehr deshalb der Kutscher das arme, von ramponierter Haut überzogene Pferdeskelett vor dem Wagen peitschte, um so weniger schien es vom Fleck zu kommen. Dieser abgeschundene, gleichsam nur durch Prügel noch am Leben gehaltene Gaul und die nickenden Götter der Klosterglocken: welcher Gegensatz! Sic transit gloria mundi! ging es Haake durch den Kopf.

Er fand seine Gattin zu Hause nicht. Jetzt erkannte er erst die ganze furchtbare Tatsache, mit der er sich abzufinden hatte. Das lange Geahnte, lange Gefürchtete war nun da. Wäre es der Tod selber gewesen, das fast ungläubige Staunen Haakes hätte nicht können größer, seine Empfindungen nicht aufgewühlter sein. Nachdem er alle Zimmer, auch das Schlafzimmer, mit dem Licht einer Kerze durchleuchtet hatte, lief er noch immer in seiner Wohnung wie in Katakomben herum: taumelnd, obgleich er nichts getrunken hatte, und fast erblindet vom Ansturm des Unfaßbaren, griff er wie nach einem Strick in die Luft.

Wie sollte er über die Nacht hinwegkommen?!

Durch Dreckhöllen, Kothöllen, Schlammhöllen, bestialische Lust- und Durstmartern seiner rasenden Phan-



tasie schleifte ihn seine Eifersucht. Es war nicht möglich, die Augen zu schließen, und war es möglich, so half es nichts. Was man nicht sehen wollte noch konnte, mußte man sehen: Mißbrauch, Unflätigkeit, Vergewaltigung, ohne zuspringen, retten, hindern, würgen, auf dem niedergeworfenen Verbrecher knien, ihm den Rippenkasten zerdrücken, ihm die Faust ins Maul stopfen, ihn erstechen, erschlagen, ermorden zu können. Haake führte die Selbstgespräche eines Wahnwitzigen. Er ging Stunde um Stunde, wie von dumpfer Tollwut befallen, in der Wohnung umher, Worte bald zischend, bald belfernd, bald heulend hervorstoßend. Dazwischen immer zusammenschreckend und lauschend, wenn ein Geräusch auf der Straße, ein Geräusch im Hause, ein Knacken in der Wohnung zu hören war. Bei solchem lautlosen Lauschen kam es ihm vor, als wenn er Jahrtausende tot und begraben wäre. Das Geräusch seines eigenen Atems, seiner eigenen Luftröhre erschreckte ihn. Kleine, von dorthier kommende Pfeiflaute verlegte er auf die Straße, als ob ein Diebsgesindel oder ein Kreis von Häschern um das Haus sich durch Pfiffe verständige. Erst gegen zwei Uhr morgens war Haake auf einem Lehnstuhl eingenickt.

Da sprang er auf. Er war plötzlich hellsehend. Ihn wunderte nicht, daß sich in der Entreetür ein Schlüssel umdrehte. Wenn sie nicht heimgekommen wäre, blitzte es flüchtig durch seinen Kopf, es würde am Ende besser für sie gewesen sein.

Und schließlich auch noch für mich, dachte Haake.

Unbefangen und scheinbar frisch, mit der sinnlosen Frage: „Hast du lange gewartet?“ trat sie ein. Sie setzte hinzu: „Jetzt aber zu Bett, ich bin schrecklich müde!“

Er gab keine Antwort. Sie ging ins Schlafzimmer.

Sie kam wieder und fragte: „Kommst du, Paul?“

„Wo bist du gewesen?“ war seine Frage.

„Morgen, morgen! Erst laß mich ausschlafen! Morgen

erfährst du alles, erfährst es haarklein. Es ist ein wahrer Kuddelmuddel! Dem begegnet, den erkannt, dich gesucht, umhergelaufen, einem in die Droschke gestiegen, Restaurant, wo Maack verkehrt. Du nicht da, der muß fort. Lasse mich überreden, zu bleiben. . . .“

Wandas Rede ward abgerissen. Sie hörte, wie eine schreckliche Männerstimme sie fortsetzte: „. . .lasse mich überreden, zu bleiben, lasse mich überreden, mit Flunkert in die Droschke zu steigen, lasse mich von ihm befangern, begreifen, abknutschen, lasse mich von ihm überreden, mit ihm in ein Absteigequartier zu gehen, lasse mich von ihm überreden, zu ihm ins Bett zu steigen, lasse mich von ihm. . . weil ich eine Dirne, ein gemeines Frauenzimmer, ein gemeines Luder, eine Hure bin!“ — Und nun schüttelte sich, in Kübeln gleichsam, Sprachjauche über Wanda aus, die mit einem dreimaligen Pfui! davonlief und sich in ein Zimmer verschloß.

Aber er fand den Zugang dazu mit Fußtritten und Faustschlägen. Sie schrie, sie floh, sie verkroch, sie versteckte sich. Zuletzt in der Küche, wo er einen Staubwedel vom Hänger riß. Der Stiel war dasselbe biegsame Rohr, das früher die Schullehrer zur Züchtigung von Knaben benutzten. Sie war halb entkleidet. Was sie noch anhatte, riß er ihr ab. Und nun sauste der Rohrstock, bis Haake die Rechte lahm wurde und Wanda, alle viere von sich streckend, wie tot auf der Erde lag.

Dort ließ er sie liegen und ging zu Bett.

Morgens kündigte ihm das Dienstmädchen. Aber Wanda war nicht mehr da. Sie war mit dem und dem Koffer, den und den Schmucksachen auf und davon gegangen.

Über Paul Haake kam nun Finsternis, nicht nur für diesen Morgen, sondern für lange Zeit. Das Dienstmäd-



chen warf er Knall und Fall hinaus, um sich dann in der Wohnung ein- und abzuschließen. Obgleich man vermuten konnte, der Flunkertzirkus befinde sich irgendwo auf einem Dorfe in der Nähe der Stadt, dachte er nicht daran, nach Wanda wiederum auf die Suche zu gehn. Mit dieser Sache war er nun fertig.

Wie war Flunkert in den Zirkus Renz gekommen? — Das war eine Frage, die ihn eine Weile beschäftigte. Vielleicht ein Gastspiel auf Engagement, vielleicht eine Aushilfe. Weitere Fragen tauchten auf: hatte er Wanda zu Recht mißhandelt? Darüber konnte kein Zweifel sein. Er sah alles noch immer so klar, als ob er den Vorgang mit Augen erblickt hätte. Ihr ganzes Verhalten, auch als er sie schlug, konnte man nur als ein volles Geständnis auffassen.

Da hatte sie um Erbarmen gefleht: Nie mehr werde es wieder geschehen! Sie gehöre ihm zu, sie liebe ihn! Nur einmal noch möge er ihr vergeben, und er werde an ihr die treueste, ergebenste, gehorsamste Frau haben! Ausrufe, flehende Bitten, Beschwörungen, Schwüre, die indes seine Wut nur steigerten und die Wucht seiner gnadenlosen Züchtigung.

Vielleicht: wenn sie alles geleugnet hätte...?

Aber schließlich, plötzlich ward Haake weich und brach mit Heulen und Zähneklappern zusammen. Er schluchzte und flennte wie ein Kind und bekam am Ende das Schlucken, das sogenannte Bockstoßen.

Hernach mußten Wandas Kleider erhalten. Es war Fetischismus, was er mit ihnen trieb. Er umarmte, er küßte, was er von ihnen zu packen bekam. Wandas Schuhe preßte er an die Brust, an den Mund. Hüte, Hemden, Strümpfe, Strumpfbänder, Schuhwerk, Pelze, Abendkleider lagen in der ganzen Wohnung verstreut, als er sie am späten Nachmittag, in Angst vor dem Fegefeuer der Dämmerung, vor der nahen Hölle der Nacht, verließ, Hals über Kopf die Flucht ergreifend.

Der Dämon bekam Gewalt über ihn. Das unerträgliche Elend seines Zustandes machte ihn lechzen nach Betäubungen. Er verkroch sich in eine jener Spelunken, wo irgendein unsauberes Mensch den Gast bedient, der sicher ist, daß ihn hier kein Freund aus der guten Gesellschaft aufstöbern wird. Hier goß er Bier und Schnaps in seinen Jammer, in seine Verzweiflung hinein. Er trank und trank, als ob er Wanda, Willi Maack, seine Arbeiten und Entwürfe, seine Professur, seinen Schmerz, seine Qual, seine Martern, seinen Glauben, seine Hoffnungen, das Bild seiner alten Mutter, kurz: alles und alles, was seine Phantasie beherbergte, in Bier und Schnaps ersäufen wollte.

Das ging so fort, bis ihm von seiten des Wirtes der Stoff gesperrt wurde.

Er irrte nun in den Straßen umher, immer geflissentlich Richtungen einschlagend, die ihn weiter und weiter von der Gegend seiner Wohnung enternen sollten. In einen Vorstadtkeller, aus dem er Lärm und Gebrüll hörte, trat er ein. Hier konnte er sein Gesaufe fortsetzen. Noch war er nicht so besinnungslos, daß er sich über die Gesellschaft täuschte, in die er durch Zufall geraten war: Stromer, dunkles Gesindel aller Art, das seltsame Worte in seine Sprache mischte und die Beute verschleuderte, die ihm durch Bettel, Taschendiebstahl, nächtlichen Einbruch zugefallen war.

Ohne zu wissen, wie er dorthin gekommen, fand sich Haake am Morgen außerhalb der Stadt, am Arm irgendeines verlausten Kerls, der auf alles einging, was der Bildhauer mit lallender Zunge Verworrenes sagte, ihm dabei immerfort gut zuredete, aber ihn schließlich mit einem Stoß in den Straßengraben beförderte, als Haake Verdacht schöpfte, in störrischem Eigensinn nicht weiterwollte und stehenblieb. Dort lag er, bis er am späten Abend wiederum aufwachte. Er war ernüchtert, hatte wütende Kopfschmerzen, übergab sich, fand sich



seiner Uhr, seiner Barschaft, seiner Diamantnadel und seines Eheringes beraubt. Die Verluste ließen ihn vollständig gleichgültig. Er grübelte nur darüber nach, wie unumgänglich und widerwärtig es sei, noch einmal zurück in die Wohnung zu müssen, um sich mit Geldmitteln zu versorgen. Er schlich wie ein Dieb in die eigene Wohnung ein, raffte mit der Hast und dem bösen Gewissen eines Einbrechers alles Geld zusammen, das im Hause war, und was etwa Wanda an Schmuckstücken nicht mitgenommen hatte. Eine Droschke brachte den vom Dämon der Trunksucht Befallenen zur Bahn, da er hier in Breslau die Dazwischenkunft Willis oder anderer Freunde fürchtete, die ihn vielleicht gewaltsam vom Trinken abhielten, die vielleicht nicht wußten, daß er sich sogleich eine Kugel durch das Hirn jagen müßte, wenn er nicht trank. Er fand ein Dorf, er fand einen Kretscham, in dem er sich niederlassen und unter den Augen eines ehrlichen Bauernwirts trinken, trinken und trinken konnte.

## 17

Am fünften, sechsten Tage dieses Trunkfiebers weigerte sich der kräftige Körper des Trinkers, auf weitere Mißhandlungen einzugehen. Am Wirtstisch sitzend, schlief Haake ein, und als er Stunde um Stunde nicht wieder ins Bewußtsein zurückgebracht werden konnte, schaffte man ihn zu Bett, wo er die Nacht und den nächsten Tag und abermals die Nacht hindurch wie ein Toter lag. Aufgewacht, hatte er etwas wie eine Krisis überstanden.

Was geschehen war, sah er wie die Angelegenheit eines fremden Menschen an, die, soweit sie ihn selbst betraf, endgültig ihren Ablauf gefunden hatte. Weit entfernt, dem Vorgang im ganzen und im einzelnen auszuweichen, ging er ihm in Gedanken nach und suchte sich seiner bewußt zu werden. Auf diese Art erhob er

sich über ihn, um sich zugleich von ihm zu befreien.

Haake erklärte sich bei sich selbst für krank, einer längeren Kur in Form einer längeren Ruhe bedürftig. In diesem Sinne schrieb er an Willi Maack, der noch immer in Breslau sein getreuer Sachwalter war. „Ich habe“, hieß es, „wiederum einiges durchgemacht, lieber Willi, und es, Gott sei Dank, überstanden. Ich bin in dem und dem Dorf und in dem und dem Wirtshause. Ein gewisser Krankheitsprozeß, mein altes, Dir bekanntes Übel, hat mich vor Schlimmerem bewahrt. Mir ist, als wenn ich eine Karlsbader Kur, verstärkt durch ungeheure Mengen von Ofner Bitterwasser und Rizinus, hinter mir hätte. Das Erbrechen und die Diarrhöe, nicht bildlich gesprochen, waren fürchterlich. Eine Pferdekur, aber sie hat geholfen. Natürlich ist eine große Schwäche zurückgeblieben, aber die Schwäche des Genesenden, dessen Bauch alle Giftstoffe ausgestoßen hat. Zwei Tage lang war es wirklich so, als wenn ich das allerdings etwas verengte Flußbett für Oder, Elbe und Rhein zusammengenommen geworden wäre. Aber ich bin ausgespült, lieber Willi, ausgespült! Katarakte sind von mir gegangen. Purgation! Reinigung! Meine Seele ist ein geläutertes Engelchen. Alles Teuflische ist in furchtbaren Explosionen, mit Knall und Gestank, von mir gegangen. Ich hätte nicht gedacht, daß ich so kruppisch-kanonisch detonieren und geschützdonnern könnte! Nun, freilich hätte meine Seele mitgehen können. Aber, Willi, ich habe sie noch. Nur der Feind ist niedergemacht. Der Kopf des Bandwurmes ist unter den Abgängen festgestellt. Unter dem hellen, tödlichen Tageslicht hat das Luder sein Ende gefunden. Meine Arbeit kann ich zunächst noch nicht wieder aufnehmen. Einstweilen habe ich mit kalten und warmen Umschlägen, Kamillentee und dergleichen genug zu tun. Und übrigens sieht mich Breslau nicht wieder, solange noch ein Stein meiner bisherigen Wohnung auf dem



ändern geblieben ist. In einigen Tage schicke ich Dir eine notarielle Vollmacht zu, durch die Du ermächtigt wirst, die Möbel in meiner Wohnung zu verkaufen — die Kunstgegenstände werden in mein Atelier gebracht —, und dann fort mit dem Dreckloch, und wenn auch nur der halbe Mietpreis dafür zu erzielen ist!“

Dem Architekten Willi Maack fiel der bekannte Stein vom Herzen, als er diesen Brief erhielt. — „Ich gehe jetzt“, war der Schluß des Schreibens, „zu einem alten Freunde, einem Förster, nach Görbersdorf, ebendem Ort, wo ich ja, wie Du weißt, meine Mutter untergebracht habe. Dort besuche mich Sonntag über acht Tage, wenn es Dir möglich ist, aber nicht früher! Bevor ich Dich wiedersehe, muß ich mich ganz erholt haben.“

Genau nach dem Wunsche Haakes traf Willi ein. Er fand einen Menschen, der mit langsamen Schritten ging, medizinierte, trotz milden Frühlingswetters nur im Winterüberzieher, den Hals von einem langen Wollschal umwickelt, aus dem Hause ging, einen pimpligen Riesen, der eine leise und wehleidige Sprechweise angenommen hatte: „Siehst du, ich lebe von etwas Weißbrot, lieber Willi, das ich mir in Milch aufweiche. Vier oder fünf kleine Brötchen täglich, mehr vertrage ich nicht. Beinah kann ich jetzt auch das sechste verdauen, ich verdanke das einem Hausmittel. Ich habe mir ein sogenanntes Zittauer Pflaster, etwa in der Größe eines Quadratkilometers, selbst geschmiert und auf den Magen gelegt. Es zieht kleine Bläschen, ausgezeichnet!“

Willi wollte gerne eine Arbeit vollendet wissen, die über irgendeinem Portal, solange das Gerüst stand, angebracht werden mußte. Haake sagte nichts weiter als: „Liebster Willi, ich schwöre auf Homöopathie. Nux vomica, Aconitum wirkt wie ein Zauber. An der Lunge habe ich nichts. Hier ist ja die große Lungenheilanstalt, und ich habe mich untersuchen lassen. Meiner Mutter geht es gut. Sie ist bei einer reizenden alten Dame, die

eine kranke Tochter hat, untergebracht. Sie leben zusammen wie Turteltauben. Ein bißchen leichte Hausarbeit, meine Mutter kann ja ohne das nicht auskommen. Weißt du, es ist hier so, daß ich gar nicht mehr fortmöchte. Mein Freund Adolf“ — gemeint war der Förster Adolf Ronke, bei dem er wohnte — „hat mir das Botanisieren beigebracht“. Wirklich lag auf dem Tisch des Giebelstübchens das der Meister bewohnte, eine Botanisiertrommel. — „Na, du Kerle“, sagte der Architekt mit lustig geblähten Nasenflügeln, „hast du nicht auch womöglich noch 'n Schmetterlingsnetz?! Paulchen, Paulchen, hätt' ich dir etwa gar den Struwelpeter sollen mitbringen?

„Nicht nötig, Willi, er ist hier im Haus. Ich amüsiere mich täglich darüber mit den Försterkindern. Wirklich, ich möchte hier gar nicht mehr fort. Wenn ich erst wohler bin, nimmt mich Ronke mit auf die Jagd. Ich habe dafür, wie du weißt, eine Schwäche, seit ich beim Militär das Schießen gelernt habe.

„Na selbstverständlich“, sagte Willi, „du bist ja die aufgelegte Jägernatur!

„Gelegentlich jagen, aber hauptsächlich botanisieren“, sagte der Bildhauer. „Der Krokus, die Anemonen, alle die kleinen Berg-, Wiesen- und Sumpfpflänzchen, wunderbar! Geradezu wunderbar! Hast du einmal was von Diastase gehört? Durch Diastase wird Stärke in löslichen Zucker überführt, wodurch sie für das Pflänzchen als Nahrung verwendbar wird. Und dieser lausige kleine Sonnentau, der in Mooren wächst, er frißt Insekten, er ist ein Fleischfresser. Daß Blumen schlafen, ist dir bekannt. Kennst du die sogenannte Linnésche Sonnenuhr?“ — Von einem Notizblättchen las er ab: „Um fünf Uhr morgens öffnen *Hemerocallis fulva* und *Sinum usitatissimum* ihre Blüten, um sieben Uhr *Nymphaea alba* und *Lactuca sativa*, um neun Uhr *Calendula*, während die Schlafstellung andere Stunden anzeigt, bei *Lactuca*



zehn Uhr vormittags, bei *Calendula* drei Uhr nachmittags, bei *Nymphaea alba* fünf Uhr, bei *Hemerocallis fulva* sieben Uhr abends. — Denke mal an: es gibt sogenannte Kompaßpflanzen! Es gibt eine Pflanze, die — ulkig, nicht? — Froschbiß heißt! *Hura crepitans* heißt eine Pflanze, sie kommt im amerikanischen Urwald vor. Deren Früchte platzen mit dem Knall eines Gewehrschusses. Die Sprengstücke fliegen weit umher, und so fort, und so fort; eine ganze neue Welt tut sich auf. Morgen wirst du mal staunen über Adolf Ronkes Herbarium. Da siehst du, ich fange auch schon an!“ — Er zeigte Willi, einen Schrank öffnend, Stöße von Löschblättern und Schichten von anderen, zwischen denen schon Pflanzen konserviert waren.

18

Fünf Wochen war der Bildhauer bereits in Görbersdorf. Nicht nur Wanda schien er vergessen zu haben, sondern auch, daß er Bildhauer war, die Ausführung gewisser Arbeiten übernommen hatte und Pflichten, durch die er als Professor und Lehrer an eine staatliche Kunst- und Kunstgewerbeschule gebunden wurde. Haake hatte zu Willi gesagt: „Laß mir soundso lange Zeit!“, und dieser versuchte es nicht einmal, ihn davon abzubringen. Er kannte zur Genüge Haakes verstockte Hartnäckigkeit. Wenn solche Entschlüsse bei ihm auftauchten, so war er selbst durch sie wie in einen Schraubstock eingezwängt.

Willi hatte mit dem Forstmann gesprochen, der, gebildet über seinen Stand hinaus, vor Künstlertum den größten Respekt hatte. Haakes Bedeutung, aber auch seine gelegentliche Neigung zur Maßlosigkeit im Trinken waren ihm gesteckt worden. Nun erfuhr er, in abgeschwächter Form dargestellt, von ehelichen Irrungen und Wirrungen.

Natürlich sagte sich Willi Maack, daß er durch eine rücksichtlose Darstellung aller darin begriffenen Geschehnisse dem Ansehen seines Freundes bei diesem schlichten Manne nur schaden könne. Nicht einmal Wandas Namen zu nennen wagte er, geschweige, daß er von ihrer anrühigen Herkunft, ihren schlechten Streichen, ihrem Zirkusberuf gesprochen hätte.

Der freundliche Wirt sollte ja nur, indem man ganz allgemein auf die seelische Krisis hindeutete, die der Meister zu überwinden hatte, noch mehr und noch wärmer für ihn gestimmt und zum besseren Verständnis seines Wesens geführt werden.

Ein Blinder hätte bemerken müssen, daß irgendein Sturm an diesem kräftigen Stamm und Baum gerüttelt hatte. Um so eher erkannte dies Ronke, ein hell und sicher blickender Mann. Es genügte ihm aber, wenn er Haake sich nach und nach festigen und erholen sah, ohne daß ihn Neugier plagte, hinter das Schicksal zu dringen, das dem Manne so mitgespielt hatte.

Und wirklich konnte er sehen, wie nach einer Zeit der Verzärtelung und Verweichlichung, während der Haake hüstelte, über den Überzieher einen Überzieher zog, aller Augenblicke seinen Puls fühlte, auch am Tage bald innerhalb, bald außerhalb des Bettes war, eine andere folgte, in der etwas Stillvergnühtes über dem Bildhauer lag. Sein Tageskreislauf ließ aber auch nichts zu wünschen übrig an Behaglichkeit. Die noch nicht sechzehnjährige Försterstochter Marie, genannt Mieke, brachte ihm gegen neun Uhr früh das Frühstück ans Bett, Kaffee, geräucherten Schinken, Eier und Radieschen, welche sie unmittelbar aus dem Gartenbeet genommen hatte. Hernach stand er auf und begab sich, bewaffnet mit der Botanisiertrommel, in die Wiesen und Wälder hinaus, sinnend, betrachtend, botanisierend. Am gutbesetzten Tisch des Försters genoß er, an den Humoren des Wirtes seine eigenen entzündend,



wie an dessen Wolfshunger seinen eigenen Appetit, die kräftigste Mittagskost. Dann ging es nach kurzem Mittagsschlaf, ein Reclambändchen, Fischarts „Gargantua“, in der Tasche, ein Stündchen Weges durch Wälder über die Grenze in ein böhmisches Wirtshaus hinüber, wo zu einer Zigarre und einer Portionstasse guten Kaffees die heiteren Derbheiten Fischart-Rabelais' innig genossen wurden. Nach der Rückkehr nahm er in irgendeinem kleinen Restaurant sein Abendbrot, lud etwa dazu seinen Hauswirt ein, oder Mieke brachte ihm Schlippermilch, Brot, Butter, Käse, vielleicht einen Eierkuchen aufs Zimmer.

Mieke war nicht die erste beste. Sie hatte die breite Kraft und Intelligenz des Vaters geerbt, dessen Bart und Haupt den Künstler an ein Selbstbildnis Tizians erinnerte. Sie schien ein werdendes Zimbernweib. Ihre Stimme war tief, ihr Griff war fest, sie duftete nach Tannennadeln und Baumrinde, Moos und Waldboden, Himmelschlüsseln, Schneeglöckchen und Gras und sah stets so frisch und so sauber aus, als ob sie sich eben im reinsten und kältesten Bergbach gebadet hätte. Sie wußte wie ein Mann mit den Doppelflinten ihres Vaters umzugehen, hatte mehrere Marder in Fallen gefangen, wovon der letzte auf der Försterei in einem eisernen Käfig gehalten wurde. Mit den Forstgehilfen und Forst-eleven machte sie wenig Umstände. Sie war nämlich eigentlich Frau im Haus, da die Försterin seit vielen Jahren gelähmt, aber unversehrten, lebendig-heiteren Geistes zu Bette lag. Der Vater verließ sich völlig auf Mieke und ließ ihr durchaus ihren freien Willen. Ihm war nicht bange, wenn sie auch gelegentlich erst nachts um eins aus den Wäldern des Storchberges kam oder sich früh vor drei erhob, Hirsche zu verhören oder einen Bock zu schießen. Es war eine Liebhaberei von ihr, besonders des Nachts stundenlang mutterseelenallein im Walde zu sein.

Es war nicht gut Kirschenessen mit ihr. Besonders von jungen Leuten wagten sich wenige an sie heran. Für Haake hatte sie eine Vorliebe. Sie wollte trotzdem ganz gewiß kein Geheimnis in Blumensprache ausgedrückt haben, als sie einmal in seinem Zimmer für ihn einen Tisch zurecht machte, auf den sie einen richtigen großen Wäschekorb voll Vergißmeinnicht gestellt hatte: der blaue Himmel in einen Korb gepackt. Es war eine Liebeserklärung von kindlicher Offenheit und Großzügigkeit, deren Urheberin zu sein sie allerdings, als sie bei Vater und Gast einen starken Heiterkeitsausbruch bewirkte, schließlich und endlich errötend ablehnte.

Wie kommt es, dachte manchmal der Bildhauer, daß man zuweilen durch die finstersten Tore, durch schwarze, erstickende Gruftdämpfe, nach schwerem Ringen mit Tod und Verderben, das einem an der Gurgel sitzt, auf den herrlichen Almen des Lebens im Lichte des heitersten Tages landet? Hatte ich je eine Jugendzeit? Wenn ich auch glaubte, eine gehabt zu haben, habe ich doch, wie ich jetzt merke, keine gehabt. Ich habe keine Jugend gehabt. Weil ich jetzt weiß, was Jugend ist, weiß ich auch, daß ich keine gehabt habe. Ich lebe hier in Erinnerungen und Erweckungen eines Jugendglückes, das ich irgendwann einmal vor meiner Jugend gehabt haben muß.

Was war dies nun für ein Jugendglück? — In sogenannte Metakosmien, leere Räume, hat Epikur Himmel und Götter verlegt. Hier leben sie in einer von der ewigen Unruhe der Stoffteilchen nicht berührten Glückseligkeit. Haakes Zustand hatte eine entfernte Verwandtschaft mit dem Gedanken eines solchen Zwischenreiches. Der Gang seines Lebens schien nach vor- und rückwärts abgestaut. Er schien stillzustehen oder sich um ihn herum-, an ihm vorbeizubewegen. Äußerlich war er in ein enges Waldtal mit blumenreichen,



üppigen Wiesen, allzeit durchrauscht von Bächen und Rinnsalen, welche das klarste Süßwasser führten, das er je im Freien erblickt hatte, eingengt. Hier, angefügt einer menschlichen Waldsiedlung, wurde er selbst ein Stück Natur. Einem mit Bewegungsfreiheit begabten Baume hätte er sich hier vergleichen können. Die Fichten, die Gräser, die Blumen sprachen zu ihm, wie sie nie gesprochen hatten. Die Genugtuungen, ja Seligkeiten einer Rückkehr nach langer Abwesenheit waren in ihm. Endlich einmal ist man dort, wo man hingehört. Überall war man bis jetzt, wo man nicht hingehört. Gehetzt und gelockt, ist man mühselig bergauf und bergab gekraxelt, hat im Aufstieg geschwitzt, im Abstiege beinahe die Beine gebrochen. Eine Schimäre war das Ziel. Nun aber ist man nach Hause gekommen.

Man fühlt an dem Schlage seines Herzens, daß dies alles zwecklos ist. In jeden Fußpfad, in jeden Weg, in jede Radspur war Haake verliebt, in jeden stehenden Tümpel, in dem ein Frosch quakte, in die unregelmäßigen Katzenköpfe, mit denen der Hof der Försterei gepflastert war, das dazwischen wuchernde Gras, in das Gelärm des Sperlingsgesindels, das zwischen landwirtschaftlichem Gerümpel herumvagabundierte, in die herrlichen Brennholzstapel, welche das Försterhaus umgaben.

Vier große Dackel und ein Hühnerhund teilten mit den Menschen das einzige Wohnzimmer der Försterei, zwei gewaltige Katzen, die mit ihnen in bester Kameradschaft lebten, ebenso ein kleines Reh, das der Verzug nicht nur aller Menschen, sondern auch aller Hunde war. Die laute, etwas kropfige Stimme des Forstgewaltigen, der dies alles beherrschte, hatte, wie das Bellen der Hunde, das Miauen der Katzen, etwas Naturhaftes. Der Mann, die Tiere, die Betten rochen nach Harz und Nadelwald. Auch Mieke roch nach Harz und Nadelwald. Die ganze Försterei war ein Stück lebendig gewordener

Nadelwald, verbunden mit ihm, aus ihm hervorgegangen. Nicht nur die Hühner wagten sich in die Wohnstube. Hie und da wurde auch eine Tümmelertaube hinausgescheucht, die sich etwa Küchenreste vom Klavier holte, das mitten im Zimmer stand. — „Wenn das Viehzeug zu frech wird“, sagte der Vater zur Tochter, „wer anders als du ist schuld daran?!“ — Und wirklich grenzte Miekens Verhältnis zu den Tieren an Abgötterei.

Und dieses naturhafte Leben, scheinbar so eng, hatte weite und tiefe Inhalte. Da war eine Laute, die am Gewehrschrank hing, zu welcher Ronke zwar nicht sang, auf der er jedoch beinahe meisterhaft musizierte. Noch besser spielte der Forstmann Klavier, kaum je unter Schubert, Mozart, Beethoven: ein schönes, aus dem ganzen Menschen geborenes, zur eigenen Erbauung bestimmtes Spiel.

Eine Dachkammer aber enthielt sein Herbarium. Ronke war Rosen- und Weidenforscher. Seine Flora ging über die gemäßigte Zone nicht hinaus. Mit einer wundervollen Handschrift führte er eine umfangreiche Fachkorrespondenz. Er war Mitglied vieler gelehrter Gesellschaften. Zur Bestimmung wurden ihm viele Pflanzen geschickt. Als Mann von Phantasie erklärte er Haake, daß er durch seinen botanischen Briefwechsel und die damit verbundenen Austauschpflanzen, deren Standorte er sich vorstelle, der weiten Reisen überhoben sei. Bei alledem war er ein Forstmann von außergewöhnlicher Tüchtigkeit. Hier verbanden sich also Weite mit Enge, geistiger Reichtum und Bewegungsfreiheit mit Verwurzelung. Mit welcher Wahrheit, in welcher Bodennähe, wie frei von aller Künstelei, wie fern von allem hohlen Schein, aller Schminke lebten diese Menschen! Welche wahre und tiefe Bildung in schlichter Kraft und Gesundheit enthielt dieses Haus, dessen Einfachheit und echte Grundständigkeit Haake



in seinem Wesen erneuert hatte, ihm zum ersten Male eine Jugend gab.

Oder steckte auch hier etwas anderes dahinter? Ehre wuchs dieses andere wohl aus dem Lebensaugenblick seiner Seele und aus der Art dieser Waldherberge heraus.

19

Aber es war da, dieses andere!

Warum sah er das schindelbedeckte Forsthaus mit dem Rosengärtchen an der Giebelseite und der großen, spiegelnden Glaskugel mit so zärtlich beglückten Augen an? Warum liebte er das wilde Gewucher von Unkraut, Nesseln, Stechapfel, Distel und Schafgarbe, Mauerpfeffer und Natternkopf, das aus den fauligen Abwässern hinter Schuppen und Kuhstall aufgeilte und eine Woge bunten, wuchernden Lebens gegen die Mauer warf? Er fand es billig und gönnte es diesen Schmarotzern, über die sich blühende Obstzweige ausstreckten, wenn sie ihr Recht zu leben durchsetzten und, als gehörten sie dazu, sich in den Schatten des traulichen Hauswesens eindrängten. Wenn Mieke die Hühner und Tauben lockte, so spitzte auch dies Gewühle die Ohren, wie Haake schien, und sendete gleichsam Wolken von Mücken und weißen Schmetterlingen, die den blonden Scheitel des Mädchens mit seiner Krone von armesdicken Zöpfen umtanzten. Dem Bildhauer schien es wie eine Huldigung. Lange fühlte er, wie dies alles außer von dem Lichte der Frühlingssonne noch von einem anderen, in ihm selber wohnenden Lichte beleuchtet war, ohne zu wissen, wer dieses neue Licht entzündet hatte. Schließlich aber wußte er plötzlich, daß zwischen ihm und der Förstertochter irgend etwas Unausgesprochen-Nichtauszusprechendes im Werke sei. Was ihm nie in Gegenwart eines weiblichen Wesens begegnet war, das geschah ihm jetzt: im Verkehr mit Mieke wurde er linkisch, schüchtern,

unsicher. Manchmal kam er sich wie ein schwarzer, häßlicher Sünder vor, für dessen verderbtes Blut sich jeder diesem unverdorbenen, kerngesunden Kinde geltende Herzschlag verbot. Schließlich wußte er, daß er sie liebte, die für ihn selbst ein niegeahntes Wunder bedeutete. Allein erst lange, nachdem er diese Entdeckung gemacht, die er vor jedermann mit peinlicher Sorge verbarg, gewann eine Hoffnung, eine Gewißheit in ihm Raum, daß er nicht vergeblich werben würde, falls er frei wäre.

Dies war ein Plan, mit dem er liebäugelte. Er wollte zunächst seine Scheidung betreiben und durchsetzen, dabei, ohne neue Aufträge anzunehmen, die übernommenen Arbeiten fertigstellen. Der größte Teil des Erlöses sollte dazu dienen, hier am Ort, wo man jederzeit in den Ärzten und Gästen der Sanatorien auch städtischen Umgang haben konnte, ein bestimmtes kleines Gehöft zu kaufen, das Haake bereits ins Auge gefaßt hatte. Ein Atelierraum wurde mitten in den Gras- und Obstgarten hineingebaut. War dies geschehen, so wollte Haake das Naturkind Marie Ronke heiraten. Er besaß sein Studio, und sie hatte ihre geliebte kleine Landwirtschaft. Aufträge nahm er nicht mehr an oder nur solche, die er in Görbersdorf ausführen konnte. Im übrigen wurde ausschließlich nach eigener Neigung gearbeitet. Für den bequemeren Gelderwerb kamen die Porträts reicher Leute in Betracht, an welchen in den Sanatorien nie Mangel war.

Seine Pläne teilte Haake seinem Freunde Willi mit, als dieser ihn abholte. Der Abschied wurde ihm nicht leicht. Auch das Försterskind hatte Tränen im Auge. Dies waren die Worte, mit denen er Abschied nahm: „Binnen kurzem werdet ihr von mir hören, gute Leute!“ — Seine Werkstatt in Breslau gähnte ihn an. Seine Wohnung existierte nicht mehr. Die Einrichtung hatte der Architekt verkauft, Wandas Kleider und sonstige



Sachen in einigen Kisten einmotten lassen und auf einen Speicher gestellt. Haake, von der städtischen Atmosphäre angewidert, begann trotzdem wie rasend zu arbeiten. Er nahm mit einem Rechtsanwalt Rosenstock Verbindung auf, womit eine lange Kette von Querelen ihren Anfang nahm. Wanda wollte auf keine Scheidung eingehen, außer es würde ihr eine Summe gezahlt, die den Bildhauer ruiniert hätte. Schuld an der ehelichen Zerrüttung trage sie nicht, sie werde auch eine Schuld nicht auf sich nehmen, die ihr niemand nachweisen könne. Haake habe die Ehe gebrochen. Sie sei von Haake brutal mißhandelt worden und habe fliehen müssen, weil ihr Leben gefährdet gewesen sei. Dafür hatte sie ärztliche Zeugnisse. Für den Fall, daß Haake im bösen die Trennung durchsetzen wolle, drohte sie mit Enthüllungen. Sie werde schaudererregende Dinge offenbaren, die sich von irgend jemand bieten zu lassen keine Ehefrau gehalten sei.

So lagen die Dinge auf eine niederdrückende Weise aussichtslos. Wanda war wieder Kunststreiterin. Augenzeugen berichteten, daß sie jetzt gewisse Künste auf einem kleinen Schecken ausführe, wozu sie Flunkert dressiert habe. Haake wollte nichts wissen davon. Leider konnte er nicht vermeiden, manches andere zu hören, was sein Anwalt von dem ihm befreundeten Sachwalter Wandas erfuhr, der seit Jahren Vertrauensmann und Berater der Zirkusfamilie Flunkert war. Vergeblich hielt er sich, immer zu spät, die Ohren zu. Er wollte loskommen, wollte nur loskommen, alles andere war ihm gleichgültig.

Eines Tages besuchte ihn der Grünrock Ronke im Atelier. Um so größer war die Freude des Bildhauers, als er eben wieder in der Scheidungsangelegenheit Beweise von der Perfidie der Gegenpartei erhalten hatte. Es konnte nicht anders sein, wenn diese Lumpencanaille, dieser Flunkert, dahinterstand. Nachdem er, freudig erregt und mit einer Lebhaftigkeit, die bei ihm selten

war, den Forstmann in seine Werke und sein Wirken eingeweiht hatte, überkam ihn ganz ungesucht ein Zustand der Offenherzigkeit, in dem er Ronke zum Mitwisser seiner augenblicklichen Kämpfe machte.

Ronke war eine ungewöhnliche Persönlichkeit, aber ein Beamtencharakter. Nicht eigentlich kirchlich — seine Kirche war die Natur —, hatte er doch über Ehe und eheliche Treue die strengsten Ansichten. Scheidung und Erdbeben bildeten für ihn ein und dieselbe Ungeheuerlichkeit. Darum hatte auch Haake erkannt, daß er, wenn er nicht jede Aussicht bei Vater und Tochter verscherzen wollte, sich dieser nur onkelhaft nähern durfte und seine Projekte geheimhalten mußte, solange er anderweit gebunden war. Dies hatte er, wie gesagt, erkannt und erkannte jetzt, es sei ratsam, abzubrechen und insonderheit alle Erörterungen über Beruf, Wesen und Herkunft seiner in Trennung lebenden Frau unterwegs zu lassen, da Ronke durch das Gehörte bereits in Verlegenheit gesetzt worden war.

Im Schweidnitzer Keller war alles vergessen. Man schlug, Willi Maack als Dritter im Bunde, eine Wiener-Würstchen-Schlacht. Ronkes Leistungen waren auf diesem Gebiet und im Leeren des Methornes ungeheuer. Eröffnungen, die man ihm auf seinem fürstlichen Kameralamt gemacht hatte, gaben ihm hinreichend Grund, guter Laune zu sein. Sein bisheriges Revier war ja eigentlich auch schon eine Oberförsterei. Nun aber hatte man ihn für die Verwaltung weiter Waldungen vorgesehen, welche in eine Menge Oberförstereien zerfielen, die ihm damit unterstellt wurden, ein ungeahnter Erfolg seiner Lebensarbeit, der kaum mehr zu überbieten war.

Diese Eröffnung richtete im Geiste des Bildhauers eine kleine Verwirrung an. Das Görbersdorfer Idyll hatte



nicht mehr die gleiche Anziehungskraft, wenn Ronke nicht im Orte war. Noch war diese Tatsache nicht verdaut, als ein anderer Umstand die gute Laune der Stunde bedenklich gefährdete. Haake sah einen kleinen dicken, diabolischen Kerl, der beinahe durchgetretene Schuhe trug, karierte, trichterförmige Beinkleider, ein abgewetztes Kleidungsstück, das, zu lang für ein Jackett, zu kurz für einen Paletot, ein blaues Hemd und darüber einen roten Wollschal sehen ließ. Der auffallend schäbige Gentleman tat es nicht unter einem spanischen Rohr mit einem Pferdekopf aus Horn als Krücke in der rechten Hand und einem Paar vom Regen und vielen Gebrauch hart und schwarz gewordenen Glacés sowie einem Tiroler Hütchen in der Linken.

Als diese groteske Erscheinung die Treppe zu dem berühmten Keller herunterkam, der Willi Maack und der Forstmann den Rücken kehrten, die der Bildhauer aber übersblickte, hatte er über sie lachen wollen, eine Regung, die er sogleich vergaß, weil eine andere überaus ernsthafte auftauchte. Dieser bartlose, schlechtrasierte Mensch mit den mokant verzogenen Mundwinkeln konnte oder mußte ein Bekannter sein. Traf das zu, so war es einer von denen, welchen man gewiß in Gegenwart eines künftigen Schwiegervaters strengster Bürgerlichkeit nicht gern begegnete. Aber was dann, wenn er vertraulich, wenn er intim wurde und sich womöglich an den Tisch setzte? Wie, wenn er die Weste aufknöpfte und von der Leber weg plauderte? Daß dies peinliche Überraschungen bringen konnte, war Haake klar, besonders als er — er wußte nicht recht an welchem Kennzeichen, vielleicht an der mit einem Maulkorb versehenen gelbgefleckten Bulldogge, die, etwas hinkend, breitbrüstig und asthmatisch hinter ihm die Keller-treppe heruntergestiegen kam —, erkannt hatte, daß es Maskos vom Zirkus Flunkert war: Trompeter, Kapellmeister, Universalmusikus, nicht nur starke Stütze des

Zirkus Flunkert, sondern auch Mann für alles bei der Direktorin. Ob Maskos dagegen ihn erkannt hatte, war ihm so lange nicht klar, bis dieser ihm, am Tische stillstehend, die kurzbefingerte, derbe Patsche unter breitem Grinsen entgegenstreckte.

„Professor, kennen Sie mich nicht mehr?“

„Nicht ganz, aber kann wohl sein!“ sagte Haake.

„Und Fingal, den kamtschadalischen Löwenhund? Kusch dich, Grunz! Er kennt Sie wieder...“

„Schwein, du bedriest mir die ganze neue Hose, die eben vom Schneider gekommen ist!“ sagte Haake und putzte an seinem Beinkleid herum.

„Er kennt Sie wieder! Wahrscheinlich hat er von Wanda Ihre Witterung! Irgendwie hängt für diese Bestien am Weibe immer noch der dazu gehörige Mannsgeruch...“

„Ich verstehe Sie nicht, mein Freund!“ sagte Haake.

„Macht nichts. Erlauben Sie, daß ich Platz nehme?“

Maskos nahm ohne weiteres Platz und fuhr fort, als er Würstel und Bier bestellt hatte: „Ich bin wegen Grunz hierher gekommen. Das arme Luder hat sich den Fuß verstaucht. Er wird nächstens reif für das Gnadenbrot. Bei der letzten Schlenkerei, der Nummer mit dem Tuchlappen — Sie wissen ja! —, sind ihm fünf Zähne auf einmal ausgebrochen. Da hat er natürlich müssen loslassen. Es war schließlich noch ein Glück, daß er der Frau Amtsvorsteher Sartorius vor den Magen flog. Sie ist mit dem Schrecken davongekommen. Sie gab aber nach und fiel hintenüber. Er sauste leider über sie fort und machte sich noch das Vergnügen eines Querschlägers, wobei ein Kinderwagen ins Rollen kam, bis er schließlich mit einem Prellstein Bekanntschaft machte, aber leider auf andere Art, als es sonst bei Hunden üblich ist. Er blieb zunächst drei Minuten wie tot liegen. Wir dachten, es wäre alle mit ihm. Als wir ihn aber eine Weile befühlt hatten, sprang er auf, es



wurde ihm wohl zu dumm, und verkroch sich unter den Wagen in den Werkzeugkasten, wo ihn niemand herausbringen kann.“

Es kam nun die unumgängliche Vorstellung.

Haake, der sehr ungern log und sich einer ähnlichen falschen Vorspiegelung niemals schuldig gemacht hatte, stellte das Original als Professor Maskos vor, Komponist, Pianist, Kapellmeister und dergleichen, was Maskos sich widerspruchslos gefallen ließ.

Der prächtige Forstmann war selbst viel zu geradlinig, um Verdacht zu schöpfen. Er redete Maskos fortgesetzt mit Herr Professor an. Den Hundekenner und Hundefreund interessierte die Bulldogge. Er ließ sich noch einmal genau erklären, wo und auf welche Weise sie zu Schaden gekommen war. Maskos tat es und setzte hinzu: „Unsere Gesellschaft arbeitet augenblicklich nahe bei Breslau, in Sibyllenort.“ — Ein Umstand, der Haake lebhaft beunruhigte und die Neugier sowie das Befremden Ronkes steigerte.

„Ein Zirkus? Ein Zirkus? Also gehört der Hund zu einem Zirkus?“ fragte er.

„Der Hund gehört zu einem Zirkus, allerdings!“ sagte Maskos. „Ich bin bei dem kleinen, aber renommierten Zirkus Flunkert angestellt!“

Haake sagte, um abzulenken: „Sie sind aber viel zu schade dafür!“

„Natürlich bin ich zu schade dafür! Ich möchte viel lieber ganz der Musik leben. Aber der alte Flunkert ist tot. Ich mußte es ihm in die Hand versprechen, seine Witwe nicht zu verlassen. Der junge Flunkert, der Sohn, hatte nie ein gutes Verhältnis zu ihr. Sie wissen ja, was das für ein Heiliger ist, Sie kennen ihn ja genug, Herr Professor!“

Der Architekt Willi Maack erklärte, Haake sei aus Studiengründen eine Zeitlang mit dem Zirkus gereist, habe gezeichnet, in Wachs modelliert und dergleichen.

Er war von dem Bildhauer in seine Görbersdorfer Pläne eingeweiht und fürchtete aus denselben Gründen für sie, die früher den schwedischen Heiratsplan zerstört hatten.

„Sie kennen ihn ja genug, Herr Professor!“ fuhr das kleine quäkende Original, ohne auf Willi zu hören, fort. Sein bartloses Antlitz sah eigentlich aus, als seien die Züge darin durch einen Schlag mittenhinein völlig aus dem Gleichgewicht und in eine immerwährende wilde Verwirrung gebracht worden. — „Sie kennen ihn ja genug, Herr Professor! Er ist ein Trapezkünstler, der sich gewaschen hat. Neulich hat er sogar im Zirkus Renz Sensation gemacht. Renz, Herzog, Salomonsky, Schumann machten ihm daraufhin Anträge. Er hatte sich aber nur wieder einmal mit seiner Frau Mutter verkracht. Und wie solche Menschen eben sind, als er sich mit der Mama versöhnt hatte, kroch er sofort wieder in seinen Pißpott zurück. Nicht zehn Pferde bringen ihn aus dem alten, wackligen Wohnwagen, in dem er geboren ist. Sie können ihm flugs ein Hotel in Paris oder einen Palast in Venedig anbieten. Und überhaupt, einen Prinzipal über sich zu haben, schätzt er nicht. Sie erinnern sich doch noch an das Taufessen?“

Nun gut, dachte Haake, was kann da sein? Der gute Maack hat ja einigermaßen vorgebaut. Pastoren, Ärzte, Juristen und Künstler verkehren ja selbst mit Verbrechern von Berufs wegen. Also! „Ja, allerdings, da war ja ein Taufessen!“

„Sie erinnern sich also an das Taufessen? Der kleine Flunkert, der damals getauft wurde, ist heut vier Jahr'. Hat sich ganz ausgezeichnet entwickelt. Anständig, kräftig, macht schon die waghalsigsten Kunststücke! Unerschrocken bis dort hinaus. Fällt, wo er hinfällt, auf die Füße, kriecht auf die Wagen, die Pferde, auf jeden Zaun, jede Stange wie eine Katze hinauf, wäre allerdings beinah vor acht Tagen in der Regentonne



ersoffen, wenn ich ihn nicht bei den Beinen herausgeholt hätte. Er hat eine Schwäche, die uns allerdings manchmal zugute kommt: er schmeißt nämlich Gänse mit Steinen tot! Was soll man schon tun, wenn die Sache nicht mehr zu ändern ist? Ein Gänsebraten ist immer willkommen.

Das wäre der eine der beiden Jungen, die bei dem Taufessen eine Rolle gespielt haben. Erinnern Sie sich an den Schuft in der Falschmünzervilla, diesen niederträchtigsten Gauner von einem Wirt, der mir jemals begegnet ist? Wissen Sie, wie wir mitten im Essen das Gebrüll hörten und die Treppen hinunterrannten, weil wir glaubten, es würde einer umgebracht? Und wie wir diesen Verbrecher trafen, als er mit einem alten Luder von einer Köchin dabei war, seinen Sohn totzuprügeln? Aber lieber Professor, das müssen Sie ja doch wissen! Botho, glaub' ich, hieß die Canaille; der Zufall oder er selber hat ihm noch einen märkischen Adelsnamen ohne das von beigelegt. Ich sehe Sie ja noch über ihn herfallen. Sie hatten ihn vorn, ich hatte ihn hinten gepackt. Pudelko haute ihm über die Nase, daß die rote Tunke nachstürzte. Helmut hieß der verprügelte Sohn. Wissen Sie, daß dieser Helmut acht Tage später langsam immer tiefer in den sogenannten Karutzsee hineingegangen ist? Die Leute haben ihm zugerufen, der Briefträger hat ihm zugerufen, aber er hat nur gelacht und hat gesagt: ‚Ich habe genug! Grüßen Sie mir meinen Satan von Vater‘, oder so. Er ist weitergegangen und ersoffen.

Und Botho, es ist tatsächlich wahr, hat sich die Vermittlung und Unterstützung des Amtsvorstehers erbeten bei einer Bewerbung um die Stelle des Henkers in Preußen, alias Scharfrichters. Wie sich nachher herausstellte, hatte er mehr als achtzig Mitbewerber. Er ist aber, glaube ich, nicht angekommen. Er muß sehr traurig darüber sein, denn er ist doch dadurch um ein ersehntes, königlich privilegiertes, jährlich mehrmaliges Privatvergnügen gekommen.“

Maskos quäkte sehr laut, auch die Sache mit dem Scharfrichter. Der grüنگekleidete Donnergott, der binnen kurzem seinen Rang unter den höchsten Beamten einer fürstlichen Herrschaft einnehmen sollte, ließ seine Augen, mehr und mehr befremdet, aus ihren Höhlen hervorquellen und blickte, mit Bezug auf Maskos, fragend bald den Architekten, bald Haake an. Es war ihm sicherlich kein angenehmer Gedanke, mit diesem putzig schäbigen Männchen zusammen gesehen zu werden. Gott sei Dank wurde er durch die Bulldogge etwas abgelenkt. Das Tier witterte ganz gewiß, daß es hier einen Hundekenner, Hundeliebhaber, Hundeprotektor vor sich hatte. Es bestand darauf, ihm Kopf oder Pfote aufs Knie zu legen und ihm mit einem sprechenden, bittenden Ausdruck unverwandt ins Auge zu blicken. Der Forstmann fand, daß der Bullenbeißer wirklich eine Reihe Zähne verloren hatte, was dieser am Ende der Untersuchung mit einem verstärkten Schnaufen und einem knurrenden Winseln anklagend bestätigte. Ronke wußte natürlich nichts von der Art der Fingal-Produktion, gründete aber seine Vermutung darüber auf die Tatsache, daß Bulldoggen, die sich verbissen haben, nicht loslassen.

Der Schweidnitzer Keller ist schließlich ein Volkslokal. Der Briefträger kann neben den Oberlehrer, der Eckensteher neben den Stadtrat oder Stadtverordneten zu sitzen kommen. Dieser Gedanke, verbunden mit der Wirkung des Bieres, tilgte allmählich die Zurückhaltung, die man anfangs gegen Maskos beobachtete. Das Groteske seiner Erscheinung war überdies durch Gewohnheit abgeschwächt. Und schließlich ward der Barbarossa durch Erörterungen über Musik gefangen genommen, auf die sich, zur großen Beruhigung Haakes und Willis, das Gespräch gelenkt hatte.



„Ich folge diesem Zirkus Flunkert, wie ich schon sagte, hauptsächlich aus Pflichtgefühl, dann aber aus einer vielleicht törichten Liebhaberei!“ — Nach dieser Bemerkung fuhr Maskos fort: „Von Berufs wegen, wie Sie wissen, bin ich eigentlich Musiker. Ich bin unter den fahrenden Leuten keineswegs der einzige, der seinen wahren Beruf vernachlässigt. Solche Leute sind, ganz im Gegenteil, bei uns keine Seltenheit. Selbstverständlich spiele ich alle Instrumente, Blech und Holz, was die Blasinstrumente betrifft, Violine, Bratsche, Kontrabaß. Ach, wie oft habe ich bei Beethovens Neunter den Paukisten vertreten! Ich spiele das Banjo, das Niggerinstrument, das Xylophon oder schlechtweg Hackbrett der Zigeuner. Auch das andere Zigeunerinstrument, Zimbal genannt. Von alledem kann ich jedoch keinen Gebrauch machen. In gewissen Städten habe ich musikalische Freunde von meiner Theaterzeit. Vielleicht klingt es komisch, aber zweimal war ich nahe daran, nämlich einmal in Prag, das andere Mal in Lissabon, vom Aushilfskapellmeister zum ersten Dirigenten der Oper aufzurücken. Das ist vorbei. Auch habe ich nach dieser Richtung hin keinen Ehrgeiz mehr. Meine verstorbene Frau war Sängerin. Wie gesagt: wenn die Gelegenheit es gibt und wir Städte berühren, wo alte Freunde seßhaft sind, die notabene auch ein Klavier besitzen, tobe ich mich manchmal acht Tage lang musikalisch aus. Meine Finger laufen zu meinem Erstaunen immer noch ganz gut, Herrschaften!“

Der mächtige Forstmann blickte den kleinen Maskos mit heroisch durchdringenden Augen an. „Wenn das wahr ist“, dröhnte er mit allerdings etwas gequetschter Kropfstimme, „wenn das wahr ist, was Sie da sagen, und ich denke mich in Ihre Lage hinein, so müßte ich doch zwanzigmal Tinte gesoffen haben, wenn ich ein dreckiges Herumtreiberleben einer Existenz als ehrlicher Kapellmeister vorziehen sollte!“

„Aber ich bin ja — wie sagen Sie? — was für einer? — ein Kapellmeister!“ Der gleichsam Niedergeschmettete sagte das, indem sein Gesicht wie von selbst in einem herzlich breiten Lächeln auseinanderfloß. „Fragen Sie doch Herrn Haake, ich bin ja Kapellmeister! Sie sollten mich einmal sehen, wenn ich mit meiner spitzen Mütze, meiner Halskrause, meiner Leinwandkombination, in der ich Junge wie drei Känguruhs unterbringen könnte, auf Richardl sitzend, mit einer zwei Ellen langen Trompete durch die Ortschaften reite. Mein Antlitz ist in einem solchen Fall mit Mehl, meine Lippen und meine Nase mit Zinnober beschmiert. Hinter mir folgt in Gestalt eines Posaunisten und eines Paukisten und Beckenschlägers meine Kapelle. Sie ist auf ein und demselben Schimmel untergebracht. Herr Oberforstrat“, fuhr Maskos fort, nachdem er durch seinen ironischen Gegenhieb den Forstmann hinreichend aus der Fassung gebracht hatte, „Herr Oberforstrat, was ist denn die Welt, wenn einem darin das Seligwerden nach eigener Façon verboten ist?! Ich hasse nun einmal geschlossene Räume. Ich liebe die freie Weite der Landstraße. Außerdem kann ich nicht seßhaft sein. Sie müssen nicht glauben, ich wüßte nicht, was ich aufgegeben und was ich dafür eingetauscht habe. Fünfundvierzig Jahre in der Welt, geboren zu Melbourne in Australien, dann nach Kapstadt hinübergeschaukelt und auch mal sogar die Osterinsel von ferne gesehen, San Franzisko, New York und so weiter, mehr erlebt, mehr gesehen, Herr Oberforstrat, als sich im Augenblick erzählen läßt: da weiß man schon etwas von der Welt. Ich habe in fürstlichen Betten gelegen, in manchem stolzen Schloß Klavier gespielt, und nicht nur die Kammerkatzen haben mir hübsche Erinnerungen zurückgelassen. Das Bürgertum, in dem die Worte ehrlich, rechtschaffen, hochachtungsvoll und dergleichen besonders zu Hause sind, hat mich nie so recht interessiert. Und wenn mich überhaupt keine



gute Gesellschaft aufnehmen will und mir ihre Geringschätzung zeigt, so sind wir insofern ganz d'accord, als ich mich nicht um alles in der Welt entschließen würde, ihr beizutreten. Und was die Geringschätzung anbelangt, so kann man die ganz gewiß nicht überbieten, die ich in treuem Herzen für sie bewahre!“

Der kleine Zirkusmanager und Musiker redete wie ein Wasserfall. Anscheinend fand er sich doch durch den Umstand ein wenig erlöst, es vorübergehend wieder einmal mit gebildeten Leuten aus dem Bürgertum zu tun zu haben und eine zurückgedrängte Innerlichkeit spielen lassen zu können, für die es im grünen Wagen der Flunkerts keine Verwendung gab.

„Sie müssen nicht glauben, wir Landstreicher hätten keine Bildungsmöglichkeit. Wir haben sie und machen davon Gebrauch. Schon allein, wenn Sie wollen: ich spreche acht Sprachen. Ich benutze die Nähe jeder größeren Stadt, um wichtige Sehenswürdigkeiten, Bauwerke, Bildersammlungen und dergleichen kennenzulernen. Wird ein Schauspiel, eine Oper, ein Konzert gegeben, so suche ich, wenn Zeit, Geldbeutel oder sonstige Umstände es ermöglichen, dabei zu sein. Ein Freund meines Vaters war Little Wheal. Little Wheal war ein berühmter Clown. Clown, auf deutsch will das sagen, Possenreißer, ein Pojaz, ein Spaßmacher. In seinen Mußestunden trieb er Altgriechisch und Latein. Lateinische Briefe jagte er auf das Papier genau so wie Briefe in seiner Muttersprache. Er ist hochbetagt und als wohlsituerter Mann in Mailand gestorben. — Und dann, ich will Ihnen etwas sagen: Sie glauben vielleicht, wenn Sie in einen D-Zug hineinspringen, Sie kommen weit. Springen Sie einmal in unseren grünen Wagen hinein, da werden Sie bald sehen, daß Sie noch weiter kommen. Wir Herumtreiber, wie Sie uns nennen, führen zu wenig Tagebuch, weil wir schreibfaul, aber auch weil wir Philosophen sind. Cui bono? pflegen wir meistens

zu sagen. Wenn wir Tagebücher führten, Herr Oberförster, so würden Sie daraus sehen, daß man im grünen Wagen weiter kommt als in D-Zügen. Wir haben Zeit, deshalb kommen wir weit. Eugen Lee, auch ein Clown und älterer Freund von mir, ist vor zwei Jahren auf Penang gestorben. Wie kam er dorthin? — Im grünen Wagen. Er ist ebenfalls mit so einem kleinen Zirkus Flunkert gereist, der die Länder an fernen Ozeanen unsicher machte. Ich habe mit einer anderen kleinen Gesellschaft den armen politisch Verbannten in Sibirien aufgespielt, und unsere dressierten Tiere und Menschen haben ihnen ein bißchen die Zeit vertrieben. Da haben wir Renntiere vor dem Wagen gehabt; denn Eisenbahnen gibt es in Irkutsk, Jenisseisk und Jakutsk nicht. Es ist im Sommer ganz hübsch dort oben, aber im Winter um so weniger. Von den Schwierigkeiten fange ich lieber gar nicht an, die sich dann für eine Reisegesellschaft von Menschen, Pferden, Hunden und anderen Tieren ergeben, die meist nicht viel mehr als das am nächsten Ort zu verdienende Kleingeld verfügbar hat. Was für Sums machen nicht manche Forschungsreisende, die mit vierfach übereinandergezogenen Pelzen, fetten Kreditbriefen ausgestattet, mit offiziellen Empfehlungsschreiben der Regierungen versehen sind, durch die alle Behörden gehalten sind, ihnen wo immer Beistand zu leisten. Glauben Sie nur, solche Leute wie wir sind lange vor Marco Polo in China gewesen! Wir kommen schon, abgebildet, auf den Wänden ägyptischer Grabkammern vor. Ich selbst bin einmal auf dem alten Wege nach China gereist, der um Anfang fünfzehnhundert üblich war. Auch uns haben, wie die Kaufleute jener Zeit, meist Ochsen, manchmal Kamele gezogen. Nur war es damals unter dem Schutz der Tartarenherrscher, welche die Wege bis China bewachen ließen, bedeutend sicherer. Schwarzes Meer, Südrußland: die Reise hat etwa zwei Jahre gedauert.“



So ging es fort, und nicht nur der Forstmann, der Architekt und der Bildhauer horchten aufmerksam, sondern auch das Publikum an den Nebentischen, soweit die Stimme des quäkenden Männchens verständlich war.

Mitten in seiner Rede erhob sich Maskos, nachdem er kurz auf die Uhr geblickt hatte: „Gott, o Gott, es ist höchste Zeit! Wir müssen zu Doktor Kabalzer, Grunzl! Wir sind um zwei Uhr zu Doktor Kabalzer bestellt. Das ist der Tierarzt, meine Herrschaften!“

22

Zu Ende August war in der Scheidungssache immer noch nicht der geringste Fortschritt zu verzeichnen, und zwar hauptsächlich, weil ein Ehebruch Wandas nicht durchaus zu beweisen war. Selbst die Beobachtungen und Erkundigungen durch geheime Kundschafter hatten darüber nur Wahrscheinlichkeiten ergeben, aber keine Gewißheit erbracht. Der Anwalt Wandas bestand auf einer großen Geldsumme, da Paul Haake unbedingt als schuldiger Teil anzusehen sei. Sie würde den Bildhauer beinahe ruiniert haben, abgesehen davon, daß ihn der bloße Gedanke peinigte, diesem verderbten Geschöpf, dieser Beischläferin von Flunkert junior eine Ehrenerklärung zu geben und diesem Halunken, der ihm die Frau gestohlen hatte, noch eine Geldsumme in den Rachen zu werfen: denn darauf kam es schließlich hinaus.

Haake hatte auch anderen Ärger gehabt. Eine Arbeit, die er für seine beste hielt, war ihm von einer städtischen Kommission nicht abgenommen worden. In einem Ausbruch blinder Wut schlug sie der Bildhauer kurz und klein. Gott sei Dank war eine sogenannte echte Form davon vorhanden. Aber der Künstler trug eine innere Wut davon, die ihm, stechend, nagend und brennend, nicht selten den Schlaf raubte.

Die Begegnung mit dem Musikus Maskos hatte irgendwelche offensichtlichen Folgen nicht nach sich gezogen. Der Forstmann Ronke hatte am Ende keinen Anstand an dem seltsamen Menschen genommen, ja sogar immer wieder erklärt, wie interessant ihm der Einblick in die Welt des Artistentums gewesen sei. Gewisse geheime Wirkungen aber in Haakes Seele waren da. Die Schilderungen des Nomadenlebens der kleinen Gauklertruppe und seiner fast ungeheuren Ausmaße gingen ihm nach. Sie vermischten sich mit den unaustilgbaren Eindrücken seiner Handwerksburschenzeit, wo Wechsel der Arbeitsstelle, überhaupt Ortswechsel Pflicht gewesen war. Er hatte bei mehr als dreißig Steinmetzmeistern als Geselle gearbeitet, war länger geblieben, wo es ihm gefiel, und beim kleinsten Mißbehagen weitergezogen. Dann fand er sich wieder auf der Landstraße, die ihm immer wieder die Last der Arbeitsfron von den Schultern nahm. Lohnte es eigentlich, sich fast bis zur körperlichen und geistigen Zerrüttung an die Entstehung eines Kunstwerkes zu verschwenden, dem doch schließlich kein anderes Schicksal blühte — dies zeigte eine gewisse städtische Kunstkommission! — als der Perle, die vor die Säue geworfen wurde?

Es blieb der Görbersdorfer Plan.

Der mit allen Hunden gehetzte, mit allen Wassern gewaschene Willi Maack hatte bald erkannt, daß man schöne Aufträge fischen konnte, wenn man sich mit dem werdenden Generalgewaltigen des Fürsten X. zu stellen wußte. In den neuen, ungeheuren Revieren mußte ein Verwaltungsgebäude mit anstoßenden Pferde- und Kuhställen, Heuböden und einem Gesindehaus errichtet werden. Etwa ein Dutzend neuer Forsthäuser waren vorgesehen. Ronke war ahnungslos genug, die Einladung des treuherzig lustigen Architekten anzunehmen und bei ihm zu wohnen, wenn er, was nun öfter geschah, nach Breslau kam.



In die Zeit eines solchen Besuches fiel die Taufe von Willi Maacks Stammhalter. Der Taufvater hatte die Schalkhaftigkeit, den Forstmann, den er, wenn er nicht zugegen war, abwechselnd Asathor, Barbarossa oder Hakelberend nannte, neben Paul Haake als Taufpaten einzuspannen.

Das Taufessen, in dem geräumigen Speisezimmer einer wundervollen, mit vielem Geschmack eingerichteten Etagenwohnung abgehalten, gab Haake Gelegenheit zu stillen Vergleichen mit einem anderen, dem er beigewohnt hatte. Die wohltemperierte Geselligkeit gab ihm Zeit, in Gedanken abzuschweifen oder hinter den Gestalten der gegenwärtigen Tafelrunde andere auftauchen zu lassen. Da war die hübsche, aus gutem kölnischen Bürgerhause stammende Frau, deren Betragen erkennen ließ, daß sie sich bewußt war, dieses Heimwesen durch ihr Jawort an Willi eigentlich begründet zu haben. „Warum lachst du?“ fragte Willi den Bildhauer. Es war geschehen, weil dieser plötzlich an Stelle der reichen Kölnerin den tätowierten Riesenbusen der Witwe Flunkert und ihre qualmende Riesenzigarre bemerkt hatte. An Stelle des fetten Bürgermeisters, den Frau Maack zum Tischherrn hatte, schob sich das geistvoll-lustige, übermütig-mokante Antlitz Tom Billings ein, der plötzlich aufstand und, eine Pfauenfeder waagrecht auf der Nase balancierend, um den etwas gelangweilten Tisch tänzelte. Denn die an sich heiter zufriedene, selbstbewußt überlegene Hausfrau in wahre Geselligkeit zu verwickeln, war schwer. Selbst der Humor und die Derbheiten ihres Gatten ließen sie völlig unbeteiligt. Gern hätte man über Willi gelacht, über das, was er in beinahe monologischem Holterdiepolter an verrückten Ansichten, Urteilen, Witzen bewußt oder unbewußt humoristisch zum besten gab. Man sah jedoch auf die Frau und getraute sich nicht. Wie vielfältig, dachte der Bildhauer, wenn auch mit

unsichtbaren Schnitten, doch dieses Tischtuch zerschnitten ist, zwischen Willi und seiner jungen Frau, zwischen ihr und jedem ihrer Gäste! Willi merkt es nicht, oder es stört ihn nicht: Nu, wenn schon! ich bin ein Emporkömmling, sie hat sich zu mir herabgelassen. Sie ist unter ihren Stand heruntergerutscht. Das Leben ist eben 'ne spickige Sache! Muß man eben erst recht hoch naufrutschen! — Schließlich wurde der Täufling gebracht. Die Bettchen, die Windeln waren dieselben, in denen schon die Mama gequäkt hatte. Sie hatte dasselbe Häubchen mit Brüsseler Spitzen auf, als ihr Kopf noch den Umfang eines Gänseeis nicht überschritten hatte. So waren auch das kostbare Tafelservice, das Silber, die Weingläser alter Familienbesitz, und vor allem der Markobrunner, der Rüdesheimer und der Johannisberger, was von Haake am meisten gewürdigt wurde. Schließlich wurde man doch etwas lebhafter. Die vorzügliche Küche und eben der Wein bewirkten das. Ronke und Willi machten Projekte. Dieser hatte dem prächtigen Menschen Verwaltungsgebäude, Ställe und Dienstwohnung auf das herrlichste an die Wand gemalt. Der Forstmann quoll über von Behagen und Begehrlichkeit. Paul Haake konnte nicht recht vergnügt werden. Die Prügelszene in der Falschmünzervilla stieg in ihm auf, wie der Vater den kleinen Jungen, die Taufgesellschaft aber den Vater zerprügelt hatte. Und schließlich lag dieser kleine, vom Leben so fürchterlich mißhandelte Bengel als blaue, triefende Wasserleiche auf dem Tisch.

Der Schluß des Festes brachte Haake, der anscheinend an diesem Tag mit dem linken Bein zuerst aus dem Bette gestiegen war, noch eine kleine Mißstimmung. Während man sich im Vorraum für die Straße zurecht machte, meldete sich Haake für die nächsten Tage bei Ronke an. Es zog ihn aus vielen Gründen und mit allen Kräften nach Görbersdorf, wo er auch seine Mißstim-



mung der zurückgewiesenen Arbeit wegen loszuwerden hoffte. Hatte ihn doch der Ärger auch während des Taufessens nicht verlassen, da der Bürgermeister zugegen und außerdem recht gekniffen war.

Also Herr Ronke möchte so freundlich sein, ihm wieder das Giebelzimmer einzuräumen.

Aber nein, das tat Herrn Ronke diesmal sehr leid: seine Frau war krank — was sie immer gewesen war! —, ein neuer Forsteleve war eingetreten, und außerdem wollte er nicht mehr vermieten. Ihm aber ein ebenso gutes Zimmer anderweit zu besorgen, war er gern bereit.

23

Trotz der Absage Ronkes war der Bildhauer wenige Tage später in Görbersdorf, begleitet von wenig Gepäck, einigen botanischen Handbüchern und einer grünen Botanisiertrommel. Er machte seinen Besuch auf der Försterei, wo er freundlich wie sonst empfangen wurde. Haake war ein leidenschaftlicher Schachspieler. Ronke, der ihm darin ungefähr gewachsen war, hatte für dieses Spiel eine große Leidenschaft. Fast täglich rangen die beiden auf dem karierten Brett miteinander, im Forsthaus oder in einer kleinen Konditorei.

Auf seinen ausgedehnten Waldspaziergängen traf er meist mit Försters Mieke zusammen. Man konnte sich nur auf diese Weise begegnen oder aber ganz öffentlich. Freimut und Temperament des Försterskindes hatten den Eltern eine stürmische Neigung für den Bildhauer offenbart, die anfangs von ihnen als Scherz genommen wurde. Später von einer ernstesten Gefahr, die das Mädchen laufe, überzeugt, bekämpften sie diese Neigung mit Entschiedenheit. Ein verschärftes Verfahren trat ein, als der Vater von Breslau zurückkehrte, wo er seine Beförderung erfahren und den Morgen im Schweidnitzer Keller erlebt

hatte. Haake hatte als Bildhauer einen guten Ruf, war aber durch sein Vorleben, seine Trunksuchtsanfälle und seine Weibergeschichten anrücklich. Dadurch hatte sich der Forstmann auch veranlaßt gefühlt, ihn nicht mehr im Hause zu beherbergen.

Das blonde, von heißer Lebensfülle durchpulste Försterskind war aber in der Ungebundenheit eines Naturwesens groß geworden. Das weite Revier des Vaters war dem Mädchen besser als ihm, besser als irgendeinem Waldläufer oder Forsteleven bekannt. Sie wußte nicht nur, wo diese und jene Pflanze zu finden war, sie wußte, wo und wie man auf den Rehbock, den Sechzehnder, den Auerhahn zu Schuß kommen konnte. Ein jedes Geräusch des Waldes, mochte es vom Eichhorn, vom Igel oder aus dem Reiche der Vögel kommen, kannte und deutete sie. Lange bevor zum Beispiel Paul Haake einen Schritt hörte, vernahm sie ihn. Ihr bloßes Auge sah weiter als er mit dem Krimstecher. Geschlossene Räume beengten sie. Sie war nachts, wenn sie schlief, wirklich im Haus, sonst mehr im Hof, Garten und in den Ställen als in den Zimmern, und schließlich hauptsächlich außer dem Haus, ohne daß sie auch nur Bescheid zurückließ, wo sie im Notfall zu finden wäre. Diesem Wildling, den man so lange hatte laufen lassen, nun plötzlich Zaum und Zügel anzulegen, war ein Ding der Unmöglichkeit. Sie wurden zerrissen und abgeworfen. Der gefürchtete Jähzorn des Vaters, der sich bisher nur gegen Unterförster, Forsteleven, Waldarbeiter und Holzdiebe gerichtet hatte, selbst er vermochte nichts gegen sie. Sie stellte ihm einen furchtlosen, ganz unbeugsamen Trotz gegenüber. Das konnte sie nur, weil sie eben kein Sohn, sondern eine Tochter war. Ihr Freimut, ihre Festigkeit, ihre selbstbewußte, kluge Wahrhaftigkeit hatten etwas Entwaffnendes. Letzten Endes pflegte immer nichts anderes übrigzubleiben, als daß man sie sich selbst überließ, wobei man, wenn man



wollte, zu dem Schlusse kommen konnte, daß dieses Mädchen ihr eigenes Schicksal in festen Händen hielt.

Schon das erste Wiedersehen hatte die Leidenschaft des Bildhauers neu entfacht und den Wunsch befestigt, Marie Ronke zum Weibe zu nehmen. Nicht nur die Glut seiner Triebe beehrte sie; die Kraft und der Wille dieses siebzehnjährigen Frauenzimmers konnten ergänzen, was ihm fehlte, und seinem schwankenden Dasein den Halt geben. Dazu kam ihre herrliche Volkstümlichkeit. Nicht nur, daß sie und er den gleichen Dialekt sprachen, der zwischen der Ausdrucksweise des Waldarbeiters und der des gebildeten Kleinbürgers lag. Sie waren auch beide allen Künsteleien, allem Salonwesen abgeneigt. Es gab nichts in Haakes Aufstieg von seiner frühesten Jugend an, über die Nöte und Erlebnisse seiner Wanderschaft, was er hätte vor ihr verbergen müssen und was sie nicht ganz natürlich gefunden hätte. Ausgenommen von seinen gelegentlichen Bekenntnissen blieben allerdings zunächst alle Erfahrungen, die er in seinem Liebesleben gemacht hatte. Aber auch diese drängten unaufhaltsam ans Tageslicht und verloren ihr Gift in der Atmosphäre einer gesunden Kameradschaftlichkeit.

Es war ein ganz gewöhnlicher Fall, der diese solideste aller Werbungen gleichsam zur Entgleisung brachte. Es mußte nicht mit rechten Dingen zugegangen sein, wenn Mieke unter den Forstleuten der Herrschaft X. nicht Bewerber gehabt haben sollte. Unter diesen Bewerbern war sogar ein angehender Forstreferendar, der sich, als die Ernennung Ronkes zu einem Generalgewaltigen feststand, weiter vorwagte. An der materiellen Erbschaft des Försters mochte wenig, um so mehr an der dereinstigen Nachfolge auf seinem hohen Posten gelegen sein. Er schöpfte Verdacht, fühlte Ärger und Eifersucht, kratzte die über Haake immer im Schwange befindlichen Gerüchte zusammen und ließ Ronke warnen,

von einer übergeordneten Stelle aus, wodurch die Warnung eine verteilte Ähnlichkeit mit einem Verweise bekommen mußte.

Den Bericht von einem furchtbaren Wutausbrüche des Vaters brachte die Försterstochter in atemlosem Lauf und Sprung auf eine gewisse Waldlichtung mit, wo Haake und sie sich zu treffen pflegten. Sie war nur bleich, sie weinte nicht. Freilich müsse sie sich verschicken lassen. Sie werde im Harz oder sonstwo in ein Mädchenpensionat verbracht. Man werde sich aber gewaltig täuschen! Am ersten Tage breche sie aus und komme zu ihm, wo er immer sei. Er brauche ihr das nur mitzuteilen.

„Natürlich wird Vater auch mit dir reden!“ sagte sie. „Glaube mir, es wird einen schrecklichen Krach geben. Er sagt, er schieße dich über den Haufen, wenn du mir je noch einmal, auch nur auf zehn Schritt, nahekommst. Auch mir hat er gedroht. Auch mich will er totschießen. Mag er mir drohen! Mag er mich totschießen! Mache mit mir, was du willst, Geliebter! Sage, wir wollen ins Wasser gehen! Sage das, sage dies! Tue das, tue dies!“ Und so hing sie ihm schluchzend und glühend am Halse.

Jetzt sprachen sie nicht mehr, jetzt schwiegen sie. In beiden war ein und derselbe Entschluß zum Durchbruch gelangt, ein entscheidender Wille, der alles und alles zertrat, zerschlug, zerriß, alles und alles durchbrach, beiseite schleuderte, in Brand aufgehen ließ, was bisher zwischen ihnen gestanden hatte. Die Lichtung war mit riesigen Wurzelstöcken übersät, die dunkel aus einem farbigen Gewühl von Weidenrosen, Fingerhut und Waldgras hervorragten. Wo sie dereinst gestanden hatten, waren tiefe Höhlen zurückgeblieben. Eine solche war der Liebenden Herberge.

In dieser Grube ergaben sie sich und gehörten einander. Gehörten einander mit vollem Bewußtsein, mit klarer Entschlossenheit. Was irgend noch Wesen von



Wesen trennen konnte, riß sich das Weib von den Schultern, den Brüsten, den Hüften herunter. Mit starken Armen umfingen sie sich. Nie, zeit seines Lebens, hatte der Mann einen solchen Rausch der Betäubung gefühlt, war niemals in einen ähnlichen Traum von Verzückerung und Wonne hinabgetaucht.

So wurde von beiden das Recht der Liebe geraubt, bevor es ihnen von andern geraubt wurde.

Am nächsten Tage verließen sie Görbersdorf in verschiedenen Richtungen.

24

Nun hieß es für Haake, um jeden Preis von Wanda loszukommen. Daß er die Försterstochter heiraten würde, war für ihn ausgemacht. Dunkle Ahnungen hauchten ihn mit dem Gedanken an, es würde sogar vielleicht notwendig sein, wenn er nicht eines Tages vor Ronke als wirklicher Halunke dastehen wollte. Von dem im Grunde immer einsamen, innerlich scheuen Manne, der außer Willi Maack keinen Freund hatte, wurde dieser zuletzt ins Vertrauen gezogen. Nochmals fand alsdann eine Konferenz mit dem Anwalt statt, und er stimmte zu, daß der Architekt nach dem Städtchen Zobten abgeordnet wurde, wo augenblicklich der Zirkus Flunkert sein Wesen trieb, und den Versuch machte, Frau Wanda Haake, geborene Schiebelhut, für einen Vergleich umzustimmen. Er kam sehr schnell mit der seltsamen Nachricht zurück, sie sei zu einem Vergleiche bereit, Haake möge nur selber kommen und alles mündlich mit ihr verabreden. Auf diese Art ließe sich in zwei Minuten mehr erreichen als in einem Jahr durch die Anwälte, deren Vorteil es sei, die Sache nach Möglichkeit zu verschleppen.

Man überlegte lange, ob dies der einzige Ausweg wäre, da Haake ihn nicht betreten wollte und vor jeder

Begegnung mit Wanda zurückschauderte. Ohne daß man darüber schlüssig geworden war, erhob sich Haake jedoch eines Morgens um zwei Uhr während einer schlaflosen Nacht und befand sich zwei Stunden darauf in dem einzigen Gasthof des Städtchens Zobten, in dessen Räumen ein Ball der Bürgerressource noch in vollem Gange war. Als Haake erschien, hob ihn sein Äußeres dermaßen ein, daß sich sehr bald der Vorstand dieser geschlossenen Gesellschaft auf ihn stürzte und ihn aufs herzlichste zur Beteiligung an dem Tanzvergnügen aufforderte. Die befrackten Dickbäuche führten den Bildhauer in den Saal, obgleich er nur straßenmäßig gekleidet war; er nahm an einem der Tische Platz, die hier und da an den Wänden standen, bestellte Kaffee und zündete seine Zigarre an.

Die Verfassung des Bildhauers war die seltsamste. Noch vor zwei Stunden wälzte er sich, von Sorgen gequält, hoffend, fürchtend, verzweifelnd, im Bett herum, die Haut wie von Ameisen überkrochen; dann kamen Nachtdroschken, erleuchtete Wartesäle mit schläfrigen Menschen, der Dampfpeifenlärm der nächtlichen Bahnhöfe, das leere Kupee, der Dampf und die Drähte, die vor dem Fenster auf und ab stiegen, und schließlich eine Fahrt mit Bauernpferden durch schlafende Dörfer und einsame Landschaften, durch eine von Regengeriesel und Windstößen schwangere Finsternis. Nun saß er hier im erleuchteten Saal und nahm am Ausgang eines Vergnügens teil, das ihn hauptsächlich deshalb anzog und belustigte, weil es einen so trübseligen Eindruck machte.

Es lag ihm fern, sich über die bebänderten Schönen in weißen und farbigen Mullkleidchen — alte und junge, die alle indes noch zu haben waren — lustig zu machen. Sie schwitzten. Die Schärpen waren zerknüllt, die Frisuren hatten den Halt verloren. Es half nichts mehr, sie durch Greifen und Befingern zurechtzurücken. Das



alles war eine Selbstverständlichkeit. Die jetzt noch tanzenden Paare waren die unersättlich Ausdauernden. Sie wurden rettungslos vom Geschmetter der Blechmusik, aber doch wie Nachtwandler, aufgescheucht und drehten sich wie mechanische Spielzeuge. Das Mädchen schloß an des Tänzers Brust. In den anstoßenden Gastzimmern war es lebhafter. Lärm und Gegröle von dorthier verriet, daß das im Saale schon welke Vergnügen hier an vielen Tischen durch unentwegtes Begießen in feurigster Blüte erhalten wurde. Kein Wunder, wenn Haake, nüchtern und von eigenen Sorgen gequält und erregt, in diese Umgebung hineingeschneit, sie als fremd und phantastisch empfinden mußte.

Ich erlebe hier eine ganz gewöhnliche Sache, dachte er. Aber der außergewöhnliche Zustand, in dem ich bin, dazu die außergewöhnliche Stunde, die Nähe der ungeheuren Wahrscheinlichkeit, mit Wanda zu reden, Wanda wieder mit Augen zu sehen, diesen verdammten Zirkus Flunkert, von dem ich mit einer Art Drehkrankheit infiziert worden bin, das alles läßt diese Umgebung in einem magischen Lichte aufdunsten. Wäre ich nach Bombay verschlagen oder in den Keller eines Tempels des alten Mexiko, wohnte einer Witwenverbrennung oder einem rituellen Tanze bei, bei dem das Absurdeste vorginge, mir könnte nicht fremder, aufgepeitschter, traumhafter zumute sein.

Warum schwöre ich mir eigentlich in diesem Augenblick, denkt er weiter, mich von Wanda loszulösen? In drei Teufels Namen, ich habe mich ja doch längst von ihr losgelöst! Als ich eben über den Marktplatz fuhr, vermutete ich, infolge gewisser Geräusche, in nächster Nähe das Zirkuszelt. Es klang wie Regengeriesel auf Zeltbahnen. Oder habe ich nicht die ganze runde, oben spitze Masse deutlich erkannt? Es war ja auch Licht in den grünen Wagen. Meinethalben! Es mag auch sein,

daß ich eines der kleinen Liliputanerhäuschen, die um den Marktplatz stehen, für einen Wagen genommen habe. Aber da waren die kleinen Laternen, die unter dem Langbaum befestigt sind. Er machte Gesten, wie wenn er etwas wegscheuchte. Er hörte ein Rascheln in der Brusttasche. Er griff hinein, zog einen Brief heraus, den er am Tage vorher von Marie Ronke erhalten hatte, und vergaß, in den Inhalt vertieft, wo er war. Welche kräftige Hand! Welche mutigen Grundstriche!

Haake sah auf. Er faßte ein tanzendes Paar ins Auge, das durch seine Gegensätzlichkeit merkwürdig wurde. Ein fadendünnes, kindhaftes Mädchen drehte sich mit einem kleinen Dickbauch von Stadtrat im Kreise herum. Die beiden beschäftigten seinen nach innen gekehrten Geist aber nur einen Augenblick, wenn er sie auch leeren Blickes noch lange anstarrte. Als die Tänzerin mitten im Saale innehielt und ihren verdutzten Tänzer verließ, wurde der Bildhauer aufmerksam. Dann kamen schnelle und grelle Erleuchtungen über ihn, als die Tänzerin ihn zum Ziele nahm und ihn scheinbar, wie etwa bei Damenwahl, zum Tanze abholen wollte. Endlich stand sie ihm dicht gegenüber, womit, in einem taghellen Blitz, Wanda selber wiedergeboren ward, seine durchgebrannte Geliebte und sein Weib, das in kindlicher Wiedersehensfreude schon an seinem Halse hing.

Haake, als er sich auf den Weg machte, um mit Wanda zu verhandeln, wußte, was er erreichen wollte. Auch wie er es erreichen und durchsetzen wollte, wußte er, nämlich vermöge einer meisterhaften Schachpartie, in der jeder Zug nach allen Seiten und Möglichkeiten erwogen war und deren genauen Plan er mit sich führte. Durch die Partien, die er mit Förster Ronke gespielt hatte, war er auf dieses Gebiet, wie er glaubte, eingefuchst. Zug und



Gegenzug, Rede und Gegenrede in der kommenden Auseinandersetzung mit Wanda waren mit Hellsicht vorausgesehen. Teufel auch! Ihre Waffen, ihre Kampfweise, Seitensprünge und Finten kannte er ja. Es war kinderleicht, sie zu parieren. So weit der Dünkel, dem Haake verfallen war! Aber der Bildhauer war nicht so dumm, daß er sich, als Wanda an seinem Halse hing, noch weiter ein X für ein U hätte machen können. Seine Partie war, mitsamt dem Schachbrett, schon vor dem Beginn des Spieles hinweggefegt.

Berechnung und Leben sind zweierlei! dachte Haake. Wo immer das Leben, und wenn es flugs der bewegte Sternenhimmel ist, einer Berechnung unterworfen wird, bleibt Berechnung Berechnung und Leben Leben! Lippe an Lippe mit seinem Weibe, im zärtlichen Sturme des Wiedersehens Leib an Leib gedrückt, fühlte er die ganze Majestät, die ganze Unberechenbarkeit, die ganze Unzähmbarkeit der Natur und sah in jedem Versuch, sie gängeln zu wollen, die kläglichste Unzulänglichkeit. Von dieser Erkenntnis sollten doch endlich die Menschen, denkt er, jederzeit und nicht nur beim Tornado auf hoher See, nicht nur beim Versinken des Vulkans und der Insel Krakatau, nicht nur bei Erdbeben und Überschwemmungen Gebrauch machen.

„Komm, komm! Sei gut! Komm mit zu den andern, sie sind alle so lustig! Wir sitzen dadrin in der kleinen Gaststube.“ Und dann zischte sie ihm hastig immer wieder ins Ohr: „Ich liebe dich, Paul! Ich liebe dich, Paul! Dich habe ich immer und immer, ich habe dich immer und immer ganz allein geliebt, Paul! Komm mit!“ kam es dann wieder laut von ihren beredten, küssigen Lippen. „Komm mit, sei kein Spielverderber, Paul!“

Da sah er es wieder, was ihn verrückt machte: die feine Nasenspitze, die sich ein wenig über die Oberlippe beim Sprechen herunterbog. Und dann ebendiese Oberlippe, die sich, wenn Wanda schmolte, kindlich

vorstreckte, mit der Drollerie eines Kindermundes, der sich saugend über der Brustwarze seiner Mutter bewegt. Was sollte nun werden? Wo sollte das hinführen? Mieke Ronkes Schreiben, beim Ansturm Wandas heftig zusammengeknautscht, raschelte mahndend in der Brusttasche. Wie hatte er sich je auf eine Unternehmung einlassen können, wie diese war?! Er war ja ins eigene Verderben gelaufen!

Er folgte ihr an den Flunkert-Tisch. Und während des Gehens nannte er sich im stillen einen Gänserich, den eine Füchsin dazu bewegt, im Fuchsbau Besuch zu machen.

„Ach, Paul, wir sind alle heute so vergnügt! Freilich haben wir alle ein bißchen getrunken. Dann komm' ich mit dir! Wir sind ja doch schließlich Mann und Frau, da kann uns ja niemand etwas anhaben!“

Wie Butter am Feuer zerschmolzen seine Vorsätze. Wie Butter am Feuer loderte seine Leidenschaft! Wie Butter am Feuer schmolz er an dem Flunkert-Tisch! Gegröl, Geheul, erstaunte Ausrufe, ein vulkanischer Ausbruch von Freude, Liebe und Herzlichkeit! Neben dem erhabenen Busen der Direktorin glänzte, im letzten Stadium vor dem Eintritt völliger Trunkenheit, Egon Schmidt — Baron Römerscheid! Vergiftet durch Alkohol und durch Nikotin, hatte er Perlen auf der Stirne und eine leichenhafte Gesichtsfarbe. Aber er hatte total vergessen, daß er ein Urkundenfälscher, ein Konvertit, ein Betrüger, ein Bube war, der Haakes Glück gestohlen und dafür nur ein einziges, an seinem Hinterkopf zerschmettert Glas als Gegenleistung zu buchen brauchte. Begeistert trank er dem Bildhauer zu, der seinerseits nichts vergessen, aber im Augenblick — beweist mir, denkt er, daß das Leben je anders war! —, im Augenblick alles und alles verziehen hatte.

Dem Bildhauer wurde zwischen der Witwe Flunkert und Flunkert junior Platz gemacht. Man hatte hier ein



ganz neues Verhältnis zu ihm. Heut war er der Meister, der große Herr, der sich herabgelassen hatte, mit dem in Berührung zu kommen ehrte und schmeichelte. Herr Professor hin, Herr Professor her! Die Witwe Flunkert zerfloß in Süßigkeit. Sie benutzte jeden unbeachteten Augenblick, um ein Spiegelchen aus dem Busen zu ziehen und Puder und Schminke zu erneuern. Flunkert junior hatte die Augen gewaltsam aufgerissen und sich ebenso gewaltsam emporgereckt, als stünde er im Begriff, seine größte Nummer auszuführen. Kuckuck! Was trug der Meister für eine Nadel im Atlasplastron! Was hing da für eine lange, schwere, goldene Uhrkette! Maskos allein hatte nichts getrunken. Er grinste Haake mit diabolischer Starrheit an, als wenn ihm die Dummheit des Mannes, die Leere der zwei Begriffe Ruhm und Ansehen, die ganze Nichtsnutzigkeit der Welt in seiner Person aufginge.

Eigentümlich genug, Haake war gerührt und geschmeichelt von seinem Empfang. War es der arme Steinmetzlehrling und Steinmetzgeselle, war es der arme Handwerksbursche, der in ihm lebendig wurde und ihn gerade hier, unter diesen Leuten, den Wechsel seiner Glücksumstände mit Genugtuung genießen ließ? Sich perschen und protzen war nie seine Sache. Er überließ das den saudummen Puten weiblichen und männlichen Geschlechts, die in allen Ständen und Orten die überwiegende Mehrzahl ausmachen. Heute prahlte er immer drauflos, einem Gänserich, mit dem er sich allbereits verglichen hatte, wirklich an Dummstolz nicht nachstehend. Den Schubiack, an dessen Kopf er ein Glas zerbrochen hatte, nannte er unentwegt Herr Baron. Er sprach von Kardinälen, Botschaftern, sprach zu seinem eigenen Erstaunen, was er seit Jahren nicht getan hatte, von den Damen Ingeström. Er hätte beinahe die eine geheiratet, im letzten Augenblick mochte er nicht. Es paßte ihm nicht. Er war eigensinnig: es

waren Piefkes, das Mädels war spießig und langweilig. Auf Haakes Wink ergoß sich eine Sintflut von deutschem Sekt über den Tisch. Hier war ein Mäzen: der dicke, kleine Stadtrat und der Redakteur des Lokalblättchens hatten sich daraufhin an den Tisch geschmuggelt. Dieser übte durch die Anwesenheit der Schlangendame Minka Brüll und der Signora Adriana Tomalla, einer neuengagierten Kunstreiterin, noch besondere Anziehungskraft. Stadtrat Müller war Witwer und hatte nicht wieder geheiratet. Auf die Frage, warum er von einer neuen Ehe nichts wissen wolle, pflegte er: „'s is hibsch so!“ zu antworten. Diese Charakterfestigkeit hatte ihn zu einem der fortgeschrittensten Elemente in Zobten gemacht. Er war tolerant und in keiner Beziehung engherzig. An moralischen Vorurteilen krankte er nicht. Die Anwesenheit des Stadtrates und des Redakteurs, die den Künstler von vornherein anstauten, peitschte Haake in einen förmlichen Wirbel von Renommisterei: „Wissen Sie noch, Baron . . .“ Es kam nochmals der Kardinal, nochmals der Botschafter, nochmals kamen die Damen Ingeström. Es kam ein Wirklicher Geheimer Rat. — „Exzellenz, es tut mir leid, auf die Änderung meines Entwurfes kann ich nicht eingehen! — Durchlaucht, suchen Sie sich einen anderen Bildhauer! — Der Oberst der päpstlichen Garde kam öfters zu mir. Was hat dieser Mensch meinem Hennessy-Kognak zugesetzt!“

Wanda war förmlich verglast vor Stolz und Freude. Heut hätte sie niemand, nicht Gott, nicht Teufel, ihrem angetrauten Gatten abgejagt.

Schon der laute Empfang, der Meister Haake am Wirtstisch bereitet worden war, schien gleichsam einem verlorenen Sohn zu gelten. Als es hell wurde, nahm ihn Wanda mit sich in ihr Quartier, wo sie ihn der erstaun-



ten Wirtin mit stolzer Glückseligkeit als ihren angetrauten Gatten vorstellen konnte. Das Paar begab sich sofort zur Ruhe, und Haake konnte sich nicht erinnern, je in einem so entzückend altväterischen Versteck, wie es dieses Fachwerkhäuschen bot, ein so jugendlich überschwengliches Glück genossen zu haben, und gar, daß Wanda es ihm geschenkt hätte. Die Freude des Wiedersehens steigerte sich, als er am frühen Nachmittag mit Wanda bei den grünen Wagen erschien und seine alten und neuen Zirkusbekanntnen begrüßte. Bei dieser Gelegenheit konnte er sehen, wie sehr sich der Zirkus vergrößert hatte. Die Prinzipalin, so wurde die Witwe jetzt genannt, machte noch immer die rätselhafte Klaviatur für alles verantwortlich und so auch für das viele Geld, das sie hatte aufnehmen müssen, um ihrer Unternehmung neue Lebenskraft zuzuleiten, und für die Sorgen, die ihr aus der Notwendigkeit einer hohen Verzinsung erwachsen.

Als unzertrennliches Paar nahm Haake Richardl und den Täufling Peter in Augenschein, der auf dem schwarzen Liliputanerhengst, daß die Funken von den Pflastersteinen stoben, umhergaloppierte. Es war heute Sonntag. Bürgerliche Tanzvergnügen werden meist auf den Sonnabendabend verlegt, man hat alsdann den Sonntag zum Ausschlafen. Am Nachmittag war man so ziemlich wieder im Gange und fähig, einer zirzensischen Schaustellung beizuwohnen. Außerdem gab es ja auch eine Jugend, eine arbeitende Bevölkerung und die Landleute.

Die etwa sechzehn Kilogramm, die Peter auf dem feurigen Gäulchen darstellte und die auf die lauten Rufe „Pix! Pix!“, die der Vater ausstieß, heransprengten, wurden von Haake durch Handauflegen geehrt und mit der Frage in Verwirrung gebracht, ob Peter sich noch an sein Taufessen erinnern könne. Der dreiste Pony stieß Wanda an, die meist Zucker für ihn in der

Tasche hatte. Sie gab diesmal dem zärtlich untergefaßten Gatten die Süßigkeit, damit er sich mit dem Tierchen anfreunde. Er steckte aber unversehens das erste Stückchen Pix in den Mund, worauf dieser mit frohem Geschrei davonjagte. Dem kleinen Tausendsasa blickte die Schuljugend mit verhohlenem Neid und unverhüllter Bewunderung nach.

Ein neuer Kaltblüter wurde Haake gezeigt, der die Fußtritte der Signora Adriana Tomalla auf ungesatteltem Rücken zu erdulden hatte, wenn sie ihre gewagten Sprünge ausführte. Das Pferd zu beschaffen, war für die Vermögensumstände der Flunkerts keine Kleinigkeit. Man nannte sogar den genauen Preis, als wäre Haake der Prinzipal, der ihn zu genehmigen hätte. Es gibt wenig Tiere in einem Zirkus, die nicht hauptsächlich oder gelegentlich ihren Rücken herhalten mußten. So hatte sich Pudelko auf einem kleinen Esel, Madame Flunkert junior auf einem Strauß, ein ebenerst mit dem schweren Opfer einer fast unerschwinglichen Gage engagiertes Äffchen auf der Bulldogge Grunz beritten gemacht. Sie war nicht mehr Fingal, der kamtschadalische Löwenhund. Die Schwebenummer mußte ausfallen, weil ihr Gebiß ihr nicht mehr standhalten konnte. So aber hatte Grunz wiederum Gelegenheit, sich, wenn auch nicht unter den sogenannten Stars, sein tägliches Brot zu verdienen.

Ein einziges Tier, ein Vogel, ein Storch, aß das Gnadenbrot. Er stolzierte umher, löste, ohne davon zu wissen und irgend acht darauf zu geben, beim Publikum ordinäre Witze aus und zeigte ganz einfach die Landesfarben. Außerdem trieben sich in Menge Hühner und Ferkel auf dem Markte und um den Zirkus herum; leider gehörten sie nicht dazu.

Haake war wie im siebenten Himmel. Solange der Zirkus in Zobten blieb, durchlebte er in dem kleinen Bürgerquartier mit der Geliebten die ersten, die wahr-



haften Flitterwochen. Als nach einiger Zeit von Willi Maack die Anfrage an Wanda kam, ob sie etwas von Haake wisse, ließ er sich vor dem Freunde verleugnen. Das gleiche zu tun, wurde dem Gesamtpersonal des Zirkus auferlegt, als die Prinzipalin einen Brief vom Anwalt Haakes erhalten und ebenfalls in Abrede gestellt hatte, daß der Bildhauer bei ihnen sei.

Nein, er wollte zunächst keinesfalls nach Breslau zurück.

„Paul, wenn du meinst“, hatte Wanda zu ihm gesagt, „ich gehe mit dir, wohin du willst! Ich wäre schon längst zu dir zurückgekehrt, wenn ich mich nicht vor dir gefürchtet hätte. Mag sein, daß du recht gehabt hast, mich durchzuprügeln. Vielleicht hätte ich auch eine neue Tracht in Kauf genommen, wenn es einen Zweck gehabt hätte. Aber du hättest mich vielleicht durchkalascht und dann doch wieder hinausgeworfen!“

Er hielt ihr den Mund zu, er wollte davon nichts wissen. Nach Hause aber wollte er nicht. Selbst Balduin hatte es eingesehen, eine Frau war dem Manne Gehorsam schuldig. Man sah es ihm an, der Kunstreiter war zur Vernunft gekommen. Er hatte sich auf das Rechte besonnen, zeigte er doch für Haakes Geschmack beinahe zu wenig Eifersucht.

Wanda hatte sich überhaupt bei allen ihren Kollegen und Kolleginnen in Respekt gesetzt. Immer wieder bestätigte es dem Bildhauer die Direktorin. Die kleine, entzückende Krabbe zu loben, konnte sie gar nicht satt werden. Erstens sei sie nun wirklich eine Drahtseilkünstlerin, die dabei noch mit Flaschen jongliere. Ferner sei sie verträglich, willig, anständig. Endlich halte sie sich in puncto puncti musterhaft. Das komme so manchmal plötzlich über die Menschen, das mache eben die Klaviatur! sagte sie. Jahrelang sei ein Mensch vielleicht leichtsinnig, bis sich dann plötzlich die Klaviatur ändere. Die Klaviatur! Die Klaviatur! Beinahe

ging auch für Haake dies blödsinnig eingestellte Wort an, einen Sinn zu bekommen. Wirklich war Wanda kaum wiederzuerkennen. Hatte er wohl jemals gehofft, an ihr ein so fügsames, hingebungsvolles Weib zu gewinnen? Nichts und gar nichts zog ihn jedoch nach Breslau zurück. Und er wurde ja auch, wenn er mit Wanda auftauchte, vor der ganzen Stadt, nicht nur vor Willi Maack und seinem Anwalt, lächerlich! Und was würde aus Mieke Ronke, wenn sie diesen Umstand erführe?!

„Wir haben ja keine Wohnung, Wanda!“ sagte er, „die Einrichtung ist verkauft. Ein Ballen mit alten Kleidern von dir liegt irgendwo verstaubt in einem Winkel des Ateliers. Wir wollen uns lieber neue anschaffen!“

Es gibt für den verzehrenden Zustand, in dem sich Haake befand, nur den Ausdruck Besessenheit. Wanda war ihm wie einem Erlöser entgegengeflogen. Sie ließ ihn täglich Wonnen empfinden, wie er sie weder gekannt noch geahnt hatte. Dies machte ihn zu einem einzigen lodernden, durstigen Brande der Leidenschaft. Wenn er in solcher Verfassung war, versteckte er sich, wie der Hund mit dem Knochen. Eine Vergangenheit oder Zukunft gab es dann nicht. Er war kein Bildhauer, war kein Künstler mehr, hatte keine Werke geschaffen und wollte auch nicht mehr mit Michelangelo in Wettstreit treten. Auf alle diese Torheiten sah er, im Besitz eines ausgesuchten Glückes, einer ausgesuchten Begnadung, mit einem höheren Wissen herab.

27

Vier Wochen später befand sich der Zirkus in Bremen, wo er auf dem großen alljährlichen Volksfest, Freimarkt genannt, recht gute Geschäfte machte. Auf dem Platze vor dem berühmten Rathaus standen Karussells,



Schießbuden, Schaubuden aller Art mitten in der Stadt. Es sah aus, als könnte ein weggeworfenes Streichholz ganz Bremen einäschern. Hunderttausende bewegten sich umher auf den Zeilen zwischen den Verkaufsständen. Trompeten ertönten, furchtbare und weniger furchtbare Drehorgeln, Stimmen von Bestien, Stimmen von Marktschreiern, dazu das gewaltige Summen der Volksmenge. Kam der Abend, so hatte man eine Orgie von Lärm und Licht.

Sogar der Ratskeller stand unter Militärmusik. Die sonst zu ewiger Dunkelheit verurteilten Riesenfässer waren taghell beleuchtet. In ihrer Nähe wartete Haake bei einer Flasche Wein auf seine Frau, die der Urkundenfälscher, Baron, Kunsthistoriker und Idiot nach Beendigung ihrer Drahtseilnummer herzubegleiten versprochen hatte. Der reibungslose Verkehr zwischen diesem und Haake war bereits eine Selbstverständlichkeit. Seine geistige Minderwertigkeit war inzwischen an Gerichtsstelle wiederum festgestellt worden, hatte ihn aber nicht davor bewahrt, mit dem Gefängnis Bekanntschaft zu machen, weil er einen von den Dummen, die nie alle werden, einen Kaufmann, zum Malteserritter hatte schlagen lassen, vermittelt einer gaunerischen Eulenspiegelerei, in der er einen Großprior dieses Ordens auftreten ließ und den Kaufmann um dreitausend Mark prellte.

Trotzdem hatte die Prinzipalin ihn wieder aufgenommen und hatte nun die Freude, den armseligen Schubiack zu allem gefügig zu finden. Er nannte sie Ma'am, weil er noch immer einen Halt brauchte, und besorgte, was man von ihm verlangte, vor allem das Aufwaschen, und zwar mit einer kindlichen Leidenschaft, die ihm von Jugend auf für diese Verrichtung anhaftete.

Lärm, Lichter, Volksgewühl, Kelleratmosphäre, der ganze mittelalterlich-hanseatische Großbrummel war

Haake angenehm. Man verlor sich darin, man ging darin unter, und schließlich ging man auch darin auf.

Wanda kam, wie erwartet, mit dem Baron, dieser glücklich in der berechtigten Annahme, dank Haakes gefüllten Taschen und seiner allezeit offenen Hand mit altem Rheinwein traktiert zu werden. Die Prinzipalin und Balduin würden, wie er ebenfalls freudig erregt erklärte, bald nachfolgen. Ma'am wäre überaus gut gelaunt, ergänzte der Baron, da der Kassenrapport alle Erwartungen übertreffe. „Sie nennt euch immer das glückliche Paar. Sie wolle heut abend einmal etwas von eurem Glücke abkriegen, natürlich auch etwas dazu beitragen, hat sie gesagt. Demnach nehme ich an, wir werden das Beste vom Besten aus diesem Keller zu kosten bekommen.“

„Kommt sie allein, oder kommt sie mit Balduin?“

„Natürlich kommt sie mit Balduin! Wenn sie ihren Lackel von Sohn vor Liebe fressen könnte, so käme sie mit dem gefressenen Balduin! Sie wäre dann mit und ohne Balduin. Ein Seltersglas mit ohne, ein Seltersglas mit mit, das sind zwei Seltersgläser mit ohne und mit mit. Sie kommt aber diesmal nicht mit ohne, sondern alleine mit Balduin. Auch er ist über die Maßen vergnügt heute!“

Wanda drohte: „Sagen Sie nichts über meinen Freund Balduin!“ — Sie sprach es mit überlegener Ironie, so daß Haake geschmeichelt lachen mußte.

Diese Sache war gründlich aus mit Balduin. Die blindeste Eifersucht konnte von dorthier eine Gefahr nicht mehr wittern. Haake hatte trotzdem für den Luftgymnastiker keine Vorliebe. Er betrug sich korrekt, hatte an Wanda pünktlich die Gage bezahlt, war gegen Haake und sie höflich und rücksichtsvoll; man empfand, daß eben doch die Ehe eine respektgebietende Tatsache war.

Die Ehe erhält ihren Sinn durch Nachkommen. Umstände hatten dafür gesorgt, daß auch Haakes Ehe nicht



ohne einen Sinn bleiben sollte. Etwa vor vierzehn Tagen war von Wanda ein Ausbleiben festgestellt worden, welches meistens eine Ankunft im Gefolge hat. Auf diese Ankunft rechnete Wanda von Anfang an mit einer beinahe überraschenden Sicherheit. Fast noch seltsamer war die Freude, welche diese Voraussicht bei ihr auslöste. Sie hatte sich eben aus voller Seele ein Kind von Haake gewünscht, und es würde auch ganz bestimmt ein Sohn werden.

„Sachte, sachte, mein Liebling!“ wußte dieser darauf nur zu sagen. Er wünschte in seiner breiten Treuherzigkeit, es möchte keine Enttäuschung eintreten.

Man machte Platz für die in vollem Pomp erscheinende Direktorin, der Balduin, geduckt, in der Hand das Tirolerhütchen, wie ein Schulbube nachfolgte. Er war schüchtern, außer wenn er als Artist vor die Menge trat, und gehörte zu jenen langen Menschen, die unwillkürlich versuchen, sich kleiner zu machen. Plötzlich saß auch Maskos am Tisch, dessen Nahen der Bildhauer gar nicht bemerkt hatte.

„Ich hoffe, wir stören Sie nicht, großer Mann!“ waren die ersten Worte der Direktorin. — „Nein“, sagte er, „platzen Sie sich, meine Dame!“

Der Auftritt der Dame war in dem überfüllten Keller nicht unbemerkt vorübergegangen. Schließlich sind ja die Gäste da, um sich zu amüsieren, und nehmen jeden Anlaß dazu. „Aufsehenerregend“ war das zweite Wort der Direktorin. Jedes Pferd, jeder Hund, jeder Affe und also auch jeder Mensch im Umkreis ihres Metiers war dazu bestimmt, nach Möglichkeit Aufsehen zu erregen. Sie selber machte davon keine Ausnahme. Durchaus nicht groß, aber um so breiter, schwankte sie unter einem riesigen, schwarzen, straußenfedergezierten Rembrandthut, eine reich mit schwarzen Frisuren bedeckte Mantille umgelegt, die indes, durch die Hand der Trägerin in malerischer Weise zurückgedrängt,

die entblößte Schulter einer allerdings nur mäßigen Riesendame und den dazugehörigen ebenso vielversprechenden als keulenhaft bedrohlichen Arm sehen ließ, der bis über die Ellenbogen in weißem Glacéleder steckte. Der mächtige rote Nelkenstrauß, den sie im Porzellan ihres Busens wie in einer Vase spazierentrug, machte sie für die Zuschauer ebenso lächerlich wie etwa eine Lüftung des Kleides, die den Umfang der Wade sichtbar machte. Haake konnte bemerken, wie man sie anstaunte und ihr nachlachte, an einigen Tischen sich förmlich bog.

Aber was machte das der Direktorin? Ihre schwarzen, spanischen Augen funkelten den Philister furchtlos und durchbohrend an. Diese Leute schreckten sie nicht. Sie wäre mit mehreren Dutzend auf einmal fertig geworden. Es waren nur eben brave Pfahlbürger; waren es Flöhe, sie wäre in Ohnmacht gefallen.

Balduin, der das Bein wie immer, ähnlich einem sich dehnenden Panther, nachschleppte, konnte im Anfang eine gewisse Gedrücktheit nicht loswerden. Es schien zunächst, als wisse er nicht, wo er mit seinen Armen und Beinen hinsollte. Von gewissen lauernden, gewissen prüfend scheuen Blicken des Paukisten, die Haake auf sich ruhen fühlte, gab er sich weiter keine Rechenschaft. Die Prinzipalin bestellte Wein. Sie bestellte ein üppiges Abendbrot, von dem sich Haake nicht ausnehmen durfte. Der Kellner flog. Ihre Stimme kam tief und männlich, an Befehlen gewöhnt, unter dem Nelkenstrauß herauf.

Man hatte dem Wein, dem Gänsebraten und anderen guten Dingen eine Weile wacker zugesprochen, das Gesumme der Menschen, die alle gleichermaßen tranken und aßen, hatte seine festlich erregte Wirkung aus-



geübt, als noch immer die wachsende Prosperität des Zirkus Flunkert, mit der die Prinzipalin das kleine Gelage von Anfang an gerechtfertigt hatte, Gegenstand des Gespräches blieb.

„Das“, sagte sie, „ist eben Sache der Klaviatur! Der Zirkus und überhaupt das Zirkusgeschäft geht einer glücklichen Zeit entgegen. Ich höre das von allen Seiten, Kollegen aus aller Welt schreiben mir das. Wir haben stille Teilhaber, deren Einlagen wir prozentual nach unseren Einnahmen verzinsen müssen. Nehmen wir an, es handelt sich um ein Kapital von dreißigtausend Mark und um eine Beteiligung von fünf Prozent. Wir spielen etwa im Jahre dreihundertmal. Wir bringen es, wenn wir dem Zirkus weiter, wie wir angefangen haben, neues Blut zuführen, sicher auf eine Durchschnittseinnahme von siebenhundert Mark. Hier in Bremen sind es zum Beispiel zirka zweitausend. Dreihundert Abende zu siebenhundert Mark sind zweihundertzehntausend Mark. Davon fünf Prozent sind rund zehntausend Mark. An dreißigtausend Mark verdient also der Teilhaber zehntausend Mark, was einer Verzinsung des Kapitals von etwa dreißig Prozent gleichkäme. Das ist ein Geschäft, Herr Professor“, schloß sie, „wie man es lange mit der Laterne vergebens suchen kann.“

Haake fand nichts dawider einzuwenden.

Flunkert, von diesem nicht beachtet, suchte mit gespannter Aufmerksamkeit, unter dem Fleischzerkleinern und -verschlingen, die Wirkung der Worte seiner Mutter vom Antlitz des Bildhauers abzulesen.

Diese fuhr lebhaft fort:

„Sie sind ja schließlich einer der Unseren, Herr Professor. Haben Sie doch ein Herz für uns fahrende Leute, Gaukler, Luftspringer, kurz, verachtete Artisten, die wir nun einmal sind! Schließlich sind Sie ja fast durch Familienbande mit uns vereinigt, als Gatte Wandas, die ja nun eine Zierde unserer Truppe geworden ist.

Sie nehmen teil an unseren Sorgen, und wir sorgen sozusagen dafür, daß Sie auch, wie heut abend, an unseren Freuden teilnehmen. Ich weiß, Sie freuen sich gern mit uns. Es ist Ihnen lieb, es ist Ihnen angenehm, wenn wir Geschäfte machen, und Sie ärgern sich, so wie wir, wenn unsere Einnahmen schofel sind!“

„Gewiß!“ nickte Haake. — „Gewiß, gewiß!“ bestätigte das die Direktorin und setzte hinzu: „Darauf wollen wir anstoßen!“

Die Gläser klangen, und Haake war weit entfernt davon, zu bemerken, wie er nicht nur von Flunkert, sondern auch von Maskos und dem Baron, ja selbst von Wanda immer schärfer ins Auge gefaßt wurde.

Beinahe stotternd und als sei er erschrocken, etwas vergessen zu haben, fing nun Maskos über das Zirkusgeschäft im allgemeinen und besonderen sich zu verbreiten an. Vielleicht hatte ihn Flunkert auf den Fuß getreten. Wer Geld verfügbar habe und notabene das Glück, es bei einer soliden Zirkusgesellschaft anzulegen, der wäre ein Esel, wenn er es nicht täte. Leider böte sich für dergleichen Anlagen fast nie Gelegenheit.

„Ich“, sagte mit größter Entschiedenheit der Baron, „ich, meine Wenigkeit, wie ich hier sitze, ich, der ich ein Riesenvermögen auf unverantwortliche Weise verjuxt habe, würde mich haben retten können, wenn ich, woran ich damals dachte, meine letzten dreißigtausend Mark zum Beispiel in den Zirkus Flunkert gesteckt hätte! Wenn jemand es nicht täte, dem man die Möglichkeit dazu böte, sagte Herr Maskos, der müsse ein Esel sein! Ich will Ihnen sagen, was er wäre: kein Esel, sondern ein Ochse! Er wäre kein Ochse, sondern ein Riesenrhinoceros! Er wäre kein Riesenrhinoceros, sondern...!“

„Halten Sie doch...! Sie könnten wir gerade brauchen!“ unterbrach ihn Flunkert und verfinsterte sich. Es war, als habe er eine Flut ganz anderer Worte zurück-



gedrängt. „Sie, und Einlagen! Sie, und Einlagen! Sie erbärmlicher, windiger Windhund Sie!“

Der Baron aber ließ sich nicht abbringen. Die Beschimpfungen des Artisten berührten ihn nicht. Wo eine Dame wie Ma'am an der Spitze steht, eine der klügsten Frauen der Welt, eine Prinzipalin von einer Sachkenntnis und Erfahrung, einer Umsicht und Treffsicherheit, wie sie zum zweitenmal in der ganzen Artistenwelt nicht zu finden ist, da sollte wohl der Baron Römerscheid mitsamt seinem restlichen Kapital von dreißigtausend Mark warm gebettet und sicher geborgen sein!

Dieser Rede war nicht zu widersprechen in Gegenwart der Direktorin. Mit stummen Blicken der Wut sah Maskos den Sprecher an.

„Was glauben Sie, wie mir wohl wäre, wenn ich meine zehntausend Mark Zinsen hätte, nach Italien gehen und meine kunsthistorischen Studien fortsetzen könnte. Ich würde zum Beispiel an meinem Buche über Dantes Verhältnis zu Botticelli weitergearbeitet haben...“

„Sie Schöps Sie, Botticellis Verhältnis zu Dante vielleicht, sie waren zwei Jahrhunderte auseinander!“ brummte der Bildhauer.

„Was hab' ich gesagt? Was hab' ich gesagt?“

Maskos quäkte durch den Lärm: „Am besten, Sie hätten gar nichts gesagt! Wir sprechen hier nämlich von ernsten Dingen!“

„Ja wirklich, das muß ich selbst sagen“, äußerte die Direktorin, „solcher Quatsch da! und was Sie da für verrückte Sachen ausspucken, interessiert uns wirklich nicht!“

Haake lachte so herzlich, daß ihm der Bauch wackelte.

„Nee, wirklich!“ Die Direktorin steigerte sich: „Wenn Sie sich man dieses verfluchte Dazwischenquatschen abgewöhnen könnten, Herr Baron! Was denken Sie sich eigentlich, wenn Sie solchen Mist vorbringen, hören

Sie mal! Nein, kein Wort weiter!“ — Innocentia Flunkert glühte wie eine Pfingstrose. Sie wollte den Gedanken nicht zulassen, sie könne sich irgendwie blamiert haben. Das Lachen Haakes verwirrte sie: „Stoßen Sie nicht solche Sachen aus! Was Sie machen, wenn Sie Geld haben, wissen wir schon. Es ist ganz egal, ob Sie das da oder dort machen, ob Sie das in Italien machen oder hier machen. Aber wenn Sie das hier nochmal machen, dann machen Sie, daß Sie fortkommen! Dieses Überden-Mund-Fahren paßt mir nicht!“

„Aber Ma'am“, sagte kleinlaut der Konvertit, dessen eine Stütze die Witwe Flunkert, dessen andere die alleinseligmachende Kirche war.

„Wir sprachen vom Zirkus“, sagte Flunkert.

29

Wanda ergriff nun plötzlich das Wort. Sie tat es auf eine Art und Weise, durch die Haake völlig getäuscht wurde. Es war, als male sie in übermütiger Stimmung ein Luftschloß aus. Haake solle Zirkusteilhaber, Haake und Flunkert Kompagnons werden und sich in die Leitung des Unternehmens teilen, natürlich unter dem Szepter der Direktorin. Sie schmollte, als man so tat, wie wenn man sie auslache. Ihr Mann könne dem Zirkus überaus nützlich sein. Man dürfe es ihr nicht übelnehmen, daß sie ihren Mann nicht wieder hergeben wolle, was doch eines Tages geschehen müßte, wenn er seinen so ganz anders gearteten Beruf wieder aufnähme. Für seine Künstlerschaft und die ihm etwa daraus erwachsenden ideellen Verpflichtungen hatte Wanda nie einen Sinn. „Ich werde mein Metier“, fuhr sie fort, „ja doch niemals aufgeben!“ — Sie hatte sich also insofern wieder geändert, als sie vor kurzem bereit war, mit ihm nach Breslau zu gehen. — „Nein, ich kann nun einmal nicht leben ohne meine Balancierstange, meine Übun-



gen, den Geruch und die Aufregungen der Manege, ohne Lichterglanz und Beifall des Publikums. Ich würde nie darüber hinwegkommen. Eine Topfpflanze bin ich nicht, und wäre ich's, würdest du mich nicht lieben, Paul! Ich sage die Wahrheit, lacht mich aus, wenn ihr wollt! Ich fände es nett, ich fände es gemütlich, ich fände es behaglich, wenn Paul mit mir beim Zirkus wäre. Wir würden uns dann noch viel besser verstehen als jetzt, und du sagst ja, Paul, du hast für das Leben im Freien, für das Reisen auf der Landstraße, überhaupt für das ganze Vagabundendasein eine Vorliebe!“

Binnen kurzem war dieses Luftschoß insofern irdische Wirklichkeit, als der Bildhauer den weitaus größten Teil seiner Ersparnisse, etwa dreißigtausend Mark, gegen eine so und so formulierte Teilhaberschaft, so und so formulierte Sicherheit, Mitbesitz an lebendem sowie totem Inventar, in das Zirkusgeschäft gesteckt hatte.

Es war eigentlich mehr geschehen als von ihm getan worden, aber er hatte es gern geschehen lassen. Erstlich hing er, wie man es bei Künstlern oft findet, nicht besonders an Gut und Geld. Ging es verloren, so mußte man arbeiten, vorausgesetzt, daß man wieder welches besitzen wollte. Schließlich ging es auch, wenn man nur das Nötige für den Tagesbedarf zur Verfügung hatte. Er wußte das, weil er lange als Steinmetz, das heißt als Tagelöhner, sein Brot verdient hatte. Wenn man aber nicht arbeitete, ging es schließlich auch ohne das. Wie es dann ging, war Haakes Geheimnis.

Haake hing also nicht am Besitz, dachte jedoch auch nicht gerade daran, ihn wegzuworfen. Eine Weile Zirkusdirektor spielen, konnte ja doch ganz unterhaltend sein. Und er hatte Wanda den Willen getan.

War ihm eigentlich in der Welt des Bürgertums und in Berührung mit der darüberliegenden Schichte jemals wohl zumute? Überall Bindungen, überall Verpflich-

tungen ideeller Art, welche das Leben unfrei machten. Arbeit und Tagelohn: eine kleine Gebundenheit. Arbeit und Leben in jenen Kreisen unter dem Auge der Öffentlichkeit: eine große Gefangenschaft! Und wer hoch hinaufsteigt, wird mit Notwendigkeit eines Tages um so tiefer herabstürzen. Er brauchte sich nur an den Fußtritt zu erinnern, der ihm durch Vermittlung der Damen Ingeström zuteil geworden war.

Das Verhältnis zu den Flunkerts hatte sich überdies beinahe in Freundschaft umgewandelt. Man wußte jetzt, in welcher Verfassung Wanda war, man gratulierte und freute sich herzlich. Mißverständnisse der Vergangenheit, Erinnerungen, die peinlich wirken konnten, entschuldigte man mit allseitig jugendlicher Unreife. Über solche Kinderkrankheiten, bei den Hunden Staupe genannt, war man hinaus.

Haake und Balduin duzten einander: „Du mußt dich so nach und nach in die Sache hineinfinden, Paul!“ sagte Flunkert. Er gab dem Bildhauer Morgen für Morgen, bevor der Vertrag perfekt wurde, eine Art Unterricht. Er legte nicht selten dabei seinen Arm um ihn. Es wurden ihm auch die Bücher gezeigt, und man machte Pläne, wie man die ganze Unternehmung ausbauen und erweitern wollte.

Es wurde nicht wenig getrunken in dieser Zeit. Was mußte nicht alles besprochen und was, besprochen, nicht alles begossen werden! Endlich kam der Tag des Vertragsschlusses, und dieser artete natürlich in ein Gelage aus, das Meister Haake bezahlen durfte.

Wenn es nun so weit gekommen war, hatte schließlich auch Haakes eigensinniges Sonderlingstum mitgespielt. Es war ein Haß, war eine Wut gegen alles satte, wohlgenährte, wohlgepflegte bürgerliche Pharisäertum in ihm aufgekommen. Selbst vor Willi Maack, dem der Künstler so viel verdankte, machte diese Wut, dieser Haß nicht halt. Er ließ seine Briefe unbeantwor-



tet. Rechtzeitig gewarnt, machte er sich unsichtbar, als eines Tages die Ankunft des Architekten bekannt wurde. Dieser konnte ihn nicht zu Gesicht bekommen. Mit einer bitteren Wollust verwühlte sich Haake in sein eigensinniges Pariatum.

So weit war alles für Haake, wie er glaubte, nach Wunsch und Willen gegangen. Fast unmittelbar, nachdem das Geld in den Händen der Witwe Flunkert verschwunden war, fingen die Mißhelligkeiten an.

Schon die erste Handlung, die Haake für den Zirkus zu tun unbedachterweise übernommen hatte, war eine traurige. Es handelte sich um Fingal-Grunz, den kamtschadalischen Löwenhund. Seine Kugel hatte das Schicksal gegossen. Aber Haake setzte sie ihm, von Flunkert aufgefordert, leider mit einem wohlgezielten Schuß ins Hirn. Als es die Prinzipalin erfuhr, ward sie rasend darüber. Der es entgelten mußte, war Haake und nicht ihr Sohn.

Die Bulldogge war, seit sie bei ihrer Nummer versagt hatte, nie mehr ganz auf die Beine gekommen. Sie wurde grämlich und schwer zu behandeln, bis sie eines Tages, wie immer verärgert, ihren Reiter, den kleinen Affen, abschüttelte und mit einem Schnapp ihrer immer noch furchtbaren Kiefer erledigte. Trotzdem hielt sie die Direktorin; umsonst blieb auch Balduins Drängen, sie abzutun.

Sie hatte lange und ehrlich gedient. Zahllose Anekdoten aus ihrem Leben, die jetzt zutage kamen, bewiesen, daß sie auch sonst eine außergewöhnliche Töle war. Ihr Begräbnis in der Lüneburger Heide geschah unter Beteiligung sämtlicher Mitglieder. Die Direktorin weinte. Es wäre bei Haakes Jähzorn furchtbar geworden, wenn er geahnt hätte, welche Bezeichnung seiner Person insgeheim von Mund zu Munde ging: man nannte den Künstler den neuen Abdecker!

Kurz nachdem Haake sich vor seinem Freunde Maack hatte verleugnen lassen, erhielt er einen Brief von ihm. Er bekam die Leviten gründlich gelesen: „Du mußt mich nicht für geradezu polizeiwidrig dumm halten, lieber Paul. Ich weiß ganz genau, daß Du bei dem Flunkertgesindel bist! Nun gut, Du läßt Dich vor mir verleugnen: gratuliere zur Rutschbahn, Herr Professor!“ — So und so ähnlich hieß es darin.

Und weiter: „Hiermit mache ich Dir aber doch eine Mitteilung. Es liegt nicht an Dir, wenn sie nicht schlimmer ausgefallen ist. Du spielst den Verschollenen. Vier Wochen lang erreichten Dich auch die Briefe einer gewissen Försterstochter nicht. Dann kam sie zu mir. Und ich kann Dir sagen, den Feez, den sie machte, wünsche ich Dir! Sie erwarte ein Kind, und so fort und so fort. Aber Donnerwetternochmal, ein kerniges Frauenzimmer! Als sie erfuhr, daß Du wieder bei Deinem geliebten Weibe bist, sagte sie nichts mehr und sauste von dannen. Acht Tage später — ich ahnte nichts Gutes! — hielt ich einen Brief, Absender Forstmeister Ronke, in der Hand. Forstmeister Ronke! wie wird Dir da, lieber Junge!? — Was gehst Du mich eigentlich an, allerhöchst zu verehrender Leimsieder, daß mir die Sache so in die Glieder fuhr?! Ich dachte, nun ist es raus: der Rotbart will uns nur noch pro forma einige Tage Zeit lassen, ehe er uns über den Haufen knallt! Mich, dachte ich, so zur Gesellschaft mit. Gott soll mich behüten vor meinen Freunden! — Was meinst Du wohl, wie gesund das ist! Dir hätt' ich ja mal so was um die Ohren gegönnt, Allerwertester!! — Es ist aber leider anders gekommen: hocheifreut teilt Forstmeister Ronke mit, daß seine Tochter Mieke sich mit Forstassessor Mahlmann verlobt habe! Und ich setze hinzu: sie hat gestern tatsächlich das Hornvieh zum Altar geführt! —



Dir herzlich: Fröhliches Drahtseil! Leb gesund! Prosit Mahlzeit! Wünsche ergebenst, wohl zu baumeln!“

Haake war belustigt, dann beängstigt, dann erlöst und schließlich gepeinigt durch diesen Brief. Er hätte den Forstassessor gern mögen totschiagen, der ihn gleichsam auf dem Wrack seines Lebens sitzen ließ und mit der letzten seefesten Rettungsbarke und einem darin verstauteu Goldklumpen von dannen fuhr. Einen Augenblick lang erreichte seine Gedanken den tiefsten Grad der Erbärmlichkeit, als er mit den unausgesprochenen Worten: Ich werde ihm die Suppe versalzen! einen Brief an ihn zu schreiben erwog, der ihm die Augen öffnen mußte. Etwa so und so: Ich habe Mieke Ronke verführt, und wenn sie ein Kind erwartet, so ist es von mir. Sie werden das schon daran erkennen, Herr Forstassessor, daß es statt nach neun Monaten schon nach sieben erscheinen wird! Damit hätte er dann wenigstens das entwendete Rettungsboot in Grund gebohrt.

Wanda fragte: „Was steht in dem Brief?“ Sie war durch ein verändertes Wesen Haakes beunruhigt. Er ging fort ohne Antwort und ließ sie allein. Als er am Abend wiederkam, hatten ihn fast ununterbrochen bitterschmerzliche Bilder eines für immer verlorenen häuslichen Glückes umtaumelt.

Tags darauf war er wieder in den langsam kriechenden Strom einer selbstgewählten Lebensmisere einbezogen.

Denn eine solche umgab ihn nun.

Die Bauernfängertaktik, durch die Familie Flunkert von langer Hand vorbereitet und mit unerhörter Frechheit bis zum glücklichen Ende durchgeführt, nämlich die Erleichterung des Opfers um dreißigtausend Mark, war nun in die zweite Phase getreten. In der ersten hatte man mit Hilfe Wandas den dummen Bauern herangezogen, um ihm zunächst die Vaterschaft Balduin Flunkerts aufzuladen, von dem natürlich das zu erwartende Kind Wandas abstammte. Da der Appetit

beim Essen kommt, ging man, nachdem man erkannt hatte, wie fest er am Köder, nämlich an Wanda, hing, weiter, lockte ihn auf den Leim durch einen Sturm gut gespielter Herzlichkeit und kam dadurch zum erwünschten Ziele. Die zweite Phase mußte nun einen ganz anderen Zweck haben. Nichts anderes nämlich, als den unerwünschten Teilhaber, den unbequemen Gläubiger so schnell wie möglich loszuwerden.

So schnell aber, wie man es wünschte, ging es nicht.

### 31

So dumm, wie die Flunkerts annahmen, war der Bildhauer keineswegs. Schon in den Zeiten, als man ihn bearbeitete, stieß er zuweilen ein unbegründetes Lachen aus. Er fand sich dann durch den Dünkel der Flunkerts, durch die kriecherische Mühe, die sie sich gaben im Widerspruch zu ihrer eigenen Natur, und durch den Umstand belustigt, daß sie eine Absicht glaubten verbergen zu können, die so zutage lag.

„Wir wollen Ihr Juwel, Ihren Herzensschatz, Ihr Ein und Alles in Watte packen, Herr Professor!“ sagte einmal die Direktorin, als sie Wanda ihren eigenen wattierten Mantel umlegte. Es war ebenso putzig, wenn der von kalter Habsucht regierte Luftgymnastiker mit angelegentlichster Wärme Haake Pfefferminztee gegen versetzte Winde empfahl.

Freilich, den Punkt mit Wanda und ihrem zu erwartenden Nachwuchs durchschaute er nicht.

Er war nach wie vor überzeugt davon, daß Wanda seit dem Wiedersehen ihm ganz von Herzen angehöre. Die innige Hingabe, mit der sie ihm trotz der wachsenden Veränderung ihres Körpers angehörte, schien ihm das durchaus zu bestätigen. Noch sicherer aber machte es ihn, als sich, nicht lange nach Übergabe des Geldes beginnend, Unfreundlichkeiten Balduins gegen ihn und



Wanda zeigten, die er sich als Zeichen der Eifersucht und der Enttäuschung ausdeutete.

Der Bildhauer Haake war ein Kaltblüter. Der Vergleich aber mit der Pferderasse, die man so nennt, stimmte nur teilweise. Er schien es mehr, als daß er es war. Allzeit schwelte in seinem Innern ein Feuer. Viele der ihm zugeschobenen neuen Aufgaben ertrug er, weil Selbstironie ihm Bedürfnis war und geradezu einen Genuß bedeutete. Warum sollte man nicht im Fasching des Lebens alle möglichen Rollen einmal gemimt haben?!

Er wurde als Kutscher, mit einer ungeheuren Pappnase im Gesicht, bei der sogenannten Parade angestellt, dem Aufzuge, der, in Wagen und beritten, nach Ankunft der Truppe in einem Dorf oder kleinen Marktflecken jedesmal ausgeführt wurde. Dabei wurde getrommelt, geklingelt und meistens von Balduin eine Ansprache gehalten, die natürlich Wort für Wort immer die gleiche war. Der pompöse Kehnton Flunkerts war schauderhaft, der Vortrag jedesmal, nicht nur für Haake, geradezu aufreizend, weil damit der Kern und Antrieb des Flunkertschen Wesens, die Eitelkeit, in widerlicher Großtueri zutage kam. Er reckte die Brust, ließ seine Muskeln spielen, schlug sich die Oberschenkel, auf dem dicksten Gaule reitend, mit der Hand, blitzte mit unwiderstehlichen Blicken und drehte fast ununterbrochen das gewichste Ende des Schnurrbärtchens zwischen Daumen und Zeigefinger der rechten Hand.

In Haakes Wagen saßen gewöhnlich die Musikanten. Maskos war seinem Prinzipal ebensowenig grün wie der Bildhauer.

„Sehen Sie“, sagte er oft zu ihm, „was das blöde Luder wieder für Zicken macht! Möchte ihn doch der Teufel holen! Tränen würde ich ihm nicht nachweinen, geweint habe ich nämlich seit dreißig Jahren nicht.“

Einer solchen Auffassung näherte sich in der Folge

auch Haake von Woche zu Woche mehr und mehr, ließ sich aber davon nichts anmerken. Mit einer Tücke, die zugleich Wollust war, registrierte er schweigend, worauf der Halunke hinauswollte. Jeder von ihm verlangten Arbeit unterzog er sich, immer nach ihrer Beendigung feststellend, daß sie ihm einen Dank nicht eintragen konnte. Geduldig trug er die Zettel aus. Einmal machte er auch den Ausrufer. Zuzugreifen wo immer, beim Pferdestriegeln und -aufzäumen, beim Mistfortschaffen, beim Ein- und Ausladen der Gestänge, Zeltbahnen und so fort, war dem ehemaligen Steinmetzgesellen eine Selbstverständlichkeit. Er schmierte die Wagenräder, er arbeitete mit dem Hebebaum, rammte Steine und Pfähle ein und lächelte schrecklich, wie ein homerischer Held, wenn alle seine fast heraklischen Leistungen bei Balduin nur moralische Fußtritte auslösten.

Darüber vergingen Wochen und Monate. Im beginnenden Frühjahr hatte Haake noch nicht den ersten roten Heller seiner fälligen Zinsen eingeheimst. Den Einblick in die Geschäftsbücher verweigerte Balduin unter allerlei Ausflüchten. Die Geschäfte seien schlecht gewesen, er müsse sich gedulden, hieß es, und so fort. Dabei hatte sich Flunkert einen Gehpelz von Biber gekauft, die Witwe einen Fahrpelz aus Zibetkatze, ein überaus kostbares Stück, das ihr allerdings, wie sie behauptete, durch einen günstigen Zufall fast kostenlos in die Hände gefallen war.

Trotz alledem waren bis jetzt irgendwelche Sturmzeichen im Wesen Haakes den Flunkertleuten nicht bemerklich geworden. Er schien bei bester Laune zu sein. Wenn er, den Topf mit Farbe neben sich, das Grün der Wohnwagen, auf der Leiter stehend, mit dem Pinsel erneuerte und dabei rauchte und sang, schien er, was seine Stimmung anbetraf, eher Johann der muntre Seifensieder als ein tückebrütender Desperado zu sein. Vielleicht hätten ihn Breslau und sein Atelier wieder



angelockt, wenn nicht außer dem Trägheitsmoment ein starrer Eigensinn, sich sein Kapital nicht entreißen zu lassen, durch die Flunkertsche Gemeinheit in ihm erzeugt worden wäre. Auch Wanda riet ihm: Dableiben! Dableiben! Da sie in ihrem Zustand augenblicklich nur hie und da am Waschfaß zu gebrauchen war, merkte man Balduin deutlich an, es wäre ihm recht, sie ebenfalls loszuwerden. Dableiben! Bibi hat recht! sagte Maskos ebenfalls, Maskos, der Wanda wegen ihres zigeunerhaften Aussehens Bibi nannte, ein Wort, mit dem sich Zigeunermädchen untereinander anreden. Also war die Parole: Dableiben! Dableiben! Mittlerweile kam so der Tag heran, der Wanda von ihrer Bürde befreite.

32

Was geschehen mußte, geschah zu Weinsberg im Gasthaus zum Ochsen. Bis dorthin war der Zirkus Mitte Juni gelangt. Zahllose Ortschaften mit den allerseitsamsten Namen waren passiert worden. Man hatte den Teutoburger Wald überquert, war durch das Münsterland an den Rhein gekommen, längs des Stromes aufwärts gegangen, bei Offenburg war man nach Osten gebogen und schließlich über Stuttgart und Heilbronn in Weinsberg gelandet. So ward der kleine neugeborene Paul Haake ein Weinsberger Kind.

Das Bett der kreißenden Mutter verließ der Gatte nicht. Die Hebamme machte den Eindruck einer Zigeunerin. Ihr Antlitz, olivfarb und von zahllosen Runzeln wie von einem feinen Netz überdeckt, konnte als Modell einer Schicksalsschwester, einer Norne, genommen werden, einer solchen freilich, der Leid und Schmerz des Lebens selbst nicht fremd geblieben waren. Sie hatte Handtücher am Fußende der Bettstelle so befestigt, daß die Gebärende, wenn die Wehen kamen, hineingreifen und diese, indem sie sich daran festhielt,

verstärken konnte. Wanda erduldet alle Pein, ohne daß sie auch nur einen einzigen Laut des Schmerzes von sich gegeben hätte.

„Schreie doch, dummes kleines Geschöpf! Schreie doch! Schreie doch!“ mahnte die Zigeunerin. „Das tut ja gut, das erleichtert dich ja!“ Aber sie konnte bei Wanda nichts ausrichten.

Als der Junge endlich geboren war, war Haakes Widerstandskraft zu Ende. Er ging hinaus und wußte eine Zeitlang von sich nichts mehr.

Dann ereilte ihn eine schwarze Stunde.

Er überblickte mit Hellsicht seinen eigenen Lebensgang: die Martern im Zustand des Windelkindes, die Hilflosigkeit, das Verzweiflungsweinen der frühen Kinderzeit, die Ängste, die Sorgen, das Sichkrankfühlen, die Alpe vom Menschenfresser, vom schwarzen Mann, den ersten Schulgang, die Bosheit der Schulkinder, die Meißelschläge, die er in der Werkstatt des Vaters an Grabkreuzen und Grabtafeln und hernach auf Bauplätzen und Steinbrüchen gemacht hatte. Wer nennt ihre Zahl? Wer zählt die Schweißtropfen, die dabei geflossen sind? Und er gedenkt der hetzenden Arbeit des Gedankens. Man fühlt sich erniedrigt, will hinauf. Träume martern an heißen Tagen, in schlaflosen Nächten. Pläne entstehen, gelingen, mißlingen, wechseln ab. Man steht unter ungeheuren Glücksfällen: die Vollendung des Toberentz-Brunnens, und so fort. Und doch, und doch: immer wieder Ohnmacht, Versagen, Zusammenbruch! Warum? Wer wird es glauben? Weil die Liebe, die Liebe ins Leben getreten ist! Und man schließt sich in einen Ekel ein, der immer wieder die Wirkung von allem ist! Und dies alles sollte das kleine, katzenfauchende Würmchen dort drin, diese Fron des Lebens sollte der neue Paul Haake ebenfalls wieder durchmachen?! Ein unwiderstehliches, trockenes Röcheln und Weinen schüttelte den starken Mann.



Aber dann ging er hinein, besah sich das Kind, die schlafende Mutter, hatte die Augen voll wirklicher Tränen der Glückseligkeit und faßte für sich und die beiden gute Vorsätze. Dies war die Wendung, sollte es sein! Dieser Junge mußte ganz anders aufwachsen! Das kleine Zirkusintermezzo war eine belanglose Albernheit. Noch war nichts verloren. Er kehrte binnen wenigen Wochen in seinen wahren Beruf zurück, um ihn fortan nicht zu verlassen!

Während des Wochenbettes nahm er Anlaß, der Prinzipalin und dann auch Balduin im guten wegen des Geldes nahezutreten. Sie wollten sich vergleichen, sagte er. Man möge ihm seine Einlage im Laufe von zwei Jahren nach und nach zurückerstatten. Haake durchschaute, wenn er wollte, praktische Dinge leicht. Er wäre als Vermögensverwalter, das erkannten schon die Damen Ingeström, sehr brauchbar gewesen. Aber die Flunkerts waren entschlossen, das Geld zu behalten. Und so erntete Haake auch diesmal nur Finten und Ausflüchte.

Nach den Zahlungen an das Gasthaus zum Ochsen war er fast vollständig mittellos. Er forderte eine Summe von tausend Mark, um mit Wanda und seinem Kinde nach Breslau zu gehen und dort wieder anzuknüpfen. Er wußte, daß dies möglich war. O Gott, es wären nicht zweihundert Mark in der Kasse, sagte Balduin, und er mache ja schließlich die Rechnung ohne den Wirt; denn Wanda wolle ja lieber heut als morgen wieder auftreten!

Das Kind gedieh, und Wanda hatte nach wenigen Wochen eine neue Schönheit erlangt, die Haakes Leidenschaft bis zu einem gefährlichen Grade steigerte. Sie sagte nicht nein, wenn die Frage, nach Breslau zurückzukehren, erörtert wurde. Aber ebensowenig sagte sie ja. Sie könne sich allerdings kaum vorstellen, äußerte sie, wie sie ohne ihren Beruf leben könne. Auch leuchtete

allbereits wieder in Haakes Auge die Glut jener krankhaften Eifersucht, mit der er sie in den Breslauer Tagen so furchtbar gequält hatte.

Man hatte Haake mit Fusel zu ruinieren versucht. Man hoffte, sich eine jener Katastrophen wiederholen zu sehen, für die er bekannt war und die es wahrscheinlich ermöglicht hätte, ihn mit Hilfe der Polizei abzuschieben. Nur teilweise aber ging der Bildhauer darauf ein. Er trank. Der Branntwein mundete ihm. Er machte ihn, je nachdem, heiter oder düster aufgeregt. Doch behielt er sich immer in der Hand. Mit der Geburt seines Sohnes jedoch schien seine Leidenschaft für den Alkohol abgeschnitten. Während des Wochenbettes goß er, allerdings als ob er einen Brand löschen wollte, immer nur Wasser in sich hinein.

Jedermann in der Zirkusgesellschaft bemerkte diese Veränderung, dieses Grübeln, Sinnen, dieses ruhelose Umhergehen, diese Abwesenheit des Geistes beim Hervortreten aus der Gasthofstür, dieses geschäftige Laufen und Heimtragen von Apothekerwaren, dieses fortgesetzte Aussprechen eines einzigen weiblichen Vornamens, diese Berichte über das Befinden des Säuglings an der Mutterbrust. Bald war von alledem Angst die Grundlage, dann wieder Hoffnung, Freude, tolle Heiterkeit, und zwar immer auf übertriebene Art.

Daß er so in den Augen aller zur komischen Figur wurde, lag daran, daß jedermann die Hörner auf seiner Stirne sah.

Aber der Arme merkte nichts von dem Gekicher in seiner Nähe, vor und hinter ihm. Die schlechten Witze, die über ihn gemacht wurden, hörte er nicht. Er stutzte wohl einen Augenblick, wenn man von dem Säugling sprach, der um zwei Monate zu früh gekommen war, und wenn man sich gar nicht darüber sattstaunen konnte, wie es doch trotzdem ein so schwerer, ausgetragener Junge sein könne. Darüber habe auch der Arzt



sich gewundert, sagte er, schien aber nichts weiter dabei zu finden.

33

Natürlich hatte die Zirkuswitwe die Wöchnerin einige Male besucht und ihr übrigens mehrmals gute Wochensüppchen zustellen lassen. Einmal, als Paul Haake Wanda und sie schon im Vorzimmer lebhaft sprechen und lachen hörte, trat er unvermutet ein und bewirkte dadurch ein jähes Stillschweigen. Da wehte den Bildhauer irgend etwas rätselvoll Undurchschaubares an, so eisig kalt, daß es ihm ein Friesel über den Rücken jagte. —

Es war vergessen, als er eines Tages, aus der Apotheke kommend — wo er Talkum und andere Dinge zur Behandlung seines Kindes geholt hatte, dessen Trockenamme er war —, vom Hausknecht erfuhr, der Herr Zirkusdirektor Flunkert sei oben im Zimmer.

„Hat er nach mir, oder hat er nach meiner Frau gefragt?“

„Er hat nur nach Ihrer Frau gefragt. Ich sagte, Sie seien nicht zu Hause, aber er sagte, das mache nichts, es handle sich um Zirkussachen.“

Seltsamerweise stieg Haake mit der fast unhörbaren Sohle eines Diebes die Treppe hinauf. Ebenso leise trat er ins Vorzimmer.

Wanda girrte. Dann schien es Haake, als wechselten Schmollen, Lachen und Liebesgeflüster.

„Nun, wie gefällt er dir, Balduin?“

„Na freilich, ganz gut, kleine Kröte!“

„Wie er dich anglotzt! Ganz, wie wenn du deine Dressuraugen machst!“

„Nun wirst du also nach Breslau gehen mit diesem Blechseppl!“

„Ja Kuchen! Ich — und nach Breslau gehen!“

„Wie willst du den Heckenscheißer loswerden?“

„Den werd' ich schon von selber loswerden, jetzt, wo ich schon wieder ganz kregel bin!“

„Weißt du was? Meine Mutter möchte den Jungen. Sie ärgert sich, sie findet so eine Ähnlichkeit.“

„Kunststück, Balduin: Ähnlichkeit!“

„Elsa will ihn auch nicht hergeben!“ Das war Flunkerts angetraute Frau. „Nun geht's bald wieder los, kleine geile Canaille!“

„Nicht! Nicht! Nicht jetzt! Nicht! Nicht! Nicht jetzt, Balduin! Er muß jeden Augenblick kommen!“

Es schien, er ließ ab, er trat zurück. Man hörte ihn tief und hastig atmen und ein verlegenes Lachen ausstoßen.

„Bibi, hörst du, Sorge dafür, daß er dir über seinen Gips die Verfügung läßt. Der Kerl ist wie toll und verrückt! Er will seinen Gips haben!“

Die Unterredung zu zweien fand ihr Ende. Der Zirkusdirektor Balduin Flunkert blickte in Haakes furchtbar entstelltes, steingrau gewordenes, stummes Angesicht. Es war eine schreckliche Maske mit zuckenden Mundwinkeln.

Ein Zittern ging durch den sehnigen Körper des Luftspringers. Er und Wanda wechselten einen leeren Blick. Dann ging er, ohne daß zwischen den dreien das Schweigen gebrochen und ohne daß er von jemand gehalten wurde. Haake kippte die Wasserflasche und goß ihren Inhalt in sich hinein.

Dann ging auch er, ohne Wanda und den Säugling im Bettchen auch nur mit den Augen gestreift zu haben.

Die grünen Wagen und das Zelt waren außerhalb des Städtchens auf einer Brache aufgestellt. Die Burg von Weinsberg blickte auf sie herunter. Als Flunkert, dorthin zurückgekehrt, vom Wagen aus den Bildhauer langsam herankommen sah, war er sich nicht schlüssig darüber,



was er tun wollte. Einer Täuschung über die Absichten Haakes verfiel er nicht.

Machte er sich vielleicht dennoch unnütze Sorgen?

Er hatte noch eine gewisse Frist, das Herankommen seines Feindes zu beobachten: Haß, Übereilung, Wut lag in seinen Bewegungen nicht. Eher hatten sie etwas Bequemes, Schlenderndes.

In der Tat dachte Haake: Zu dem, was jetzt geschehen muß, brauche ich restlos meine ganze Kraft. Also heißt es, vor dem Beginn des Tanzes bis zur Knausrigkeit sparsam sein!

Er bückte sich und ergriff einen kindskopfgroßen, runden Stein. Ja, man wurde an den Kopf eines Säuglings erinnert. Er lachte blöd. Mit dem Kopfe des Sohnes dem Vater ein Loch in den Kopf machen: diese Vorstellung war belustigend.

Die Witwe befand sich in ihrem Wohnwagen. Pudelko war mit den Gäulen zur Hufbehandlung fortgeschickt. Maskos war aus irgendeinem Grunde nach dem nahen Heilbronn gereist. Die Musikanten lagen in ihren Quartieren, ebenso die Artisten, bis auf Adriana Tomalla, die im Zirkuszelte arbeitete. Dies war die Lage, die Flunkert im Augenblick übersah, als er niemand fand, den er diesem Blechseppel, diesem Heckenscheißer hätte entgeschicken können, um ihn nach seinem Begehren zu fragen.

Da war freilich Pix, der aus Steinen eine Burg baute. Pix stand mit dem Bildhauer gut. Der Junge wurde hereingerufen.

„Was Sie wollen, läßt Vater fragen, Herr Haake.“

„Nichts für Kinder, mein Sohn!“ Den hübschen Knaben an der Hand haltend, klopfte er bald darauf an der Tür der Direktorin.

Balduin hatte entschieden, sich einzuschließen.

„Ich habe mit Ihrem Sohn ein Hühnchen zu pflücken. Ich bin nicht bewaffnet. Sagen Sie ihm, er soll zu mir

herauskommen, wenn er kein Hundsfott ist! Ich erwarte ihn. Bitte, nehmen Sie Ihren Enkel hinein!“

Mit Unschuldsmiene fragte sie: „Was haben Sie denn mit meinem Sohn?“, nachdem sie Pix ins Innere des Wagens gedrängt hatte.

Er gab zur Antwort: „Die Klaviatur, Frau Direktorin!“ und machte mit seiner freien Hand, als ob er Klavier spiele.

Da begab sie sich in den andern Wohnwagen.

Balduin ließ sie, aber erst nach langem Parlamentieren, ein, und als er gewiß war, es könne geschehen, ohne daß Haake mit eindringe. Schnell schloß er auf und verriegelte augenblicks danach wiederum die Tür.

„Was ist geschehen?“ fragte die Mutter. Sie war so schwach, daß sie sich festhalten und auf einen Schemel setzen mußte.

„Was weiter? Er hat uns belauscht. Er weiß, von wem der Junge ist.“

„Er ist grauenhaft anzusehen!“ sagte die Witwe.

Balduin wieder: „Das mag wohl sein!“ Ein Kanarienvogel nahm auch hier das Gespräch zum Anlaß, lauter und lauter zu schmettern. Der Käfig mitsamt dem Vogel wurde von Balduin in einen Winkel des Wagens geschleudert.

„Er will, du möchtest zu ihm hinauskommen, wenn du kein Hundsfott bist, Balduin.“

„Ich bin ein Hundsfott! Ich werde mich hüten. Geh und sage ihm, daß er sich fortscheren soll! Oder ich habe hier meinen Schießprügel! — Aber lieber nicht! Sag's ihm lieber nicht! Wir wollen es vorher im guten versuchen. Hör mal, Mutter, vielleicht geht es mit Geld! Mutter, was haben wir in der Kasse?“

„Was wird aber werden, wenn du doch zu ihm hinauskommen mußst?“

„Wenn es nach ihm geht, wird er mich totschiessen.“

Die Direktorin heulte erstickt und hielt sich die Hände



vors Gesicht: „Ich habe diesem verdammten Pudelko gesagt, er soll mich nicht ganz allein lassen. Ich habe Maskos gesagt, einer muß dableiben! Ich habe sicher etwas geahnt!“

„Mutter, bleib mir vom Leibe mit deinen Ahnungen! Hätte ich mich lieber auf die ganze Geschichte nicht eingelassen und das Weibsstück gleich, als wir das merkten, zum Tempel hinausgeprügelt! Aber du hast mich in die Geschichte hineingeschwatz! Du hast nichts geahnt! Du hast nichts geahnt!“

„Warte, mir ist ein Gedanke gekommen!“

Sie erhob sich, sie ging. In einer besinnungslosen Angst warf der Kunstreiter seine Mutter förmlich zur Tür hinaus, um nur schnell wieder schließen zu können.

Er flog. Seine Glieder gehorchten ihm nicht. Er konnte keinen Gedanken fassen. Schließlich war er ja doch ein starker, katzeneschmeidiger, tollkühner Mensch, dessen durchtrainierter Körper es mit jedem aufnehmen konnte. Warum nahm er nicht seine Peitsche? seine Flinte? seinen Revolver? und trat ganz einfach, wie er gewohnt war, furchtlos vor den Wagen hinaus? Er war wie gelähmt. Es schien ihm ein Ding der Unmöglichkeit.

Woran lag das? Er konnte die schrecklich verzerrte, lächelnde Maske nicht loswerden, und immer gerann ihm gleichsam das Blut, wenn er sie im Geiste sah. Das Antlitz Haakes, in dem er sein Todesurteil gelesen hatte.

Der Kunstreiter wurde plötzlich hellsichtig. Der ganze Umfang seiner Schuld zerknirschte und erdrückte ihn. In diesem Bewußtsein wurde er ohnmächtig.

Nicht etwa, daß er die Besinnung verlor; das wäre für ihn ein Glück gewesen. Mit einer peinlichen Klarheit leuchtete das große fortgesetzte Verbrechen in ihn hinein, das er an diesem Manne begangen hatte.

In ihm, in Haake, das wußte er, war ebendie gleiche Hellsichtigkeit, vor der ebendieselbe Schuld, ebendas-

selbe Verbrechen sich, in allen Teilen qualvoll erkennbar, darstellte. Nur daß er selbst, nämlich Haake, nicht der Verbrecher war. Auch er ist, zuckt es Balduin durch den Kopf, durch seine Erkenntnis in einen ähnlichen Zustand wie ich gelangt, wo er nicht mehr Herr seiner selbst ist.

Warum hatte das Drohende etwas so Unentrinnbares? Er konnte die Tür aufstoßen, er konnte davonlaufen. Er war durch und durch feig und voll Todesangst. Es meldete sich kein Fünkchen Stolz, der ihm schmäbliche Flucht verboten hätte. Er saß stier auf dem Bett, und es kam ihm so vor, als wenn er bei Gott um Gnade bettele.

Aber warum hatte er ihn in Versuchung geführt? Warum hatte er ihm diese Wanda gezeigt? dem andern diese Wanda gezeigt? diesen kleinen schwarzen Satan, der beide vernichtete!

#### 34

Selbst zum Beten blieb keine Zeit. Flunkert konnte es kaum begreifen, als die Tür, von Haake mit seinem steinernen Kindskopf zerschmettert, bereits krachend in Splitter gegangen war. Er fühlte sich aus dem Wagen gerissen. Er wälzte sich, gepackt, mit einer lebenden Masse verknäult und verbissen, würgend und gewürgt, auf dem Stoppelfeld herum. Da gelang es ihm glücklich, sich loszureißen. Er floh. Sein Angreifer folgte ihm um die Wagen herum. Gott sei Dank tauchte in der Ferne Pudelko auf. Die Witwe Flunkert stieß gellende Schreie um Hilfe aus. Ich habe das Laufen zu wenig geübt, dachte Flunkert. Ich hätte nie geglaubt, daß ein schwerer Mann wie dieser Blechseppl, dieser Tagedieb, dieser Trunkenbold, dieser Akademieprofessor, so rennen kann! Plötzlich will ich mich umwenden und ihn anfallen!

Vorläufig aber lief er noch. Warum lief er nicht ins



freie Feld, sondern zum zweiten-, zum drittenmal um die Wagen herum? Weil er dort draußen, von seinem Verfolger ereilt, allein mit ihm gewesen wäre, während er hier auf Hilfe rechnen konnte. Pudelko kam näher. Und jetzt tauchte auch Maskos auf. Allbereits kamen auch andere Leute. Wenn er noch hundert Schritte lief und sich dann unerwartet seinem Verfolger entgegenwarf, konnte er schon allgemeiner, kräftiger Hilfe gewärtig sein.

Daß er blutete, fühlte er an der Nässe, die ihm aus Mund und Nase rann, auch war ihm klar, daß er eine Menge Zähne ausgespuckt hatte. Allzuschnell kam der Feind heran. Man konnte die Finte nun nicht länger hinauschieben. Also wandte er sich und fiel Haake an.

Ein häßliches, grausiges Schauspiel begann, wovon sich die Seele mit Ekel abwendet. Und doch ist es nichts gegen die unzähligen, gewaltsamen, blutigen Todesarten, gegen die übermenschlichen Roheiten, die ein Krieg im Gefolge hat. Haake hatte einen Knüppel zu fassen bekommen, wie ihn der Fuhrmann beim Zusammen-drehen von Stricken und Ketten zu benutzen pflegt. Solche Knüppel sind meistens aus zähen Wurzeln großer Bäume gemacht, die, durch Alter verhärtet, weder brechen noch splintern. Mit diesem Prügel schlug er Balduin, als er sich gegen ihn wandte, über den Kopf.

Der Kunstreiter schützte sich mit den Armen. Er konnte nichts weiter tun. Der Bildhauer schlug wie eine Maschine. Man begriff es nicht, daß ihm Balduin nicht den Stock zu entringen suchte, sondern immer nur parierte und sich nach Möglichkeit, durch Windungen aller Art, dem fürchterlichen Hagel von Schlägen entzog.

Dadurch entfernte er sich von den Wagen. Er schien nicht zu wissen, wo er war. Wahrscheinlich hatten ihn Treffer auf die Schädeldecke in einen verwirrten Zustand gebracht. Die Leute schrien. Kinder und Frauenzimmer jammerten. Pudelko lief nach. Aber da hatte

er schon einen Schlag irgendwohin bekommen, der ihn kampfunfähig niederwarf. Und der Prügel prügelte fort.

Die ganze Umgegend wurde aufmerksam. Hier ging etwas vor, was dem Bauer auf dem Acker, dem Winzer in den Weinbergen das Herz stocken machte. Dieser Prügler, jener vor ihm sich drehende, windende, gleichsam tanzende Mann boten ein Schauspiel, wie es selten ans Licht des Tages tritt. Es war ersichtlich, daß man hier einer letzten Abrechnung beiwohnte. Da war nicht einer unter den Zuschauern, dem das nicht klar wurde. Die Sache lief auf Totschlag hinaus. Es war die Vollstreckung eines Todesurteils, war eine Hinrichtung. Abdecker hatten die Artisten Haake genannt, nachdem er die Bulldogge mit einer Kugel von ihren Leiden erlöst hatte. Jetzt war er Richter und Urteilsvollstrecker in einer Person, ein Mensch, der blindlings Vergeltung übte. Und seltsamerweise: jeder nahm eigentlich in der Seele irgendwie die Partei des Prügelnden. Der andere mußte einer der schlechtesten Kerls von Gottes Erde sein, da er ihn keines besseren Todes für würdig hielt, als unter Knüppelhieben zu enden.

Maskos wußte nicht einmal, wer er war, der da auf Flunkerts Schädel, Schultern, Arme, Rücken in schnellster Folge niederdrosh. Bewegungen, die der ganze Mann dabei ausführte, hatten mit denen des einstigen Bildhauers Haake nicht die geringste Ähnlichkeit. Auch die Direktorin schien nicht zu wissen, wer er war. Sie konnte Maskos auf seine Fragen nicht antworten. Sie schrie nur immer: „O Gott im Himmel, er schlägt ihn tot! O Jesus, mein Heiland! mein Heiland! mein Heiland! Er schlägt ihn tot!“

Und wirklich war dies auch Haakes Absicht.

Alle Schläge, die er dem Zirkusdirektor von der ersten Begegnung an zgedacht hatte, wurden nachgeholt. Fast bei jedem Hiebe wußte der Bildhauer, wofür er die



Bezahlung war. Auch dem Empfänger fiel jedesmal eine Sünde ein und trat ihm, als beginge er sie erst jetzt, vor die Seele. Nur die Gewandtheit, die er sich als Trapezturner und Luftgymnastiker erworben hatte, bewahrte noch immer Flunkert vor dem Äußersten. Wenn er nicht stolperte oder fiel, konnte er vielleicht immer noch, freilich braun und blau geschlagen, davonkommen. Allein die Kraft des Urteilsvollstreckers ließ nicht nach -- wie lange konnte die seine noch aushalten?

Die Winzer schrien, die Landleute schrien, Zurufe kamen von allen Ecken und Enden. Plötzlich sah man, wie Flunkert stolperte.

Aber schon stand er wieder auf. Es war bereits weit draußen im Felde. Man wollte retten. Halb Weinsberg war rebellisch geworden. Da stolperte Flunkert zum zweitenmal. Er stolperte wieder, — dann blieb er liegen.

Als man hinzukam, war noch Leben in ihm.

Den Bildhauer konnte man nirgends entdecken. Man suchte ihn tags darauf mit Polizeihunden. Man fand schließlich einen Mann hinter einer Hecke an der Landstraße, der bewußtlos auf dem Rücken lag und, halb singend, immer nur: „Bolibö! Bolibö! Bolibö!“ lallte. Es ist ein Wort der Gaunersprache, das Himmel heißt. Die Hunde schnoberten ihm im Gesicht herum.

Ein Karren wurde herangeholt, aber man konnte nur noch einen Toten hineinlegen. Dem Lebenskampf des Bildhauers Haake hatte wahrscheinlich ein Bluterguß ins Gehirn ein Ende gemacht.

SHAKESPEARES  
TRAGISCHE GESCHICHTE  
VON  
HAMLET PRINZEN VON DÄNEMARK

IN DEUTSCHER NACHDICHTUNG  
UND NEU EINGERICHTET

Entstanden 1927 und 1928 in Bad Liebenstein und Rapallo.  
Erstveröffentlichung: Druck der Cranach Presse, Weimar 1928,  
beendet Weihnachten 1929.

Copyright 1929 by Cranach Presse, Weimar.



## DRAMATIS PERSONAE

CLAUDIUS, König von Dänemark

HAMLET, Sohn des vorigen und Neffe des gegenwärtigen  
Königs

POLONIUS, Oberkämmerer

HORATIO, Hamlets Freund

LAERTES, Sohn des Polonius

VOLTIMAND

CORNELIUS

ROSENKRANZ

GÜLDENSTERN

} Hofleute

OSRICK, ein Hofmann

CLAUDIO, ein Hofmann

EIN PRIESTER

MARCELLUS

BERNARDO

} Offiziere

FRANCISCO, ein Soldat

REINHOLD, Diener des Polonius

EIN HAUPTMANN

DER GEIST VON HAMLETS VATER

NORWEG, König von Norwegen

FORTINBRAS, Prinz von Norwegen

DER ENGLISCHE GESANDTE am dänischen Hof

DER ENGLISCHE GESANDTE am norwegischen Hof

EIN ENGLÄNDER

EIN EDELMANN

GERTRUDE, Königin von Dänemark und Hamlets Mutter

OPHELIA, Tochter des Polonius

Herren und Frauen vom Hofe, Offiziere, Soldaten,

Matrosen, Schauspieler, Totengräber, Boten und anderes  
Gefolge

*Die Szene ist in Helsingör*

ERSTER AKT

ERSTE SZENE

*Helsingör, eine Terrasse vor dem Schlosse.  
Francisco auf dem Posten; Bernardo tritt auf.*

BERNARDO

Wer da?

FRANCISCO

Nein, Ihr steht mir Rede! Halt! Wer seid Ihr?

BERNARDO

Lang lebe der König!

FRANCISCO

Bernardo?

BERNARDO

Er!

FRANCISCO

Ihr kommt gewissenhaft auf Eure Stunde.

BERNARDO

Schlag zwölf. Pack dich zu Bett, Francisco!

FRANCISCO

Dank für die Ablösung! 's ist bitter kalt,  
und ich bin kränklich.

BERNARDO

War Eure Wache ruhig?

FRANCISCO

Alles mausestill.

BERNARDO

Schön, gute Nacht!

Wenn Ihr auf meine Wachtgefährten stoßt,  
Horatio und Marcellus, heißt sie eilen!

*Horatio und Marcellus treten auf.*

FRANCISCO

Ich denk, ich höre sie. — He! Halt! wer da?

HORATIO

Freund dieses Bodens.



MARCELLUS

Und des Königs Lehnsmann.

FRANCISCO

Habt gute Nacht!

MARCELLUS

So tretet ab, Kamrad!

Wer hat Euch abgelöst?

FRANCISCO

Bernardo steht auf Posten.

Nochmals gut Nacht!

MARCELLUS

Holla, Bernardo!

BERNARDO

Sagt, ist Horatio hier?

HORATIO

Ein Stück von ihm.

BERNARDO

Grüß Gott, Horatio! Grüß Gott, Marcellus!

HORATIO

Nun, ging das Ding auch heute wieder um?

BERNARDO

Die Wacht war ruhig, wie Francisco sagt.

MARCELLUS

Horatio glaubt an nichts, nennt Hirngespinnst  
das fürchterliche Schreckbild, das wir sahn.

Und darum hab' ich selbst ihn hergebracht,  
damit der Augenschein ihn überzeuge  
und seinen Zweifel tilge. Mag er dann,  
wo's wiederkehrt, mit dem Gespenste reden.

HORATIO

Pah, pah! Es wird nicht kommen!

BERNARDO

Setzt Euch denn,  
und laßt uns nochmals Euer Ohr bestürmen,  
das so verschanzt ist gegen den Bericht  
von dem, was wir gesehn!

HORATIO

Gut, sitzen wir,  
und laßt Bernardo, was er weiß, erzählen!

BERNARDO

Die allerletzte Nacht,  
als eben jener Stern, vom Pol gen Westen,  
in seinem Lauf den Teil des Himmels hellte,  
wo jetzt er glüht, da sahn Marcell und ich,  
Schlag ein Uhr...

*Der Geist erscheint.*

MARCELLUS

Kein Wort mehr, still!  
Sieh, wie's da wieder kommt!

BERNARDO

Der tote König, wie er leibt und lebt.

MARCELLUS

Horatio, sprich mit ihm, du hast studiert!

BERNARDO

Ist's nicht der König selbst? Blickt hin, Horatio!

HORATIO

Durchaus. Ich bin erstarrt und wie gelähmt.

BERNARDO

Er will befragt sein.

MARCELLUS

Frag ihn aus, Horatio!

HORATIO

Wer bist du, der Gestalt und Waffenschmuck  
mißbraucht der nun begrabnen Majestät  
von Dänemark? Steh still, ich banne dich!  
Und ich befehle: sprich!

MARCELLUS

Du machst es zornig.

BERNARDO

Seht, es schreitet weg.



HORATIO

Gehorche der Beschwörung, Uning, sprich!

*Geist verschwindet.*

MARCELLUS

Entwichen ist's und blieb stumm wie das Grab.

BERNARDO

Wie nun, Horatio? Ihr zittert und seht bleich!

Ist dies nicht etwas mehr als Einbildung?

Was haltet Ihr davon?

HORATIO

Bei meinem Gott, ich dürfte dies nicht glauben,

hätt' ich die sichere, fühlbare Gewähr

der eignen Augen nicht.

MARCELLUS

Glich's nicht genau dem König?

HORATIO

Wie du dir!

Genau so war die Rüstung, die er trug,

als er sich mit dem stolzen Norweg maß;

so dräut' er einst, eh er in hartem Zwiespalt

aufs Eis warf den beschlitteten Polacken.

's ist seltsam.

MARCELLUS

So schritt er, grad um diese dumpfe Stunde,

auch gestern kriegerisch unsre Posten ab.

HORATIO

Wie dies bestimmt zu deuten, weiß ich nicht,

allein soviel ich insgesamt erachte,

verkündet's unsrem Staat besondere Gärung.

MARCELLUS

Nun setzt euch, Freunde, sagt mir, wer es weiß,

warum der angespannte, harte Wachtdienst

die Bürgerschaft des Landes nächtlich plagt,

warum wir täglich und für teures Geld

Geschütz und Kriegsgerät vom Ausland kaufen,

warum die Werften dröhnen vom Geschmetter

der Hämmer und, in schweißbetriefter Fron,  
das Volk den Sonntag nicht vom Werktag trennt!  
Was gibt's, daß diese ruhelose Hatz  
die Nacht sogar aus ihrem Schlummer zerrt  
und unters gleiche Joch zwingt wie den Tag?  
Kann jemand mich belehren?

HORATIO

Ich vielleicht.

Er, dessen Schatten eben uns erschreckt,  
der jüngst verstorbne König, ward, ihr wißt's,  
vor langer Zeit durch Fortinbras von Norweg,  
den unsres Herrschers Glück nicht schlafen ließ,  
gestellt im Zweikampf. Fortinbras erlag  
dem Schwerte des Unüberwindlichen —  
denn diese Seite der bewohnten Welt  
hielt ihn dafür. Und nach der Abmachung  
und ritterlich vorher gegebenem Handschlag  
verlor der so Besiegte an den Sieger  
ein weites Landgebiet, das er zum Pfand gesetzt.  
Des Siegers Pfand und Land blieb unversehrt.  
Nun hat ein junger Neffe Fortinbras',  
nachdem der Held und Mann von Eisen tot,  
mit übereiltem Feuer in den Winkeln  
Norwegens Menschenabraum aufgelöffelt  
landflüchtiger Halunken und bedroht  
mit einem Heerbann solcher Galgenvögel,  
die nichts ihn kosten als den Unterhalt,  
die Grenze Dänmarks. Dieser Bursch hat Schneid!  
Er denkt — was unser Staat sehr wohl durchschaut —  
mit einem Handstreich wieder zu gewinnen,  
was töricht sein leichtsinniger Ohm verspielt:  
darum das Rüsten, Schuften, Wachestehn  
und dieses Treiben und Gewühl im Lande.

BERNARDO

Ganz auf den Punkt getroffen! Und das ist's!  
Und dazu stimmt, daß König Hamlets Geist,



der erzgeschiente Spuk des einstigen Siegers,  
die Wacht abschreitet und die Posten mustert.

HORATIO

Ach was! ne Motte vor dem Aug', sonst nichts!

BERNARDO

Kurz vor dem Sturze des allmächtigen Julius,  
zur Zeit der höchsten Macht und Glorie Roms,  
verließen auch die Toten ihre Gräber,  
die ewige Stadt durchirrend, ihre Gassen  
aufstörend mit Geschmatz und mit Geschrill.

*Der Geist kommt wieder.*

Doch still! Schaut, wie's da wieder kommt. Ich kreuz' es,  
und sollt' es mich vernichten!

HORATIO

Uding, steh!

Ist Atem in dir, kannst du Worte bilden:  
sprich zu mir!

Ist irgendeine Sühnungstat zu tun,  
die dir Erlösung bringen kann und mir  
des Himmels Wohlgefallen: sprich zu mir!  
Siehst du mit Geisteraugen nahes Unheil,  
so stich den Star uns Blinden, wenn du kannst,  
und gib uns Winke, wie's vielleicht zu wenden!

O sprich!

Und hat dein schnöder Geiz erpreßte Schätze  
versteckt im Erdreich, die im Tode selbst  
noch deine Habgier nächtlich hüten muß,  
so beichte! rette deine arme Seele!

*Der Hahn kräht.*

Halt es doch auf, Marcellus!

MARCELLUS

Stell' ich's mit vorgestreckter Partisane?

HORATIO

Tu's, wenn's nicht stehn will!

BERNARDO

's ist hier.

HORATIO

's ist hier.

*Geist verschwindet.*

MARCELLUS

's ist weg!

Wir tun nicht recht, dies Ding voll Majestät  
so anzufahren, und 's ist lächerlich,  
Lufthiebe nach ihm führen, die es doch  
nur reizen können, aber nicht verwunden.

BERNARDO

Es wollte reden, doch da schrie der Hahn  
und macht' es stumm zusammenzucken, so,  
als wär's auf sündigem Weg ertappt.

MARCELLUS

Es heißt,

der Hahn, Apollons Wecker und sein Herold,  
gibt schweifenden Gespenstern das Signal  
zur Rückkehr in die angewiesnen Grenzen.  
Sogleich, sei's aus unendlichen Gewässern,  
glutflüssigen Magmen in der Erde Schoß,  
aus allen Fernen nächtlich dunkler Luft,  
flieht jeder Geist, wenn Hahnenruf erklingt,  
in seinen Unterschlupf. Daß es so ist,  
beweist auch dies Erlebnis wiederum.

BERNARDO

Der Hahn, ein Dämmerungssänger sonst, durchzetert,  
so heißt es, im Advent die ganze Nacht  
und hält so alle Geister im Gewahrsam,  
damit sie nicht die Zeit entweihn des Tages,  
wo Gott geboren wurde in der Krippe.  
Kein Malefizplanet darf Unheil wirken  
in dieser segensreichsten Nacht des Jahres,  
geschweige daß sich Elf und Hexe mucksten.

HORATIO

So hört' auch ich und glaube dran, zum Teil.  
Doch seht, der Morgen, angetan mit Purpur,



betritt den Tau des hohen Hügels dort.

Laßt uns die Wacht abbrechen.

MARCELLUS

Und ich rate:

vertraun wir, was uns heute Nacht begegnet,  
dem jungen Hamlet! Denn bei meinem Leben,  
der Geist, so stumm für uns, ihm wird er reden.  
Ihr willigt drein, daß wir ihm alles melden?

HORATIO

Wie sich's gehört für unsre Lieb und Pflicht.

MARCELLUS

Laßt es uns tun, ich bitte, und das bald!  
Ich weiß zum Glück, wo wir ihn finden können  
und am bequemsten sprechen heute noch.

*Ab.*

## ZWEITE SZENE

*Ein Staatszimmer im Schlosse.*

*Der König, die Königin, Hamlet, Polonius, Laertes,  
Voltimand, Cornelius, Herren vom Hof und Gefolge.*

KÖNIG

Wiewohl von Hamlets Tod, des teuren Bruders,  
die Wunde unvernarbt und ob das Reich  
noch immer, wie gelähmt von diesem Schlag,  
des Jammers Miene starr im Antlitz trägt,  
so weit hat doch Vernunft den Schmerz besiegt,  
daß wir des Grames zwar uns nicht ent schlagen,  
jedoch auch nicht der Pflichten unsres Amts.  
Kurzum, das Leben fordert seine Rechte.  
Wir haben also unsre weiland Schwester,  
jetzt unsre Königin, die hohe Witwe  
und Erbin dieses kriegerischen Staats,  
mit schwarzverhängter Freude sozusagen  
und einem Auge unter Tränen lächelnd,

zur Eh' genommen und damit hierin  
nicht eurer beßren Weisheit uns verschlossen,  
die dauernd uns beriet. Für alles Dank!  
Nun wißt ihr, hat der junge Fortinbras —  
aus Unterschätzung unsrer Macht und meinend,  
durch unsres teuren seligen Bruders Tod  
sei Dänemark aus Rand und Band geraten —  
mit Briefen uns zu reizen sich erkühnt,  
worin er Landgebiete wiederfordert,  
die einst sein Ohm an unsern tapfren Bruder  
rechtskräftig eingebüßt. So viel zunächst!  
Was euch betrifft und eure Herberufung,  
ist dies der Grund: wir haben hier an Norweg,  
den Ohm des jungen Fortinbras, geschrieben  
und ihm eröffnet, was man weiter uns  
von seinem Neffen zutrug, daß er Truppen  
zusammenziehe, um durch einen Handstreich,  
im Notfall mit Gewalt, an sich zu reißen,  
was wir ihm, wie natürlich ist, verweigern.  
Ich bin des sicher, daß sein Ohm, der König,  
bettlägrig, schwach und alt, nicht einmal weiß,  
womit sein Neffe umgeht —, unterrichtet,  
ihm aber schnell das Handwerk legen wird.  
Cornelius, Euch sowie Euch, Voltimand,  
hab' ich mir ausersehen, die Eröffnung,  
getan in diesem Brief, zu überreichen  
mit meinem Gruß, ohn' alle andre Vollmacht,  
als eben das, was dieser Brief enthält —  
nichts weiter —, mit dem König zu verhandeln.  
Seid wie der Blitz, denn diese Sache eilt!

CORNELIUS und VOLTIMAND

Hier, wie in allem, immer Euch zu Diensten!

KÖNIG

Wir zweifeln nicht daran. Lebt herzlich wohl!

*Voltimand und Cornelius ab.*



Und nun, Laertes, sprich: was bringst du uns?  
Du nanntest ein Gesuch; was ist's, Laertes?  
Vernunft klopft nie vergeblich bei mir an;  
wär' ich ein Däne sonst?! Du kannst nichts bitten,  
was dir nicht gern im vorhinein gewährt ist,  
falls es vernünftig und auch möglich ist.  
Kein inniger Band vereinigt Herz und Kopf,  
umschließet Hand und Mund, als jenes ist,  
das Dänmarks Thron und deinen Vater einigt.  
Was wünschest du, Laertes?

LAERTES

Majestät,  
Vergünstigung, nach Frankreich rückzukehren,  
woher ich zwar nach Dänmark freudig kam,  
der feierlichen Krönung beizuwohnen.  
Doch nun, da diese hohe Pflicht erfüllt,  
ist Frankreich wieder meiner Wünsche Ziel,  
nach dem ich strebe, falls Ihr gnädig zustimmt.

KÖNIG

Stimmt Euer Vater zu? Was sagt Polonius?

POLONIUS

Er hat, mein Fürst, die zögernde Erlaubnis  
mir durch beharrlich Bitten abgedrungen,  
bis ich zuletzt auf seinen Wunsch das Siegel  
der schwierigen Bewilligung gedrückt.  
Ich bitt' Euch, gebt Erlaubnis ihm, zu gehn!

KÖNIG

Nimm deine günstige Stunde: Zeit sei dein!  
Kraft deiner Gaben nutze sie nach Lust! —  
Doch nun, mein Vetter Hamlet und mein Sohn —

HAMLET

Mehr als befreundet, weniger als Freund.

KÖNIG

Wie, hängen stets noch Wolken über Euch?

HAMLET

Nicht doch, der Himmel lacht, mich blendet Sonne!

## KÖNIGIN

Wirf, guter Hamlet, ab die nächtige Farbe,  
such nicht beständig mit gesenkten Wimpern  
am Boden deinen königlichen Vater!  
Laß deinen Blick als Freund auf Dänmark ruhn!  
Du weißt, es ist gemein: was lebt, muß sterben,  
in Zeitlichkeit die Ewigkeit erwerben.

HAMLET

Ja, gnäd'ge Frau, es ist gemein.

KÖNIGIN

Nun wohl,  
weswegen scheint es so besonders dir?

HAMLET

Scheint, gnäd'ge Frau? Nein, ist! nichts da von „scheint“!  
Nicht bloß mein Mantel, ruheselige Mutter,  
kein hergebrachtes Trauerkleid, auch nicht  
Geseufze, noch so stürmisch und beklommen,  
kein überschwemmtes Aug', das willig fließt,  
nicht die gebückte Haltung, die Ihr rügt,  
nicht irgendeine andre Art noch Unart  
des Grams zeigt, wie's in Wahrheit in mir aussieht.  
Ein jeder kann dies heucheln, ahmt dies nach.  
Was in mir schweigt, hat nichts mit „scheint“ zu tun.  
Ihr seht, was scheint; was ist, das lasset ruhn!

KÖNIG

Es ist gar lieb und Eurem Herzen rühmlich, Hamlet,  
dem Vater diesen Trauerdienst zu widmen.  
Doch weißt, auch Eurem Vater starb ein Vater!  
Dem seiner! Und der Hinterbliebne soll,  
nach löblichem Gebrauch, die Trauerzeiten  
gewissenhaft begehnen. Doch fortzufahren  
in zügellosem Jammer, ist die Art  
sündhaften Starrsinns, zeugt von einem Trotz,  
der frech sich auflehnt gegen Gottes Ratschluß.  
Auch nenn' ich es gedankenlos und blöd.  
Wovon man weiß, es muß sein, was alltäglich



wie das Gewöhnlichste, das uns begegnet,  
was hilft es, sich dawider aufzulehnen  
mit lächerlichem Trotz?! Es ist Vergehn  
am Himmel, ist Vergehn am Toten,  
Vergehn an der Natur: vor der Vernunft  
durchaus unsinnig, deren Abc  
der Väter Tod ist und die stets betont,  
seit Menschen sterben müssen, einst wie heut:  
dies muß so sein! — Wir bitten, werft zu Boden  
dies unfruchtbare Leid, und denkt von uns  
als einem Vater: wissen soll die Welt,  
daß ihr an unserm Thron der Nächste seid!  
Und wahrlich, mit der gleichen Kraft der Liebe,  
als seinem Sohn der beste Vater widmet,  
bin ich Euch zugetan. Was Eure Rückkehr  
zur hohen Schul' in Wittenberg betrifft,  
so widerspricht sie höchlich unserm Wunsch,  
und wir ersuchen Euch: beliebt, zu bleiben  
hier in dem warmen Scheine unsres Auges  
als unser erster Hofmann, Vetter, Sohn!

KÖNIGIN

Verwirf die Bitten deiner Mutter nicht:  
ich bitte, bleib bei uns, geh nicht nach Wittenberg!

HAMLET

Ich will Euch gern gehorchen, gnäd'ge Frau.

KÖNIG

Wohl, das ist eine liebe, schöne Antwort.  
Seid wie wir selbst in Dänemark! Komm, Gertrud!  
Dies will'ge freundliche Nachgeben Hamlets  
spielt lächelnd um mein Herz. Und dem zu Ehren  
soll das Geschütz heut jeden frohen Trunk,  
den Dänemark ausbringt, an die Wolken tragen,  
und wenn der König anklingt, soll der Himmel  
nachdröhnen irdischem Donner. — Kommt mit mir!  
*König, Königin, Laertes und Gefolge ab.*

## HAMLET

O schmelze doch dies allzu feste Fleisch,  
 zerging und löst' in einen Tau sich auf  
 oder hätte nicht der Ew'ge sein Gebot  
 gerichtet gegen Selbstmord! O Gott! O Gott!  
 Wie ekel, schal und flach und unersprießlich  
 scheint mir das ganze Treiben dieser Welt!  
 Pfui! pfui darüber! 's ist ein wüster Garten,  
 der auf in Samen schießt! Verworfenes Unkraut  
 erfüllt ihn gänzlich. Dazu muß' es kommen!  
 Zwei Mond' erst tot! — nein, nicht so viel, nicht zwei —  
 solch trefflicher Monarch, der neben diesem:  
 Apoll bei einem Satyr; so meine Mutter liebend,  
 daß er des Himmels Winde nicht zu rauh  
 ihr Antlitz ließ berühren. Himmel und Erde!  
 Muß ich gedenken? Hing sie doch an ihm,  
 als stieg' das Wachstum ihrer Lust mit dem,  
 was ihre Kost war. Und doch in einem Mond! —  
 Laßt mich's nicht denken! —  
 Schwachheit, dein Nam' ist Weib!  
 Ein kurzer Mond! bevor die Schuh' verbraucht,  
 darin sie meines Vaters Leiche folgte,  
 wie Niobe, ganz Tränen — sie, ja sie!  
 O Himmel, würd' ein Tier, das nicht Vernunft hat,  
 doch länger trauern! — Meinem Ohm vermählt,  
 dem Bruder meines Vaters, doch ihm ähnlich  
 wie ich dem Herkules: in einem Mond,  
 bevor das Salz höchst frevelhafter Tränen  
 der wunden Augen Röte noch verließ,  
 war sie vermählt! — O schnöde Hast, so rasch  
 in ein blutschänderisches Bett zu stürzen!  
 Es ist nicht, und es wird auch nimmer gut.  
 Doch brich, mein Herz! denn schweigen muß mein Mund.

*Horatio, Bernardo und Marcellus treten auf.*

HORATIO

Heil Eurer Hoheit!



HAMLET

Ich bin erfreut, Euch wohl zu sehn.

Horatio — wenn ich nicht mich selbst vergesse?

HORATIO

Ja, Prinz, und Euer armer Diener stets.

HAMLET

Mein guter Freund, mir schenket jenen Namen!

Was macht Ihr hier von Wittenberg, Horatio?

Marcellus?

MARCELLUS

Gnäd'ger Herr —

HAMLET

Es freut mich Euch zu sehn. —

*Zu Bernardo:*

Habt guten Abend!

Im Ernst, was führt' Euch weg von Wittenberg?

HORATIO

Ein müßiggängerischer Hang, mein Prinz.

HAMLET

Das möcht' ich Euren Feind nicht sagen hören,

noch mag ich meinem Ohr den Zwang antun,

daß Euer eignes Zeugnis gegen Euch

ihm gültig wär'. Ich weiß, Ihr geht nicht müßig.

Doch was ist Eu'r Geschäft in Helsingör?

Ihr sollt noch trinken lernen, eh Ihr reist.

HORATIO

Ich kam zu Eures Vaters Leichenfeier.

HAMLET

Ich bitte, spotte meiner nicht, mein Schulfreund;

du kamst gewiß zu meiner Mutter Hochzeit.

HORATIO

Fürwahr, mein Prinz, sie folgte jäh darauf.

HAMLET

Wirtschaft, Horatio! Wirtschaft! Das Gebackne

vom Leichenschmaus gab kalte Hochzeitsschüsseln.

Hätt' ich den ärgsten Feind im Himmel lieber

getroffen, als den Tag erlebt, Horatio!  
Mein Vater — mich dünkt, ich sehe meinen Vater.

HORATIO

Wo, mein Prinz?

HAMLET

In meines Geistes Aug', Horatio.

HORATIO

Ich sah ihn einst, er war ein großer König.

HAMLET

Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem;  
ich werde nimmer seinesgleichen sehn.

HORATIO

Mein Prinz, mir scheint, ich sah ihn gestern Nacht.

HAMLET

Sah? Wen?

HORATIO

Mein Prinz, den König, Euren Vater.

HAMLET

Den König, meinen Vater?

HORATIO

Beruhigt das Erstaunen eine Weile  
durch ein aufmerksam Ohr, bis ich dies Wunder,  
bekräftigt von den beiden Männern hier,  
Euch dargetan!

HAMLET

Um Gottes willen, laß mich hören!

HORATIO

Zwei Nächte nacheinander war's den beiden,  
Marcellus und Bernardo, auf der Wache,  
in toter Stille tiefer Mitternacht  
so widerfahren: ein Schatten, wie Eu'r Vater  
geharnischt, ganz in Wehr, von Kopf zu Fuß,  
erscheint vor ihnen, geht mit ernstem Tritt  
langsam vorbei und prächtig, schreitet dreimal  
vor ihren starren, furchtergriffnen Augen,  
so daß sein Feldherrnstab sie abreicht; sie,



vor Schreck besinnungslos, gefroren gleichsam,  
verstummen, keines Wortes mächtig. Dies  
vertraun sie mir in tiefster Heimlichkeit.  
Ich halte daraufhin mit ihnen Wache;  
und da, wie sie berichtet, ganz wortwörtlich  
in jedem Sinne sie bestätigend,  
erscheint der Geist. Ich kannte Euren Vater:  
hier diese Hände gleichen sich nicht mehr.

HAMLET

Wo ging dies aber vor?

MARCELLUS

Auf der Terrasse, wo wir Wache hielten.

HAMLET

Hast du es angedet?

HORATIO

Ja, mein Prinz.

Doch Antwort gab es nicht; nur einmal schien's,  
es hob sein Aug empor und schickte sich  
zu der Bewegung an, als wollt' es sprechen.  
Da krächte plötzlich laut ein früher Hahn,  
und bei dem Tone wich es schnell hinweg  
und schwand aus unserm Blick.

HAMLET

Sehr sonderbar.

HORATIO

Bei meinem Leben, edler Prinz, 's ist wahr.  
Wir hielten für geboten, ohne Zögern  
Euch alles kundzutun.

HAMLET

Im Ernst, im Ernst, ihr Herrn, das ängstigt mich.  
Habt ihr die Wache heut?

ALLE

Ja, gnäd'ger Herr.

HAMLET

zu *Horatio*:

Geharnischt, sagst du?

ALLE

Geharnischt, gnäd'ger Herr.

HAMLET

Vom Wirbel bis zur Zeh'?

ALLE

Von Kopf zu Fuß.

HAMLET

So saht ihr sein Gesicht nicht?

HORATIO

O ja, denn sein Visier war aufgezogen.

HAMLET

Nun, blickt' er finster?

HORATIO

Düster war sein Blick.

MARCELLUS

Mir schien er leidend mehr als zornig.

HAMLET

Blaß oder rot?

MARCELLUS

Nein, äußerst blaß.

HAMLET

Sein Aug' auf euch geheftet?

HORATIO

Jawohl, ganz fest.

HAMLET

Ich wollt', ich wär' dabei gewesen.

HORATIO

Ihr hättet Euch gewiß entsetzt.

HAMLET

Sehr glaublich. Sehr glaublich. Blieb es lang?

HORATIO

Derweil mit mäß'ger Eil' man hundert zählen konnte.

MARCELLUS und BERNARDO

Länger, länger.

HORATIO

Nicht, da ich's sah.



HAMLET

Sein Bart war grau, nicht wahr?

HORATIO

Wie ich's an ihm bei seinem Leben sah:  
ein schwärzlich Silbergrau.

HAMLET

Ich will heut wachen.  
Vielleicht wird's wiederkommen.

HORATIO

Zuverlässig.

HAMLET

Meines Vaters Geist in Waffen!  
Nun wohl, er ist der Anlaß dieses Kriegs,  
zu dem wir rüsten.  
Und wo mit bleichem Zorn die Wachen er  
abschreitet nachts, weh dir dann, Fortinbras!  
So oder so, was immer es bewegt:  
erscheint's in meines edlen Vaters Bildung,  
so red' ich's an, gähnt' auch die Hölle selbst  
und hieß' mich ruhig sein. Ich bitt' euch alle:  
habt ihr bis jetzt verheimlicht dies Gesicht,  
bewahrt's in eurem Schweigen unverbrüchlich!  
Und was sich sonst zu Nacht ereignen mag,  
gebt ihm Gewicht und Sinn, doch keine Zunge!  
Ich will die Lieb' euch lohnen, nun genug!  
Auf der Terrasse zwischen elf und zwölf  
besuch' ich euch.

ALLE

Eu'r Hoheit unsre Dienste.

HAMLET

Nein, eure Liebe, sowie meine euch. Lebt wohl denn!  
*Horatio, Marcellus, Bernardo ab.*

Meines Vaters Geist in Waffen?  
Es taugt nicht alles: ich vermute was  
von argen Ränken. Wär' die Nacht erst da!

Bis dahin ruhig, Seele! Schnöde Taten,  
birgt sie die Erde auch, sie müssen sich verraten.

*Ab.*

DRITTE SZENE

*Ein Zimmer in Polonius' Hause.*

*Laertes und Ophelia treten auf.*

LAERTES

Mein Reisegut ist eingeschifft, leb wohl!  
Und, Schwester, wenn die Winde günstig sind  
und Schiffsgelait sich findet, schlaf nicht, laß  
von dir mich hören!

OPHELIA

Zweifelst du daran?

LAERTES

Was Hamlet angeht und sein Liebsgetändel:  
nun gut, er macht ein wenig dir den Hof.  
Genieß es, nimm es hin wie Veilchenduft,  
süß, frühlingshaft, doch leider Gottes flüchtig,  
nur das Entzücken eines Augenblicks,  
nichts weiter!

OPHELIA

Weiter nichts?

LAERTES

Nur dafür halt es!  
Kein Arg und kein Betrug befleckt vielleicht  
die Reinheit seiner Absicht, und er liebt Euch.  
Doch was bedeutet es? Rang und Geburt,  
sie knebeln seinen Willen, und er hat  
nicht, wie geringe Leute, freie Wahl.  
Das ist natürlich, denn es hängt an ihr  
das Wohl des Staats und seine Sicherheit,  
und also liegt beim Reiche die Entscheidung.  
Wenn er nun sagt — und warum sollt er nicht?! —  
er werde dich zur Königin erhöhen,



geziemt es deiner Klugheit, ihm zu glauben,  
soweit sein Stand und seine Lage ihm  
gestatten, sein gegebenes Wort zu halten.  
So weit, nicht weiter! Wenn du seinem Girren  
am Ende gläubig lauschest und wohl gar  
dein Herz an ihn verlierst — ich will's nicht denken —,  
dem Drängen seiner wilden Leidenschaft  
den höchsten Schatz, den du besitzt, preisgibst...  
O fürchte das und denk an deine Ehre!  
Und überhaupt, Ophelia, liebste Schwester:  
es nagt der Wurm des Frühlings Kinder an  
zu oft, noch eh die Knospe sich erschlossen,  
und in dem Frühlingsmorgentau der Jugend  
ist giftiger Anhauch am verderblichsten.  
Sei denn behutsam! Furcht gibt Sicherheit:  
vermeide scheu den Herd der Leidenschaft,  
bleib überängstlich fern der Möglichkeit,  
den Schuß und Anfall der Begier zu wecken!  
Versäumst du's, um so schlimmer! Bald ist Hamlet  
ein anderer, und der andre, umgebildet,  
gewachsen, andren, höhern Zwecken dienstbar,  
er achtet dein nicht mehr und wirft dich weg.

OPHELIA

Ich will zum Wächter meines Herzens machen  
so wohlgemeinten Rat. Doch, lieber Bruder,  
zeig nicht, wie gottvergeßne Pfaffen tun,  
den steilen Dornenweg zum Himmel ändern,  
indes sie selber, lockere Gesellen,  
sich's wohl sein lassen auf den Wollustpfaden  
verbotner Lust.

LAERTES

O Schwester, fürchte nichts!  
Zu lange weil' ich — doch da kommt mein Vater.

*Polonius kommt.*

Zweifacher Segen ist ein zwiefach Heil:  
der Zufall lächelt einem zweiten Abschied.

POLONIUS

Noch hier, Laertes? Ei, ei! An Bord! an Bord!  
Der Wind sitzt in dem Nacken Eures Segels,  
und man verlangt Euch. Hier mein Segen mit dir!

*Indem er dem Laertes die Hand aufs Haupt legt:*

Und diese Regeln präg in dein Gedächtnis:  
Gib den Gedanken, die du hegst, nicht Zunge  
noch einem schlecht erwogenen die Tat!  
Leutselig sei, doch keineswegs gemein!  
Den Freund, der dein und dessen Wahl erprobt,  
mit ehrnen Reifen klammr ihn an dein Herz!  
Entwerte deine Hand nicht durch Begrüßung  
von jedem neugeheckten Bruder! Hüte dich,  
in Händel zu geraten; bist du drin:  
führ sie, daß sich dein Feind vor dir mag hüten!  
Dein Ohr leih jedem, wenigen deine Stimme;  
nimm Rat von allen, aber spar dein Urteil!  
Die Kleidung kostbar, wie's dein Beutel kann,  
doch nicht ins Grillenhafte; reich, nicht bunt!  
denn es verkündigt oft die Tracht den Mann,  
und die vom ersten Rang und Stand in Frankreich  
sind darin ausgesucht und edler Sitte.  
Kein Borger sei und auch Verleiher nicht;  
sich und den Freund verliert das Darlehn oft,  
und Borgen stumpft der Wirtschaft Spitze ab.  
Dies über alles: sei dir selber treu,  
und daraus folgt, so wie die Nacht dem Tage,  
du kannst nicht falsch sein gegen irgend wen.  
Leb wohl! mein Segen fördre dies an dir!

LAERTES

In Ehrerbietung nehm' ich Abschied, Herr.

POLONIUS

Euch ruft die Zeit; geht, Eure Diener warten.

LAERTES

Leb wohl, Ophelia, und gedenk an das,  
was ich dir sagte!



OPHELIA

Es ist in mein Gedächtnis fest verschlossen,  
und Ihr sollt selbst dazu den Schlüssel führen.

LAERTES

Lebt wohl!

*Ab.*

POLONIUS

Was ist's, Ophelia, das er Euch gesagt?

OPHELIA

Wenn Ihr erlaubt, vom Prinzen Hamlet war's.

POLONIUS

Ha, wohl bedacht!

Ich höre, daß er neuerdings Euch oft  
vertraulich spricht und daß die Tür zu Euch  
allzu bereit und allzuleicht sich öffnet.

Wenn dem so ist — und so warnenderweise  
berichtet man es mir —, muß ich Euch sagen,  
daß ihr Euch selber nicht so klar versteht,  
als meiner Tochter ziemt und ihrer Ehre.

Was gibt es zwischen euch? Sagt mir die Wahrheit!

OPHELIA

Er hat verblümt mir seine Zuneigung  
gestanden, Vater.

POLONIUS

Pah, Zuneigung! Ihr sprecht wie junges Blut,  
in solchen Fährlichkeiten unbewandert.

Was er, verblümt, Euch weismacht, glaubt Ihr das?

OPHELIA

Ich weiß nicht, Vater, was ich denken soll.

POLONIUS

So wißt denn: denkt, Ihr seid ein dummes Ding,  
daß Ihr für bare Münze habt genommen,  
was nicht den Wert hat eines Pfifferlings.  
Seid pfiffiger und steigert Euren Preis,

sonst schnappt man pfiﬃg Euch hinweg für nichts,  
und Ihr, holdseliges Fräulein, habt das Nachsehn!

OPHELIA

Er hat mir seine Liebe eingestanden  
in aller Ehr' und Sitte.

POLONIUS

Ja, Sitte mögt Ihr's nennen; geht mir, geht!

OPHELIA

Und hat sein Wort beglaubigt, lieber Herr,  
beinah durch jeden heiligen Schwur des Himmels.

POLONIUS

Ja, Sprenkel für die Drosseln. Weiß ich doch,  
wenn das Blut kocht, wie das Gemüt der Zunge  
freigebig Schwüre leiht. Dies Lodern, Tochter,  
mehr leuchtend als erwärmend, und erloschen  
selbst schon im Lodern, während es geschieht,  
nehmt keineswegs für Feuer! Kargt von nun an  
mit Eurer jungfräulichen Gegenwart  
ein wenig mehr! Schätzt Eure Unterhaltung  
zu hoch, um auf Befehl bereit zu sein!  
Und was Prinz Hamlet angeht, traut ihm so:  
er sei noch jung und habe freiern Spielraum,  
als Euch vergönnt mag werden. Kurz, Ophelia,  
traut seinen Schwüren nicht, denn sie sind Kuppler,  
nicht von der Farbe ihrer äußern Tracht,  
Fürsprecher sündlicher Gesuche bloß,  
gleichwie scheinheilige Buhlerinnen beten,  
um besser zu verführen. Eins für alles:  
Ihr sollt mir, gradheraus, von heute an  
die Muße keiner Stunde so verschleudern,  
daß Ihr Gespräche mit Prinz Hamlet pflöget.  
Seht zu, ich sag's Euch; geht nun Eures Wegs!

OPHELIA

Ich will gehorchen, Herr.

*Ab.*



## VIERTE SZENE

### *Die Terrasse.*

*Hamlet, Horatio und Marcellus treten auf.*

HAMLET

Die Luft geht scharf, es ist entsetzlich kalt.

HORATIO

's ist eine schneidende und strenge Luft.

HAMLET

Was ist die Uhr?

HORATIO

Ich denke, nah an zwölf.

MARCELLUS

Nicht doch, es hat geschlagen.

HORATIO

Wirklich schon?

Ich hört' es nicht. So rückt heran die Stunde,  
worin der Geist gewohnt ist, umzugehn.

*Trompetenstoß und Geschütz abgefeuert hinter der Szene.*

Was stellt das vor, mein Prinz?

HAMLET

Der König wacht die Nacht durch, zecht vollauf,  
hält Schmaus und taumelt den geräuschigen Walzer.  
Und wie er Züge Rheinweins niedergießt,  
verkünden schmetternd Pauken und Trompeten  
den ausgebrachten Trunk.

HORATIO

Ist das Gebrauch?

HAMLET

Nun freilich wohl.

Doch meines Dünkens — bin ich eingeboren  
und drin erzogen schon — ist's ein Gebrauch,  
wovon der Bruch mehr ehrt als die Befolgung.  
Dies schwindelköpfige Zechen macht verrufen  
bei andern Völkern uns in Ost und West;

man heißt uns Säufer, hängt an unsre Namen  
ein schmutzig Beiwort; und fürwahr, es nimmt  
von unsern Taten, noch so groß verrichtet,  
den Kern und Ausbund unsres Wertes weg.

*Der Geist kommt.*

HORATIO

O seht, mein Prinz, es kommt!

HAMLET

Engel und Boten Gottes, steht uns bei!  
Sei du ein Geist des Segens, sei ein Kobold,  
bring Himmelslüfte oder Dampf der Hölle,  
sei dein Beginnen boshaft oder liebeich,  
du kommst in so fragwürdiger Gestalt,  
ich rede doch dich an, ich nenn' dich Hamlet,  
Fürst, Vater, Dänenkönig: o gib Antwort!  
Laß mich in Zweifeln nicht vergehn! Nein, sag,  
warum dein fromm Gebein, verwahrt im Tode,  
die Leinen hat gesprengt, warum die Gruft,  
worin wir ruhig eingeurnt dich sahn,  
geöffnet ihre schweren Marmorkiefer,  
dich wieder auszuwerfen! Was bedeutet's,  
daß, toter Leichnam, du in vollem Stahl  
aufs neu des Mondes Dämmerchein besuchst,  
die Nacht entstellend, daß wir Narren der Natur  
so furchtbarlich uns martern mit Gedanken,  
die unsre Seele nicht erfassen kann?  
Was ist dies, sag? warum? was sollen wir?

HORATIO

Es heißt Euch mitgehn durch den Wink der Hand,  
als ob es eine Unterredung wünsche  
mit Euch allein.

MARCELLUS

Wie vornehm höflich es zu sagen scheint:  
ist dir ein stiller Ort genehm, so komm!  
Geht aber nicht mit ihm!



HORATIO

Nein, keineswegs.

HAMLET

Es will nicht sprechen, wohl, so folg' ich ihm.

HORATIO

Tut's nicht, mein Prinz!

HAMLET

Was wäre da zu fürchten?

Mein Leben acht' ich keiner Nadel wert.

Und meine Seele, kann es der was tun,  
die ein unsterblich Ding ist wie es selbst?

Noch winkt es mir. Geh zu! ich folge dir.

HORATIO

Denkt, wenn es an die Küste Euch verlockte,  
den Steilrand, der zur Brandung überhängt,  
und dort sich wandelt' in den Schrecken selbst,  
Euch der Vernunft beraubend: denkt daran!

HAMLET

Noch immer winkt's. Geh! Geh! ich folge dir.

MARCELLUS

Um keinen Preis, mein Prinz!

HAMLET

Die Hände weg!

HORATIO

Hört uns, Ihr dürft nicht gehn!

HAMLET

Mein Schicksal ruft  
und macht die kleinste Ader meines Leibes  
so fest wie Sehnen des Nemeer Löwen.  
Noch winkt es. Los! laßt los, beim Himmel!  
Den mach' ich zum Gespenst, der mich zurückhält!  
Ich sage, fort! — Nur zu! ich folge dir.

*Der Geist und Hamlet ab.*

HORATIO

Er kommt ganz außer sich vor Einbildung.

MARCELLUS

Ihm nach! Wir dürfen ihm nicht so gehorchen!

HORATIO

Etwas ist faul im Staate Dänemark.

Welch Ende wird dies nehmen? Folgen wir!

### FÜNFTE SZENE

*Ein abgelegener Teil der Terrasse.*

*Der Geist kommt, winkt zweimal. Dann erst Hamlet.*

HAMLET

Ich geh' nicht weiter! Wohin führst du mich?

GEIST

Horch auf!

HAMLET

Ich will's.

GEIST

Ich bin dein Vater, bin verdammt,  
zu spuken nachts, im Höllenkerker tags  
der Schwefelflammen schrecklicher Tortur  
anheimgegeben, bis der Zeitlichkeit  
Verfehlungen gesühnt und Läuterung  
erlangt ist. Wäre mir's nicht untersagt,  
das Innre meines Kerkers zu enthüllen,  
so höb' ich eine Kunde an, von der  
das kleinste Wort die Seele dir zermalmt,  
dein junges Blut erstarrte, deine Augen  
wie Stern' aus ihren Kreisen schießen machte,  
dir die verworren krausen Locken trennte,  
und sträubte jedes einzele Haar empor,  
wie Nadeln an dem zornigen Stachelschwein.  
Doch diese ewige Offenbarung faßt  
kein Ohr von Fleisch und Blut! — Horch, horch!  
O horch!



Wenn du je deinen teuren Vater liebtest —

HAMLET

O Himmel!

GEIST

...räch seinen schnöden, unerhörten Mord!

HAMLET

Mord?

GEIST

Ja, nackter Mord, wie er nur immer ist,  
doch dieser in Verruchtheit ganz entartet!

HAMLET

Enthülle alles! Meine Ungeduld  
bäumt auf! Entkette die gestaute Wut!  
Rache! Schnell, wie der Sperber niederstößt,  
will ich sie üben!

GEIST

Also scheinst du willig.

Und schläfrig wärest du sonst auch wie das Kraut,  
das tote Triebe senkt in Lethes Strand,  
erweckte dies dich nicht! Nun, Hamlet, höre:  
Es heißt, daß, als ich schlief in meinem Garten,  
mich eine Schlange stach. So wird das Ohr des Reichs  
durch den erlognen Hergang meines Todes  
schmählich getäuscht. Doch wisse, edler Jüngling:  
die Schlange, deren Gift mich umgebracht,  
trägt meine Krone!

HAMLET

O mein prophetisches Gemüt! Mein Oheim!

GEIST

Ja, der blutschänderische Ehebrecher,  
durch Witzes Zauber, durch Verrätergaben —  
o arger Witz und Gaben, die imstand  
so zu verführen sind! — gewann den Willen  
der scheinbar tugendsamen Königin  
zu schnöder Lust! O Hamlet, welch ein Abfall!  
Von mir, des Liebe von der Echtheit war,

daß Hand in Hand sie mit dem Schwure ging,  
den ich bei der Vermählung tat, erniedert  
zu einem Sünder, von Natur durchaus  
armselig gegen mich!

Allein wie Tugend nie sich reizen läßt,  
buhlt Unzucht auch um sie in Himmelsbildung,  
so Lust, gepaart mit einem lichten Engel,  
wird dennoch eines Götterbettes satt  
und hascht nach Wegwurf.

Doch still, mich dünkt, ich wittre Morgenluft.  
Kurz laß mich sein: da ich im Garten schlief,  
wie ich gewöhnt war nachmittags, beschlich  
dein Oheim meine unbewachte Ohnmacht  
mit Saft verfluchten Bilsenkrauts im Fläschchen  
und träufelt' in den Eingang meines Ohrs  
das schwärende Getränk, wovon die Wirkung  
so mit des Menschen Blut in Feindschaft steht,  
daß es durch die natürlichen Kanäle  
des Körpers hurtig wie Quecksilber läuft  
und, wie ein saures Lab, in Milch getropft,  
mit plötzlicher Gewalt erstarren macht  
den Lebensstrom des Bluts. So tat es meinem,  
und Aussatz schuppte sich mir augenblicklich  
wie einem Lazarus mit ekler Rinde  
ganz um den glatten Leib.

So ward ich schlafend und durch Bruderhand  
um Leben, Krone, Weib mit eins gebracht:  
in meiner Sünden Blüte hingerafft,  
ohn' Nachtmahl, ungebeichtet, ohne Ölung,  
die Rechnung nicht geschlossen, ins Gericht  
mit aller Schuld auf meinem Haupt gesandt.  
O schaudervoll! o schaudervoll! höchst schaudervoll!  
Hast du Natur in dir, so leid es nicht!  
Laß Dänmarks Erde nicht zum Tummelplatze  
für Norwegs gieriges Raubgesindel werden  
und Dänmarks königliches Bett kein Lager



blutschänderisch verruchter Wollust sein!  
Doch wie du immer auch dein Werk betreibst,  
befleck dein Herz nicht: dein Gemüt ersinne  
nichts gegen deine Mutter! Überlaß sie  
dem Himmel und den Dornen, die im Busen  
ihr stechend schwären! Doch nun lebe wohl!  
Der Glühwurm zeigt, daß sich die Frühe naht,  
und sein unwirksam Feuer schwindet hin.  
Hamlet, ade, ade! Gedenke mein!

*Verschwindet.*

HAMLET

O Himmelsscharen! Erde! Was noch sonst?!  
Nenn' ich die Hölle mit? — O pfui! Halt, halt, mein Herz!  
Versagt nicht plötzlich, Sehnen, altersmorsch;  
reckt steif mich aufwärts! — Dein gedenken? Ja,  
unseliger Geist! solange Gedächtnis haust  
in dem zerstörten Ball hier! Dein gedenken?  
Ja! von den Blättern der Erinnerung will ich  
wegbeizen alle albernen Notizen:  
Spruchnarrheit, Lesefrüchte, was die Feder  
dem flücht'gen Augenblicke hurtig abstahl,  
von einer jugendlichen Hand betört.  
Und in dem Bibelbuche meines Hirns  
prang' dein Gebot fortan und ganz allein,  
durch nichts verdunkelt! Hörst du?  
Ja, beim Himmel!  
O höchst verruchtes Weib!  
O Schubiack! grinsender, verfluchter Schurke!  
Den Griffel her, ich muß mir's eingravieren,  
daß einer lächeln kann und immer lächeln  
und doch ein Schubiack sein. So viel steht fest:  
im Lande Dänmark findet sich dergleichen!  
So, Onkelchen, da bist du! —  
Jetzt zu meinem Stichwort!  
Es heißt: „Ade, ade, gedenke mein!“ ...  
Ich hab's beschworen!

HORATIO

*hinter der Szene:*

Mein Prinz! mein Prinz!

MARCELLUS

*hinter der Szene:*

Prinz Hamlet!

HORATIO

*hinter der Szene:*

Gott beschütz' ihn!

HAMLET

So sei es!

MARCELLUS

*hinter der Szene:*

Heda! Ho! mein Prinz!

HAMLET

Ha! Heiße, Junge! Komm, Vögelchen, komm!

*Horatio und Marcellus kommen.*

MARCELLUS

Wie steht's, mein gnäd'ger Herr?

HORATIO

Was gibt's, mein Prinz?

HAMLET

O wunderbar!

HORATIO

Sagt, bester gnäd'ger Herr!

HAMLET

Nein, ihr verratet's.

HORATIO

Ich nicht, beim Himmel, Prinz.

MARCELLUS

Ich gleichfalls nicht.

HAMLET

Was sagt ihr? Sollt's 'ne Menschenseele denken?

Doch ihr wollt schweigen?



HORATIO und MARCELLUS

Ja, beim Himmel, Prinz.

HAMLET

Es lebt kein Schurk' im ganzen Dänemark,  
der nicht ein ausgemachter Bube wär'.

HORATIO

Es braucht kein Geist vom Grabe herzukommen,  
um das zu sagen.

HAMLET

Richtig! Ihr habt recht.

Und so, ohn' alle weitre Förmlichkeit,  
denk' ich, wir schütteln uns die Händ' und scheiden;  
ihr tut, was euch Beruf und Neigung heißt —  
denn jeder Mensch hat Neigung und Beruf,  
wie sie denn sind —, ich für mein armes Teil,  
seht ihr, will beten gehn.

HORATIO

Dies sind nur wirblichte und irre Worte, Herr.

HAMLET

Es tut mir leid, daß sie Euch ärgern, herzlich;  
ja, mein Treu, herzlich.

HORATIO

Kein Ärgernis, mein Prinz.

HAMLET

Doch, bei Sankt Patrick! gibt es eins, Horatio,  
groß Ärgernis. Was die Erscheinung angeht,  
ich sag' euch, 's ist ein ehrliches Gespenst.  
Die Neugier, was es zwischen uns doch gibt,  
bemeistert, wie ihr könnt! Und nun, ihr Lieben,  
wofern ihr Freunde seid, Mitschüler, Krieger,  
gewährt ein kleines mir!

HORATIO

Was ist's? Wir sind bereit.

HAMLET

Macht nie bekannt, was ihr heut nacht gesehn!

HORATIO und MARCELLUS

Wir wollen's nicht, mein Prinz.

HAMLET

Gut, aber schwört!

HORATIO

Auf Ehre, Prinz, ich nicht.

MARCELLUS

Ich gleichfalls nicht, auf Ehre.

HAMLET

Auf mein Schwert!

MARCELLUS

Wir haben schon geschworen, gnäd'ger Herr.

HAMLET

Im Ernste, auf mein Schwert, im Ernste!

GEIST

*unter der Erde:*

Schwört!

HAMLET

Haha, Bursch! sagst du das? Bist du da, Ehrenfest?  
Wohlan — ihr hört im Keller den Gesellen —  
bequemet euch zu schwören!

HORATIO

Sprecht den Eid!

HAMLET

Niemals von dem, was ihr gesehn, zu reden,  
schwört auf mein Schwert!

GEIST

*unter der Erde:*

Schwört!

HAMLET

Hic et ubique? Wechseln wir die Stelle!  
Hierher, ihr Herren, kommt  
und legt die Hände wieder auf mein Schwert:  
Schwört auf mein Schwert,  
niemals von dem, was ihr gehört, zu sprechen!



GEIST

*unter der Erde:*

Schwört auf sein Schwert!

HAMLET

Brav, alter Maulwurf! Wie du wühlen kannst,  
o herrlicher Minierer! — Nochmals weiter, Freunde!

HORATIO

Beim Sonnenlicht, dies ist erstaunlich fremd.

HAMLET

So heiß als einen Fremden es willkommen!  
Es gibt mehr Ding' im Himmel und auf Erden,  
als eure Schulweisheit sich träumt, Horatio.  
Doch kommt!

Hier, wie vorhin, schwört mir, so Gott euch helfe,  
wie fremd und seltsam ich mich zeigen mag,  
da mir's vielleicht in Zukunft dienlich scheint,  
ein wunderliches Wesen anzunehmen:

ihr wollet nie, wenn ihr alsdann mich seht,  
die Arme so verschlingend, noch die Köpfe  
so schüttelnd, noch durch zweifelhafte Reden,  
als: „Nun, nun, wir wissen“

oder: „Wir könnten, wenn wir wollten“

oder: „Ja wenn wir reden möchten“

oder: „Es gibt ihrer, wenn sie nur dürften“

und solch verstohlnes Munkeln mehr verraten,  
daß ihr von mir was wisset: also schwört,  
sofern ihr hofft, daß Gott in höchster Not  
euch nicht verlasse!

GEIST,

*unter der Erde:*

Schwört!

HAMLET

Ruh, ruh, verstörter Geist! — Nun, liebe Herrn,  
empfehl' ich euch mit aller Liebe mich,  
und was ein armer Mann, wie Hamlet ist,  
vermag, euch Lieb' und Freundschaft zu bezeugen,

so Gott will, soll nicht fehlen. Laßt uns gehn!  
Und, bitt' ich, stets den Finger auf den Mund!  
Die Zeit ist aus den Fugen: Schmach und Gram,  
daß ich zur Welt, sie einzurichten, kam!  
Nun kommt, laßt uns gemeinsam gehn.

*Alle ab.*



## ZWEITER AKT

### ERSTE SZENE

*Norwegen. Im Palast des alten Norweg.  
Der alte Norweg, ein Edelmann, der englische  
Gesandte.*

NORWEG

Wie heißen sie?

EDELMANN

's ist Lord Cornelius  
sowie Lord Voltimand. Sie lassen bitten,  
Botschaft des Königs Claudius von Dänmark  
aus ihren Händen zu empfangen.

NORWEG

Gut so! und längst erwartet. Riecht Ihr was?

DER ENGLISCHE GESANDTE

Vielleicht, daß euer Neffe Fortinbras  
im Feuer seiner tatendurstigen Jugend  
die so gebotne Vorsicht außer acht ließ.

NORWEG

Was wollt Ihr? Wahrlich, an Verwarnung hat  
es nicht gefehlt. Nun laßt mich machen! Jung  
ist jung. Und dieser andre Fortinbras  
ist noch nicht flügge. Darum schien er mir  
gemacht für seinen Auftrag. Treibt er Unfug,  
mißbraucht die Truppenmacht an Dänmarks Grenzen  
wohl gar ein wenig, nun, wir weisen's ab,  
dafür die Schuld zu tragen.

DER ENGLISCHE GESANDTE

Kam Eurer Majestät  
sonst neue Kunde zu aus Helsingör?  
Es wird gerüstet.

NORWEG

Wird gerüstet, ja.

Doch fehlt der Führer. Dieser Claudius  
ist keiner, höchstens seines Bruders Affe.

DER ENGLISCHE GESANDTE

Vielleicht auch mehr als das!

NORWEG

Nein, nein, nicht mehr!

DER ENGLISCHE GESANDTE

Nun, und der junge Hamlet?

NORWEG

Pah! ein Geck, ein Muttersöhnchen. Kommt es hoch,  
ein Bänkedrucker, Bücherwurm, was weiß ich.

DER ENGLISCHE GESANDTE

Und dennoch hat Prinz Hamlet großen Anhang,  
man liebt ihn. Die Armee steht hinter ihm.  
Hätt' er ein wenig kriegerischen Geist,  
der ganz ihm fehlt, wir hätten Grund zur Sorge.

NORWEG

Ein Knabe! Gute Weil', bis er ein Mann wird,  
wenn er es je wird. Laßt die Herren ein!

*Der Edelmann ab.*

*Cornelius und Voltimand treten ein.*

Seid mir willkommen, edle Lords!

CORNELIUS

Wir grüßen Eure Majestät gehorsamst.

VOLTIMAND

Mit Eu'r Erlaubnis füg' ich noch hinzu:  
wir sind gerührt, daß man so schnell uns vorläßt.

NORWEG

Wie kann dies anders sein: ihr kommt von Dänmark  
mit seinem königlichen Herrn, mit dem  
in enger Freundschaft wir verbunden sind  
als, wie ihr wißt, mit weiland König Hamlet.  
Allein auch ihn, den nun Verstorbnen, der



als Mann und Herrscher stets gleich groß erschien,  
trag' ich mit höchsten Ehren im Gedächtnis.  
Habt nun die Güte, sagt, warum ihr kommt!

VOLTIMAND

Zunächst, um Euer Majestät zu danken  
im Namen unsres Königs Claudius  
für alle Grüß' und Wünsche, die zur Krönung  
und Thronbesteigung seiner Majestät  
zu übermitteln Ihr die Gnade hattet.  
Auch lassen Ihre Majestäten Euch —  
beide, der König und die Königin —  
von Herzen Wünsche sagen zur Genesung,  
auch daß sie ins Gebet Euch schließen deshalb,  
Gott bittend, Euch gesund zu machen, Euch  
zu alter Kraft und Frische zu erneuern.  
Und was die Ländereien anbetrifft,  
rechtskräftig eingebüßt von Eurer Majestät  
an König Hamlet, sollen wir bestät'gen  
von unsrem Herrn noch einmal den Bescheid,  
der jüngst erteilt ward: gütlichem Verhandeln,  
da Seine Majestät der Krone Norwegs  
sich sehr verbunden fühlt und gerne sich  
erkenntlich zeigt, sei Tür und Tor geöffnet.

NORWEG

Dies ist's, was ich erwartete. Habt Dank!  
Doppelt willkommen! Dreifach! Hundertfach!  
Ich hoffe nun, ihr werdet eine Zeit  
uns schenken, lieben Freunde, lang genug  
für uns und unsren Wunsch, euch wohlzutun,  
und euch, die schönen Tage zu genießen,  
die unser Hofhalt euch bereiten soll.

CORNELIUS

Ein kleines bleibt noch übrig, hoher Herr.

NORWEG

Ein sehr geringes, wie ich sicher weiß,  
und vorher schon bewilligt.

## CORNELIUS

Peinlich ist es,  
zu klagen, wo man so viel Huld erfährt.  
Allein es muß sein, meine Pflicht verlangt's.  
Wir sind berichtet, daß Eu'r edler Neffe,  
der Euren hocherlauchten Namen trägt,  
der junge Fortinbras, an unsren Grenzen  
und teils sogar in unsern Grenzen schon  
mit Truppen steht. Dies hat durchaus den Schein  
des höchst Bedrohlichen, zumal die Truppenzahl  
sich täglich mehrt durch Werbung. Und die Werbung  
geschieht nicht nur in Norwegs Grenzen, sondern  
auch innerhalb der unsren.

## NORWEG

Laßt's genug sein!  
Dem Grünspecht geb' ich seine Lektion.  
O diese Bürschchen, die noch hinterm Ohr  
nicht trocken sind, was bündeln sie uns auf  
mit ihrem kindischen Übermut und mit  
der knabenhaften Lust am Trommeln, Pfeifen  
und am Soldatenspielen: alle Hände  
voll, ihren Unfug gutzumachen, hat man  
zu tun. Doch bleibt's dabei, wie Ihr sie nanntet,  
ist diese Sache eine Kleinigkeit  
und baldig abgestellt, des seid versichert.  
Ich lad' ihn vor, den Neffen. Findet sich's,  
daß irgend etwas gegen Dänemark  
in seinem Hirne spukt, so setz' ich ihn  
fest in Verhaft, und Seine Majestät  
mag ruhig sein. Dies alles sei versichert,  
nicht mündlich nur: wir geben's schwarz auf weiß.  
Und also wiederhol' ich: laßt's euch wohl sein,  
ihr lieben Lords, am Hof bei uns! Habt Dank!  
Auf Wiedersehn bei Tisch! Dann sollt ihr mir  
berichten, wie die Majestäten sich befinden,  
die durch Fortunens sonderbare Laune



den schwersten Unglückstag des Dänenreichs  
in einen Tag des Glücks gewandelt sahen,  
zum Staunen und zur Freude aller Welt.

*Cornelius und Voltimand ab.*

## ZWEITE SZENE

*Ein Zimmer im Hause des Polonius.*

*Polonius und Reinhold.*

POLONIUS

Gib ihm das Geld und die Papiere, Reinhold!

REINHOLD

Ja, gnäd'ger Herr.

POLONIUS

Ihr werdet mächtig klug tun, guter Reinhold,  
Euch zu erkund'gen, eh Ihr ihn besucht,  
wie sein Betragen ist.

REINHOLD

Das dacht' ich auch zu tun.

POLONIUS

Ei, gut gesagt! recht gut gesagt! Seht Ihr,  
erst fragt mir, was für Dänen in Paris sind!  
Erforscht das wie und wo und wann und was,  
wie's unter ihnen zugeht, was sie treiben!  
Kommt dann heraus, sie kennen meinen Sohn,  
so tastet Euch behutsam weiter vor  
und werdet schließlich dreister! Deutet an,  
er sei Euch irgendwie nicht unbekannt,  
Ihr saht den Vater einmal oder so,  
gelegentlich auch ihn, wenn auch nur flüchtig...  
Versteht Ihr, Reinhold?

REINHOLD

Völlig, gnäd'ger Herr.

POLONIUS

Jawohl: auch ihn, doch flüchtig, wie gesagt.

Und dann schlägt auf den Strauch, und nennt ihn  
Tollkopf,

erfindet Dinge, immer mit dem Zusatz;  
vorausgesetzt es sei der, den Ihr meint.  
Nichts Ehrenrühriges natürlich: Streiche,  
verwegene Jugendstreiche, wißt Ihr, wie sie  
ein ungebundnes Leben mit sich bringt.

REINHOLD

Als Spielen, Herr?

POLONIUS

Ja, oder Trinken, Raufen, Fluchen, Zanken,  
auch Huren — so weit könnt Ihr gehn.

REINHOLD

Das wären ehrenrührige Dinge, Herr.

POLONIUS

Ach was, nicht, wenn Ihr's nur zu wenden wißt.  
Macht keinen Lärm darum! Bringt's so heraus,  
als ließ' er höchstens seinem Jugendmut  
ein wenig allzusehr die Zügel schießen...  
Nun ja, er hat ein feuriges Gemüt,  
ist eben hitzig wie ein junges Vollblut,  
und höchst natürlich, was in ihm rumort.  
Ja, höchst natürlich.

REINHOLD

Aber bester Herr —

POLONIUS

Weswegen Ihr dies tun sollt?

REINHOLD

Ja, das wünscht' ich  
zu wissen, Herr.

POLONIUS

Ei nun, der Witz ist der,  
und wie ich denke, ist's ein Pfiff, der anschlägt,  
zeiht Ihr so kleiner Flecken meinen Sohn,  
als trüg' der Künstlerhände Male noch



ein eben wohlvollendet Werk... Dies merke!  
Wenn der Gewährsmann aber, den Ihr ausfragt,  
in Lastern, deren Ihr ihn habt beschuldigt,  
jemals den jungen Mann ertappt', seid sicher,  
dann stimmt er Euch auf solche Weise zu:  
„Mein Herr“, so etwa, oder auch: „mein Freund“,  
„mein Allerwertester!“ vielleicht, so oder so,  
wie nun dergleichen Phrasen sind — du weißt!

REINHOLD

Sehr wohl.

POLONIUS

Und hierauf tut er dies, — er tut — ja was wollte  
ich doch sagen? Beim Sakrament, ich habe was sa-  
gen wollen. Wo brach ich ab?

REINHOLD

Bei: stimmt er Euch auf solche Weise zu.

POLONIUS

Bei: stimmt er Euch auf solche Weise zu,  
und er bestätigt Euch: „Ich kenn' ihn wohl den Herrn,  
ich sah ihn gestern oder neulich mal  
oder wann es war, mit dem und dem!  
und wie Ihr sagt,  
da spielt' er hoch, da traf man ihn im Rausch,  
da rauft' er sich beim Ballspiel“, oder auch:  
„Ich sah ihn gehn in solch ein saubres Haus“ —  
will sagen: ein Bordell —, und mehr dergleichen.  
Seht nur, Euer Lügenköder fängt den Wahrheitskarpfen;  
so wissen wir, gewitzigt helles Volk,  
uns mit gewundner Rede vorwärtsspürend,  
durch einen Umweg auf den Weg zu kommen;  
und so, auf die von mir beschriebne Art,  
erfahrt Ihr Sichres über meinen Sprößling.  
Ihr habt's gefaßt, nicht wahr?

REINHOLD

Ja, gnäd'ger Herr.

POLONIUS

Nun, Gott mit Euch! Lebt wohl!

REINHOLD

Mein bester Herr...

POLONIUS

Verstehet seine Fehler aus Euch selbst!

REINHOLD

Das will ich tun.

POLONIUS

Und daß er die Musik mir fleißig treibt!

REINHOLD

Gut, gnäd'ger Herr.

*Ab.*

*Ophelia kommt.*

POLONIUS

Lebt wohl! — Wie nun, Ophelia, was gibt's?

OPHELIA

O lieber Herr, ich bin so sehr erschreckt!

POLONIUS

Wodurch, in Gottes Namen?

OPHELIA

Als ich in meinem Zimmer näht', auf einmal  
Prinz Hamlet — mit ganz aufgerißnem Wams,  
kein Hut auf seinem Kopf, die Strümpfe schmutzig  
und losgebunden auf den Knöcheln hängend,  
bleich wie sein Hemde, schlotternä mit den Knien,  
mit einem Blick, von Jammer so erfüllt,  
als wär' er aus der Hölle losgelassen,  
um Greuel kundzutun — so tritt er vor mich.

POLONIUS

Verrückt aus Liebe?

OPHELIA

Herr, ich weiß es nicht,  
allein ich fürcht' es wahrlich.

POLONIUS

Und was weiter?



#### OPHELIA

Er griff mich bei der Hand und hielt mich fest,  
dann lehnt' er sich zurück, so lang sein Arm;  
und mit der andern Hand so überm Auge,  
betrachtete er prüfend mein Gesicht,  
als wollt' er's zeichnen. Lange stand er so,  
zuletzt ein wenig schüttelnd meine Hand  
und dreimal hin und her den Kopf wie wägend,  
holt' er solch einen bangen, tiefen Seufzer,  
als wollt' er seinen ganzen Bau zertrümmern  
und endigen sein Dasein. Dies getan,  
läßt er mich gehn; und über seine Schultern  
den Kopf zurückgedreht, schien er den Weg  
zu finden ohne seine Augen; denn  
er ging zur Tür hinaus ohn' ihre Hilfe  
und wandte bis zuletzt ihr Licht auf mich.

#### POLONIUS

Geht mit mir, kommt, ich will den König suchen!  
Dies ist die wahre Schwärmerei der Liebe,  
die, ungestüm von Art, sich selbst zerstört  
und leitet zu verzweifelten Entschlüssen  
so oft als irgend eine Leidenschaft,  
die unterm Mond uns quält. Es tut mir leid —  
sagt, gabt Ihr ihm seit kurzem harte Worte?

#### OPHELIA

Nein, bester Herr, nur, wie Ihr mir befahlt,  
wies ich die Briefe ab und weigert' ihm  
den Zutritt.

#### POLONIUS

Das hat ihn verrückt gemacht.  
Es tut mir leid, ich nahm den Fall verkehrt,  
für Leichtsinn und gefährliche Tändelei,  
dir höchst verderblich. Doch verwünscht mein  
Argwohn!  
Wir Alten schießen meistens übers Ziel;

es war kein Grund, so schroff ihm zu begegnen,  
mag unvorsichtig auch die Jugend sein  
und schutzbedürftig. Doch sogleich zum König:  
er muß dies wissen. Es vor ihm verbergen —  
wieviel uns auch die Wahrheit immerhin  
mag Schaden bringen — heiße Schlimmeres  
heraufbeschwören über uns. So komm!

*Beide ab.*

### DRITTE SZENE

*Ein Zimmer im Schlosse.*

*König, Königin, Rosenkranz, Güldenstern, der englische  
Gesandte.*

KÖNIG

Willkommen, Rosenkranz und Güldenstern!  
Wir wünschten nicht nur sehnlich, euch zu sehn,  
auch das Bedürfnis eurer Dienste trieb  
uns zu der eiligen Sendung an. Ihr hörtet  
von der Verwandlung Hamlets schon: so nenn' ich's.  
Er ist verwandelt, gleicht sich selbst nicht mehr,  
innen wie außen. Seines Vaters Tod  
hat ihn verstört, so meint man. Die Erklärung  
befriedigt nicht mein fragendes Gemüt,  
das sich um diesen lieben Sohn besorgt.  
Die Kriegsgewölke über Dänemark,  
der drohende Blitz, der etwa darin lauert,  
sie ängsten uns und könnten wohl ihn ängsten.  
Allein er ist zu sehr dem Leben fremd,  
zu fern von allem Wirklichen und auch  
noch allzu jung. Drum, liebe Herren, seid —  
da ihr von Kindheit auf mit ihm erzogen —  
ersucht, die Jugendfreundschaft zu erneuern  
nach Möglichkeit. Sucht der Verdüsterung  
des Prinzen, wo es angeht, zu begegnen  
mit dem, was eure Jugend heiter machte!



Verstrickt ihn in unschuldige Fröhlichkeit,  
und überdem sucht hinter das zu dringen,  
was etwa, uns verborgen, ihn bedrückt!  
Wir sind bereit, von irgendwelcher Schuld  
mit elterlicher Lieb' ihn freizusprechen.

KÖNIGIN

Tut, was ihr könnt, ihr lieben Herrn! Ich kenne  
kein zweites Paar von Namen, das so oft  
auf seine Lippen kommt als Rosenkranz  
und Güldenstern. Und wahrhaft liebt er euch.  
Auf euch liegt unsre Hoffnung, täuscht sie nicht,  
und was ihr tut, wird unvergessen bleiben  
und uns aufs höchste euch verpflichten.

ROSENKRANZ

Dank!

Es haben Eure Majestäten zu  
befehlen, nicht zu bitten.

GÜLDENSTERN

Wir gehören  
mit Leib und Seele Euren Majestäten.

KÖNIG

Dank, Rosenkranz und lieber Güldenstern!

KÖNIGIN

Dank, Güldenstern und lieber Rosenkranz!  
Sucht unverzüglich doch den Prinzen auf!  
Ich bin beruhigt, weiß ich euch erst bei ihm,  
denn so beängstigend scheint mir sein Zustand,  
daß die Sekunde Schlimmstes etwa zeitigt.

GÜLDENSTERN

Der Himmel gebe Segen unserm Auftrag  
und unserm Tun!

KÖNIGIN

So sei es, Amen!

KÖNIG

Amen!

*Rosenkranz und Güldenstern ab.*

Gertrud, ist's dir genehm, so würd' ich gern mit diesem edlen Lord und Peer von England zwei Worte im Vertrauen reden.

KÖNIGIN

Wohl!

*Königin ab.*

KÖNIG

Wie seht Ihr dieses Prinzen Sache an?

DER ENGLISCHE GESANDTE

Die Antwort ist nicht leicht und auch der Fall nicht, wie Eure Majestät ganz richtig fühlt.

KÖNIG

Bringt mich auf eine Fährte, wenn Ihr könnt!

DER ENGLISCHE GESANDTE

Die Mutter war sein Abgott, ganz wie er der Mutter Abgott ist.

KÖNIG

Nun ja, mag sein.

Was weiter?

DER ENGLISCHE GESANDTE

Und sein Vater war der Inbegriff von allen Tugenden.

KÖNIG

Er ist ein Träumer.

DER ENGLISCHE GESANDTE

Träumer sind voll Ehrgeiz.

Auch dies ist zu beachten und sein Anspruch auf das, was ihm und manchem andren noch als sein rechtmäßiges Erbe gilt.

KÖNIG

Der Thron?

DER ENGLISCHE GESANDTE

Verschickt ihn! Sei es immerhin nach England, damit er in den Wirren, die Euch drohn, nicht noch den Feind im eignen Hause mache!



KÖNIG

So sei's! Ich habe England mir verbunden  
sogleich beim Antritt meines höchsten Amts  
durch Nachlaß harter Lasten. Und ich darf  
auf Gegendienste rechnen.

DER ENGLISCHE GESANDTE

Ganz gewiß.

*Polonius kommt.*

POLONIUS

Mein König, die Gesandten sind von Norweg  
froh wieder heimgekehrt.

KÖNIG

Du warest stets der Vater guter Zeitung.

POLONIUS

Nicht wahr? Ja, so ist's wirklich, bester Herr:  
so hoch wie meine Seele steht die Pflicht mir,  
sogleich nach meinem Gotte kommt mein König.  
Zum zweiten Guten also, das ich weiß —  
oder ich habe meine Findigkeit  
nicht mehr! — Es ist heraus, was für den Irrsinn  
des Prinzen die geheime Ursach' abgibt.

KÖNIG

Das ist es, was wir wissen wollen. Sprecht!

POLONIUS

Eins nach dem andern: die Gesandten erst,  
dann kommt vom guten Schmaus der gute Nachtisch.

*Die Königin kommt, Polonius ab.*

KÖNIG

Er sagt mir, liebe Gertrud, daß er jetzt  
den Grund der Krankheit Eures Sohnes wisse.

KÖNIGIN

Ich fürcht', es ist nichts andres als das eine:  
des Vaters Tod und unsre hastige Heirat.

KÖNIG

Dies sind zwei Dingel! — Später mehr davon!

*Polonius kommt mit Voltimand und Cornelius zurück.*

Willkommen, liebe Freunde! Voltimand,  
sagt, was Ihr bringt von unsrem Bruder Norweg!

VOLTIMAND

Erwiderung der schönsten Grüß' und Wünsche.  
Auf unser erstes sandt er aus und hemmte  
die Werbungen des Neffen, die er hielt  
für Zurüstungen gegen den Polacken;  
doch näher untersucht, fand er, sie gingen  
auf Eure Hoheit wirklich. Drob gekränkt,  
daß seine Krankheit, seine Altersschwäche  
so arg mißbraucht sei, gab er Haftbefehl  
und ließ den Neffen vor sich bringen: er  
empfängt Verweise von dem alten Norweg  
und muß ihm schließlich schwören, niemals mehr  
die Waffen wider Dänemark zu kehren.  
Der alte Norweg ist damit zufrieden,  
und um den Tatendrang des jungen Herrn  
ein wenig zu beschäft'gen, gibt er ihm  
Vollmacht in einem Handel wider Polen,  
dreitausend Kronen jährlich Schmerzensgeld  
und bittet Eure Majestät, Ihr möchtet  
der Unternehmung keinen Widerstand  
entgegensetzen. Denn es handelt sich  
um einen Truppendurchzug durch Gebiete,  
entlegen zwar, des Dänenreichs. Doch sollen  
sie scharf umrissen werden durch Vertrag.

KÖNIG

Was haltet Ihr von dieser Botschaft?

DER ENGLISCHE GESANDTE

Nichts.

KÖNIG

Wir kommen später noch darauf zurück.  
Fürs erste sind wir sehr zufrieden. Dank  
für eure Müh', sie war wohl angewandt.  
Bei Tafel sehn wir uns. Indes lebt wohl!  
*Voltimand und Cornelius ab.*



POLONIUS

So wäre dies Geschäft nun wohl vollbracht.

KÖNIG

Ja, wenn man will, gewiß. Doch nun zum zweiten,  
von dem ich mehr noch mir versprechen möchte  
und muß, sofern es uns befriedigen soll.

DER ENGLISCHE GESANDTE

So bitt' ich Eure Majestäten denn  
um Urlaub.

KÖNIG

Bis zur Tafel, länger nicht;  
denn viel ist zu erörtern zwischen uns.

*Der englische Gesandte ab.*

Zu dir nun: rede frei!

POLONIUS

So frei wie stets.

Mein Fürst und gnäd'ge Fürstin, zu erörtern,  
was Majestät ist, was Ergebenheit,  
warum Tag Tag, Nacht Nacht, die Zeit die Zeit —  
das hieße Tag und Nacht und Zeit verschwenden.  
Weil Kürze denn des Witzes Seele ist,  
Weitschweifigkeit der Leib und äußre Zierat,  
fass' ich mich kurz. Eu'r edler Sohn ist toll!  
Toll nenn' ich's: denn worin besteht der Irrsinn,  
als daß man gar nichts andres ist als toll.  
Doch das mag sein.

KÖNIGIN

Zur Sache ohne Umschweif!

POLONIUS

Nach meiner Art: schlicht, kurz und klar wie immer.  
Toll ist er, das ist wahr. Wahr ist's, 's ist schade,  
und schade, daß es wahr ist. Doch dies ist  
'ne törichte Figur, sie fahre wohl!  
Um ohne Umschweif' nun zu Werk zu gehn:  
wir nehmen ihn für toll. Jetzt bliebe übrig,  
daß wir den Grund von dem Effekt ergründen,

den Grund ergründen mehr von dem Defekt,  
denn dieser Defektiv-Effekt hat Grund.  
So steht's nun, und der Sache Stand ist dies:  
Erwägt!

Ich hab' 'ne Tochter — hab' sie, weil sie mein —,  
die mir aus schuldigem Gehorsam, seht,  
dies hier gegeben: schließt und ratet nun!

„An die himmlische und den Abgott meiner Seele, die  
lieb reizende Ophelia.“ — Das ist eine schlechte Redensart,  
eine gemeine Redensart; „lieb reizende“ ist eine  
gemeine Redensart. Aber hört nur weiter: „An ihren  
trefflichen zarten Busen diese Zeilen“, und so weiter.

KÖNIGIN

Hat Hamlet dies an sie geschickt?

POLONIUS

Geduld nur, gnäd'ge Frau, ich meld' Euch alles.

„Zweifle an der Sonne Klarheit,  
zweifle an der Sterne Licht,  
zweifel', ob lügen kann die Wahrheit,  
nur an meiner Liebe nicht!

O liebe Ophelia, es gelingt mir schlecht mit dem  
Silbenmaße. Ich besitze die Kunst nicht, meine Seufzer  
zu messen, aber daß ich dich bestens liebe, o Allerbeste,  
das glaube mir! Leb wohl! Der Deinige auf ewig, teuer-  
stes Fräulein, solange diese Maschine ihm zugehört.

Hamlet“

Dies hat mir meine Tochter schuldigermaßen  
gezeigt und überdies sein dringend Werben,  
wie sich's nach Zeit und Weis' und Ort begab,  
gehorsam mir bekannt.

KÖNIG

Allein wie nahm sie seine Liebe auf?

POLONIUS

Was denket Ihr von mir?



KÖNIG

Daß Ihr ein Mann von Treu' und Ehre seid.

POLONIUS

Gern möcht' ich's zeigen. Doch was dächtet Ihr, hätt' ich gesehn, wie diese heiße Liebe sich anspann — und ich merkt' es, müßt Ihr wissen, eh meine Tochter mir's gesagt — was dächtet Ihr oder meine teure Majestät, Eu'r königlich Gemahl, hätt' ich dabei Briefftasche oder Schreibepult gespielt, was dächtet Ihr?! Nein, ich ging rund heraus und sagte so zu meinem jungen Fräulein: „Prinz Hamlet ist ein Fürst, zu hoch für dich; dies darf nicht sein“, und dann schrieb ich ihr vor, daß sie vor seinem Umgang sich verschlösse, Boten und jegliche Geschenke abwies'. Drauf machte sie sich meinen Rat zunutz, und er, verstoßen, — um es kurz zu machen —, fiel in 'ne Traurigkeit, dann in ein Fasten; drauf in ein Wachen, dann in eine Schwäche; dann in Zerstreung und durch solche Stufen in die Verrücktheit, die ihn jetzt verwirrt und sämtlich uns betrübt.

KÖNIG

Denkt Ihr, dies sei's?

KÖNIGIN

Es kann wohl sein, sehr möglich.

POLONIUS

Habt Ihr's schon je erlebt, das möcht ich wissen, daß ich mit Zuversicht gesagt: „So ist's!“, wenn es sich anders fand?

KÖNIG

Nicht daß ich wüßte.

POLONIUS

*indem er auf seinen Kopf und Schultern zeigt:*  
Trennt dies von dem, wenn's anders sich verhält!

Wenn eine Spur mich leitet, will ich finden,  
wo Wahrheit steckt, und steckte sie auch recht  
im Mittelpunkt.

KÖNIG

Wie läßt sich's näher prüfen?

POLONIUS

Er wandelt stundenlang hier auf und ab  
in dieser Galerie.

KÖNIGIN

Das tut er wirklich.

POLONIUS

So geb' ich meiner Tochter denn Erlaubnis,  
ihn hier zu treffen. Wir verstecken uns  
und sehn, was vorgeht: wenn er sie nicht liebt,  
und ihn nicht Lieb' um den Verstand gebracht,  
dann will ich nimmermehr ein Staatsmann sein;  
laßt mich das Land bebaun und Leute halten!

KÖNIG

Wir wollen sehn.

*Hamlet kommt lesend.*

KÖNIGIN

Seht, seht, wie der bejammernswürdige Arme  
dort kommt und liest!

POLONIUS

Fort! Ich ersuch euch, beide fort von hier!  
Ich mache gleich mich an ihn. O erlaubt!

*König, Königin und Gefolge ab.*

Wie geht es meinem besten Prinzen Hamlet?

HAMLET

Gut, dem Himmel sei Dank.

POLONIUS

Kennt Ihr mich, gnäd'ger Herr?

HAMLET

Vollkommen. Ihr seid ein Fischhändler.

POLONIUS

Das nicht, mein Prinz.



HAMLET

So wollt' ich, daß Ihr ein so ehrlicher Mann wärt.

POLONIUS

Ehrlich, mein Prinz?

HAMLET

Ja, Herr, ehrlich sein heißt, wie es in dieser Welt hergeht, ein Auserwählter unter zehntausenden sein.

POLONIUS

Sehr wahr, mein Prinz!

HAMLET

Denn wenn die Sonne Maden in einem toten Hund ausbrütet: eine Gottheit, die Aas küßt — habt Ihr eine Tochter?

POLONIUS

Ja, mein Prinz.

HAMLET

Laßt sie nicht in der Sonne gehn! Gaben sind ein Segen: aber da Eure Tochter empfangen könnte — seht Euch vor, Freund!

POLONIUS

Wie meint Ihr das? *Beiseite:* Immer auf meine Tochter angespielt. Und doch kannte er mich zuerst nicht; er sagte, ich wäre ein Fischhändler. Es ist weit mit ihm gekommen, sehr weit! Und wahrlich, in meiner Jugend brachte mich die Liebe auch in große Drangsale, fast so schlimm wie ihn. Ich will ihn wieder anreden. — Was leset Ihr, mein Prinz?

HAMLET

Worte, Worte, Worte.

POLONIUS

Aber wovon handeln sie?

HAMLET

Wer handelt?

POLONIUS

Ich meine, was in dem Buche steht, mein Prinz.

HAMLET

Verleumdungen, Herr, denn der satirische Schuft da sagt, daß alte Männer graue Bärte haben; daß ihre Gesichter runzlig sind; daß ihnen zäher Ambra und Harz aus den Augen trieft, daß sie einen überflüssigen Mangel an Witz und daneben sehr kraftlose Lenden haben. Ob ich nun gleich von allem diesem inniglich und festiglich überzeugt bin, so halte ich es doch nicht für billig, es so zu Papier zu bringen. Denn Ihr selbst, Herr, würdet so alt werden wie ich, wenn Ihr wie ein Krebs rückwärtsgehen könntet.

POLONIUS

Ist dies schon Tollheit, hat es doch Methode. Wollt Ihr nicht aus der Luft gehn, Prinz?

HAMLET

In mein Grab?

POLONIUS

Ja, das wäre wirklich aus der Luft. — Mein gnädigster Herr, ich will ehrerbietigst meinen Abschied von Euch nehmen.

HAMLET

Ihr könnt nichts von mir nehmen, Herr, das ich lieber fahren ließe — bis auf mein Leben, bis auf mein Leben, bis auf mein Leben.

POLONIUS

Lebt wohl, mein Prinz!

HAMLET

Die langweiligen alten Narren!

*Rosenkranz und Güldenstern kommen.*

POLONIUS

Ihr sucht den Prinzen Hamlet: dort ist er.

ROSENKRANZ

*zu Polonius:*

Gott grüß' Euch, Herr! *Polonius ab.*

GÜLDENSTERN

Verehrter Prinz —



ROSENKRANZ

Mein teurer Prinz —

HAMLET

Meine trefflichen guten Freunde! Was machst du, GÜLDENSTERN? Ah, ROSENKRANZ! Gute Burschen, wie geht's euch?

ROSENKRANZ

Wie mittelmäßigen Söhnen dieser Erde.

GÜLDENSTERN

Glücklich, weil wir nicht überglücklich sind, wir sind der Knopf nicht auf Fortunas Mütze.

HAMLET

Noch die Sohlen ihrer Schuhe?

ROSENKRANZ

Auch das nicht, gnäd'ger Herr.

HAMLET

Ihr wohnt also in der Gegend ihres Gürtels oder im Mittelpunkte ihrer Gunst?

GÜLDENSTERN

Ja wirklich, wir sind mit ihr vertraut.

HAMLET

Im Schoße des Glücks? O sehr wahr, sie ist eine Metze! Was gibt es Neues?

ROSENKRANZ

Nichts, mein Prinz, außer daß die Welt ehrlich geworden ist.

HAMLET

So steht der Jüngste Tag bevor; aber eure Neuigkeit ist nicht wahr. Laßt mich euch näher befragen: worin habt ihr, meine guten Freunde, es bei Fortunen gesehen, daß sie euch hierher ins Gefängnis schickt?

GÜLDENSTERN

Ins Gefängnis, mein Prinz?

HAMLET

Dänemark ist ein Gefängnis.

ROSENKRANZ

So ist die Welt auch eins.

HAMLET

Ein stattliches, worin es viele Verschlüge, Löcher und Kerker gibt. Dänemark ist einer der schlimmsten.

ROSENKRANZ

Wir denken nicht so davon, mein Prinz.

HAMLET

Nun, so ist es keines für euch, denn an sich ist nichts weder gut noch böse; das Denken macht es erst dazu. Für mich ist es ein Gefängnis.

ROSENKRANZ

Nun, so macht es Euer Ehrgeiz dazu; es ist zu eng für Euren Geist.

HAMLET

O Gott, ich könnte in eine Nußschale eingesperrt sein und mich für einen König von unermesslichem Gebiet halten, wenn nur meine bösen Träume nicht wären.

GÜLDENSTERN

Diese Träume sind in der Tat Ehrgeiz; denn das eigentliche Wesen des Ehrgeizes ist nur der Schatten eines Traumes.

HAMLET

Ein Traum ist selbst nur ein Schatten.

ROSENKRANZ

Freilich, und mir scheint der Ehrgeiz von so luftiger und loser Beschaffenheit, daß er nur der Schatten eines Schattens ist.

HAMLET

So sind also unsre Bettler Körper und unsre Monarchen und gespreizten Helden der Bettler Schatten. Sollen wir an den Hof? Denn bei Gott, mich plagt der Stumpfsinn.

ROSENKRANZ und GÜLDENSTERN

Wir sind beide zu Euren Diensten.



HAMLET

Nichts dergleichen. Ich will euch nicht zu meinen übrigen Dienern rechnen; denn um wie ein ehrlicher Mann mit euch zu reden: mein Gefolge ist abscheulich. Aber um auf der ebenen Heerstraße der Freundschaft zu bleiben: was macht ihr in Helsingör?

ROSENKRANZ

Wir wollten Euch besuchen, nichts andres.

HAMLET

Ich Bettler, der ich bin, sogar an Dank bin ich arm. Aber ich danke euch, und gewiß, lieben Freunde, mein Dank ist um einen Heller zu teuer. Hat man nicht nach euch geschickt? Ist es eure eigne Neigung? Ein freiwilliger Besuch? Kommt, kommt, geht ehrlich mit mir um! wohlan! nun sagt doch!

GÜLDENSTERN

Was könnten wir sagen, gnädiger Herr?

HAMLET

Was ihr wollt — außer das Rechte. Man hat nach euch geschickt, und es liegt eine Art Bekenntnis in euren Blicken, die zu verfälschen euch die Gerissenheit fehlt. Ich weiß, der gute König und die Königin haben nach euch geschickt.

ROSENKRANZ

Warum, mein Prinz?

HAMLET

Das muß ich von euch erfahren. Aber ich beschwöre euch, bei den Rechten unserer Schulfreundschaft, bei der Eintracht unserer Jugend, bei der Verbindlichkeit unserer stets bewahrten Liebe und bei allem noch Teurerem, was euch dringlichere Überredungskunst ans Herz legen könnte: geht geradeheraus gegen mich, ob man nach euch geschickt hat oder nicht!

ROSENKRANZ

*Zu Güldenstern:* Was sagt Ihr?

HAMLET

*Beiseite:* So, nun habe ich euch schon weg. — Wenn ihr mich liebt, haltet nicht zurück!

GÜLDENSTERN

Gnädiger Herr, man hat nach uns geschickt.

HAMLET

Ich will euch sagen, warum; so wird mein Erraten eurer Entdeckung zuvorkommen, und eure Verschwiegenheit gegen den König und die Königin braucht keinen Zollbreit zu wanken. Ich habe seit kurzem, ich weiß nicht wodurch, alle meine Heiterkeit eingebüßt, meine gewohnten Übungen aufgegeben. Und es steht in der Tat so übel um meine Gemütslage, daß die Erde, dieser treffliche Bau, mir nur ein kahles Vorgebirge scheint; seht ihr, dieser herrliche Baldachin, die Luft, dies wackre umwölbende Firmament, dies majestätische Dach mit goldenem Feuer ausgelegt: kommt es mir doch nicht anders vor als ein fauler verpesteter Haufe von Dünsten. Welch ein Meisterwerk ist der Mensch! wie edel durch Vernunft! wie unbegrenzt an Fähigkeiten! in Gestalt und Bewegung wie bedeutend und wunderwürdig! im Handeln wie ähnlich einem Engel! im Begreifen wie ähnlich einem Gott! die Zierde der Welt! das Vorbild der Lebendigen! Und doch, was ist mir diese Quintessenz von Staub? Ich habe keine Lust am Manne — und am Weibe auch nicht, wiewohl ihr das durch euer Lächeln zu sagen scheint.

ROSENKRANZ

Mein Prinz, ich hatte nichts dergleichen im Sinne.

HAMLET

Weswegen lachtet ihr denn, als ich sagte: ich habe keine Lust am Manne?

ROSENKRANZ

Ich dachte, wenn dem so ist, welche Fastenbewirtung die Schauspieler bei Euch finden werden. Wir



holten sie unterwegs ein, sie kommen her, um Euch ihre Dienste anzubieten.

HAMLET

Der den König spielt, soll willkommen sein, Seine Majestät soll Tribut von mir empfangen; der fahrende Ritter soll seine Klinge und seine Tartsche brauchen; der Liebhaber soll nicht unentgeltlich seufzen; der Launige soll seine Rolle in Frieden endigen; der Narr soll den lachen machen, der ein kitzliges Zwerchfell hat; und das Fräulein soll ihre Gesinnung frei heraus sagen, oder die Verse sollen dafür hinken. — Was für eine Gesellschaft ist es?

ROSENKRANZ

Dieselbe, an der ihr so viel Vergnügen zu finden pflegtet: die Schauspieler aus der Stadt.

HAMLET

Wie kommt es, daß sie umherziehen? Ein fester Aufenthalt war vorteilhafter, sowohl für ihren Ruf als ihre Einnahme.

ROSENKRANZ

Ich glaube, diese Unterbrechung rührt von der kürzlich aufgekommenen Neuerung her.

HAMLET

Genießen sie noch dieselbe Achtung wie damals, da ich in der Stadt war? Besucht man sie ebensosehr?

ROSENKRANZ

Nein, freilich nicht.

HAMLET

Wie kommt das, werden sie rostig?

ROSENKRANZ

Nein, ihre Bemühungen halten den gewohnten Schritt; aber es hat sich da eine Brut von Kindern angefunden, kleine Nestlinge, die immer über das Gespräch hinaus schrein und höchst grausamlich dafür beklatscht werden. Diese sind jetzt Mode und beschnattern die gewöhnlichen Theater — so nennen sie die andern — dergestalt,

daß viele, die Degen tragen, sich vor Gänsekielen fürchten und kaum wagen hinzugehen.

HAMLET

Wie, sind es Kinder? Wer unterhält sie? Wie werden sie besoldet? Wollen sie nicht länger bei der Kunst bleiben, als sie den Diskant singen können? Werden sie nicht nachher sagen, wenn sie zu gemeinen Schauspielern heranwachsen — wie sehr zu vermuten ist, wenn sie sich auf nichts Besseres stützen —, daß ihre Komödienschreiber unrecht tun, sie gegen ihre eigene Zukunft deklamieren zu lassen?

ROSENKRANZ

Wahrhaftig, es hat auf beiden Seiten viel zu tun gegeben, und das Volk macht sich kein Gewissen daraus, sie zum Streit aufzuhetzen. Eine Zeitlang war kein Geld mit einem Stück zu gewinnen, wenn Dichter und Schauspieler sich nicht darin mit ihren Gegnern herumzausten.

HAMLET

Ist es möglich?

GÜLDENSTERN

Oh, es ist viel Hirnschmalz verschleudert worden.

HAMLET

Haben es die Kinder aufgelesen?

ROSENKRANZ

Und ob, gnädiger Herr, Herkules und seine Last obendrein.

HAMLET

Es ist nicht sehr zu verwundern: denn mein Onkel ist König von Dänemark, und eben die, welche ihm Gesichter zogen, solange mein Vater lebte, geben zwanzig, vierzig, fünfzig bis hundert Dukaten für sein Porträt in Miniatur. Wetter, es liegt hierin etwas Übernatürliches, wenn die Philosophie es nur ausfindig machen könnte.

*Trompetenstoß hinter der Szene.*



GÜLDENSTERN

Da sind die Schauspieler.

HAMLET

Liebe Herren, ihr seid willkommen zu Helsingör. Gebt mir eure Hände! Wohlan! Manieren und Komplimente sind das Zubehör der Bewillkommnung. Laßt mich euch auf diese Weise begrüßen, damit nicht mein Benehmen gegen die Schauspieler — das, sag' ich euch, sich äußerlich gut ausnehmen muß — einem Empfang ähnlicher sehe als mein Verhalten gegen euch. Ihr seid willkommen, aber mein Onkel-Vater und meine Tante-Mutter irren sich.

GÜLDENSTERN

Worin, mein teurer Prinz?

HAMLET

Ich bin nur toll bei Nordnordwest; wenn der Wind südlich ist, kann ich einen Habicht von einer Handsäge unterscheiden.

*Polonius kommt.*

POLONIUS

Es gehe euch wohl, meine Herren!

HAMLET

Hört, Guldenstern, — und auch Ihr, Rosenkranz: an jedes Ohr einen Hörer: der große Kindskopf, den ihr da seht, ist noch nicht aus den Windeln.

ROSENKRANZ

Aus den ersten vielleicht, aber das Alter hat ihn zum zweiten Male in die Windeln gelegt.

HAMLET

Ich prophezeie, daß er kommt, um mir von den Schauspielern zu sagen. Gebt acht! — Ganz richtig, Herr, am Montag morgen, da war es eben.

POLONIUS

Gnädiger Herr, ich habe Euch Neuigkeiten zu melden. —

HAMLET

Gnädiger Herr, ich habe Euch Neuigkeiten zu melden. — Als Roscius ein Schauspieler zu Rom war —

POLONIUS

Die Schauspieler sind hergekommen, gnädiger Herr.

HAMLET

Lirum, Larum.

POLONIUS

Auf meine Ehre —

HAMLET

„Auf seinem Eslein jeder kam“ —

POLONIUS

Die besten Schauspieler in der Welt, sei es für Tragödie, Komödie, Historie, Pastorale, Pastoral-Komödie, Historiko-Pastorale, Tragiko-Historie, Tragiko-Komiko-Historiko-Pastorale, für unteilbare Handlung oder fortgehendes Gedicht. Seneca kann für sie nicht zu traurig noch Plautus zu lustig sein. Für das Aufgeschriebene und für den Stegreif haben sie ihresgleichen nicht.

HAMLET

„O Jephtha, Richter Israels“ —

welchen Schatz hattest du?

POLONIUS

Welchen Schatz hatte er, gnädiger Herr?

HAMLET

Nun:

„Hätt' ein schön Töchterlein, nicht mehr,  
die liebt er aus der Maßen sehr.“

POLONIUS

*beiseite:*

Immer meine Tochter.

HAMLET

Habe ich nicht recht, alter Jephtha?

POLONIUS

Wenn Ihr mich Jephtha nennt, gnäd'ger Herr, so habe ich eine Tochter, die ich aus der Maßen sehr liebe.

HAMLET

Nein, das folgt nicht.



POLONIUS

Was folgt denn, gnäd'ger Herr?

HAMLET

Ei:

„Wie das Los fiel,  
nach Gottes Will'...“

und dann, nicht wahr:

„Hierauf geschah's,  
wie zu vermuten was“ —

Aber Ihr könnt das im ersten Abschnitt des Weihnachtliedes weiter nachlesen; denn seht, da kommen die Störenfriede unseres Dialogs!

*Vier oder fünf Schauspieler kommen.*

Seid willkommen, ihr Herren! willkommen alle! — Ich freue mich, dich wohl zu sehen. — Willkommen, meine guten Freunde! — Ach, alter Freund, wie ist dein Gesicht betrodelt, seit ich dich zuletzt sah! Willst du mir Angst machen? — Ei, meine schöne junge Dame! Bei unsrer Frauen, Eure Magdschaft sind dem Himmel um die Höhe eines Stiefelabsatzes näher gerückt, seit ich Euch zuletzt sah. Gebe Gott, daß der Stimmbruch nicht das helle Gold Eurer Kehle außer Kurs gesetzt habe wie ein angebrochenes Goldstück! — Willkommen alle, ihr Braven! Wir wollen frisch daran, wie französische Falkeniere auf alles losfliegen, was uns vorkommt. Gleich etwas vorgestellt! Laßt uns eine Probe eurer Kunst sehen! Wohlan! eine leidenschaftliche Tirade.

ERSTER SCHAUSPIELER

Welche Tirade, mein Prinz?

HAMLET

Ich hörte dich einmal etwas vortragen, nicht im Theater, nur so. Das dazugehörige Stück wurde kaum aufgeführt oder höchstens einmal. Das Publikum lehnte es ab: es war Kaviar für den Klüngel. Aber wie ich und andere es ansahen, deren Urteil ich höher schätzen muß als mein eigenes, war es ein ausgezeichnetes Stück, klar

disponiert, mit ebensoviel Umsicht als Geschick abgefaßt. Ich erinnere mich, daß jemand sagte, es fehle der Paprika in den Phrasen, um die Sinne zu kitzeln, und ihr Sinn ergebe sich auf eine wohltuende Weise schlichthin. Der Dichter verirre sich niemals in Zierrerei. Seine Art, sich zu geben, sei überall klar und gesund, ohne Schnörkel, schön durch sich selbst. Einen Passus in deinem Vortrag liebte ich ganz besonders; es war in der Erzählung des Äneas vor Dido, ungefähr daherum, wo er von der Ermordung des Priamus spricht. Wenn du es noch im Gedächtnis hast, so fange bei der Zeile an... halt, wartet! gleich — einen Augenblick — „Der rauhe Pyrrhus, gleich Hyrkaniens Leu'n“ — nein, ich irre mich, aber es fängt mit Pyrrhus an:

„Der rauhe Pyrrhus, er, des düstre Waffen,  
schwarz wie sein Vorsatz, gleichen jener Nacht,  
wo er sich barg im unglückschwängern Roß,  
hat jetzt die furchtbare Gestalt beschmiert  
mit grauserer Heraldik: rote Farbe  
ist er von Haupt zu Fuß: scheußlich geschmückt  
mit Blut der Väter, Töchter, Mütter, Söhne,  
gedörrt und klebend durch der Straßen Glut,  
die grausames, verfluchtes Licht verleihn  
zu ihres Herrn Mord. Heiß von Zorn und Feuer,  
bestrichen mit verdicktem Blut, mit Augen,  
Karfunkeln gleichend, sucht der höllische Pyrrhus  
Altvater Priamus...“

Fahrt nun so fort!

#### POLONIUS

Bei Gott, mein Prinz, wohl vorgetragen: gut betont und mit gutem Anstande.

#### ERSTER SCHAUSPIELER

...„Er find't alsbald ihn,  
wie er den Feind verfehlt: sein altes Schwert  
gehört nicht seinem Arm; liegt, wie es fällt,



unachtsam des Befehls. Ungleich gepaart  
stürzt Pyrrhus auf den Priam, holt weit aus:  
doch bloß vom Sausen seines grimmen Schwertes  
fällt der entnervte Vater. Ilium  
schien, leblos, dennoch diesen Streich zu fühlen;  
es bückt sein Flammengipfel sich hinab  
bis auf den Grund und nimmt mit furchtbarm Krachen  
gefangen Pyrrhus' Ohr: denn seht, sein Schwert,  
das schon sich senkt auf des ehrwürdigen Priam  
milchweißes Haupt, schien in der Luft gehemmt.  
So stand er, ein gemalter Wütrich, da  
und, wie parteilos zwischen Kraft und Willen,  
tat nichts.

Doch wie wir oftmals sehn vor einem Sturm  
ein Schweigen in den Himmeln, still die Wolken,  
die Winde sprachlos und der Erdball drunten  
dumpf wie der Tod — mit eins zerreißt die Luft  
der grause Donner: so nach Pyrrhus' Säumnis  
treibt ihn erweckte Rach' aufs neu zum Werk;  
und niemals trafen der Kyklopen Hämmer  
die Rüstung Mars', gestählt für ewige Dauer,  
fühlloser, als des Pyrrhus blutiges Schwert  
jetzt fällt auf Priamus. —

Pfui, Metze du, Fortuna! All ihr Götter  
im großen Rat, nehmt ihre Macht hinweg;  
brecht alle Speichen, Felgen ihres Rades,  
die runde Nabe roll' vom Himmelsberg  
hinunter bis zur Hölle!“

POLONIUS

Das ist zu lang.

HAMLET

Es soll mit Eurem Barte zum Barbier. — Ich bitte dich,  
weiter! Er mag gern eine Posse oder eine Zote, sonst  
schläft er. Sprich weiter, komm auf Hekuba!

ERSTER SCHAUSPIELER

„Doch wer, o Jammer!  
die schlotterichte Königin gesehn —“

HAMLET

Die schlotterichte Königin?

POLONIUS

Das ist gut; schlotterichte Königin ist gut.

ERSTER SCHAUSPIELER

„...wie barfuß sie umherlief und den Flammen  
mit Tränengüssen drohte; einen Lappen  
auf diesem Haupte, wo das Diadem  
vor kurzem stand; und an Gewandes Statt  
um die von Wehn erschöpften, magern Weichen  
ein Laken, in des Schreckens Hast ergriffen;  
wer das gesehn, mit giftigem Schelten hätte  
der an Fortunen Hochverrat verübt.

Doch wenn die Götter selbst sie da gesehn,  
als sie den Pyrrhus argen Hohn sah treiben,  
zerfetzend mit dem Schwert des Gatten Leib:  
der erste Ausbruch ihres Schreies hätte,  
ist ihnen Sterbliches nicht gänzlich fremd,  
des Himmels glühnde Augen taun gemacht  
und Götter Mitleid fühlen.“

POLONIUS

Seht doch, hat er nicht die Farbe verändert und Tränen  
in den Augen? — Bitte, halt inne!

HAMLET

Es ist gut, du sollst mir das übrige nächstens her-  
sagen! — Lieber Herr, wollt Ihr für die Bewirtung der  
Schauspieler sorgen? Hört Ihr, laßt sie gut behandeln,  
denn sie sind der Spiegel und die abgekürzte Chronik  
des Zeitalters. Es wäre Euch besser, nach dem Tode  
eine schlechte Grabschrift zu haben, als üble Nachrede  
von ihnen, solange Ihr lebt —



POLONIUS

Gnäd'ger Herr, ich will sie nach ihrem Verdienst behandeln.

HAMLET

Potzwetter, Mann, viel besser! Behandelt jeden Menschen nach seinem Verdienst, und wer ist vor Schlägen sicher? Behandelt sie nach Eurer eignen Ehre und Würdigkeit; je weniger sie verdienen, desto mehr Verdienst hat Eure Güte. Nehmt sie mit!

POLONIUS

Kommt, ihr Herren!

HAMLET

Folgt ihm, meine Freunde, morgen soll ein Stück aufgeführt werden! — Höre, alter Freund, könnt Ihr die Ermordung Gonzagos spielen?

ERSTER SCHAUSPIELER

Ja, gnäd'ger Herr.

HAMLET

Gebt uns das morgen abend! Ihr könntet im Notfall eine Rede von ungefähr zwölf bis sechzehn Zeilen auswendig lernen, die ich abfassen und einrücken möchte, nicht wahr?

ERSTER SCHAUSPIELER

Ja, gnäd'ger Herr.

HAMLET

Folgt dem Herrn, und daß ihr euch nicht über ihn lustig macht! *Polonius und die Schauspieler ab.* Meine guten Freunde, ich beurlaube mich von euch bis abends: ihr seid willkommen zu Helsingör.

ROSENKRANZ

Gnäd'ger Prinz —

*Rosenkranz und Gildenster ab.*

HAMLET

Nun, Gott geleit' euch! — Jetzt bin ich allein. O welch ein Schuft und niedrer Wicht ich bin! Wie ungeheuerlich: der Mime hier vermochte seine Seele aufzupeitschen

durch leere Einbildungen, einen Traum  
von Leidenschaft! Und bloßer innrer Trug  
macht sein Gesicht erröten Und erblassen,  
sein Auge naß, ihn selber ganz bestürzt,  
bricht ihm die Stimme, krümmt ihn, macht ihn starr!  
Ein leeres Nichts springt mit ihm um, um nichts!  
um Hekuba! Was ist ihm Hekuba, was ist er ihr,  
um ihrehalb zu heulen? Hätte er  
den Wink und Grund und Sporn zur Leidenschaft  
wie ich, was würd' er tun?! Die Bühn' in Tränen  
ersäufen und das allgemeine Ohr  
mit grauser Wut zerreißen, bis zum Wahnwitz  
den Schuldigen hetzen, den Unschuldigen schrecken,  
durch Raserei den Unbetheiligten  
verwirren und betäuben. — Nun, und ich?  
Und ich, ein traniger Lümmel ohne Schneid,  
wie Hans der Träumer, drücke mich herum  
und schweige, bringe nicht ein Wort heraus  
für einen König, meinen edlen Vater,  
an dessen Eigentum und teurem Leben  
entmenschter Raub geschah! Bin ich 'ne Memme?  
Wer nennt mich Schelm? knackst mir den Schädel an?  
rauft mir den Bart und bläst ihn mir ins Antlitz?  
kneift an der Nase mich und schmäht mich Lügner  
tief in den Hals hinein? Verdammt! Verflucht!  
Ich würg' es ganz gehorsamst, nehm' es hin,  
ein Schöps an Grimm, ein Täublein, ohne Galle,  
den Jammer unerträglich zu verbittern,  
sonst hätt' ich längst die Geier fett gemacht  
mit dieses Sklaven Aas! Gemeiner Bube!  
Tückischer, geiler, unnatürlicher Bube! —  
Ja! I-ah! I-ah! Esel, der ich bin!  
Verwaister Königssohn von einem Vater,  
der ihm gemeuchelt ward: ich, angetrieben  
durch Höll' und Himmel, seinen Mord zu rächen,  
entlade mich durch Keifen wie ein Marktweib!



Wie die geprellte Hure fahr' ich los  
und packe aus, unflätige Worte geifernd  
wie eine Küchenmagd. . .

Genug! Pfui drüber! Frisch ans Werk, mein Kopf!  
Man hat gehört, daß schuldige Geschöpfe,  
bei einem Schauspiel sitzend, durch die Kunst  
der Bühne so erschüttert worden sind  
im innersten Gemüt, daß sie sofort  
zu ihren Übeltaten sich bekannt.

Denn Blut, hat es schon keine Stimme, schreit  
mit rätselhaften Zungen. — Diese Mimen  
will ich vermögen, etwas darzustellen,  
und zwar vor meinem Onkel, das der Mordtat  
an meinem armen Vater gleichen soll.

Und somit prüf' ich ihn auf Herz und Nieren:  
stutzt er auch nur, so weiß ich meinen Weg.

Der Teufel hat am Ende mich genarrt  
mit diesem Nachtgespenst, das mich geängstet.

Der Teufel kann zum Engel sich verstellen,  
und meine Schwachheit und Melancholie

macht ihm die Täuschung etwa leicht,  
zumal Gespensterspuk von alters her

sein Rüstzeug ist, und lockt mich ins Verderben.

Ich brauche sichren Grund. Das Schauspiel bringe  
mir den Verbrecher, ist er's, in die Schlinge!

*Ab.*

## DRITTER AKT

### ERSTE SZENE

*Ebene in Dänemark. Lager des Fortinbras.*

*Fortinbras. Ein junger Engländer. Hauptleute des Fortinbras in einigem Abstand. Kriegerische Musik, Trommeln, Pfeifen.*

FORTINBRAS

*zu einem der Hauptleute:*

Entbiete unsren Gruß dem Dänenkönig!  
Sag ihm, daß wir bereitstehn zu verhandeln  
nach den Artikeln über unsren Durchzug,  
die Norweg, unser Ohm, ihm vorgelegt!  
Wir werden unsre Pflicht genau beachten  
und nicht vom Wege weichen, den er uns —  
das heißt: die Punktation — uns vorschreibt.  
Eilt!

*Der Hauptmann ab.*

Erzählt noch etwas von der Farce, Herr,  
die mein gerißner Ohm mit diesen Gimpeln,  
den beiden Boten dieses dänischen Geiers,  
jüngst ausgeführt!

ENGLÄNDER

Er hielt die Boten fest,  
um sie mit dem, was sie zu hören wünschten,  
auf jede Weise zu befriedigen.  
Und so erfuhren sie an einem Tag,  
es seien Boten unterwegs zu Euch.  
Am zweiten hieß es schon, Ihr seid verhaftet.  
Geschwellt von dem Erfolge ihres Auftrags,  
zog die Gesandtschaft heim.

FORTINBRAS

Glaubt man, mit Worten uns zurückzuhalten?  
Ich zög're nicht und sprech' es offen aus:  
durch Brudermord kam König Hamlet um,



zwar unser Gegner, doch ein Held und Mann.  
Und Thron und Krone sind huet usurpiert  
von seinem Mörder. War ihm je ein Schein  
von Recht verliehn auf eines und das andre,  
der himmelschreinde Mord hat ihn verwirkt.  
Wer will sich wundern, wenn dies Ärgernis —  
was sag' ich: Ärgernis? — wenn diese Greul  
zur Sühne eine Welt in Waffen aufruft!  
Doch nein: wir sind die Nächsten bei der Sache.

ENGLÄNDER

Ich kann, was Ihr gesagt, durchaus bestät'gen.  
Es gärt im ganzen Dänenreiche. — Nur  
noch eine Hoffnung hat man allgemein  
im Land und hört sie äußern.

FORTINBRAS

Welche?

ENGLÄNDER

Hamlet!

FORTINBRAS

Er ist ein halber Knabe und ein Schwächling,  
dies dringt doch durch bei jeglichem Gerücht,  
das unser Ohr erreichte.

ENGLÄNDER

Nein und ja, Herr,

Ihr sollt den jungen Mann nicht unterschätzen.

FORTINBRAS

Hat man mit ihm zu rechnen, mag es sein.  
Wir werden dann uns mit dem strittigen  
Gebiet genügen lassen, diesen Prinzen  
auf seinen angestammten Thron erheben,  
wofür er dankbar sich erzeigen wird.  
Sehr zweifelhaft indes ist dieses Ende,  
dieweil man ganz bestimmt es mir versichert,  
der Geist des Prinzen sei umnachtet, er  
ein armer Irrer nur noch, weiter nichts.  
Vorwärts, wir rücken langsam, langsam weiter,

man mag Geleit uns geben oder nicht.  
Jetzt, wo dies Reich sich in sich selbst zersetzt,  
wer wollte andren da den Vortritt lassen! *Ab.*

## ZWEITE SZENE

*Schloß zu Helsingör.*

*König, Königin, Polonius, Ophelia, Rosenkranz und  
Güldenstern.*

KÖNIG

Und lockt ihm keine Wendung des Gesprächs  
heraus, warum er so viel Unfug stiftet  
und unser aller Ruhe so bedroht  
durch ein Gehabe lärmiger Verrücktheit?

ROSENKRANZ

Er gibt es zu, er fühle sich verstört,  
allein wovon, will er durchaus nicht sagen.

GÜLDENSTERN

Auch ist er nicht geneigt, uns anzuhören,  
versteckt vielmehr sich hinter listige Blödheit,  
wenn wir zum Beichten ihn bewegen wollen  
des heimlichen Beweggrunds, der ihn leitet.

KÖNIGIN

Und wie empfang er euch?

ROSENKRANZ

Ganz wie ein Weltmann.

GÜLDENSTERN

Doch zwang er sich nur schwer zu dieser Haltung.

ROSENKRANZ

Geizig mit Fragen, mit der Antwort aber  
um so verschwenderischer.

KÖNIGIN

Ludet ihr  
zu irgendeinem Zeitvertreib ihn ein?



ROSENKRANZ

Es traf sich grade, gnäd'ge Frau, daß wir  
Schauspieler unterwegs eingeholt.

Wir sagten ihm von diesen, und es schien,  
er hörte das mit einer Art von Freude.

Sie halten hier am Hof herum sich auf  
und haben, wie ich glaube, schon Befehl,  
zur Nacht vor ihm zu spielen.

POLONIUS

Ja, so ist's,  
und mich ersucht' er, Eure Majestäten  
zum Hören und zum Sehn des Dings zu laden.

KÖNIG

Von ganzem Herzen, und es freut mich sehr,  
daß er sich dahin neigt.  
Ihr lieben Herrn, spornt seine Lust noch ferner,  
und treibt ihn zu Ergötzlichkeiten an!

ROSENKRANZ

Wir wollen's, gnäd'ger Herr.

*Rosenkranz und Güldenstern ab.*

KÖNIG

Verlaß uns, liebe Gertrud, ebenfalls!  
Wir haben Hamlet heimlich herbestellt,  
damit er hier Ophelien wie durch Zufall  
begegnen mag. Ihr Vater und ich selbst,  
wir wollen so uns stellen, daß wir, sehend,  
doch ungesehen, von der Zusammenkunft  
mit unbefangnem Urtheil uns belehren,  
ob es sein Liebeskummer ist, ob nicht,  
was so ihn leiden macht.

KÖNIGIN

Ich will gehorchen.  
Was Euch betrifft, Ophelia, möchte doch  
der heitre Anlaß der Verstörtheit Hamlets —  
ich wünsch' es innigst — Eure Schönheit sein!  
Dann, darf man hoffen, wird die holde Anmut,

die Euer Wesen adelt, süßes Kind,  
auf den gewohnten Weg zurück ihn bringen.

OPHELIA

Ich wünsch' es, gnäd'ge Frau.

*Königin ab.*

POLONIUS

Geht hier umher, Ophelia! — Gnädigster,  
laßt Platz uns nehmen! — *Zu Ophelia:*

Lest in diesem Buch,  
so macht Ihr Eure Einsamkeit verständlich!  
Viel Unfug treiben wir auf diese Art,  
wir spielen Andacht, heucheln die Versenkung  
in Gott und sind imstand, auf diese Weise  
den leidigen Satan selbst zu überzuckern.

KÖNIG

*beiseite:*

O allzuwahr! mit scharfer Geißel trifft  
dies mein Gewissen. Die verdorbne Haut  
geschminkter Huren ist so häßlich nicht,  
verglichen mit der Schminke, die sie deckt,  
als mit der Schminke meines Worts verglichen  
der Aussatz meiner Tat! O schwere Last!

POLONIUS

Ich hör' ihn kommen, ziehn wir uns zurück!

*König und Polonius ab. Hamlet tritt auf.*

OPHELIA

Mein Prinz, wie geht es Euch seit so viel Tagen?

HAMLET

Ich dank' Euch untertänig: wohl.

OPHELIA

Mein Prinz, ich hab' von Euch noch Angedenken,  
die ich schon längst begehrt zurückzugeben.

Ich bitt' Euch, nehmt sie jetzo!

HAMLET

Nein, ich nicht:

ich gab Euch niemals was.



OPHELIA

Mein teurer Prinz, Ihr wißt gar wohl, Ihr tatet's  
und Worte süßen Hauchs dabei, die reicher  
die Dinge machten; da ihr Duft dahin,  
nehmt dies zurück; dem edleren Gemüte  
verarmt die Gabe mit des Gebers Güte.  
Hier, gnäd'ger Herr.

HAMLET

Ha ha! Seid Ihr tugendhaft?

OPHELIA

Gnäd'ger Herr?

HAMLET

Seid Ihr schön?

OPHELIA

Was meint Eure Hoheit?

HAMLET

Daß, wenn Ihr tugendhaft und schön seid, Eure Tugend  
keinen Verkehr mit Eurer Schönheit pflegen muß.

OPHELIA

Könnte Schönheit wohl besseren Umgang haben, mein  
Prinz, als mit der Tugend?

HAMLET

Ja freilich: denn die Macht der Schönheit wird eher die  
Tugend in eine Kupplerin verwandeln, als die Kraft der  
Tugend die Schönheit sich ähnlich machen kann. Dies  
war ehemals paradox, aber nun bestätigt es die Zeit.  
Ich liebte Euch einst.

OPHELIA

In der Tat, mein Prinz, Ihr machtet's mich glauben.

HAMLET

Ihr hättet mir nicht glauben sollen: denn Tugend kann  
sich unserm alten Stamm nicht so einimpfen, daß wir  
nicht einen Beigeschmack von ihm behalten sollten.  
Ich liebte Euch nicht.

OPHELIA

Um so mehr wurde ich betrogen.

HAMLET

Geh in ein Kloster! Warum wolltest du Sünder zur Welt bringen? Ich bin selbst leidlich tugendhaft; dennoch könnt' ich mich solcher Dinge anklagen, daß es besser wäre, meine Mutter hätte mich nicht geboren. Ich bin sehr stolz, rachsüchtig, ehrgeizig; mir stehn mehr Vergehungen zu Dienst, als ich Gedanken habe, sie zu hegen, Einbildungskraft, ihnen Gestalt zu geben, oder Zeit, sie auszuführen. Wozu sollen solche Gesellen wie ich zwischen Himmel und Erde herumkriechen? Wir sind ausgemachte Schurken, alle: traue keinem von uns! Geh deines Wegs zum Kloster! Wo ist Euer Vater?

OPHELIA

Zu Hause, gnäd'ger Herr.

HAMLET

Laßt die Thür hinter ihm abschließen, damit er den Narren nirgends anders spielt als in seinem eigenen Hause! Leb wohl!

OPHELIA

O hilf ihm, gütiger Himmel!

HAMLET

Wenn du heiratest, so gebe ich dir diesen Fluch zur Aussteuer: sei so keusch wie Eis, so rein wie Schnee, du wirst der Verleumdung nicht entgehen. Geh in ein Kloster! Leb wohl! Oder willst du durchaus heiraten, nimm einen Narren; denn gescheite Männer wissen allzugut, was ihr für Ungeheuer aus ihnen macht. In ein Kloster! Geh! Und das schleunig. Leb wohl!

OPHELIA

Himmlische Mächte, stellt ihn wieder her!

HAMLET

Ich weiß auch mit euren Malereien Bescheid, recht gut. Gott hat euch ein Gesicht gegeben, und ihr macht euch ein anderes! Ihr tänzelt, ihr trippelt, und ihr lispelt und gebt Gottes Kreaturen verhunzte Namen und stellt euch aus Leichtfertigkeit unwissend. Geht mir! Nichts



weiter davon! Es hat mich toll gemacht. Ich sage, wir wollen nichts mehr von Heiraten wissen: wer schon verheiratet ist, alle außer einem, soll das Leben behalten; die übrigen sollen bleiben wie sie sind. In ein Kloster! Geh!

*Hamlet ab.*

OPHELIA

O welch ein edler Geist ist hier zerstört!  
Des Hofmanns Auge, des Gelehrten Zunge,  
des Kriegers Arm, des Staates Blum' und Hoffnung,  
der Sitte Spiegel und der Bildung Muster,  
das Merkziel der Betrachter: ganz, ganz hin!  
Und ich, der Fraun Elendeste und Ärmste,  
die seiner Schwüre Honig sog, ich sehe  
die edle, hochgebietende Vernunft  
mißtönend wie verstimmte Glocken jetzt;  
dies hohe Bild, die Züge blühnder Jugend,  
durch Schwärmerei zerrüttet: weh mir, wehe,  
daß ich sah, was ich sah, und sehe, was ich sehe!

*Der König und Polonius treten wieder hervor.*

KÖNIG

*bleich:*

Aus Liebe? Nein, sein Hang geht dahin nicht,  
und was er sprach, obwohl ein wenig wüst,  
war nicht wie Wahn. Er trägt was im Gemüt,  
worüber seine Schwermut brütend sitzt;  
und wie ich Sorge, wird die Ausgeburts  
gefährlich sein. Um dem zuvorzukommen,  
hab' ich's mit schleuniger Entschließung so  
mir abgefaßt: er soll in Eil' nach England,  
den Rückstand des Tributes einzufordern.

POLONIUS

Tut nach Gefallen; aber dünkt's Euch gut,  
so laßt doch seine königliche Mutter  
ihn nach dem Schauspiel ganz allein ersuchen,  
sein Leid ihr kundzutun; sie gehe rund  
mit ihm heraus: ich will, wenn's Euch beliebt,

mich ins Bereich der Unterredung stellen.  
Wenn sie es nicht herausbringt, schickt ihn dann  
nach England oder schließt ihn irgendwo  
nach Eurer Weisheit ein!

KÖNIG

Es muß geschehn:

Wahnsinn bei Großen darf nicht ohne Wache gehn.

*Alle ab.*

### DRITTE SZENE

*Ein Saal im Schlosse.*

*Hamlet und einige Schauspieler treten auf.*

HAMLET

Seid so gut und haltet die Rede, wie ich sie euch vor-  
sagte, leicht von der Zunge weg; aber wenn ihr den  
Mund so voll nehmt, wie viele unsrer Schauspieler, so  
möchte ich meine Verse ebenso gern von dem Ausrufer  
hören. Sägt auch nicht zu viel mit den Händen durch  
die Luft, so — sondern behandelt alles gelinde. Denn  
mitten in dem Strom, Sturm und, wie ich sagen mag,  
Wirbelwind eurer Leidenschaft müßt ihr euch eine  
Mäßigung zu eigen machen, die ihr Geschmeidigkeit  
gibt. Oh, es ärgert mich in der Seele, wenn solch ein  
handfester, haarbuschiger Geselle eine Leidenschaft  
in Fetzen, in rechte Lumpen zerreißt, um den Gründ-  
lingen im Parterre in die Ohren zu donnern, die meistens  
von nichts wissen als verworren, stummen Panto-  
mimen und Lärm. Ich möchte solch einen Kerl für sein  
Bramarbasieren prügeln lassen: es übertyrant den  
Tyrannen. Ich bitte euch, vermeidet das!

ERSTER SCHAUSPIELER

Eure Hoheit kann sich darauf verlassen.

HAMLET

Seid auch nicht allzuzahm, sondern laßt euer eignes



Urteil euren Meister sein: paßt die Gebärde dem Wort, das Wort der Gebärde an; wobei ihr sonderlich darauf achten müßt, niemals die Bescheidenheit der Natur zu überschreiten. Denn alles, was so übertrieben wird, ist dem Vorhaben des Schauspieles entgegen, dessen Zweck sowohl anfangs als jetzt war und ist, der Natur gleichsam den Spiegel vorzuhalten: der Tugend ihre eignen Züge, der Schmach ihr eignes Bild und dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen. Wird dies nun übertrieben oder zu schwach vorgestellt, so kann es zwar den Unwissenden zum Lachen bringen, aber den Einsichtsvollen muß es verdrießen. Und der Tadel von einem solchen muß in eurer Schätzung ein ganzes Schauspielhaus voll von andern überwiegen. Oh, es gibt Schauspieler, die ich habe spielen sehen und von andern preisen hören, und das höchlich, die, gelinde zu sprechen, weder den Ton noch den Gang von Christen, Heiden oder Menschen hatten und so stolzierten und blökten, daß ich glaubte, irgend ein Handlanger der Natur hätte Menschen gemacht, und sie wären ihm nicht geraten; so abscheulich ahmten sie die Menschheit nach.

#### ERSTER SCHAUSPIELER

Ich hoffe, wir haben das bei uns so ziemlich abgestellt.

#### HAMLET

Oh, stellt es ganz und gar ab! Und die bei euch den Narren spielen, laßt sie nicht mehr sagen, als in ihrer Rolle steht; denn es gibt ihrer, die selbst lachen, um einen Haufen alberne Zuschauer zum Lachen zu bringen, wenn auch zu derselben Zeit irgendein notwendiger Punkt des Stückes zu erwägen ist. Das ist schändlich und beweist einen jämmerlichen Ehrgeiz an dem Narren, der es tut. Geht, macht euch fertig!

*Schauspieler ab.*

*Polonius, Rosenkranz und Güldenstern kommen.*

Nun, Herr, will der König dies Stück Arbeit anhören?

POLONIUS

Ja, die Königin auch, und das sogleich.

HAMLET

Heißt die Schauspieler sich eilen!

*Polonius ab.*

Wollt ihr beide sie treiben helfen?

ROSENKRANZ und GÜLDENSTERN

Ja, gnäd'ger Herr.

*Beide ab.*

HAMLET

He! Horatio!

*Horatio kommt.*

HORATIO

Hier Prinz, zu Eurem Dienst.

HAMLET

Du bist grad ein so wackrer Mann, Horatio,  
als je mein Umgang einem mich verbrüdert.

HORATIO

Mein bester Prinz —

HAMLET

Nein, glaub nicht, daß ich  
schmeichle.

Was für Beförderung hofft' ich wohl von dir,  
der keine Rent' als seinen muntern Geist,  
um sich zu nähren und zu kleiden, hat?

Weswegen doch dem Armen schmeicheln?! Nein,

es beuge sich des Knies gelenke Angel,

wo Kriecherei Gewinn bringt. Hör mich an:

seit meine teure Seele Herrin war

von ihrer Wahl und Menschen unterschied,

hat sie dich auserkoren. Denn du warst,

als littst du nichts, indem du alles littest:

ein Mann, der Stöß' und Gaben vom Geschick

mit gleichem Dank genommen und gesegnet.

HORATIO

Darf ich zwei Worte sagen, Prinz? —



HAMLET

Ja, sprich!

Was ist's? Du machst mich ängstlich.  
Behüte! Täusch' ich etwa mich in dir?  
Hat man dich etwa eingesponnen, und  
du gehst auf meiner Jugendfreunde Fährte,  
des lieben Rosenkranz und lieben Gùldenstern?

HORATIO

Fragt Euer Herz, Prinz, ob dies möglich ist!

HAMLET

Dann trittst du hoffentlich nicht zwischen mich  
und meinen heutigen Vorsatz.

HORATIO

Nein, mein Prinz.

HAMLET

Da fällt mir ein, man blies mir in die Ohren,  
du hättest mit der Königin verstohlen  
Zwiesprach' gepflogen.

HORATIO

Ihre Majestät

beschied mich zu sich, nicht verhehl' ich's Euch.  
Doch Eurer Warnung eingedenk, mein Prinz,  
niemals auch nur durch das geringste Zeichen  
je zu verraten, was der Zufall uns  
erleben ließ mit Euch auf der Terrasse,  
und unser Schwur darauf schloß mir den Mund.  
Nein, daher weht der Wind nicht.

HAMLET

Woher sonst?

HORATIO

Mein Prinz, Prinz Hamlet, nehmt mich immerhin  
für nichts als Euren treuen Schulgesellen!  
Allein ich bin kein Unmann. Nicht umsonst  
las ich von Alexander und von Cäsar.  
Von harter Römertugend spricht Ihr oft,  
ich aber, wißt Ihr wohl, war Euer Partner,

und wenn wir unsre Schwächlichkeit verwünschten,  
ging ich darin Euch manches Mal voran.  
Seit jener Nacht auf der Terrasse sind  
Marcellus und Bernardo sowie ich  
seltsam gestreift vom Schicksal. Und der Schwur,  
der den Entschluß zu schweigen in uns aufrief,  
noch andre Dinge regt er in uns auf.  
Prinz, wir gehören Euch auf Tod und Leben!  
Mehr sag' ich nicht, mein Prinz.

HAMLET

Habt ihr noch andere in eurem Bund?

HORATIO

Dies wird ein Wink von Euch kundtun der Welt.

HAMLET

Ist es schon so weit?

HORATIO

Ja, mein Prinz!

Wir sind das Schwert in Eurer Hand:

laßt Ihr es liegen, regt sich's nicht. Nehmt Ihr  
es auf, es wird sofort ein Wald von Schwertern  
dies eine, Eurer Rache dienstbar, mehr  
noch Eurem Recht.

HAMLET

Schweig still, um Gottes willen!

HORATIO

Hebt man uns auf, so bluten wir; Eu'r Hoheit  
weiß nichts in solchem Fall von unsrem Anschlag.

HAMLET

Still. Dies ist Torheit, heute nichts davon!

Ich hege dich in meines Herzens Herzen,  
damit genug: mag kommen, was da will.

Einstweilen höre, was sich jetzt begibt:

man spielt zur Nacht ein Schauspiel vor dem König.

Ein Auftritt kommt darin dem Umstand nah,

den ich von meines Vaters Tod dir sagte.

Ich bitt' dich, wenn du das im Gange siehst,



so achte mit der ganzen Kraft der Seele  
auf meinen Ohm: wenn die verborgne Schuld  
bei einer Rede nicht zum Vorschein kommt,  
so ist's ein Höllengeist, den wir gesehn,  
und meine Einbildungen sind so schwarz  
wie Schmiedezeug Vulkans.

HORATIO

Mein Prinz, ich will  
an sein Gesicht mein hungrig Auge klammern,  
und keine Miene, noch so leis bewegt,  
soll meinem Blick entgehen.

*Ein dänischer Marsch, Trompetenstoß.*

HAMLET

Wähl einen Platz! Ich muß den Narren machen.  
*Der König, die Königin, Polonius, Rosenkranz, Gülden-  
stern und andre.*

KÖNIG

Wie lebt unser Vetter Hamlet?

HAMLET

Vortrefflich, mein Treu: von dem Chamäleonsgericht.  
Ich esse Luft, ich werde mit Versprechungen gestopft:  
Kapaunen kann man so nicht mästen.

KÖNIG

Ich habe nichts mit dieser Antwort zu schaffen, Ham-  
let; dies sind meine Worte nicht.

HAMLET

Meine auch nicht mehr. *Zu Polonius:* Ihr mimtet einmal  
auf der Universität, Herr? Sagtet Ihr nicht so?

POLONIUS

Das tat ich, gnäd'ger Herr. Ich wurde für einen guten  
Schauspieler gehalten.

HAMLET

Und was stellet Ihr vor?

POLONIUS

Ich stellte den Julius Cäsar vor: ich ward auf dem  
Kapitol umgebracht; Brutus brachte mich um.

HAMLET

Es war brutal von ihm, ein so kapitaless Kalb umzubringen. — Sind die Schauspieler fertig?

ROSENKRANZ

Ja, gnäd'ger Herr, sie erwarten Euren Befehl.

KÖNIGIN

Komm hierher, lieber Hamlet, setz dich zu mir!

HAMLET

Nein, gute Mutter, hier ist ein stärkerer Magnet.

POLONIUS

*zum König:*

Oho, hört Ihr das wohl?

HAMLET

Fräulein, soll ich in Eurem Schoße liegen?

*Setzt sich zu Opheliens Füßen.*

OPHELIA

Nein, mein Prinz.

HAMLET

Ich meine, den Kopf auf Euren Schoß gelehnt.

OPHELIA

Ja, mein Prinz.

HAMLET

Denkt Ihr, ich hätte erbauliche Dinge im Sinne?

OPHELIA

Ich denke nichts.

HAMLET

Ein schöner Gedanke, zwischen den Beinen eines Mädchens zu liegen.

OPHELIA

Was ist, mein Prinz?

HAMLET

Nichts.

OPHELIA

Ihr seid aufgeräumt.

HAMLET

Wer? Ich?



OPHELIA

Ja, mein Prinz.

HAMLET

Oh, ich reiße Possen wie kein anderer. Was kann ein Mensch Besseres tun als lustig sein? Denn seht nur, wie fröhlich meine Mutter aussieht, und doch starb mein Vater vor noch nicht zwei Stunden.

OPHELIA

Nein, vor zweimal zwei Monaten, mein Prinz.

HAMLET

So lange schon? Ei, so mag der Teufel schwarz gehn: ich will einen Zobelpelz tragen. O Himmel! Vor zwei Monaten gestorben und noch nicht vergessen! So ist Hoffnung da, daß das Andenken eines großen Mannes sein Leben ein halbes Jahr überleben kann. Aber bei unserer lieben Frauen! Kirchen muß er stiften, sonst denkt man nicht an ihn, es geht ihm wie dem Steckenpferde, dessen Grabschrift ist:

„Denn, oh! denn, oh!

vergessen ist das Steckenpferd!“

*Trompeten, hierauf die Pantomime:*

*Ein König und eine Königin treten auf, sehr zärtlich; die Königin umarmt ihn und er sie. Sie kniet und macht gegen ihn die Gebärden der Beteuerung. Er hebt sie auf und lehnt den Kopf an ihre Brust; er legt sich auf ein Blumenbette nieder, sie verläßt ihn, da sie ihn eingeschlafen sieht. Gleich darauf kommt ein Kerl herein, nimmt ihm die Krone ab, küßt sie, gießt Gift in die Ohren des Königs und geht ab. Die Königin kommt zurück, findet den König tot und macht leidenschaftliche Gebärden. Der Vergifter kommt mit zwei oder drei Stummen zurück und scheint mit ihr zu wehklagen. Die Leiche wird weggebracht. Der Vergifter wirbt mit Geschenken um die Königin. Sie scheint anfangs unwillig und abgeneigt, nimmt aber zuletzt seine Liebe an. Sie gehen ab.*

OPHELIA

Was bedeutet dies, mein Prinz?

HAMLET

Ei, es ist eine spitzbübische Munkelrei; es bedeutet Unheil.

OPHELIA

Vielleicht, daß diese Vorstellung den Inhalt des Stückes anzeigt.

*Der Prolog tritt auf.*

HAMLET

Wir werden es von diesem Gesellen erfahren: die Schauspieler können nichts geheimhalten, sie werden alles ausplaudern.

OPHELIA

Wird er uns sagen, was diese Vorstellung bedeutet?

HAMLET

Ja, oder irgendeine Vorstellung, die Ihr ihm vorstellen wollt. Schämt Euch nur nicht, ihm vorzustellen, so wird er sich nicht schämen, Euch zu sagen, was es bedeutet.

OPHELIA

Ihr seid schlimm, Ihr seid schlimm; ich will das Stück anhören.

PROLOG

Für uns und unsre Vorstellung  
mit untertän'ger Huldigung  
ersuchen wir Genehmigung.

HAMLET

Ist dies ein Prolog oder ein Denkspruch auf einem Ringe?

OPHELIA

Es ist kurz, mein Prinz.

HAMLET

Wie Frauenliebe.

*Ein König und eine Königin treten auf.*



KÖNIG

*im Schauspiel:*

Schon dreißigmal hat den Apoll sein Wagen  
um Nereus' Flut und Tellus' Rund getragen,  
und zwölfmal dreißig Mond' in fremdem Glanz  
vollbrachten um den Erdball ihren Tanz,  
seit unsre Herzen Liebe treu durchdrungen,  
und Hymens Bande Hand in Hand geschlungen.

KÖNIGIN

*im Schauspiel:*

Mag Sonn' und Mond so manche Reise doch,  
eh Liebe stirbt, uns zählen lassen noch!  
Doch leider seid Ihr jetzt so matt von Herzen,  
so fern von voriger Munterkeit und Scherzen,  
daß Ihr mich ängstet: aber zag' ich gleich,  
doch, mein Gemahl, nicht ängsten darf es Euch.  
Denn Weiberfurcht hält Schritt mit ihrem Lieben;  
in beiden gar nichts oder übertrieben.  
Wie meine Lieb' ist, hab' ich Euch gezeigt:  
Ihr seht, daß meine Furcht der Liebe gleicht.  
Das Kleinste schon muß große Lieb' erschrecken,  
und ihre Größ' in kleinster Sorg' entdecken.

KÖNIG

*im Schauspiel:*

Ja, Lieb, ich muß dich lassen, und das bald:  
mich drückt des Alters schwächende Gewalt.  
Du wirst in dieser schönen Welt noch leben,  
geehrt, geliebt, vielleicht wird, gleich ergeben,  
ein zweiter Gatte —

KÖNIGIN

*im Schauspiel:*

O halt ein! halt ein!  
Verrat nur könnte solche Liebe sein!  
Beim zweiten Gatten würd' ich selbst mir fluchen;  
die einen totsclug, mag den zweiten suchen.

HAMLET

Das ist Wermut.

KÖNIGIN

*im Schauspiel:*

Das, was die Bande zweiter Ehe flicht,  
ist schnöde Sucht nach Vorteil, Liebe nicht.  
Es tötet noch einmal den toten Gatten,  
dem zweiten die Umarmung zu gestatten.

KÖNIG

*im Schauspiel:*

Ich glaub', Ihr denket jetzt, was Ihr gesprochen,  
doch ein Entschluß wird oft von uns gebrochen.  
Der Vorsatz ist ja der Erinnerung Knecht,  
stark von Geburt, doch bald durch Zeit geschwächt:  
wie herbe Früchte fest am Baume hangen,  
doch leicht sich lösen, wenn sie Reif' erlangen.  
Notwendig ist's, daß jeder leicht vergißt  
zu zahlen, was er selbst sich schuldig ist.  
Wo Leidenschaft den Vorsatz hingewendet,  
entgeht das Ziel uns, wann sie selber endet.  
Das Ungestüm sowohl von Freud und Leid  
zerstört mit sich die eigne Wirksamkeit.  
Laut klagt das Leid, wo laut die Freude schwärmet,  
Leid freut sich leicht, wenn Freude leicht sich härmet.  
Die Welt vergeht: es ist nicht wunderbar,  
daß mit dem Glück selbst Liebe wandelbar.  
Denn eine Frag' ist's, die zu lösen bliebe,  
ob Lieb' das Glück führt oder Glück die Liebe.  
Der Große stürzt, seht seinen Günstling fliehn.  
Der Arme steigt, und Feinde lieben ihn.  
So weit scheint Liebe nach dem Glück zu wählen:  
wer ihn nicht braucht, dem wird ein Freund nicht fehlen,  
und wer in Not versucht den falschen Freund,  
verwandelt ihn sogleich in einen Feind;  
doch um zu enden, wo ich ausgegangen:  
Will' und Geschick sind stets in Streit befangen.



Was wir ersinnen, ist des Zufalls Spiel,  
nur der Gedank' ist unser, nicht sein Ziel.  
So denk', dich soll kein zweiter Gatt' erwerben,  
doch mag dies Denken mit dem ersten sterben.

KÖNIGIN

*im Schauspiel:*

Versag mir Nahrung, Erde! Himmel, Licht!  
Gönnt, Tag und Nacht, mir Lust und Ruhe nicht!  
Verzweiflung werd' aus meinem Trost und Hoffen,  
nur Klausner-Buß im Kerker steh' mir offen!  
Mag alles, was der Freude Antlitz trübt,  
zerstören, was mein Wunsch am meisten liebt,  
und hier und dort verfolge mich Beschwerde,  
wenn, einmal Witwe, jemals Weib ich werde!

HAMLET

*zu Ophelia:*

Wenn sie es nun brechen sollte —

KÖNIG

*im Schauspiel:*

's ist fest geschworen. Laß mich, Liebe, nun!  
Ich werde müd und möcht' ein wenig ruhn,  
die Zeit zu täuschen.

KÖNIGIN

*im Schauspiel:*

Wiege dich der Schlummer,  
und nimmer komme zwischen uns ein Kummer!

*Ab.*

HAMLET

Gnädige Frau, wie gefällt Euch das Stück?

KÖNIGIN

Die Dame, wie mich dünkt, gelobt zu viel.

HAMLET

Oh, aber sie wird ihr Wort halten!

KÖNIG

Habt Ihr den Inhalt gehört? Wird es kein Ärgernis  
geben?

HAMLET

Nein, nein. Sie spaßen nur, vergiften im Spaß; kein Ärgernis in der Welt.

KÖNIG

Wie nennt Ihr das Stück?

HAMLET

Die Mausefalle. Und wie das? Metaphorisch. Das Stück ist die Vorstellung eines in Vienna geschehenen Mordes. Gonzago ist der Name des Herzogs, seine Gemahlin Baptista; Ihr werdet gleich sehen, es ist ein spitzbübi-scher Handel. Aber was tut's? Eure Majestät und uns, die wir ein freies Gewissen haben, trifft es nicht. Der Aussätzige mag sich jucken; unsere Haut ist rein.

*Lucianus tritt auf.*

Dies ist ein gewisser Lucianus, ein Neffe des Königs.

OPHELIA

Ihr übernehmt das Amt eines Chorus, gnädiger Herr.

HAMLET

O ich wollte zwischen Euch und Eurem Liebsten Dol-metscher sein, wenn ich die Marionetten nur tanzen sähe.

OPHELIA

Ihr seid spitz, gnädiger Herr, Ihr seid spitz.

HAMLET

Ihr würdet zu stöhnen haben, ehe Ihr meine Spitze abstumpftet.

OPHELIA

Immer noch besser und schlimmer.

HAMLET

So müßt Ihr Eure Männer nehmen! — Fang an, Mörder! Laß deine vermaledeiten Gesichter und fang an! Wohlauf:

Es brüllt um Rache das Gekrächz des Raben —

LUCIANUS

Gedanken schwarz, Gift wirksam, Hände fertig, gelegne Zeit, kein Wesen gegenwärtig.



Du schnöder Trank aus mitternächtigem Kraut,  
dreimal vom Fluche Hekates betaut:  
daß sich dein Zauber, deine grause Schärfe  
sogleich auf dies gesunde Leben werfe!

*Gießt das Gift in das Ohr des Schlafenden.*

HAMLET

Er vergiftet ihn im Garten um seines Reiches willen.  
Sein Name ist Gonzago: die Geschichte ist vorhanden  
und in auserlesenem Italienisch geschrieben. Ihr werdet  
gleich sehen, wie der Mörder die Liebe von Gonzagos  
Gemahlin gewinnt.

OPHELIA

Der König steht auf.

HAMLET

Wie, durch falschen Feuerlärm geschreckt?

KÖNIGIN

Wie geht es meinem Gemahl?

POLONIUS

Macht dem Schauspiel ein Ende!

KÖNIG

Leuchtet mir! Fort!

POLONIUS

Lichter! Lichter! Lichter!

*Alle ab, außer Hamlet und Horatio.*

HAMLET

Ei, der Gesunde hüpf und lacht,  
dem Wunden ist's vergällt;  
der eine schläft, der andre wacht,  
das ist der Lauf der Welt.

Sollte nicht dies und ein Wald von Federbüschen — wenn  
meine sonstige Anwartschaft in die Pilze geht — nebst  
ein paar gepufften Rosen auf meinen geschlitzten  
Schuhen mir zu einem Platz in einer Schauspielergesell-  
schaft verhelfen?

HORATIO

O ja, einen halben Anteil.

HAMLET

Nein, einen ganzen.

Denn dir, mein Damon, ist bekannt,  
dem Reiche ging zugrund  
ein Jupiter: nun herrschet hier  
ein rechter, rechter — Affe.

HORATIO

Ihr hättet reimen können.

HAMLET

O lieber Horatio, ich wette Tausende auf das Wort des  
Geistes. Merktest du?

HORATIO

Sehr gut, mein Prinz.

HAMLET

Bei der Rede vom Vergiften?

HORATIO

Ich habe ihn genau betrachtet.

HAMLET

Ha ha! — Kommt, Musik! kommt, die Flöten! —  
Doch wenn der König von dem Stück nichts hält,  
ei nun! vielleicht, daß es ihm nicht gefällt.

*Rosenkranz und GÜLDENSTERN kommen.*

Kommt, Musik!

GÜLDENSTERN

Bester gnädiger Herr, vergönnt mir ein Wort mit Euch!

HAMLET

Eine ganze Geschichte, Herr.

GÜLDENSTERN

Der König —

HAMLET

Nun, was gibt's mit ihm?

GÜLDENSTERN

Er hat sich auf sein Zimmer begeben und ist sehr übel.

HAMLET

Vom Trinken, Herr?



GÜLDENSTERN

Nein, mein Prinz, von Galle.

HAMLET

Ihr solltet doch mehr gesunden Verstand beweisen und dies dem Arzte melden; denn wenn ich ihm eine Reinigung zumutete, das würde ihm vielleicht noch mehr Galle machen.

GÜLDENSTERN

Bester Herr, bringt einige Ordnung in Eure Reden und springt nicht so wild von meinem Auftrage ab!

HAMLET

Ich bin zahm, Herr, sprecht!

GÜLDENSTERN

Die Königin, Eure Mutter, hat mich in der tiefsten Bekümmernis ihres Herzens zu Euch geschickt.

HAMLET

Ihr seid willkommen.

GÜLDENSTERN

Nein, bester Herr, diese Höflichkeit ist nicht von der rechten Art. Beliebt es Euch, mir eine gesunde Antwort zu geben, so will ich den Befehl Eurer Mutter ausrichten; wo nicht, so verzeiht, ich gehe wieder, und damit ist mein Geschäft zu Ende.

HAMLET

Herr, ich kann nicht.

GÜLDENSTERN

Was, gnädiger Herr?

HAMLET

Euch eine gesunde Antwort geben. Mein Verstand ist krank. Aber, Herr, solche Antwort, als ich geben kann, ist zu Eurem Befehl; oder vielmehr, wie Ihr sagt, zu meiner Mutter Befehl; drum nichts weiter, sondern zur Sache! Meine Mutter, sagt Ihr —

ROSENKRANZ

Sie sagt also folgendes: Euer Betragen hat sie in Stauen und Verwunderung gesetzt.

HAMLET

O wundervoller Sohn, der seine Mutter so in Erstaunen setzen kann! Kommt kein Nachsatz, der dieser mütterlichen Verwunderung auf dem Fuße folgt? Laßt hören!

ROSENKRANZ

Sie wünscht, mit Euch in ihrem Zimmer zu reden, eh Ihr zu Bette geht.

HAMLET

Wir wollen gehorchen, und wäre sie zehnmal unsere Mutter. Habt Ihr noch sonst was mit mir zu schaffen?

ROSENKRANZ

Gnädiger Herr, Ihr liebtet mich einst —

HAMLET

Das tu' ich noch, bei diesen beiden Diebeszangen hier!

ROSENKRANZ

Bester Herr, was ist die Ursache Eures Übels? Gewiß, Ihr tretet Eurer eigenen Freiheit in den Weg, wenn Ihr Eurem Freunde Euren Kummer verheimlicht.

HAMLET

Herr, es fehlt mir an Beförderung.

ROSENKRANZ

Wie kann das sein, da Ihr die Stimme des Königs selbst zur Nachfolge im dänischen Reiche habt?

HAMLET

Ja, Herr, aber „derweil das Gras wächst“ — das Sprichwort ist ein wenig schimmelig.

*Schauspieler kommen mit Flöten.*

O die Flöten! Laßt mich eine sehen! — Um Euch insbesondere zu sprechen: — *nimmt Güldenstern beiseite* —: weswegen geht Ihr um mich herum, um meine Witterung zu bekommen, als wolltet Ihr mich in ein Netz treiben?

GÜLDENSTERN

O gnädiger Herr, wenn meine Ergebenheit allzukühn ist, so ist meine Liebe ungesittet.



HAMLET

Das versteh' ich nicht recht. Wollt Ihr auf dieser Flöte spielen?

GÜLDENSTERN

Gnädiger Herr, ich kann nicht.

HAMLET

Ich bitte Euch!

GÜLDENSTERN

Glaubt mir, ich kann nicht.

HAMLET

Ich ersuche Euch darum.

GÜLDENSTERN

Ich weiß keinen einzigen Griff, gnädiger Herr.

HAMLET

Es ist so leicht wie lügen. Regiert diese Windlöcher mit Euren Fingern und der Klappe, gebt der Flöte mit Eurem Munde Odem, und sie wird die beredteste Musik sprechen. Seht Ihr, dies sind die Griffe!

GÜLDENSTERN

Aber die habe ich eben nicht in meiner Gewalt, um irgendeine Harmonie hervorzubringen. Ich besitze die Kunst nicht.

HAMLET

Nun seht Ihr, welch ein nichtswürdiges Ding Ihr aus mir macht? Ihr wollt auf mir spielen; Ihr wollt tun, als kenntet Ihr meine Griffe; Ihr wollt in das Herz meines Geheimnisses dringen, Ihr wollt mich von meiner tiefsten Note bis zum Gipfel meiner Stimme hinauf prüfen: und in dem kleinen Instrument hier ist viel Musik, eine vortreffliche Stimme, dennoch könnt Ihr es nicht zum Sprechen bringen. Wetter! denkt Ihr, daß ich leichter zu spielen bin als eine Flöte? Nennt mich was für ein Instrument Ihr wollt, Ihr könnt mich zwar verstimmen, aber nicht auf mir spielen.

*Polonius kommt.*

Gott grüß' Euch, Herr!

POLONIUS

Gnädiger Herr, die Königin wünscht Euch zu sprechen, und das sogleich.

HAMLET

Seht Ihr die Wolke dort, beinah in Gestalt eines Kamels?

POLONIUS

Beim Himmel, sie sieht auch wirklich aus wie ein Kamel.

HAMLET

Mich dünkt, sie sieht aus wie ein Wiesel.

POLONIUS

Sie hat einen Rücken wie ein Wiesel.

HAMLET

Oder wie ein Walfisch?

POLONIUS

Ganz wie ein Walfisch.

HAMLET

Nun, so will ich zu meiner Mutter kommen, im Augenblick. Sie narren mich, daß mir die Geduld beinahe reißt. — Ich komme im Augenblick.

POLONIUS.

Das will ich ihr sagen.

HAMLET

Im Augenblick ist leicht gesagt. Laßt mich, Freundel  
*Rosenkranz, Güldenstern, Horatio und die andern ab.*

Nun ist die wahre Spükezeit der Nacht,

wo Gräfte gähnen und die Hölle selbst

Pest haucht in diese Welt. Nun tränk' ich wohl

heiß Blut und täte finstre Dinge, die der Tag  
mit Schaudern säh'. Still! jetzt zu meiner Mutter!

O Herz, vergiß nicht die Natur! Nie dränge

sich Neros Seel' in diesen festen Busen!

Grausam, nicht unnatürlich laß mich sein;

nur reden will ich Dolche, keine brauchen.



Hierin seid Heuchler, Zung' und du, Gemüt:  
wie hart mit ihr auch eure Rede schmäle,  
nie willige drein, sie zu versiegeln, Seele!

*Ab.*

#### VIERTE SZENE

*Ein Zimmer im Schlosse.*

*Der König, Rosenkranz und Güldenstern treten auf.*

KÖNIG

Ich mag ihn nicht, auch steht's um uns nicht sicher,  
wenn frei sein Wahnsinn schwärmt. Drum macht euch  
fertig,

ich stelle schleunig eure Vollmacht aus,  
und er soll dann mit euch nach England hin!  
Die Pflichten unsrer Würde dulden nicht  
Gefahr so nah, als sie uns stündlich droht  
durch seine Grillen.

GÜLDENSTERN

Wir wollen uns bereiten.

Es ist gewissenhafte, heilige Furcht,  
die vielen, vielen Seelen zu erhalten,  
die Eure Majestät belebt und nährt.

ROSENKRANZ

Schon das besondere, einzle Leben muß  
mit aller Kraft und Rüstung des Gemüts  
vor Schaden sich bewahren; doch viel mehr  
der Geist, an dessen Heil das Leben vieler  
beruht und hängt. Der Majestät Verscheiden  
stirbt nicht allein, es zieht gleich einem Strudel  
das Nahe mit. Sie ist ein mächtig Rad,  
befestigt auf des höchsten Berges Gipfel,  
an dessen Riesenspeichen tausend Dinge  
gekittet und gefugt sind; wenn es fällt,  
so teilt die kleinste Zutat und Umgebung  
den ungeheuren Sturz. Kein König seufzte je

allein und ohn' ein allgemeines Weh.

KÖNIG

Ich bitte, rüstet euch zur schnellen Reise:  
wir müssen diese Furcht in Fesseln legen,  
die auf zu freien Füßen jetzo geht.

ROSENKRANZ und GÜLDENSTERN

Wir wollen eilen.

*Beide ab. Polonius kommt.*

POLONIUS

Mein Fürst, er geht in seiner Mutter Zimmer.  
Ich will mich hinter die Tapete stellen,  
den Hergang anzuhören; seid gewiß,  
sie schilt ihn tüchtig aus, und wie Ihr sagtet —  
und weislich war's gesagt —, es schickt sich wohl,  
daß noch ein andrer Zeug' als eine Mutter,  
die von Natur parteiisch, ihr Gespräch  
im Stillen anhört. Lebet wohl, mein Fürst!  
Eh Ihr zu Bett geht, sprech' ich vor bei Euch  
und meld' Euch, was ich weiß.

KÖNIG

Dank, lieber Herr! *Polonius ab.*  
O meine Tat ist faul, sie stinkt zum Himmel!  
Sie trägt den ersten, ältesten der Flüche:  
Mord eines Bruders! — Beten kann ich nicht,  
ist gleich die Neigung dringend wie der Wille:  
die stärkere Schuld besiegt den starken Vorsatz,  
und wie ein Mann, dem zwei Geschäft' obliegen,  
steh' ich in Zweifel, was ich erst soll tun,  
und lasse beides. Wie? wär' diese Hand  
auch um und um in Bruderblut getaucht:  
gibt es nicht Regen g'nug im milden Himmel,  
sie weiß wie Schnee zu waschen? Wozu dient  
die Gnad', als vor der Sünde Stirn zu treten?  
Und hat Gebet nicht die zwiefache Kraft,  
dem Falle vorzubeugen und Verzeihung  
Gefallnen auszuwirken? Gut, ich will



emporschaun: mein Verbrechen ist geschehn.  
 Doch oh, Welch eine Wendung des Gebets  
 ziemt meinem Fall? Vergib mir meinen schnöden Mord?  
 Dies kann nicht sein; mir bleibt ja stets noch alles,  
 was mich zum Mord getrieben: meine Krone,  
 mein eigener Ehrgeiz, meine Königin.  
 Wird da verziehn, wo Missetat besteht?  
 In dem korrupten Treiben dieser Welt  
 kann die vergold'te Hand der Missetat  
 das Recht wegstoßen, und ein schnöder Preis  
 erkauf't oft das Gesetz. Nicht so dort oben!  
 Da gilt kein Kunstgriff, da erscheint die Handlung  
 in ihrer wahren Art, und wir sind selbst  
 genötigt, unsern Fehlern in die Zähne  
 ein Zeugnis abzulegen. Nun, was bleibt?  
 Seh'n, was die Reue kann. Was kann sie nicht?  
 Doch wenn man nicht bereuen kann, was kann sie?  
 O Jammerstand! O Busen, schwarz wie Tod!  
 O Seele, die, sich frei zu machen ringend,  
 noch mehr verstrickt wird. — Engel, helft! versucht!  
 Beugt euch, ihr starren Knie! Gestähltes Herz,  
 sei weich wie Sehnen neugeborner Kinder!  
 Vielleicht wird alles gut.

*Zieht sich zurück und kniet nieder. Hamlet kommt.*

HAMLET

Jetzt könnt' ich's tun, bequem; er ist im Beten;  
 jetzt will ich's tun — und so geht er gen Himmel,  
 und so bin ich gerächt? Das hieß': ein Bube  
 ermordet meinen Vater, und dafür  
 send' ich, sein einziger Sohn, denselben Buben  
 gen Himmel.  
 Ei, das wär' Sold und Löhnung, Rache nicht.  
 Er überfiel in Wüstheit meinen Vater,  
 voll Speis, in seiner Sünden Maienblüte.  
 Wie seine Rechnung steht, weiß nur der Himmel,  
 allein nach unsrer Denkart und Vermutung

ergeht's ihm schlimm; und bin ich dann gerächt,  
wenn ich in seiner Heiligung ihn fasse,  
bereitet und geschickt zum Übergang?

Nein!

Hinein, du Schwert! sei schrecklicher gezückt!  
Wenn er berauscht ist, schlafend, in der Wut,  
in seines Betts blutschänderischen Freuden,  
beim Würfeln, Fluchen oder anderm Tun,  
das keine Spur des Heiles an sich hat:  
dann stoß ihn nieder, daß gen Himmel er  
die Fersen bäumen mag und seine Seele  
so schwarz und so verdammt sei wie die Hölle,  
wohin er fährt! Die Mutter wartet mein:  
dies soll nur Frist den siechen Tagen sein.

*Ab.*

*Der König steht auf und tritt vor.*

KÖNIG

Die Worte fliegen auf, der Sinn hat keine Schwingen:  
Wort ohne Sinn kann nie zum Himmel dringen.

*Ab.*

## FÜNFTE SZENE

*Zimmer der Königin.*

*Die Königin und Polonius treten auf.*

POLONIUS

Er kommt sogleich. Setzt ihm mit Nachdruck zu,  
sagt ihm, daß er zu wilde Streiche macht  
um sie zu dulden, und daß Eure Hoheit  
allein bisher ihn vor des Königs Zorn  
beschirmt. Ich will indes mich hier verbergen.  
Ich bitt' Euch, schont ihn nicht!

HAMLET

*hinter der Szene:*

Mutter, Mutter, Mutter!



KÖNIGIN

Verlaßt Euch drauf,  
sorgt meinetwegen nicht! Zieht Euch zurück,  
ich hör' ihn kommen.

*Polonius verbirgt sich. Hamlet kommt.*

HAMLET

Nun, Mutter, sagt, was gibt's?

KÖNIGIN

Hamlet, dein Vater ist von dir beleidigt.

HAMLET

Mutter, mein Vater ist von Euch beleidigt!

KÖNIGIN

Kommt, kommt! Ihr sprecht mit einer losen Zunge.

HAMLET

Geht, geht! Ihr fragt mit einer bösen Zunge!

KÖNIGIN

Was soll das, Hamlet?

HAMLET

Nun, was gibt es hier?

KÖNIGIN

Habt Ihr mich ganz vergessen?

HAMLET

Nein, beim Kreuz!

Ihr seid die Königin, Weib Eures Mannes Bruders  
und — wär' es doch nicht so! — seid meine Mutter.

KÖNIGIN

Gut, andre sollen zur Vernunft Euch bringen.

HAMLET

Kommt, setzt Euch nieder; Ihr sollt nicht vom Platz,  
nicht gehn, bis ich Euch einen Spiegel zeige,  
worin Ihr Euer Innerstes erblickt.

KÖNIGIN

Was willst du tun? Du willst mich doch nicht morden?  
He, Hilfe! Hilfe!

POLONIUS  
*hinter der Tapete:*

Hilfe! he! herbei!

HAMLET  
Wie? was? eine Ratte?

*Er zieht.*

Tot! ich wett' ein Goldstück, tot!  
*Er tut einen Stoß durch die Tapete.*

POLONIUS  
*hinter der Tapete:*

Oh, ich bin umgebracht!  
*Fällt und stirbt.*

KÖNIGIN  
Weh mir! Was tatest du?

HAMLET  
Fürwahr, ich weiß es nicht: ist es der König?  
*Zieht den Polonius hinter der Tapete hervor.*

KÖNIGIN  
Oh, welche rasche, blutige Tat ist dies!

HAMLET  
Ja, gute Mutter, eine blutige Tat,  
so schlimm beinah, als einen König töten  
und in die Eh' mit seinem Bruder treten.

KÖNIGIN  
Als einen König töten!

HAMLET  
Ja, so sagt' ich.

*Zu Polonius:*

Du kläglicher, vorwitziger Narr, fahr wohl!  
Ich nahm dich für 'nen Höhern: nimm dein Los!  
Du siehst, zu viel Geschäftigkeit ist mißlich. —  
Ringt nicht die Hände so! Still! setzt Euch nieder,  
laßt Euer Herz mich ringen, denn das will ich,  
wenn es durchdringlich ist, wenn nicht so ganz  
verdammte Angewöhnung es gestählt,  
daß es verschanzt ist gegen die Vernunft.



KÖNIGIN

Was tat ich, daß du gegen mich die Zunge  
so toben lassen darfst?

HAMLET

Solch eine Tat,  
die alle Huld der Sittsamkeit entstellt,  
die Tugend Heuchler schilt, die Rose wegnimmt  
von unschuldvoller Liebe schöner Stirn  
und Beulen hinsetzt; Ehgelübde falsch  
wie Spielereide macht; oh, eine Tat,  
die aus dem Körper des Vertrages ganz  
die innre Seele reißet und die süße  
Religion zum Wortgepränge macht.  
Des Himmels Antlitz glüht, ja, diese Feste,  
dies Weltgebäu, mit trauerndem Gesicht,  
als nahte sich der Jüngste Tag, gedenkt  
trübsinnig dieser Tat.

KÖNIGIN

Weh! welche Tat  
brüllt denn so laut und donnert im Verkünden?

HAMLET

Seht dies Gemälde an und dann hier dies!  
Auf jeglichem der eine von zwei Brüdern  
im Bildnis dargestellt. Zum ersten hier:  
Schaut, welche Anmut wohnt in diesen Braun!  
Apollon's Locken, Jovis hohe Stirn,  
ein Aug' wie Mars, zum Drohn und zum Gebieten,  
des Götterherolds Stellung, wann er eben  
sich niederschwingt auf himmelnahen Höhn;  
in Wahrheit, ein Verehrer und eine Bildung,  
auf die sein Siegel jeder Gott gedrückt,  
der Welt Gewähr für einen Mann zu leisten:  
dies war Eu'r Gatte. — Seht nur her, was folgt:  
hier ist Eu'r Gatte, gleich der brandigen Ähre  
verderblich seinem Bruder. Habt Ihr Augen?  
Die Weide dieses schönen Bergs verlaßt Ihr,

und mästet Euch im Sumpf? Ha, habt Ihr Augen?  
Nennt es nicht Liebe! Denn in Eurem Alter  
ist der Tumult im Blute zahm; es schleicht  
und wartet auf das Urtheil: und welches Urtheil  
ging' wohl von dem zu dem? Sinn habt Ihr sicher,  
sonst könnte keine Regung in Euch sein:  
doch sicher ist der Sinn vom Schlag gelähmt,  
denn Wahnwitz würde hier nicht irren; nie  
hat so den Sinn Verrücktheit unterjocht,  
daß nicht ein wenig Wahl ihm blieb, genug  
für solchen Unterschied. Was für ein Teufel  
hat bei der Blindkuh Euch so betört?  
Sehn ohne Fühlen, Fühlen ohne Sehn,  
Ohr ohne Hand und Aug', Geruch ohn' alles,  
ja nur ein Teilchen eines echten Sinns  
tappt nimmermehr so zu.  
Scham, wo ist dein Erröten? Wilde Hölle,  
empörst du dich in der Matrone Gliedern,  
so sei die Keuschheit der entflammten Jugend  
wie Wachs und schmelz' in ihrem Feuer hin;  
ruf keine Schande aus, wenn heißes Blut  
zum Angriff stürmet: da der Frost ja selbst  
nicht minder kräftig brennt und die Vernunft  
den Willen kuppelt.

KÖNIGIN

O Hamlet, sprich nicht mehr!

Du kehrst die Augen recht ins Innre mir;  
da seh' ich Flecke, tief und schwarz gefärbt,  
die nicht von Farbe lassen.

HAMLET

Nein, zu leben  
im Schweiß und Brodem eines eklen Betts,  
gebrüht in Fäulnis; buhlend und sich paarend  
über dem garstigen Nest —

KÖNIGIN

O sprich nicht mehr!



Die Worte dringen mir ins Ohr wie Dolche.  
Nicht weiter, lieber Hamlet!

HAMLET

Ein Mörder und ein Schalk! Ein Knecht, nicht wert,  
das Zehntel eines Zwanzigteils von ihm,  
der Eu'r Gemahl war! ein Hanswurst von König,  
ein Beutelschneider von Gewalt und Reich,  
der weg vom Sims mir meine Krone stahl  
und in die Tasche steckte.

KÖNIGIN

Halt inne!

*Der Geist kommt.*

HAMLET

Ein geflickter Lumpenkönig! —  
Schirmt mich und schwingt die Flügel über mir,  
ihr Himmelscharen! — Was will dein hohes Bild?

KÖNIGIN

Weh mir! Er ist verrückt!

HAMLET

Kommt Ihr nicht, Euren trägen Sohn zu schelten,  
der Zeit und Leidenschaft versäumt, zur großen  
Vollführung Eures furchtbaren Gebots?

GEIST

Halt ein! Entsetzen liegt auf deiner Mutter;  
tritt zwischen sie und ihre Seel' im Kampf,  
sprich mit ihr, Hamlet!

HAMLET

Wie ist Euch, Mutter?

KÖNIGIN

Ach, wie ist Euch denn,  
daß Ihr die Blicke heftet auf das Leere  
und redet mit der körperlosen Luft?  
Dämonisch flackern Eure starren Augen,  
und, wie ein schlafend Heer beim Waffenlärm,  
sträubt Euer liegend Haar sich wie lebendig  
empor und steht zu Berg. Oh, lieber Sohn,

gieß auf die wilden Gluten deines Unmuts  
abkühlende Geduld! Wo schaust du hin?

HAMLET

Auf ihn! auf ihn! Seht Ihr, wie blaß er starrt?  
Sein Anblick, seine Sache würde Steinen  
Vernunft einpredigen. — Sieh nicht auf mich,  
damit nicht deine bittende Gebärde  
zu meiner Mutter Schutz den strengen Willen  
verwandle und den Blutdurst meiner Rache  
mit Tränen lösche!

KÖNIGIN

Zu wem denn sprecht Ihr da?

HAMLET

Zu ihm, zu ihm!

KÖNIGIN

Zu wem?

HAMLET

Seht Ihr dort nichts?

KÖNIGIN

Nein, nichts als uns!

HAMLET

Ha, seht nur hin! Seht, wie es weg sich stiehlt!  
Mein Vater in leibhafter Gestalt,  
seht, wie er eben jetzt zur Tür hinausgeht!

*Geist verschwindet.*

KÖNIGIN

Dies ist bloß Eures Hirnes Ausgeburd;  
dergleichen wesenlose Schöpfungen  
erzeugt Verzückerung allzuoft.

HAMLET

Verzückerung?

Mein Puls hält ordentlich wie Eurer Takt,  
spielt ebenso gesunde Melodien;  
es ist kein Wahnwitz, was ich vorgebracht.  
Bringt mich zur Prüfung, und ich wiederhole  
die Sach' Euch Wort für Wort, wovon der Wahnwitz



abspringen würde. Mutter, um Eu'r Heil!  
 Legt nicht die Schmeichelsalb' auf Eure Seele,  
 daß nur mein Wahnwitz spricht, nicht Eu'r Vergehn;  
 sie wird den bösen Fleck nur leicht verharschen,  
 indes Verderbnis, heimlich untergrabend,  
 von innen angreift. Beichtet vor dem Himmel,  
 bereuet, was geschehn, und meidet Künft'ges,  
 düngt nicht das Unkraut, daß es mehr noch wuchre!  
 Vergebt mir diese meine Tugend: denn  
 in dieser feisten, engebrüstigen Zeit  
 muß Tugend selbst Verzeihung flehn vom Laster,  
 ja, kriechen, daß sie nur ihm wohltun dürfe.

KÖNIGIN

Oh, Hamlet, du zerspaltest mir das Herz.

HAMLET

O werft den schlechtern Teil davon hinweg,  
 und lebt so reiner mit der andern Hälfte!  
 Gut Nacht! Doch meidet meines Oheims Bett!  
 Nehmt eine Tugend an, die Ihr nicht habt!  
 Der Teufel Angewöhnung, der des Bösen  
 Gefühl verschlingt, ist hierin Engel doch:  
 er gibt der Übung schöner, guter Taten  
 nicht minder eine Kleidung oder Tracht,  
 die gut sich anlegt. Seid zur Nacht enthaltsam,  
 und das wird eine Art von Leichtigkeit  
 der folgenden Enthaltung leihn; denn Übung kann  
 fast das Gepräge der Natur verändern;  
 sie zähmt den Teufel oder stößt ihn aus  
 mit wunderbarer Macht. Nochmals, schlaft wohl!  
 Und Euren Segen bitt' ich, wann Ihr selbst  
 nach Segen erst verlangt. — Für diesen Herrn  
 tut es mir leid. Der Himmel hat gewollt,  
 um mich durch dies und dies durch mich zu strafen,  
 daß ich ihm Diener muß und Geißel sein.  
 Ich will ihn schon besorgen und den Tod,  
 den ich ihm gab, vertreten. Schlaft denn wohl!

Zur Grausamkeit zwingt bloße Liebe mich;  
schlimm fängt es an, und Schlimmres nahet sich.  
Ein Wort noch gute Mutter!

KÖNIGIN

Was soll ich tun?

HAMLET

Durchaus nicht das, was ich Euch heiße tun.  
Laßt den gedunsnen König Euch ins Bett  
von neuem locken, in die Wangen Euch  
mutwillig kneifen, Euch sein Mäuschen nennen;  
und für ein paar verbuhlte Küß', ein Spielen  
in Eurem Nacken mit verdammten Fingern,  
bringt diesen ganzen Handel an den Tag,  
daß ich in keiner wahren Tollheit bin,  
nur toll aus List! Gut wär's, ihr ließt's ihn wissen.  
Denn welche Königin, schön, keusch und klug,  
verhehlte einem Kanker, einem Molch,  
so teure Dinge wohl? Wer täte das?  
Nein, trotz Erkenntnis und Verschwiegenheit,  
löst auf dem Dach des Korbes Deckel, laßt  
die Vögel fliegen, und wie jener Affe  
kriecht in den Korb, um Proben anzustellen,  
und brecht Euch selbst den Hals!

KÖNIGIN

Sei du gewiß: wenn Worte Atem sind  
und Atem Leben ist, hab' ich kein Leben,  
das auszuatmen, was du mir gesagt.

HAMLET

Ich soll nach England; wißt Ihr's?  
Man siegelt meine Briefe; meine Schulgesellen,  
die beiden, denen ich wie Nattern traue,  
sie bringen die Bestellung hin; sie müssen  
den Weg mir bahnen und zur Schurkerei,  
Herolden gleich, mich führen. Sei es drum! —  
Ich will den Wanst ins nächste Zimmer schleppen.



Nun, Mutter, gute Nacht! — Der Ratsherr da  
ist jetzt sehr still, geheim und ernst fürwahr,  
der sonst ein schelmischer alter Schwätzer war.  
Kommt, Herr, ich muß mit Euch ein Ende machen! —  
Gute Nacht, Mutter! —

*Sie gehen von verschiedenen Seiten ab.*

*Hamlet schleift den Polonius hinaus.*

## VIERTER AKT

### ERSTE SZENE

*Ein Zimmer im Schlosse.  
Der König, die Königin.*

KÖNIGIN

Ha, mein Gemahl, was sah ich diese Nacht!

KÖNIG

Wie, Gertrud, was macht Hamlet?

KÖNIGIN

Er rast wie See und Wind, wenn beide kämpfen,  
wer mächtiger ist: in seiner wilden Wut,  
da er was hinterm Teppich rauschen hört,  
reißt er die Kling' heraus, schreit: eine Rattel!  
und tötet so in seines Wahnes Hitze  
den ungesehenen guten alten Mann.

KÖNIG

O schwere Tat! Viel fehlte nicht, daß wir  
an seiner Stelle seinen Tod erlitten.  
Auch jetzt sind wir nicht sicher, und der Prinz,  
auf freiem Fuß, gefährdet jedermann.  
Zudem: wer steht für diese blutige Tat?  
Uns legt man sie am Ende noch zur Last,  
weil wir den Irren frei gewähren ließen,  
statt hinter Schloß und Riegel ihn zu bänd'gen.  
Dies einzig Richtige wollten wir nicht einsehn.  
Wie jemand, den ein heimlich Übel plagt,  
verbot die Scham uns, es bekannt zu machen,  
so ward es ärger, bis es doch hervorbrach.  
Wo ist er jetzt?

KÖNIGIN

Er schafft den Leichnam fort.  
Und so, als dränge Licht in seinen Wahn,  
weint er um das Geschehne.



KÖNIG

Laß uns gehn!

Bei Tagesgraun schiff't man den Prinzen ein.  
Uns liegt zur Last, die Schreckenstat bemänteln.  
Das Vollgewicht der ganzen Majestät  
und aller Klugheit, die wir nur besitzen,  
wird dazu nötig sein. — He, Rosenkranz!

*Rosenkranz und Güldenstern kommen.*

Ihr wißt schon, was geschehn ist?

ROSENKRANZ

Wo er die Leiche hingeschafft, mein Fürst,  
vermögen wir von ihm nicht zu erfahren.

KÖNIG

Wo ist er selber?

ROSENKRANZ

Draußen, gnäd'ger Herr,  
bewacht, um Eu'r Belieben abzuwarten.

KÖNIG

So bringt ihn vor uns!

ROSENKRANZ

He Güldenstern, bringt den gnäd'gen Herrn herein!  
*Güldenstern holt Hamlet.*

KÖNIG

Nun, Hamlet, wo ist Polonius?

HAMLET

Beim Nachtmahl.

KÖNIG

Beim Nachtmahl?

HAMLET

Nicht, wo er speist, sondern wo er gespeist wird. Eine gewisse Reichsversammlung von politischen Würmern hat sich eben an ihn gemacht. So'n Wurm ist Euch der einzige Kaiser, was die Tafel betrifft. Wir mästen alle Kreaturen, um uns zu mästen, und uns selbst mästen wir für Maden. Der fette König und der magre

Bettler sind nur verschiedene Gerichte. Zwei Schüsseln,  
aber für eine Tafel; das ist das Ende vom Liede.

KÖNIG

Wo ist Polonius?

HAMLET

Im Himmel. Schickt hin, um zuzusehn! Wenn Euer  
Bote ihn da nicht findet, so sucht ihn selbst in der Hölle!  
Aber wahrhaftig, wo Ihr ihn nicht binnen dieses Monats  
findet, so werdet Ihr ihn wittern, wann Ihr die Treppe  
zur Galerie hinaufgeht.

KÖNIG

Geht, sucht ihn dort!

HAMLET

Er wird warten, bis Ihr kommt.

KÖNIG

Hamlet, für deine eigne Sicherheit —  
die uns so wert ist, wie uns innig kränkt,  
was du begangen hast — muß diese Tat  
in feuriger Eile dich von hinnen senden.  
Drum rüste dich, das Schiff liegt schon bereit,  
der Wind ist günstig, die Gefährten warten,  
und alles treibt nach England, auf und fort!

*Die Königin entfernt sich weinend.*

HAMLET

Nach England?

KÖNIG

Ja, Hamlet.

HAMLET

Gut!

KÖNIG

So ist es, wenn du unsre Absicht wüßtest.

HAMLET

Ich sehe einen Cherub, der sie sieht. — Aber kommt!  
Nach England! — Lebt wohl, liebe Mutter!

KÖNIG

Dein liebevoller Vater, Hamlet.



HAMLET

Meine Mutter! Vater und Mutter sind ein Fleisch:  
also meine Mutter. Kommt! Nach England.

*Ab.*

KÖNIG

Folgt auf dem Fuß ihm, lockt ihn schnell an Bord;  
verzögert nicht: er muß zu Nacht von hinnen!  
Fort! Alles ist versiegelt und geschehn,  
was sonst die Sache heischt. Ich bitt' euch, eilt!

*Rosenkranz und Güldenstern ab.*

Und, England! gilt dir meine Liebe was —  
wie meine Macht sie dich kann schätzen lehren,  
denn noch ist deine Narbe wund und rot  
vom Dänenschwert, und deine Ehrfurcht leistet  
uns willig Lebenspflicht —, so darfst du nicht  
das oberherrliche Geheiß versäumen,  
das durch ein Schreiben solchen Inhalts dringt  
auf Hamlets schnellen Tod. O tu es, England!  
Denn mir im Blut wie zehrend Fieber rast er:  
du mußt mich heilen. Mag mir alles glücken,  
bis dies geschehn ist, kann mich nichts erquicken.

*Ab.*

## ZWEITE SZENE

*Eine Ebene in Dänemark.*

*Hamlet, der Kommandeur eines Kriegsschiffes,  
Marcellus und Bernardo, Matrosen.*

HAMLET

Hier ist der Ort?

MARCELLUS

Er ist's, mein bester Prinz.

HAMLET

Der junge Fortinbras fand sich bereit?

MARCELLUS

Ja, mein erlauchter Herr, von ganzem Herzen.  
Er wünschte sehnlichst die Zusammenkunft.

HAMLET

Ich dank' euch allen, dank' euch allen. Ganz  
der Eure. Schnelle Arbeit ist getan.  
Was Rosenkranz und Gldenstern betrifft,  
so tut ihr Untergang mir herzlich leid.  
Doch kann ich euch nicht tadeln, daß ihr kurz  
verfurt mit ihnen. 's ist gefährlich, sich  
dazwischendrngen, wenn zwei Große hadern.  
Nun msten sie die Fische. Lieben Freunde,  
ihr nahmt es auf euch, mich zu schtzen, mich,  
Hamlet, den Sohn des Königs gleichen Namens.  
Als eurem Herrscher habt ihr mir gehuldigt.  
Nun denn: hier ist entsiegelt jene Order —  
ein wahrhaft königliches Bubenstck! —,  
womit ich England ausgeliefert wurde.  
Es ist ein streng Geheiß, gespickt mit Gründen,  
betreffend Dänemarks und Englands Heil,  
mich abzutun auf irgendeine Art.

HAUPTMANN

Ist's möglich?

HAMLET

Lest es selbst, hier ist der Auftrag!  
Was wärt ihr, wo ihr solcher Schurkerei  
Gefolgschaft leisten wolltet?! Vorwärts also!  
Der Spaß ist, wenn mit seinem eignen Pulver  
der Feuerwerker auffliegt. Und mich trägt  
die Rechnung, wenn ich nicht ein Klafter tiefer  
als ihre Minen grab' und sprengt sie  
bis an den Mond. O es ist gar zu schön,  
wenn so zwei Listen sich entgegengehn.  
Und mißlich, wenn die schlechtere Natur,  
wie Rosenkranz und Gldenstern es taten,



sich zwischen die entbrannten Degenspitzen  
von mächtigen Gegnern drängt.

*Fortinbras, ver mummt, mit Gefolge.*

Prinz Fortinbras!

FORTINBRAS

Prinz Hamlet!

*Sie umarmen einander.*

HAMLET

Ihr wißt, wieso ich hier bin. Diese Leute  
und treuen Dänen retteten mein Leben.  
Wir liefen in die Bucht ein, wo wir wußten,  
daß Ihr mit Euren Truppen nahe wäret.  
Euch geht der Ruf als Edelmann voraus,  
und so vertrau' ich meine Sache Euch,  
gewissermaßen ist sie auch die Eure.  
Wie darf ich heute zögern, das zu tun,  
wozu ich hier bin, um mit Euch zu reden.  
Der meinen König totschiug, meine Mutter  
zur Hure machte, zwischen die Erwählung  
und meine Hoffnungen sich eingedrängt —  
denn ich allein bin Erbe dieser Krone! —,  
der den Uriasbrief, von dem Ihr wißt  
und wissen sollt wortwörtlich, für mich schrieb,  
mich abzutun kurzweg wie meinen Vater,  
verfluchter Hinterlist: ist's nicht vollkommen billig,  
mit diesem Arme dem den Lohn zu geben?  
Und ist es nicht Verdammnis, diesen Krebs  
an unserm Fleisch noch länger wuchern lassen?

FORTINBRAS

Ich grüß' in Euch den Mann, erlauchter Prinz.  
Nach Alter und Gesinnung ganz Euch nah,  
bitt' ich Euch, Prinz, durchaus auf mich zu zählen.  
Tut mir die Ehr' an, bitt' ich Euch, und kommt  
mit mir in mein Quartier! Dort wollen wir  
ganz ohne Störung die Gedanken tauschen.

## DRITTE SZENE

*Ein Zimmer im Schlosse zu Helsingör.*

*Horatio und ein Diener.*

HORATIO

Was sind's für Leute, die mich sprechen wollen?

DIENER

Matrosen, Herr, sie haben, wie sie sagen,  
Euch Briefe zu bestellen.

HORATIO

Laß sie vor!

Ich wüßte nicht, von welchem Teil der Welt  
ein Gruß mir käme als vom Prinzen Hamlet.

*Matrosen kommen.*

ERSTER MATROSE

Die See für Dänemark! Gott grüß' Euch, Herr!

HORATIO

Gott grüß' dich, Seemann! Ja, das wolle Gott,  
daß wir die Herren bleiben der Gewässer!

ZWEITER MATROSE

Hier ist ein Brief für Euch, Herr. Er kommt von dem  
Gesandten, der nach England reisen sollte, wenn Euer  
Name Horatio ist, wie man mir versichert.

HORATIO

Der Gesandte, den man nach England geschickt hat?  
Bist du auf einem Delphin hergeritten? Doch laß,  
sprich nicht! Es sei dem, wie ihm wolle. *Liest:*  
„Horatio, ich habe wieder dänischen Boden unter den  
Füßen. Wenn du dies durchgesehen haben wirst, ver-  
schaffe diesen Leuten Zutritt beim Könige! Sie haben  
Briefe für ihn. Sorge, daß der König sie bekommt!  
Du aber begib dich zu mir in solcher Eile, als du  
den Tod fliehen würdest! Ich habe dir Worte ins  
Ohr zu sagen, die dich stumm machen werden, doch  
sind sie viel zu leicht für das Gewicht der Sache. Alles  
ist tief geheim. Diese guten Dänen werden dich hin-



bringen, wo ich bin. Rosenkranz und Gldenstern setzen ihre Reise nach England fort: aber ohne Schiff. Lebe wohl! Erinne dich, daß der Geist, den wir sahen, von Kopf zu Fuß gewappnet war! Du sagtest einmal, du wärest ein alter Römer. Nochmals lebe wohl! Bald bist du bei mir. Der, den du als den Deinen kennst, Hamlet, der Dne“

Kommt, ich will diese eure Briefe fördern, und um so schneller, daß ihr hin mich führt zu ihm, der sie euch gab.

#### VIERTE SZENE

*Ein anderes Zimmer im Schloß.*  
*König und Laertes.*

##### KÖNIG

Ich selbst ließ Euch die Nachricht geben, Bester, von Eures Vaters Tod nach Frankreich. Lieb und mehr als lieb ist Eure Heimkunft mir. Weshalb Umschweife machen: wir, wir beide, wir haben hier den einen selben Feind, viel mehr, wir hatten ihn. Schon ist er wohl in England angelangt. Was dann kommt aber, wird unsre Lage ganz ins klare stellen. Nun muß doch Eu'r Gewissen meine Unschuld besiegeln, und Ihr müßt in Euer Herz als Freund mich schließen, weil Ihr habt gehört, und zwar mit kundigem Ohr, daß ebender, der Euren edlen Vater umgebracht, mir nach dem Leben stand.

##### LAERTES

's ist klar. Doch sagt mir, warum belangtet Ihr nicht diese Taten, so strafbar und so peinlicher Natur, wie Eure Gre, Weisheit, Sicherheit, wie alles sonst Euch drängt'?

KÖNIG

Aus zwei besondren Gründen,  
die Euch vielleicht sehr marklos dünken mögen,  
allein für mich doch stark sind. Seine Mutter,  
die Königin, lebt fast von seinem Blick.  
Und was mich selbst betrifft — sei's, was es sei,  
entweder meine Tugend oder Qual —,  
sie ist mir so vereint in Seel und Leben:  
wie sich der Stern in seinem Kreis nur regt,  
könnt' ich's nicht ohne sie. Der andre Grund,  
warum ich's nicht zur Sprache bringen durfte,  
ist, daß der große Hauf' an ihm so hängt:  
was Fehler an ihm ist, das taucht die Masse  
in ihre Liebe und verwandelt so,  
der Therme gleich, die Holz in Stein verändert,  
Verbrechen selbst in Tugend. Sie verkehrt  
das Strafgericht wohl gar noch zum Triumph.  
Es könnte sein, mein wohlgezielter Pfeil,  
vom scharfen Gegenwinde überstürzt,  
er würde dem gefährlich, der ihn abschoß.

LAERTES

Eu'r Majestät muß auf der Hut sein, wirklich.  
Es gärt im Volk. Man munkelt vielerlei.

KÖNIG

Schlaft deshalb ruhig nur! Ihr müßt nicht denken,  
wir wären aus so tragem Stoff gemacht,  
daß wir Gefahr am Bart uns raufen ließen  
und hielten es für Kurzweil. Ihr vernehmt  
mit nächstem mehr: ich liebte Euren Vater.  
Auch lieben wir uns selbst: das, hoff' ich, wird  
Euch einsehn lehren —

*Ein Bote kommt.*

Nun? Was gibt es Neues?

BOTE

Herr, Briefe von Prinz Hamlet!



KÖNIG

Von Hamlet? Und wer brachte sie?

BOTE

Matrosen, heißt es, Herr. Ich sah sie nicht.  
Mir gab sie Claudio, der vom Überbringer  
sie selbst empfing.

*Bote ab.*

KÖNIG

Laertes, Ihr sollt hören!

*Er liest:*

„Großmächtigster! wisset, daß ich nackt an Euer Reich  
ausgesetzt bin. Morgen werde ich um Erlaubnis bitten,  
vor Euer königliches Auge zu treten, und dann werde  
ich, wenn ich Euch erst um Vergünstigung dazu ersucht,  
die Veranlassung meiner plötzlichen und wunderbaren  
Rückkehr berichten. Hamlet“

Was heißt dies?

Wie? oder ist's Betrug und nichts daran?

LAERTES

Kennt Ihr die Hand?

KÖNIG

's sind Hamlets Züge. „Nackt“  
und in der Nachschrift hier sagt er „Allein“ —  
Könnt Ihr mir raten?

LAERTES

Ich bin ganz wirr, mein Fürst. Was kann es sein?

KÖNIG

Er will den Grund mir Aug' in Auge sagen  
von seiner Rückkehr. Dies klingt wunderbarlich.

LAERTES

Sehr wunderbarlich. Gewiß, Eu'r Majestät.

KÖNIG

Wie kann es nur so sein? wie anders? Seltsam,  
höchst seltsam.

LAERTES

Rätselhaft, mein Fürst.

KÖNIG

Dies, wie gedeutet immer, es bedeutet  
nichts Gutes und den Fehlschlag meines Plans.  
Sofern wir leben wollen und nicht sterben,  
das Reich erhalten wider Fortinbras,  
verhüten seinen inneren Zerfall,  
heißt es demnach auf andre Pläne sinnen.  
Ist Euer Vater, Euer König Euch  
ein wenig wert, Laertes?

LAERTES

Wenn Eure Majestät es nicht verhindert,  
so möcht' ich wohl ihn stellen. In die Zähne  
den Mord ihm rücken und vor meinen Degen  
ihn fordern. Nicht im Spiel; auf Tod und Leben.

KÖNIG

Das ist das mindste, Bester, was Euch zusteht.  
Erliegt der Prinz, ist's nur gerechte Sühnung.

LAERTES

Wird er sich meinem Degen stellen?

KÖNIG

Hamlet?

Ihr kennt ihn ja genugsam. Ganz gewiß!  
Und dann, sofern Ihr zweifelt, ist zu denken:  
man hat seit Eurer Reis' Euch viel gerühmt,  
und das vor Hamlets Ohr, um eine Eigenschaft,  
worin Ihr, sagt man, glänzt. All Eure Gaben  
entlocken ihm gesamt nicht so viel Neid  
als diese eine, die nach meiner Schätzung  
von höchstem Rang ist.

LAERTES

Und welche Gabe wär' das, gnäd'ger Herr?

KÖNIG

Hier war ein Ritter aus der Normandie;  
ich kenne selbst die Franken aus dem Krieg,  
und sie sind gut zu Pferd. Doch dieser Brave  
tat Zauberdinge, wuchs am Sitze fest



und lenkt' sein Pferd zu solchen Wunderkünsten,  
als wär' er einverleibt und halbgeartet  
mit diesem wackren Tier: es überstieg  
so weit die Vorstellung, daß mein Erfinden  
von Wendungen und Sprüngen hinter dem  
zurückbleibt, was er tat.

LAERTES

Ein Normann war's?

KÖNIG

Ein Normann.

LAERTES

Lamord. Bei meinem Leben!

KÖNIG

Ja, derselbe.

LAERTES

Ich kenn' ihn wohl. Er ist auch in der Tat  
das Kleinod und Juwel von seinem Volk.

KÖNIG

Er ließ bei uns sich über Euch vernehmen  
und gab Euch solch ein meisterliches Lob  
für Eure Kunst und Übung in den Waffen,  
insonderheit die Führung des Rapiers.  
Er schwur, die Fechter seines Landes hätten  
nicht sichre Deckung, Auge noch Geschick,  
wenn Ihr sie angriff: dieser sein Bericht  
vergiftete den Hamlet so mit Neid,  
daß er nichts tat als wünschen, daß Ihr schleunig  
zurückkämt, um mit Euch sich zu versuchen.  
Kommt Hamlet, soll er wissen, Ihr seid hier.  
Wir lassen Eure Trefflichkeit ihn preisen  
und doppelt überfirnissen den Ruhm,  
den Euch der Franke gab, kurz: bringen Euch zusammen  
und stellen Wetten an auf Eure Köpfe.  
Dies Scheingefecht lehnt er gewiß nicht ab,  
und doch könnt Ihr auch so zum Ziel gelangen.  
Er, achtlos, edel, frei von allem Arg,

wird die Rapiere nicht genau besehn,  
und wenn Ihr in der Hitze des Gefechts  
die scharfe Klinge greift statt der geschützten,  
so ist's ein Irrtum, der geschehen kann  
und etwa mich und Euren Vater rächt.

LAERTES

Ich bin ganz irr, mein Fürst. Allein er komme!  
Erfrischt es doch mein Herzensübel recht,  
daß Zorn und Gram und Wut sich einmal kann  
ausschütten gegen ihn: Das tatest du!  
Prinz Hamlet soll es hören.

*Beide ab.*

#### FÜNFTE SZENE

*Helsingör, ein Zimmer im Schlosse.  
Die Königin und Claudio treten auf.*

KÖNIGIN

Ich will nicht mit ihr sprechen.

CLAUDIO

Sie ist sehr dringend, wirklich außer sich.  
Ihr Zustand ist erbarmenswert.

KÖNIGIN

Was will sie?

CLAUDIO

Sie spricht von ihrem Vater, sagt, sie höre,  
die Welt sei schlimm, und ächzt und schlägt die Brust.  
Ein Strohalm ärgert sie, sie spricht verworren,  
mit halbem Sinn nur, ihre Red' ist nichts,  
doch leitet ihre ungestalte Art  
die Hörenden auf Schlüsse. Man errät,  
man stückt zusammen ihrer Worte Sinn,  
die sie mit Nicken spricht, mit Winken, Mienen,  
so daß man wahrlich denken muß, man könnte  
zwar nichts gewiß, jedoch viel Arges denken.



KÖNIGIN

Man muß doch mit ihr sprechen: sie kann Argwohn  
in unheilbrütende Gemüter streun.

Laßt sie nur vor!

*Claudio ab.*

Der kranken Seele nach der Art der Sünden  
scheint jeder Tand ein Unglück zu verkünden.  
Von so betörter Furcht ist Schuld erfüllt,  
daß, sich verbergend, sie sich selbst enthüllt.

*Claudio kommt mit Ophelia.*

OPHELIA

Wo ist die schöne Majestät von Dänemark?

KÖNIGIN

Wie geht's, Ophelia?

OPHELIA

*singt:*

Wie erkenn' ich dein Treulieb  
vor den andern nun?  
An dem Muschelhut und Stab  
und den Sandelschuhn....

KÖNIGIN

Ach süßes Fräulein, wozu soll dies Lied?

OPHELIA

Was beliebt? Nein bitte, hört!

*Singt:*

Er ist lange tot und hin,  
tot und hin, Fräulein!  
Ihm zu Häupten ein Rasen grün,  
ihm zu Fuß ein Stein.

Oh!

KÖNIGIN

Aber sagt, Ophelia! —

OPHELIA

Bitt' Euch, hört!

*Singt:*

Sein Leichen hemdweiß wie Schnee zu sehn —

*Der König tritt auf.*

KÖNIGIN

Ach mein Gemahl, seht hier!

OPHELIA

*singt:*

Geziert mit Blumensegen;  
das unbetrünt zum Grab mußt' gehn  
von Liebesregen.

KÖNIG

Wie geht's Euch, holdes Fräulein?

OPHELIA

Gottes Lohn! recht gut. Sie sagen, die Eule war eines  
Bäckers Tochter. Ach Herr! wir wissen wohl, was wir  
sind, aber nicht, was wir werden können. Gott segne  
Euch die Mahlzeit!

KÖNIG

Anspielung auf ihren Vater!

OPHELIA

Bitte, laßt uns darüber nicht sprechen. Aber wenn sie  
Euch fragen, was es bedeutet, so sagt nur —

*singt:*

Auf morgen ist Sankt Valentins Tag,  
wohl an der Zeit noch früh,  
und ich, 'ne Maid am Fensterschlag,  
will sein Eu'r Valentin.

Er war bereit, tät an sein Kleid,  
tät auf die Kammertür,  
ließ ein die Maid, die als 'ne Maid  
ging nimmermehr herfür.

KÖNIG

Holde Ophelia!

OPHELIA

Fürwahr, ohne Schwur, ich will ein Ende machen.

*Singt:*

Bei unsrer Frau und Sankt Kathrin!  
O pfui, was soll das sein?



Ein junger Mann tut's, wenn er kann,  
beim Himmel, 's ist nicht fein.  
Sie sprach: Eh Ihr gescherzt mit mir,  
gelobtet Ihr, mich zu frein.

Er antwortet:

Ich bräch's auch nicht, beim Sonnenlicht,  
wärst du nicht kommen herein.

KÖNIG

Wie lang ist sie schon so?

OPHELIA

Ich hoffe, es wird alles gut werden. Wir müssen geduldig sein: aber ich kann nicht umhin, zu weinen, wenn ich denke, daß sie ihn in die kalte Erde gelegt haben. Mein Bruder soll davon wissen, und so dank' ich Euch für Euren guten Rat. Kommt, meine Kutsche! Gute Nacht, Damen! Gute Nacht, süße Damen! Gute Nacht! Gute Nacht! — *Ab.*

KÖNIG

Folgt auf dem Fuß ihr nach, bewacht sie recht!

*Claudio, Ophelia nach, ab.*

O dies ist Gift des tiefen Grams: es quillt  
aus ihres Vaters Tod. Und seht nun an,  
o Gertrud, Gertrud! Wenn die Leiden kommen,  
so kommen sie wie einzle Späher nicht,  
nein, in Geschwadern. Ihr Vater umgebracht,  
fort Euer Sohn, er selbst, der wüste Stifter  
gerechten eignen Banns. Das Volk verschlämmt,  
schädlich und trüb im Wähnen und Vermuten —

*Lärm hinter der Szene.*

KÖNIGIN

O weh, was für ein Lärm!

*Ein Edelmann kommt.*

KÖNIG

Herbei!

Wo sind die Schweizer? Laßt die Tür bewachen!  
Was gibt es draußen?

EDELMANN

Rettet Euch, mein Fürst!

Der Ozean, entwachsend seinem Saum,  
verschlingt die Niedrung ungestümer nicht,  
als, an der Spitze eines Meuterhaufens,  
Prinz Hamlet Eure Diener übermannt.  
Der Pöbel nennt ihn Herr, und, gleich als finge  
die Welt erst an, als wär' das Altertum  
vergessen und Gewohnheit nicht bekannt,  
die Stützen und Bekräftiger jeden Worts,  
so schrein sie: Wählen wir! Prinz Hamlet werde König!  
Und Mützen, Hände, Zungen tragen's jubelnd  
bis an die Wolken: König sei Prinz Hamlet!  
Prinz Hamlet König!

KÖNIG

Sie schlagen lustig an auf falscher Fährte.  
Verkehrt gespürt, ihr falschen Dänenhunde!

KÖNIGIN

Die Türen sind gesprengt.

*Hamlet kommt bewaffnet.*

*Hinter ihm Horatio, Marcellus, Bernardo,  
dänische Matrosen, Soldaten, Volk.*

HAMLET

Ihr Herrn, bleibt draußen!

VOLK

Nein, laßt uns mit herein!

HAMLET

Ich bitt', erlaubt mir!

Dank euch! Besetzt die Tür! —

VOLK

Gut, wie Ihr wollt!

HAMLET

Du schnöder König, gib mir meinen Vater!

KÖNIGIN

O guter Hamlet, ruhig!



HAMLET

Der Tropfen Bluts, der ruhig ist, erklärt  
zum Bastard mich, schilt Hahnrei meinen Vater,  
brandmarkt als Metze meine treue Mutter  
hier zwischen ihren reinen, keuschen Brauen.

*Er drückt seinen Finger an ihre Stirn.*

KÖNIG

Hamlet, was ist die Ursach', daß dein Aufstand  
so riesenmäßig aussieht? — Laß ihn, Gertrud,  
befürchte nichts für unsere Person!

Denn solche Göttlichkeit schirmt einen König:  
Verrat, der nur erblickt, was er gewollt,  
steht ab von seinem Willen. — Sage, Hamlet,  
was bist du so entrüstet? — Gertrud, laß ihn! —  
Sprich, junger Mann!

HAMLET

Wo ist mein Vater?

KÖNIG

Tot.

KÖNIGIN

Doch nicht durch ihn.

KÖNIG

Laß ihn nur satt sich fragen. —

HAMLET

Wie kam er um? Ich lasse mich nicht äffen.  
Zur Hölle, Treu'! Zum ärgsten Teufel, Eide!  
Gewissen, Frömmigkeit, zum tiefsten Schlund!  
Ich trotze der Verdammnis; so weit kam's:  
ich schlage beide Welten in die Schanze,  
mag kommen, was da kommt! Nur Rache will ich  
vollauf für meinen Vater.

KÖNIG

Wer wird Euch hindern?

HAMLET

Mein Wille, nicht der ganzen Welt Gebot.

Und meine Mittel will ich so verwalten,  
daß wenig weit soll reichen.

KÖNIG

Höre, Hamlet,  
wenn du von deines teuren Vaters Tod  
das Sichre wissen willst: ist's deiner Rache Schluß,  
als Sieger in dem Spiel so Freund als Feind,  
Unschuldige und Schuld'ge zu vernichten?

HAMLET

Die Schuldigen nur.

KÖNIG

Wollt Ihr sie kennenlernen? —

HAMLET

Den Freunden will ich weit die Arme öffnen  
und, wie der Lebensopfrer Pelikan,  
mit meinem Blut sie nähren.

KÖNIG

So, nun sprichst du  
als guter Sohn und echter Edelmann.  
Daß ich an Eures Vaters Tode schuldlos  
und am empfindlichsten dadurch gekränkt,  
soll Eurem Urteil offen dar sich legen,  
wie Tageslicht dem Auge.

KÖNIGIN

*Leise zu einem Edelmann.*

HAMLET

Laßt sie ein!  
Was gibt's? Was für ein Lärm?

*Ophelia erscheint, phantastisch mit Kräutern  
und Blumen geschmücht.*

O Hitze, trockne  
mein Hirn auf! Tränen, siebenfach gesalzen,



brennt meiner beiden Augen Sehkraft aus!

OPHELIA

*singt:*

Sie trugen ihn auf der Bahre bloß,  
leider, ach leider!  
und manche Trän' fiel in Grabes Schoß —  
fahr wohl, meine Taube!

HAMLET

O Gott, wo bin ich! Zeigst du mir im Spiegel  
der Wahrheit, was ich freventlich gespielt?  
Und ward mein Narrenwahnwitz nun der Vater  
von diesem echten? — O Horatio!

HORATIO

*halblaut:*

Mein Prinz, dies Tun verrät nur Schwäche. Ihr  
verliert die Zeit, verliert das ganze Spiel  
und liefert Eure Freunde an das Richtbeil.

OPHELIA

Ihr müßt singen: „nunter, hinunter! und ruft ihr ihn  
nunter.“ O wie das Rad dazu klingt! Es ist der falsche  
Verwalter, der seines Herrn Tochter stahl.

HAMLET

Dies Nichts ist mehr als Etwas.

OPHELIA

Da ist Rosmarin, das ist zum Andenken: ich bitt' Euch,  
liebes Herz, gedenket meiner! Und da Vergißmeinnicht,  
das ist für die Treue.

HAMLET

Zu schwer gestraft, o Gott, zu schwer, zu schwer!  
Warum war er dein Vater?

OPHELIA

Das ist Fenchel für Euch und Aglei. Das ist Raute für  
Euch, und hier ist welche für mich. Ihr könnt Eure

Raute mit einem Abzeichen tragen. Da ist Maßlieb.  
Ich wollte Euch ein paar Veilchen geben, aber sie welkten  
alle, da mein Vater starb. — Sie sagen, er nahm ein  
gutes Ende. *Singt:*

Denn traut lieb Fränzel ist all meine Lust . . .

HAMLET

Die Hölle prägt auf sie der Anmut Stempel  
und hat sich meiner Hand dazu bedient.

OPHELIA

Und kommt er nicht mehr zurück?

Und kommt er nicht mehr zurück?

Er ist tot! O weh!

In dein Todesbett geh!

Er kommt ja nimmer zurück.

Sein Bart war so weiß wie Schnee,

sein Haupt dem Flachse gleich:

er ist hin, er ist hin,

und kein Leid bringt Gewinn;

Gott helf' ihm ins Himmelreich!

Und allen Christenseelen! Darum bet' ich. Gott sei mit  
euch! — *Ab.*

*Hamlet läßt sein Schwert aus der Hand fallen, schwankt.*

KÖNIG

Ich muß mit Eurem Grame sprechen, Hamlet,  
versagt mir nicht mein Recht! Entfernt Euch nur,

wählt die verständigsten von Euren Freunden,

und laßt sie richten zwischen Euch und mir!

Wenn sie zunächst uns oder mittelbar

dabei betroffen finden, wollen wir

Reich, Krone, Leben, was nur unser heißt,

Euch zur Vergütung geben: doch wo nicht,

so seid zufrieden, uns Geduld zu leihn;

wir wollen dann, vereint mit Eurer Seele,

sie zu befriedigen trachten.



## SECHSTE SZENE

*Dasselbe Zimmer.  
Der König, Laertes.*

### KÖNIG

Zum Rande voll ist dieser Becher nun.  
Noch einmal ist mir's wider alles Hoffen  
gelingen, diesen Aufruhr zu beschwicht'gen.  
Das Maß ist voll. Das Wohl des Staats, das meine,  
der Königin Leben, unser aller Dasein  
ist morgen etwa keinen Heller wert,  
wenn er noch atmet. Und zu allem kommt,  
zu dem Verrat an mir und seiner Mutter,  
Verrat an Dänmark. Hinter diesem Aufstand,  
der ihn auf unsern Thron erheben sollte,  
steht unser Landesfeind, steht Fortinbras.  
Dies ist inzwischen klipp und klar erwiesen.  
Noch einmal ließ ich ihn auf freiem Fuß —  
gezwungen, könnt Ihr denken — und auch diese  
Natter Horatio, den Pylades  
zu diesem armen Affen des Orest.  
Viel lieber legt' ich beide Köpfe beiden  
vor ihre Füße. Doch des Prinzen Anhang  
ist ungebrochen noch. Und Fortinbras  
rückt, wie nun feststeht, an auf Helsingör.  
Es muß der Prinz auf eine Art verschwinden,  
die bloßer Zufall scheint, und dazu müßt  
Ihr helfen. Hört, ich fordre das von Euch  
als eine Schuldigkeit: die Manen Eures Vaters,  
der sonst die Ruh' im Grab nicht finden wird,  
Euch zu versöhnen ist die erste Pflicht,  
die andre aber, Dänemark zu retten,  
und damit uns und Euch, vom Untergang.  
Was hättet Ihr von Hamlet wohl zu hoffen,  
er tilgt an Euch gewißlich Schuld durch Schuld.  
Und so seid Ihr bereit?

LAERTES

Wozu die Frage?

KÖNIG

Erwägen wir noch einmal denn den Zweikampf.  
Was für ein Lärm!?

*Die Königin kommt.*

Nun, werthe Königin?

KÖNIGIN

Ein Leiden tritt dem andern auf die Fersen,  
so schleunig folgen sie.

Laertes, Eure Schwester ist ertrunken.

LAERTES

Ertrunken, sagt Ihr? Wo?

KÖNIGIN

Es neigt ein Weidenbaum sich übern Bach  
und zeigt im klaren Strom sein graues Laub,  
mit welchem sie phantastisch Kränze wand  
von Hahnfuß, Nesseln, Maßlieb, Purpurblumen,  
die lose Schäfer gröblicher benennen,  
doch züchtige Mädchen sagen Totenfinger.  
Dort, als sie aufklomm, um ihr Laubgewinde  
an den gesenkten Ästen aufzuhängen,  
zerbrach ein falscher Zweig, und nieder fielen  
die rankenden Trophäen und sie selbst  
ins weinende Gewässer. Ihre Kleider  
verbreiteten sich weit und trugen sie  
sirengleich ein Weilchen noch empor,  
indes sie Stellen alter Weisen sang,  
als ob sie nicht die eigne Not begriffe,  
wie ein Geschöpf, geboren und begabt  
für dieses Element. Doch lange währt' es nicht,  
bis ihre Kleider, die sich schwer getrunken,  
das arme Kind von ihren Melodien  
hinunterzogen in den schlammigen Tod.

LAERTES

Ach, ist sie denn ertrunken?



KÖNIGIN

Ertrunken, ertrunken!

*Ab.*

KÖNIG

Ihr seht dies tränenlos. Nun wohl, ich auch.

LAERTES

Doch meine Hand wird Eisen, und nur ein  
Gedanke nistet noch in meinem Hirn.

KÖNIG

Wie denkt Ihr's Euch?

LAERTES

Ihn in der Kirch' erwürgen.

KÖNIG

Auf andre Art, wenn Ihr entschlossen seid.

LAERTES

Der Würger würgte meinen Vater hin,  
er würgte meine Schwester und wird mich  
erwürgen, doch ich komme ihm zuvor.

KÖNIG

Mit einem wohlgezielten, sichren Stoß.  
Wollt Ihr dies tun, so haltet Euch zu Haus!  
Kommt Hamlet, soll er wissen: Ihr seid hier.  
Wir laden beide euch zu diesem Spiel,  
des Ende tödlich sein muß für den Prinzen;  
kein Wenn und Aber ist hier mehr am Platz.

LAERTES

Mit meines Hasses Gift salb' ich die Spitze  
des Degens.

KÖNIG

Geht zum Apotheker, kauft  
ein richtiges Gift, ein tödliches: geritzt nur,  
geb' er die gottverdammte Seele auf.  
Doch muß der Plan noch einen Rückhalt haben.  
Ich hab's: wenn Ihr vom Fechten heiß und durstig —  
Ihr müßt deshalb die Gänge kräftiger machen! —

und er zu trinken fordert, soll ein Kelch  
bereitstehn, der, wenn er davon nur nippt,  
entging er etwa Eures giftigen Stich,  
noch unsern Anschlag sichert.

LAERTES

Herr, ich zittre,  
dem Rüden gleich, der einen Eber wittert.



## FÜNFTER AKT

### ERSTE SZENE

*Ein Kirchhof.*

*Zwei Totengräber kommen mit Spaten und so weiter.*

ERSTER TOTENGRÄBER

Soll die ein christlich Begräbnis erhalten, die vorsätzlich ihre eigne Seligkeit sucht?

ZWEITER TOTENGRÄBER

Ich sage dir, sie soll's, mach also flugs ihr Grab! Der Totenbeschauer hat über sie gesessen und christlich Begräbnis erkannt.

ERSTER TOTENGRÄBER

Wie kann das sein, wenn sie sich nicht defensionsweise ertränkt hat?

ZWEITER TOTENGRÄBER

Nun, es ist so befunden.

ERSTER TOTENGRÄBER

Es muß aber se offendendo geschehen, es kann nicht anders sein. Denn dies ist der Punkt: wenn ich mich wissentlich ertränke, so beweist es eine Handlung, und eine Handlung hat drei Stücke: sie besteht im Handeln, Tun und Verrichten. Ergel hat sie sich wissentlich ertränkt.

ZWEITER TOTENGRÄBER

Ei, hört doch, Gevatter Schaufler!

ERSTER TOTENGRÄBER

Erlaubt mir! Hier steht das Wasser: gut; hier steht der Mensch: gut. Wenn der Mensch zu diesem Wasser geht und sich selbst ertränkt, so bleibt's dabei, er mag wollen oder nicht, daß er hingehet. Merkt Euch das! Aber wenn das Wasser zu ihm kommt und ihn ertränkt, so ertränkt er sich nicht selbst. Ergel, wer an seinem eigenen Tode nicht schuld ist, verkürzt sein eigenes Leben nicht.

ZWEITER TOTENGRÄBER

Ist das Rechtens?

ERSTER TOTENGRÄBER

Ei freilich, nach dem Totenbeschauerrecht.

ZWEITER TOTENGRÄBER

Wollt Ihr die Wahrheit wissen? Wenn's kein Fräulein gewesen wäre, so wäre sie auch nicht auf geweihtem Boden begraben.

ERSTER TOTENGRÄBER

Ja, da haben wir's. Und es ist doch ein Jammer, daß die großen Leute in dieser Welt mehr Aufmunterung haben, sich zu hängen und zu ersäufen, als ihre Christenbrüder. Komm, den Spaten her! Es gibt keine so alten Edelleute als Gärtner, Grabenmacher und Totengräber: sie pflanzen Adams Profession fort.

ZWEITER TOTENGRÄBER

War der ein Edelmann?

ERSTER TOTENGRÄBER

Er war der erste, der je armiert war.

ZWEITER TOTENGRÄBER

Ei, was wollt' er!

ERSTER TOTENGRÄBER

Was? bist du ein Heide? Wie legst du die Schrift aus? Die Schrift sagt: Adam grub. Konnte er ohne Arme graben? Ich will dir noch eine andere Frage vorlegen: wenn du mir nicht gehörig antwortest, so bekenne —

ZWEITER TOTENGRÄBER

Nur zu!

ERSTER TOTENGRÄBER

Wer baut fester als der Maurer, der Schiffsbaumeister oder der Zimmermann?

ZWEITER TOTENGRÄBER

Der Galgenmacher, denn sein Gebäude überlebt an die tausend Bewohner.

ERSTER TOTENGRÄBER

Dein Witz gefällt mir, meiner Treu! Der Galgen tut gut: aber wie tut er gut? Er tut gut an denen, die übel tun. Nun tust du übel zu sagen, daß der Galgen stärker



gebaut ist als die Kirche; also würde der Galgen an dir gut tun. Nochmal dran! Frisch!

ZWEITER TOTENGRÄBER

Wer stärker baut als ein Maurer, ein Schiffsbaumeister oder ein Zimmermann?

ERSTER TOTENGRÄBER

Ja, sag das, und du sollst Feierabend haben!

ZWEITER TOTENGRÄBER

Mein Seel, nun kann ich's sagen.

ERSTER TOTENGRÄBER

Frisch!

ZWEITER TOTENGRÄBER

Sapperment, ich kann's doch nicht sagen.

*Hamlet und Horatio treten in einiger Entfernung auf.*

ERSTER TOTENGRÄBER

Zerbrich dir den Kopf nicht weiter drum, der dumme Esel geht doch nicht schneller, wie du ihn auch prügeln magst. Und wenn dir jemand das nächste Mal die Frage tut, antworte: der Totengräber! Die Häuser, die er baut, währen bis zum Jüngsten Tage. Geh, mach dich ins Wirtshaus und hole mir einen Schoppen Branntwein!

*Zweiter Totengräber ab.*

ERSTER TOTENGRÄBER

*gräbt und singt:*

In jungen Tagen ich lieben tät,  
das dünkte mir so süß.

Die Zeit zu verbringen, ach, früh und spät,  
behagte mir nichts wie dies.

HAMLET

Hat dieser Kerl kein Gefühl von seinem Geschäft?

HORATIO

Die Gewohnheit hat es ihm zu einer leichten Sache gemacht.

HAMLET

So pflegt es zu sein: je weniger eine Hand verrichtet, desto zarter ist ihr Gefühl.

ERSTER TOTENGRÄBER

*singt:*

Doch Alter mit dem schleichenden Tritt  
hat mich gepackt mit der Faust  
und hat mich weg aus dem Lande geschafft,  
als hätt' ich da nimmer gehaust.

*Wirft einen Schädel auf.*

HAMLET

Der Schädel hatte einmal eine Zunge und konnte singen.  
Wie ihn der Schuft auf den Boden schleudert, als wäre  
es der Kinnbacken Kains, der den ersten Mord beging!  
Dies mochte der Kopf eines Politikers sein, den dieser  
Esel nun überlistet; eines, der Gott den Herrn hinter-  
gehn wollte, nicht wahr?

HORATIO

Es ist möglich.

HAMLET

Oder eines Hofmannes, der sagen konnte: „Guten Mor-  
gen, geliebtester Prinz! Wie geht's, bester Prinz?“ Dies  
mochte der gnädige Herr Der-und-der sein, der des  
gnädigen Herrn Des-und-des Pferd lobte, wenn er es  
gern zum Geschenk gehabt hätte, nicht wahr?

HORATIO

Ja, mein Prinz.

HAMLET

Ja ja, und nun Junker Wurm; eingefallen und mit einem  
Totengräberspaten um die Kinnbacken geschlagen. Das  
ist mir eine schöne Verwandlung, wenn wir nur die  
Kunst besäßen, sie zu sehen. Haben diese Knochen  
nicht mehr zu unterhalten gekostet, als daß man Kegel  
mit ihnen spielt? Meine tun mir weh, wenn ich dran  
denke.

ERSTER TOTENGRÄBER

*singt:*

Ein Grabscheit und ein Spaten wohl,  
samt einem Kittel aus Lein,



und oh, eine Grube gar tief und hohl  
für solchen Gast muß sein.

*Wirft einen Schädel auf.*

HAMLET

Da ist wieder einer: warum könnte das nicht der Schädel eines Rechtsgelehrten sein? Wo sind nun seine Klauseln, seine Praktiken, seine Fälle und seine Kniffe? Warum leidet er nun, daß dieser grobe Flegel ihn mit einer schmutzigen Schaufel um den Hirnkasten schlägt, und droht nicht, ihn wegen Tätlichkeiten zu belangen? Hm! Dieser Geselle war vielleicht zu seiner Zeit ein großer Käufer von Ländereien, mit seinen Hypotheken, seinen Grundzinsen, seinen Kaufbriefen, seinen Gewährsmännern, seinen gerichtlichen Auffassungen. Werden ihm seine Gewährsmänner nichts mehr von seinen erkauften Gütern gewähren als die Länge und Breite von ein paar Kontrakten? Sogar die Übertragungsurkunden seiner Ländereien könnten kaum in diesem Kasten liegen; und soll der Eigentümer selbst nicht mehr Raum haben? He?

HORATIO

Nicht ein Tüttelchen mehr, mein Prinz.

HAMLET

Wird nicht Pergament aus Schafsfellen gemacht?

HORATIO

Ja, mein Prinz, und aus Kalbsfellen auch.

HAMLET

Schafe und Kälber sind es, die darin ihre Sicherheit suchen. Ich will diesen Burschen anreden. Wessen Grab ist das, heda?

ERSTER TOTENGRÄBER

Meines, Herr.

*Singt:*

Und oh, eine Grube gar tief und hohl  
für solchen Gast muß sein.

HAMLET

Ich glaube wahrhaftig, daß es deines ist, denn du liegst darin.

ERSTER TOTENGRÄBER

Ihr liegt draußen, Herr, und also ist's nicht Eures; ich liege nicht darin, und doch ist es meines.

HAMLET

Du liegst darin, weil du darin bist und sagst, daß es deines ist. Es ist aber für die Toten, nicht für die Lebendigen: also lügst du.

ERSTER TOTENGRÄBER

's ist eine lebendige Lüge, Herr, sie will von mir weg, zu Euch zurück.

HAMLET

Für was für einen Mann gräbst du es?

ERSTER TOTENGRÄBER

Für keinen Mann.

HAMLET

Für was für eine Frau denn?

ERSTER TOTENGRÄBER

Auch für keine.

HAMLET

Wer soll denn darin begraben werden?

ERSTER TOTENGRÄBER

Eine gewesene Frau. Aber Gott hab' sie selig! Sie ist tot!

HAMLET

Wie keck der Bursch ist! Wir müssen nach der Schnur sprechen, oder er sticht uns mit Silben zu Tode. Wahrhaftig, Horatio, ich habe seit diesen drei Jahren darauf geachtet: das Zeitalter wird so spitzfindig, daß der Bauer dem Hofmann auf die Fersen tritt. — Wie lange bist du schon Totengräber?

ERSTER TOTENGRÄBER

Von allen Tagen im Jahre kam ich just den Tag dazu, da unser voriger König Hamlet den Fortinbras überwand.



HAMLET

Wie lange ist das her?

ERSTER TOTENGRÄBER

Wißt Ihr das nicht? Das weiß jeder Narr. Es war denselben Tag, wo der junge Hamlet geboren ward, der nun toll geworden und nach England geschickt ist.

HAMLET

Ei so! Warum haben sie ihn nach England geschickt?

ERSTER TOTENGRÄBER

Nu, weil er toll war. Er soll seinen Verstand da wieder kriegen, und wenn er ihn nicht wiederkriegt, so tut's da nicht viel.

HAMLET

Warum?

ERSTER TOTENGRÄBER

Man wird's ihm da nicht viel anmerken: die Leute sind da ebenso toll wie er.

HAMLET

Wie wurde er toll?

ERSTER TOTENGRÄBER

Seltsam genug, sagen sie.

HAMLET

Wie, seltsam?

ERSTER TOTENGRÄBER

Mein Seel, just dadurch, daß er den Verstand verlor.

HAMLET

Kennt Ihr den Grund?

ERSTER TOTENGRÄBER

Freilich, dänischer Grund und Boden. Ich bin hier seit dreißig Jahren Totengräber gewesen, in jungen und alten Tagen.

HAMLET

Wie lange liegt wohl einer in der Erde, eh er verfault?

ERSTER TOTENGRÄBER

Mein Treu, wenn er nicht schon vor dem Tode verfault ist — wie wir denn heutzutage viele lustsiche Leichen

haben, die kaum bis zum Hineinlegen halten —, so dauert er Euch ein acht bis neun Jahre aus; ein Lohgerber neun Jahre.

HAMLET

Warum der länger als ein anderer?

ERSTER TOTENGRÄBER

Ei, Herr, sein Gewerbe gerbt ihm das Fell so, daß es eine lange Zeit das Wasser abhält, und das Wasser richtet so 'ne Blitzleiche verteufelt zugrunde. Hier ist ein Schädel, der Euch dreiundzwanzig Jahre in der Erde gelegen hat.

HAMLET

Wem gehört' er?

ERSTER TOTENGRÄBER

Einem unklugen Blitzkerl. Wer denkt Ihr, daß es war?

HAMLET

Ja, ich weiß nicht.

ERSTER TOTENGRÄBER

Das Wetter über den unklugen Schalk! Er goß mir einmal eine Flasche Rheinwein über den Kopf. Dieser Schädel da war Yoricks Schädel, des Königs Spaßmacher.

HAMLET

*nimmt den Schädel:*

Dieser?

ERSTER TOTENGRÄBER

Ja, ja, eben der.

HAMLET

Ach, armer Yorick! — Ich kannt' ihn, Horatio, ein Bursche von unendlichem Humor, voll von den herrlichsten Einfällen. Er hat mich tausendmal auf dem Rücken getragen, und jetzt, wie schaudert meiner Einbildungskraft davor! Mir wird ganz übel. Hier hingen diese Lippen, die ich geküßt habe, ich weiß nicht wie oft. Wo sind nun deine Schwänke, deine Sprünge? deine Lieder, deine Blitze von Lustigkeit,



wobei die ganze Tafel in Lachen ausbrach? Ist jetzt keiner da, der sich über dein eigenes Grinsen aufhielte? Alles weggeschrumpft? Nun begib dich in die Kammer der gnädigen Frau und sage ihr: wenn sie auch einen Finger dick auflegt, so'n Gesicht muß sie endlich bekommen; mach sie damit lachen! — Sei so gut, Horatio, sage mir dies eine!

HORATIO

Und was, mein Prinz?

HAMLET

Glaubst du, daß Alexander in der Erde solchergestalt aussah?

HORATIO

Gerade so.

HAMLET

Und so roch? Pah! *Wirft den Schädel hin.*

HORATIO

Gerade so, mein Prinz.

HAMLET

Zu was für schnöden Bestimmungen wir kommen, Horatio! Warum sollte die Einbildungskraft nicht den edlen Staub Alexanders verfolgen können, bis sie ihn findet, wo er ein Spundloch verstopft?

HORATIO

Die Dinge so betrachten, hieße sie allzu genau betrachten.

HAMLET

Nein, wahrhaftig, im geringsten nicht. Man könnte ihm bescheiden genug dahin folgen und sich immer von der Wahrscheinlichkeit führen lassen. Zum Beispiel so: Alexander starb, Alexander ward begraben, Alexander verwandelte sich in Staub; der Staub ist Erde; aus Erde machen wir Lehm; und warum sollte man nicht mit dem Lehm, worein er verwandelt ward, ein Bierfaß stopfen können?

Der große Cäsar, tot und Lehm geworden,  
verstopft ein Loch wohl vor dem rauhen Norden.  
O daß die Erde, der die Welt gebebt,  
vor Wind und Wetter eine Wand verklebt!

Doch still! doch still! Beiseit! Hier kommt der König!  
*Priester und so weiter kommen in Prozession; die Leiche  
der Ophelia; Laertes und Leidtragende folgen ihr; der  
König, die Königin, ihr Gefolge und so weiter.*

Die Königin, der Hof, wem folgen sie?  
Und mit so unvollständ'gen Fei'rlichkeiten?  
Ein Zeichen, daß die Leiche, der sie folgen,  
verzweiflungsvolle Hand an sich gelegt.  
Sie war von Stande: lauern wir ein Weilchen  
und geben acht!

*Zieht sich mit Horatio zurück.*

LAERTES

Was für Gebräuche sonst?

HAMLET

Das ist Laertes, ein edler junger Mann.  
Gebt acht!

LAERTES

Was für Gebräuche sonst?

PRIESTER

Wir dehnten ihr Begräbnis aus, soweit  
die Vollmacht reicht: ihr Tod war zweifelhaft;  
und wenn kein Machtgebot die Ordnung hemmte,  
so hätte sie in ungeweihtem Grund  
bis zur Gerichtsdrommete wohnen müssen.  
Statt christlicher Gebete sollten Scherben  
und Kieselstein' auf sie geworfen werden.  
Hier gönnt man ihr doch ihren Mädchenkranz  
und das Bestreun mit jungfräulichen Blumen,  
Geläut und Grabstätt'.

LAERTES

So darf nichts mehr geschehn?



PRIESTER

Nichts mehr geschehn.

Wir würden ja der Toten Dienst entweihn,  
wenn wir ein Requiem und Ruh' ihr sängen  
wie fromm verschiedenen Seelen.

LAERTES

Legt sie in den Grund,  
und ihrer schönen, unbefleckten Hülle  
entsprießen Veilchen! — Ich sag' dir, harter Priester,  
ein Engel am Thron wird meine Schwester sein,  
derweil du heulend liegst.

HAMLET

Was? Die schöne Ophelia?

KÖNIGIN

*Blumen streuend:*

Der Süßen Süßes: lebe wohl! — Ich hoffte,  
du solltest meines Hamlets Gattin sein.  
Dein Brautbett dacht' ich, süßes Kind, zu schmücken,  
nicht zu bestreun dein Grab.

HAMLET

O dreifach Wehe  
treff' zehnmal dreifach das verfluchte Haupt,  
des Untat deiner sinnigen Vernunft  
dich hat beraubt! — Laßt noch die Erde weg,  
bis ich sie nochmals in die Arme fasse.

*Springt in das Grab.*

Nun häuft den Staub auf Lebende und Tote,  
bis ihr die Fläche habt zum Berg gemacht  
hoch über Pelion und das blaue Haupt  
des wolkigen Olympus!

LAERTES

Wer ist der, des Gram  
so voll Emphase tönt?

HAMLET

Dies bin ich, Hamlet der Däne!

LAERTES

Dem Teufel deine Seele!

*Springt ins Grab.*

HAMLET

Du betest schlecht.

Ich bitt' dich, laß die Hand von meiner Gurgel;  
denn ob ich schon nicht jäh und heftig bin,  
so ist doch was Gefährliches in mir,  
das ich zu scheun dir rate. Weg die Hand!

KÖNIG

Reißt sie doch von einander!

KÖNIGIN

Hamlet! Hamlet!

ALLE

Ihr Herren —

HORATIO

Bester Herr, seid ruhig!

*Einige aus dem Gefolge bringen sie auseinander, und sie  
kommen aus dem Grabe heraus.*

LAERTES

Ja, diese Sache fecht' ich aus mit ihm,  
so lang, bis meine Augenlider sinken.

HAMLET

Ich lieb't' Ophelien; vierzigtausend Brüder  
mit ihrem ganzen Maß von Liebe hätten  
nicht meine Summ' erreicht. — Was willst du für sie tun?

KÖNIG

Er ist verrückt, Laertes.

KÖNIGIN

Um Gottes willen, laßt! Dies ist bloß Wahnsinn!

HAMLET

Hört doch, Herr!

Was ist der Grund, daß Ihr mir so begegnet?

Ich lieb't' Euch immer: doch es macht nichts aus;



laßt Herkuln selber nach Vermögen tun,  
die Katze maut, der Hund will doch nicht ruhn.

*Ab.*

KÖNIG

Ich bitte dich, Horatio, geh ihm nach!

*Horatio ab.*

Laertes, was wir gestern Nacht besprochen,  
mag die Geduld Euch stärken. Schleunig werden  
die Sache wir betreiben. — Gute Gertrud,  
setzt eine Wache über Euren Sohn!  
Dies Grab soll ein lebendig Denkmal haben.  
Bald werden wir der Ruhe Stunde sehn,  
so lang muß alles mit Geduld geschehn.

*Alle ab.*

## ZWEITE SZENE

*Ein Saal im Schlosse.*

*Hamlet allein.*

HAMLET

Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage:  
Ob's edler im Gemüt, die Pfeil' und Schleudern  
des wütenden Geschicks erdulden oder,  
sich waffnend gegen eine See von Plagen,  
durch Widerstand sie enden. Sterben — schlafen —  
nichts weiter! — und zu wissen, daß ein Schlaf  
das Herzweh und die tausend Stöße endet,  
die unsres Fleisches Erbteil — 's ist ein Ziel,  
aufs innigste zu wünschen. Sterben — schlafen —  
schlafen! Vielleicht auch träumen! — Ja, da liegt's:  
was in dem Schlaf für Träume kommen mögen,  
wenn wir den Drang des Irdischen abgeschüttelt,  
das zwingt uns stillzustehn. Das ist die Rücksicht,  
die Elend läßt zu hohen Jahren kommen.  
Denn wer ertrüg' der Zeiten Spott und Geißel,  
des Mächtigen Druck, des Stolzen Mißhandlungen,

verschmähter Liebe Pein, des Rechtes Aufschub,  
den Übermut der Ämter und die Schmach,  
die Unwert schweigendem Verdienst erweist,  
wenn er sich selbst in Ruhstand setzen könnte  
mit einem bloßen Dolch? Wer trüge Lasten  
und stöhnt' und schwitzte unter Lebensmüh'?!  
Nur daß die Furcht vor etwas nach dem Tod —  
dem unentdeckten Land, von des Bezirk  
kein Wandrer wiederkehrt — den Willen lähmt,  
daß wir die Übel, die wir haben, lieber  
ertragen als zu unbekanntem fliehn.  
So macht Gewissen Feige aus uns allen.  
Der angeborenen Farbe der Entschließung  
wird des Gedankens Blässe angekränkelt,  
und Unternehmungen voll Mark und Nachdruck,  
durch diese Rücksicht aus der Bahn gelenkt,  
verlieren so den Namen Tat. — Still!

*Horatio, Marcellus und Bernardo kommen.*

MARCELLUS

Ihr liebt uns rufen, Herr. Zu Eurem Dienst!

HAMLET

Willkommen! Besten Freunde, hört mich an —  
zunächst, ihr lieben Herrn, vergebt, verzeiht mir!  
Was uns verband, das wiederhol' ich nicht,  
was uns verbindet, wißt ihr. Euer Leben  
schlugt ihr für meine Schwachheit in die Schanze.  
Und noch sind eure Häupter in Gefahr  
wahrhaftig.

MARCELLUS

Noch ist aber auch, mein König,  
das Heer, das ganze Volk in Eurer Hand.  
Nicht ferne steht der junge Fortinbras,  
um jeden, jeden Rückhalt zu gewähren  
dem angestammten König auf dem Thron.  
Ein Wink von Euch, mein König, und, entflammt,  
steht dieses Reich noch stärker auf als jüngst.



### HAMLET

Vorbei! Mich selbst kann keine Flamm' entflammen,  
nur Asche bin ich, völlig ausgebrannt.

Als ich im Grabe stand verwichne Nacht,  
darin höchst ungebärdig mich gebärdend,  
ward seltsam mir mein Innerstes berührt  
zugleich. O Gott! dies Etwas hielt mich fest,  
daß ich nur mühsam mich entrafen konnte  
dem lockend tiefen Schlaf im kühlen Erdreich.  
Dort, lieben Freunde, glaubt mir, ist mein Platz!

### MARCELLUS

Nein, Herr. Auf Eurem Thron, als Dänmarks Herrscher  
und Dänmarks Retter.

### HAMLET

Nein, das bin ich nicht.

Mich widert Macht, Befehlen widert mich,  
weil mich die Knechtschaft widert, die's voraussetzt.  
Auch mag ich selbst kein Knecht sein.

### MARCELLUS

Herr, wenn jemand,  
seid Ihr zum Herrn geboren und zum Herrscher.

### HAMLET

Ich hab' es wohl gemeint, doch ist's ein Irrtum:  
was ich auch tat, es war nicht recht getan.  
Die Stöße, die ich führte, gingen fehl  
und trafen die, auf die ich nicht gezielt.  
Wo aber meines Degens Spitze schon  
ganz nah dem Knoten war, ihn zu durchschneiden,  
der, ungelöst, noch heut uns alle lähmt,  
fiel mir die Waffe aus der schlaffen Hand.  
Wischt' alles fort aus der Erinnerung,  
als wäre nichts geschehn! Nichts zu verrichten  
mit vielem Aufwand ist ja Hamlets Los.  
's ist also nichts geschehen außer Übles:  
und davon still. — Hört, ich verbanne mich  
freiwillig. Etwa wohl nach Wittenberg

zunächst: wie, wollt ihr mich dahin begleiten?  
Und weiter ins Verborgne, wie, Horatio?

BERNARDO

Herr, bis ans Ende der bewohnten Welt.

HAMLET

Und weiter, weiter, weiter.

MARCELLUS

Überallhin, mein Fürst.

HAMLET

Ich denke unsre Reisepässe  
von meiner Tante-Mutter zu erwirken.

MARCELLUS

Mein Fürst, noch einmal faßt es ins Gemüt:  
das Spiel ist jetzt noch Euer, wenn Ihr wollt!  
Gebt uns Befehl, wir handeln ohne Euch,  
und wenn Ihr außerhalb von Helsingör  
der Dinge warten wollt, so führen wir  
in kurzer Zeit Euch im Triumph zurück,  
und alles ist getan.

HORATIO

Vergebens, Freunde.

HAMLET

Nichts mehr davon! Ich hab's geschworen. Fort!  
Ich sterbe für die Welt. Als meine Mutter  
mich in dies Leben zwang, stand Fortinbras  
im Krieg mit meinem Vater Hamlet. Nun  
ich sterbe, bricht der Krieg aus mit dem Neffen  
des Alten, gleichen Namens: fort, nur fort!  
Und wenn ihr bleibt, nicht mit mir geht, so stürzt  
ins Kampfgewühl euch, kämpft euch frei von Schuld,  
die ihr um meinetwillen auf euch ludet,  
der solchen Opfers wert sich nicht erwies!  
Auch mir wohl wäre dieser Tod genehm,  
doch Für und Wider ist mir unannehmbar,  
da ich Prinz Fortinbras verpflichtet bin.



Lebt wohl! Auf morgen früh. Wenn ihr entschlossen,  
gehn wir bei Nacht und Nebel dann in See.

*Marcellus und Bernardo ab. Osrick tritt ein.*

OSRICK

Willkommen Eure Hoheit, heim in Dänemark!

HAMLET

Ich dank' Euch ergebenst, Herr.

OSRICK

Geliebtester Prinz, wenn Eure Hoheit Muße hätte, so  
wünschte ich Euch etwas von Seiner Majestät mitzu-  
teilen.

HAMLET

Ich will es mit aller Aufmerksamkeit empfangen, Herr.

OSRICK

Gnädiger Herr, Seine Majestät befahl mir, Euch wissen  
zu lassen, daß er eine große Wette auf Euren Kopf  
angestellt hat.

HAMLET

Oh, er würde nicht knausern, ich weiß, wenn er meinen  
Kopf kaufen könnte.

OSRICK

Die Sache ist folgende, Herr. Vor kurzem, Herr, ist  
Laertes hier an den Hof gekommen: auf meine Ehre,  
ein vollkommener Kavalier.

HAMLET

Den Kern, Herr! Warum lassen wir den rauhen Atem  
unsrer Rede über diesen Kavalier gehen?

OSRICK

Ihr seid nicht unterrichtet, welche Vollkommenheiten  
Laertes besitzt, ich meine, Herr, was die Führung der  
Waffen betrifft. Nach dem Ruf, den er besitzt, ist er  
darin ohnegleichen.

HAMLET

Was ist seine Waffe?

OSRICK

Degen und Stoßklinge.

HAMLET

Das wären denn zweierlei Waffen; doch weiter!

OSRICK

Der König, Herr, hat mit ihm sechs Berberhengste gewettet; wogegen er, wie ich höre, sechs französische Degen samt Zubehör, als Gürtel, Gehenke und so weiter, verpfändet hat. Drei von den Gestellen sind in der Tat dem Auge sehr gefällig, den Gefäßen sehr angemessen, unendlich zierliche Gestelle und von sehr geschmackvoller Erfindung.

HAMLET

Was nennt Ihr die Gestelle?

HORATIO

Ich wußte, Ihr würdet Euch noch an seinen Randglossen erbauen müssen, ehe das Gespräch zu Ende wäre.

OSRICK

Die Gestelle sind die Gehenke.

HAMLET

Der Ausdruck würde schicklicher für die Sache sein, wenn wir eine Kanone an der Seite führen könnten; bis dahin laßt es immer Gehenke bleiben. Aber weiter: sechs Berberhengste gegen sechs französische Degen, ihr Zubehör und drei geschmackvoll erfundene Gestelle: das ist eine französische Wette gegen eine dänische... Weswegen haben sie dies verpfändet, wie Ihr's nennt?

OSRICK

Der König, Herr, hat gewettet, daß Laertes in zwölf Gängen zwischen Euch und ihm nicht über drei vor Euch voraus haben soll; er hat auf zwölf gegen neun gewettet; und es würde sogleich zum Versuch kommen, wenn Eure Hoheit zu der Erwidderung geneigt wäre.

HAMLET

Wenn ich nun erwidere: nein?

OSRICK

Ich meine, gnädiger Herr: die Stellung Eurer Person zu dem Versuche.



HAMLET

Ich will hier im Saale auf und ab geben; wenn es Seiner Majestät gefällt, es ist jetzt bei mir die Stunde, frische Luft zu schöpfen. Laßt die Rapiere bringen! Hat Laertes Lust, und bleibt der König bei seinem Vorsatze, so will ich für ihn gewinnen, wenn ich kann; wo nicht, so werde ich nichts als die Schande der überzähligen Stöße davontragen.

OSRICK

Soll ich Eure Meinung so erklären?

HAMLET

In diesem Sinne, Herr, mit Ausschmückungen nach Eurem Geschmack.

OSRICK

Ich empfehle Eurer Hoheit meine Ergebenheit.

*Ab.*

HAMLET

Der Eurige! Er tut wohl daran, sie selbst zu empfehlen; es möcht' ihm sonst kein Mund zu Gebote stehen.

HORATIO

Dieser Kiebitz ist mit der halben Eierschale auf dem Kopfe aus dem Nest gelaufen.

HAMLET

Er machte Umstände mit seiner Mutter Brust.

*Ein Edelmann kommt.*

EDELMANN

Gnädiger Herr, Seine Majestät hat sich Euch durch den jungen Osrick empfehlen lassen, der ihm meldet, daß Ihr ihn im Saale erwarten wollt. Er schickt mich, um zu fragen, ob Eure Lust, mit Laertes zu fechten, fort-dauert, oder ob Ihr längeren Aufschub dazu verlangt.

HAMLET

Ich bleibe meinen Vorsätzen treu, sie richten sich nach des Königs Wunsche. Wenn es ihm gelegen ist, bin ich bereit, jetzt oder zu jeder anderen Zeit; vorausgesetzt, daß ich so gut im Stande bin wie jetzt.

EDELMANN

Der König und die Königin sind auf dem Wege hierher.

HAMLET

Zur guten Stunde.

EDELMANN

Die Königin wünscht, Ihr möchtet den Laertes freundschaftlich anreden, ehe Ihr anfangt zu fechten.

HAMLET

Ihr Rat ist gut.

*Der Edelmann ab.*

HORATIO

Ihr werdet diese Wette verlieren, mein Prinz.

HAMLET

Ich denke nicht; seit er nach Frankreich ging, bin ich in beständiger Übung geblieben. Ich werde bei der ungleichen Wette gewinnen. Aber du kannst dir nicht vorstellen, wie übel es mir ums Herz ist. Doch es tut nichts.

HORATIO

Nein, bester Herr —

HAMLET

Es ist nur Torheit; aber es ist eine Art von schlimmer Ahnung, die vielleicht ein Weib ängstigen würde.

HORATIO

Wenn Eurem Gemüte irgend etwas widersteht, so gehorcht ihm: ich will ihrer Hierherkunft zuvorkommen und sagen, daß Ihr nicht aufgelegt seid.

HAMLET

Nicht im geringsten: ich trotze allen Vorbedeutungen. Es waltet eine besondere Vorsehung über dem Fall eines Sperlings. Geschieht es jetzt, so geschieht es nicht in Zukunft; geschieht es nicht in Zukunft, so geschieht es jetzt; geschieht es jetzt nicht, so geschieht es doch einmal in Zukunft. In Bereitschaft sein ist alles.

*König, die Königin, Laertes, Herren vom Hofe, Osrick und anderes Gefolge mit Rapieren und so weiter.*



KÖNIG

Kommt, Hamlet, kommt! nehmt diese Hand von mir!  
*Der König legt die Hand des Laertes in die des Hamlet.*

HAMLET

Gewährt Verzeihung, Herr! Ich traf Euch tief;  
allein vergebt mir, wenn Ihr es vermögt,  
mit ritterlicher Nachsicht! Jeder weiß,  
daß leider schwerer Trübsinn mich verfinstert.  
Was ich getan, erklär' ich hier für Wahnsinn.  
Wenn Hamlet von sich selbst geschieden ist,  
war es dann Hamlet, der Euch so verletzte  
im tiefsten Lebensnerv? Nein, ich bestreit' es.  
Mein Wahnsinn tat es, und er ist mein Feind,  
wie Eurer, Herr. Vor diesen Zeugen, Herr,  
verleugn' ich herzlich jede schlimme Absicht.  
Ein Pfeil traf Euren Vater, ahnungslos  
schoß ich von ungefähr ihn übers Haus:  
so nur versteht es. Möge Eure Großmut  
so weit, als dies entschuldigt, frei mich sprechen!

LAERTES

Was mich betrifft, erklär' ich mich befriedigt  
und ausgesöhnt durch das, was Ihr mir sagt.  
Doch dies genügt nicht, um mich freizusprechen  
von meiner Pflicht, des Vaters Tod zu sühnen.  
Ein Ehrenrat geprüfter Männer wird  
entscheiden, und was die Entscheidung will,  
sei mir Gesetz und decke meinen Namen.  
Bis dahin weis' ich Eure Hand nicht ab.

HAMLET

Das heiß' ich herzlich gut und bin's zufrieden.  
Und so zu meines Oheims Wette nun,  
die auszufechten ich mit Lust mich stelle.  
Gebt uns Rapiere, kommt!

LAERTES

Kommt, eines mir!

KÖNIG

Gebt ihnen die Rapiere, junger Osrick!  
Ihr wißt doch, Vetter Hamlet, unsre Wette?

HAMLET

Vollkommen. Eure Hoheit hat den Ausschlag  
des Preises auf die schwächre Hand gelegt.

KÖNIG

Ich fürcht' es nicht, ich sah euch beide sonst;  
Er lernte zu, drum gibt man uns voraus.

LAERTES

Dies ist zu schwer, laßt mich ein andres sehn!

HAMLET

Dies steht mir an: sind alle gleicher Länge?

OSRICK

Ja, bester Herr.

*Sie bereiten sich zum Fechten.*

KÖNIG

Setzt mir die Kannen Wein auf diesen Tisch!  
Wenn Hamlet trifft zum ersten oder zweiten,  
wenn er beim dritten Tausch den Stoß erwidert,  
laßt das Geschütz von allen Zinnen feuern,  
der König trinkt auf Hamlets Wohlsein dann!  
Und eine Perle wirft er in den Kelch,  
mehr wert, als die vier Könige nacheinander  
in Dänmarks Krone trugen. Gebt die Kelche:  
laßt die Trompete zu der Pauke sprechen,  
die Pauke zu dem Kanonier hinaus,  
zum Himmel das Geschütz, den Himmel zur Erde:  
jetzt trinkt der König Hamlet zu! — Fangt an,  
und ihr, die Richter, habt ein achtsam Auge!

HAMLET

Kommt, Herr!

LAERTES

Wohlan, mein Prinz! *Sie fechten.*

HAMLET

Eins.



LAERTES  
 Nein.

HAMLET  
 Richterspruch!

OSRICK  
 Getroffen, offenbar getroffen!

LAERTES  
 Gut! Noch einmal!

KÖNIG  
 Halt! Wein her! — Hamlet, diese Perl' ist dein,  
 hier, auf dein Wohl! Gebt ihm den Kelch!  
*Trompetenstoß und Kanonenschüsse hinter der Szene.*

HAMLET  
 Ich fecht' erst diesen Gang; setz ihn beiseite!  
 Kommt! — Wiederum getroffen, was sagt Ihr?

LAERTES  
 Berührt! berührt! ich geb' es zu.

KÖNIG  
 Unser Sohn gewinnt.

KÖNIGIN  
 Hier, Hamlet, nimm mein Tuch, reib dir die Stirn,  
 die Königin trinkt auf dein Glück, mein Hamlet.

HAMLET  
 Gnädige Mutter —

KÖNIG  
 Gertrud, trink nicht!

KÖNIGIN  
 Ich will es, mein Gemahl! Ich bitt', erlaubt mir!

KÖNIG  
*beiseit:*

Es ist der giftige Kelch; es ist zu spät.

HAMLET  
 Ich darf jetzt noch nicht trinken, gnäd'ge Frau;  
 sogleich.

KÖNIGIN  
 Komm, laß mich dein Gesicht abtrocknen!

LAERTES

Mein Fürst, jetzt treff' ich ihn!

KÖNIG

Ich glaub' es nicht.

LAERTES

*beiseit:*

Und doch, beinah ist's gegen mein Gewissen.

HAMLET

Laertes, kommt zum dritten nun: Ihr tändelt.

Ich bitt' Euch, stoßt mit Eurer ganzen Kraft;

ich fürchte, daß Ihr mich zum besten habt!

LAERTES

Meint Ihr? Wohlan! *Sie fechten.*

OSRICK

Auf beiden Seiten nichts.

LAERTES

Jetzt seht Euch vor!

*Laertes verwundet den Hamlet; darauf wechseln sie in der Hitze des Gefechts die Rapiere, und Hamlet verwundet den Laertes.*

KÖNIG

Trennt sie, sie sind erhitzt!

HAMLET

Nein, noch einmal!

*Die Königin sinkt um.*

OSRICK

Seht nach der Königin!

HORATIO

Sie bluten beiderseits. — Wie steht's, mein Prinz?

OSRICK

Wie steht's, Laertes?

LAERTES

Gefangen in der eignen Schlinge, Osrick!

Mich fällt gerechterweise mein Verrat.

HAMLET

Was ist der Königin?



KÖNIG

Sie fällt in Ohnmacht, weil sie bluten sieht.

KÖNIGIN

Nein, nein! der Trank! der Trank! — O lieber Hamlet!  
Der Trank! der Trank! — Ich bin vergiftet! —

*Sie stirbt.*

HAMLET

O Büberei! — Ha! laßt die Türen schließen!  
Verrat! Sucht, wo er steckt!

*Laertes fällt.*

LAERTES

Hier Hamlet: Hamlet, du bist umgebracht.  
Kein Mittel in der Welt errettet dich,  
in dir ist keine halbe Stunde Leben.  
Des Frevels Werkzeug ist in deiner Hand,  
unabgestumpft, vergiftet; meine Arglist  
hat sich auf mich gewendet: sieh! hier lieg' ich,  
nie wieder aufzustehn — vergiftet deine Mutter —  
ich kann nicht mehr — des Königs Schuld, des Königs!

HAMLET

Die Spitze auch vergiftet?  
So tu denn, Gift, dein Werk!

*Er ersticht den König.*

OSRICK und HERREN VOM HOFE

Verrat! Verrat!

KÖNIG

Noch helft mir Freunde! Ich bin nur verwundet!

HAMLET

Hier, mörderischer, blutschändrischer, verruchter Däne!  
Trinkt diesen Trank aus! — Ist die Perle hier?  
Folg meiner Mutter! —

*Der König stirbt.*

LAERTES

Ihm geschieht sein Recht;  
es ist ein Gift, von seiner Hand gemischt.

Laß uns Vergebung wechseln, edler Hamlet!  
Mein Tod und meines Vaters komm' nicht über dich  
noch deiner über mich!

*Er stirbt.*

HAMLET

Der Himmel mache  
dich frei davon! Ich folge dir! — Horatio,  
ich sterbe! — Arme Königin, fahr wohl!  
Ihr, die erblaßt und bebt bei diesem Fall  
und seid nur stumme Hörer dieser Handlung,  
hätt' ich nur Zeit — der grause Scherge Tod  
verhaftet schleunig —, oh, ich könnt' euch sagen...  
doch sei es drum! — Horatio, ich bin hin;  
du lebst: erkläre mich und meine Sache  
den Unbefriedigten!

HORATIO

Nein, glaub das nicht!  
Ich bin ein alter Römer, nicht ein Däne:  
hier ist noch Trank zurück.

HAMLET

Wo du ein Mann bist,  
gib mir den Kelch! Beim Himmel, laß! Ich will ihn!  
O Gott, welch ein verletzter Name, Freund,  
bleibt alles so verhüllt, wird nach mir leben!  
Wenn du mich je in deinem Herzen trugst,  
verbanne noch dich von der Seligkeit  
und atm' in dieser herben Welt mit Müh',  
ihr mein Geschick zu klären!

*Marsch in der Ferne, Schüsse hinter der Szene.*

Welch kriegerischer Lärm? — 's ist Fortinbras! —  
Zu spät! Ich sterbe! Doch es fällt auf ihn  
die Wahl. Ich prophezei' es! prophezei's:  
auf Fortinbras... die Wahl! das sag ihm, und  
er hat mein sterbend Wort. Das sag ihm! sag ihm



alles samt allen Fügungen des Zufalls, die  
bis hierhin es gebracht. — Der Rest ist Schweigen!

HORATIO

Da bricht ein edles Herz. — Gut Nacht, mein Fürst!  
Und Engelscharen singen dich zur Ruh'!

*Fortinbras mit Gefolge erscheint.*

FORTINBRAS

Wo ist dies Schauspiel?

HORATIO

Was ist's, was Ihr zu sehn begehrt? Wenn irgend  
Weh oder Wunder, laßt vom Suchen ab!

FORTINBRAS

Welch Fest ging vor in deiner ewigen Zelle,  
o stolzer Tod, daß du mit einem Schlag  
so viele Fürsten blutig trafst?

HORATIO

Befehlt,  
daß diese Leichen hoch auf einer Bühne  
vor aller Augen werden ausgestellt,  
und laßt der Welt, die noch nicht weiß, mich sagen,  
wie alles dies geschah: so sollt Ihr hören  
von Taten, fleischlich, blutig, unnatürlich,  
zufälligen Gerichten, blindem Mord,  
von Toden, durch Gewalt und List bewirkt,  
und Planen, die, verfehlt, zurückgefallen  
auf der Erfinder Haupt.

FORTINBRAS

Wohlan, so sei's!

Laßt vier Hauptleute Hamlet auf die Bühne,  
gleich einem König, tragen: denn er hätte,  
wär' er zum Thron gelangt, unfehlbar sich  
höchst königlich bewährt. Dann aber eilt  
und ruft die Edelsten zu der Versammlung!  
Wir haben alte Rechte an dies Reich,  
und ob ich trauernd gleich mein Glück empfangen,  
zwingt mich der Augenblick, sie einzufordern.

## HORATIO

Auch hiervon werd' ich Grund zu reden haben,  
des letzten Hauches Zeug' aus Hamlets Mund,  
der seine Stimm' Euch gab als künftigem König.  
Laßt schnell uns handeln, weil noch die Gemüter  
der Massen schnellem Handeln günstig sind,  
auf daß die feste Hand des Herrschers bald  
dem schwergeprüften Lande Frieden gebe!  
Es lebe Dänmark und sein neuer König!

*Totenmarsch. Artilleriesalve.*



# DIE SCHWARZE MASKE

SCHAUSPIEL

Geschrieben im Februar und März 1928 in Rapallo.  
Erstveröffentlichung zusammen mit „Hexenritt“ unter  
dem Gesamttitel „Spuk“: Buchausgabe 1930, aus-  
gegeben 1929.

Copyright 1929 by S. Fischer Verlag AG., Berlin.

## DRAMATIS PERSONAE

SILVANUS SCHULLER, Bürgermeister von Bolkenhain  
BENIGNA, seine Frau  
ARABELLA, eine junge Mulattin  
ROSA SACCHI, Benignas Vertraute und Hausdame  
JEDIDJA POTTER, Jansenist, Diener im Hause des Bürgermeisters  
FRANÇOIS TORTEBAT, Hugenotte, Gärtner ebenda  
DAGA, Magd ebenda  
LÖWEL PERL, Kaufmann, Freund des Bürgermeisters  
ROBERT DEDO, Fürstabt von Hohenwaldau  
PLEBANUS WENDT, Pastor in Bolkenhain  
HADANK, Organist ebenda  
SCHEDEL  
DOKTOR KNOBLOCHZER } Stadträte in Bolkenhain  
GRAF EBBO HÜTTENWÄCHTER  
GRÄFIN LAURA HÜTTENWÄCHTER  
EIN MASKENTÄNZER  
EIN HALBNEGER



*Das Eckhaus des Bürgermeisters Schuller am Marktplatz zu Bolkenhain ist eines jener mehrfach umgebauten, mysteriösen alten Gebäude, die in den Städten Schlesiens nicht selten sind. Mit ursprünglich romanischen Teilen sind gotische in Gestalt von Kreuzgewölben und dicken Säulen später verbunden worden, denen andere im Baustil der Renaissance angegliedert sind.*

*Bürgermeister Schuller hat es erneuern und wohnlich ausstatten lassen. Er hat darin seine Sammlungen untergebracht: Bilder, Bücher und alte Werke der Goldschmiedekunst. Alle verfügbaren Wände sind mit flandrischen Bildwebereien bedeckt. Aber nicht der Prunk aller Stoffe, Möbel und Fußteppiche, kein Metallglanz der Messingkronleuchter und Armleuchter kann eine gewisse Düsternis aus der Wohnlichkeit der Räume ausschalten.*

*Der Saal, der dem Zuschauer sichtbar ist und in dem alle Fäden der Handlung zusammenschießen, hat hohe Fenster, eine Galerie und liegt im ersten Stock. Niedrige Pforten und gewundene Treppen münden in ihn und gestalten ihn dielenartig. Schwere runde Tische unter kostbaren Decken tragen Buckelbecher und Pokale, unter anderem den Nautilus von Wenzel Jamnitzer.*

*Die Handlung geht vor sich im Jahre 1662. Das Stück verläuft ohne Zwischenakt.*

*Es ist gegen zwölf Uhr vormittags. Februar. Der Raum liegt in einem Halblight; denn draußen herrscht Schneegestöber und Dunkelheit.*

*Löwel Perl, mit Schal und Mantel ver mummt, wie er aus dem Postschlitten gestiegen ist, wird durch den vornehm gekleideten alten Diener Jedidja hereingeführt.*

JEDIDJA. Bitte, nur weiter, Herr Löwel Perl, Sie sind sehulichst erwartet!

LÖWEL PERL. Ich habe mich in Hannover und Braunschweig über Voraussicht versäumen müssen.

JEDIDJA, *Perl Hut, Mantel und so weiter abnehmend.*  
Was macht das liebe Haarlem? das liebe Amsterdam?

LÖWEL PERL, *gelinde schalkhaft.* Augenblicklich schlechte Geschäfte.

JEDIDJA. O du mein! Muß ich erschrecken, Herr Löwel Perl?

LÖWEL PERL. Keine Angst, dein Ersparthes hat um ein reichliches Drittel zugenommen.

JEDIDJA *streicht Perl voll Entzücken.* Gotteslohn! Gotteslohn! Sozusagen ein Gnadenstrahl in der Finsternis!

LÖWEL PERL. Wie steht's im Hause? Ist man gesund, Potter?

JEDIDJA, *zögernd.* Der Herr Bürgermeister selbst ist gesund.

LÖWEL PERL. Die hohe Frau?

JEDIDJA. Etwas Bestimmtes ist schwer zu sagen. Es ist das Beste, Ihr urteilt selbst.

*Auf der Galerie erscheint Arabella, gefolgt von François Torteбат.*

ARABELLA. Bring alles, was du von blühenden Tulpen und Hyazinthen hast, François! Tante Benigna hat es befohlen.

FRANÇOIS. Kann sie befehlen, daß die Zwiebeln treiben und Blumen tragen, wo Kälte und keine Sonne ist?

ARABELLA. Was Tante will, das kann sie befehlen.

FRANÇOIS. Madame peut commander, mais l'accomplissement est chose de Dieu.

ARABELLA. Sprich deutsch! Dein Kauderwelsch versteh' ich nicht. — Warum brennt denn kein Feuer im Kamin?

JEDIDJA. Weil keins gemacht worden ist.

ARABELLA. Das ist Jedidja. Was tust du hier?

JEDIDJA. Ich bediene Herrn Löwel Perl.

ARABELLA. Löwel Perl, Löwel Perl, um Gottes willen!



Wo kommt Ihr her? *Sie stürmt die Treppe herunter und schüttelt Perl beide Hände.*

LÖWEL PERL. Nu was, Arabellachen, aus dem Postschlitten. Meine Füße sind wie zwei Eisklumpen.

ARABELLA. Endlich! Wir haben Euch sehnlichst erwartet. Gott sei Dank, heut wird es bei Tische lustig werden.

LÖWEL PERL. Lustig sieht es nun gerade hierzulande nicht aus, Arabellachen! Und wie geht es unserer Frau Tante?

ARABELLA, *schnell*. Tante Benigna geht es gut.

LÖWEL PERL. Ich habe dir allerlei hübsche Kleinigkeiten aus der großen Welt da draußen mitgebracht. Aber tue so, als wüßtest du nichts; wir verstimmen sonst seine Magnifizenz, den Herrn Bürgermeister.

ARABELLA. Ach, liebstes Perlchen, liebstes Löwelchen, flüstern Sie mir wenigstens ganz leise ins Ohr, was es ist! *Löwel Perl nimmt einige Etais aus der Brusttasche, öffnet sie schweigend und läßt das Mädchen den Inhalt bewundern. Arabella schlägt vor Entzücken in die Hände: O Gott, o Gott, still!*

*Bürgermeister Silvanus Schuller, in vornehmer und reicher Haustracht, tritt ein: ein würdiger Mann von noch nicht fünfzig Jahren. Er spricht leise und weich.*

SCHULLER. Also doch wahr: Löwel Perl!

LÖWEL PERL. Nicht zu vermeiden, nicht zu umgehen, nicht loszuwerden, Herr Bürgermeister.

ARABELLA. Guten Morgen, Onkel! *Sie umarmt und küßt Schuller.*

SCHULLER. Guten Morgen, mein Kind, wenn das ein Morgen zu nennen ist! Kerzen, Potter, und Feuer in den Kamin! — *Zu Perl:* Schon daß Ihr da seid, macht es heller.

LÖWEL PERL. Ihr denkt, er leuchtet wie faules Holz.

SCHULLER *reicht Perl beide Hände.* Arabella, sage

der Tante, wer eingetroffen ist! *Zu Perl:* Habt Ihr uns schöne neue Sorten Tulipane mitgebracht?

*Arabella ist davongeeilt. Potter ist mit dem Anheizen des Kamins beschäftigt.*

LÖWEL PERL. Ich habe bessere Dinge als Tulpenzwiebeln für Euch mitgebracht.

SCHULLER. Ich ahne, ich bin bankrott geworden.

LÖWEL PERL. Kauft das halbe Herzogtum Schlesien, Magnifizienz!

SCHULLER. Nennt mich doch um Gottes und Christi willen nicht Magnifizienz! Ich habe aus Mitleid mit einer Handvoll Bettler in einem halb verkohlten Trümmerhaufen das sogenannte Bürgermeisteramt angenommen. Die dreißig Jahre Krieg haben furchtbar gehaust.

LÖWEL PERL. Die Niederlande und hier — ein gewaltiger Unterschied!

SCHULLER. Sie schwelgen in Freiheit und Fett, die guten Holländer.

LÖWEL PERL. Aber sie geben Euch immerhin, wie Ihr aus meinen Belegen ersehen werdet, ein wohlgerütteltes Maß von ihrem Fette ab.

SCHULLER. Setzt Euch! Ich sollte mich freuen, bester Perl, aber Ihr findet mich leider ein bißchen abgestumpft. Die ganze Umgebung ist so trübselig. Man kann sich gar nicht denken, daß irgendwo in der Welt ein Mensch sich über irgend etwas freut oder fröhlich ist. Scheint denn die Sonne noch in Italien? Der Friede hat hier wenig verändert. Das Land ist entvölkert. Man darf Euch gratulieren, wenn Ihr ohne einen Raubüberfall durchgekommen seid. Auch die Wölfe, die man hier nicht mehr kannte, sind wieder aufgetreten. François?! Hörst du, François?! Geh und sage, man soll das Quartier für den Herrn Löwel Perl zurechtmachen!

LÖWEL PERL. Ist da immer noch der alte Hugenotte François?

SCHULLER. Der Hugenotte François.



LÖWEL PERL. Den ihr als Bettler von der Landstraße aufgegriffen habt?

SCHULLER *nickt zustimmend*. Exemplarischer Christ! Exemplarischer Blumenzüchter!

LÖWEL PERL. Darf man Euch guten Tag wünschen, Herr François Torteбат?

FRANÇOIS *steigt einige Stufen die Galerietreppe herunter und verbeugt sich mehrmals mit zusammengelegten Händen höflich*. Merci, monsieur, merci, monsieur! *Nachdem er sich noch mehrere Male verbeugt hat, entfernt er sich rückwärtsgehend*.

LÖWEL PERL. Warum lebt Ihr hier, da Ihr doch leben könnt, wo Ihr wollt: Amsterdam, Paris, meinetwegen Venedig?

SCHULLER. Tut etwas gegen den inneren Zwang!

JEDIDJA, *einen Armleuchter mit brennenden Kerzen auf den Tisch stellend*. Der Herr Bürgermeister will nichts mehr wissen von Amsterdam.

SCHULLER. Was sagst du, Potter?

JEDIDJA. Eben das!

SCHULLER, *milde belustigt zu Perl*. Er gibt mir hie und da Nüsse zu knacken, oder sagen wir milde: Unterricht in niederländischer Höflichkeit.

JEDIDJA, *wieder am Kamin*. Lieber doch in Borneo bei den Affen.

SCHULLER *macht Perl Zeichen*. Sprecht bitte weiter, beachtet ihn nicht!

LÖWEL PERL. Der Aufschwung in den Niederlanden ist ungeheuer. Seit ihm die Unabhängigkeit garantiert worden ist, taumelt das ganze Land. Es wird geschafft, es wird Gold gerafft! Wenn es erlaubt ist: gefressen, gesoffen und noch etwas.

SCHULLER. Apropos, es wird auch gemalt! Habt Ihr mir wieder etwas Schönes erstehen können? *Potter stampft mit dem Fuß auf und geht hinaus*. Schuller, *achselzuckend*: Von seinem Standpunkt hat er ja recht.

Für ihn ist wirklich hier gar nichts zu holen. — *Rosa Sacchi kommt.* — *Schuller.* Rosa, was gibt's?

ROSA. Die Frau Bürgermeisterin lassen bitten, hinaufzukommen; Ihro Gnaden der Fürstabt von Hohenwaldau wären da.

SCHULLER. Ist der Fürstabt schon lange im Haus?

ROSA. Mag sein, eine kleine Stunde. Er hat die neuen Bilder besichtigt.

SCHULLER. Siehst du, wer da ist?

ROSA, *freudig überrascht.* Herr Löwel Perl.

LÖWEL PERL *steht auf, reicht ihr die Hand.* Noch immer gut beiwege, Frau Rosa!? Wie macht man es, daß man von Jahr zu Jahr jünger wird?

ROSA. Laßt Euch nicht durch das Zwielicht täuschen! Welche Freude, daß Ihr gekommen seid! Es wird die Frau Bürgermeisterin, dessen bin ich gewiß, wie im Handumdrehen gesund machen.

LÖWEL PERL. Ist sie krank?

SCHULLER. Nicht gerade krank...

ROSA. Werden Sie bald hinaufkommen? Kann ich Sie anmelden?

LÖWEL PERL. Wie darf ich mich blicken lassen, wo ein Fürstabt zugegen ist!

SCHULLER. Kaum über dreißig. Einfacher Mensch. Augsburger Kaufmannssohn. Gehen Sie, Rosa, wir würden bald nachkommen! — *Rosa Sacchi geht erregt und mit beschleunigtem Schritt ab.* — Potter! — Potter!! — *Als er nicht erscheint:* Bist du verbost, so schicke mir einen anderen!

JEDIDJA, *unwirsch eintretend.* Ich bin nicht verbost.

SCHULLER. Wir werden heut hier am runden Tisch speisen! — *Zu Perl:* Es haben sich nämlich zu heut mittag Graf und Gräfin Hüttenwächter angesagt.

LÖWEL PERL. Ich weiß, mit der Hütte stimmt es so ziemlich, wüßte man nur, was da zu bewachen ist.

SCHULLER. Hat blutige Sträuße mit den Wild-



dieben. Sonst geistigen Getränken, Weibern und gebratenem Hirschrücken zugeneigt, tut sich noch Pfeffer in den Wein.

LÖWEL PERL. Evangelisch-lutherisch.

SCHULLER. Ja, wie ich.

LÖWEL PERL. Wird er sich mit dem Abte vertragen?

SCHULLER. Benigna hat einen wirklichen Burgfrieden zustande gebracht.

LÖWEL PERL. Sie ist eine königliche Frau.

SCHULLER. Hoch über den Dingen, Löwel Perl. — Ihr habt sie gekannt vor meiner Zeit.

LÖWEL PERL. Nicht früher, als sie die Witwe von Mijnheer van Geldern wurde.

SCHULLER. Sie ist mir hierher gefolgt. Sagt selber, ist das nicht immer noch staunenswert? In die entlegenen Wüsteneien, die der entsetzliche Glaubenskrieg geschaffen hat, diese Frau, der das ganze reiche, üppige, prunkstrotzende Holland zu Füßen lag! Ist es ein Wunder, daß alle blindlings in ihren Lichtkreis hineinfliegen? — Übrigens habe ich mir eine kleine Überraschung für sie ausgedacht: das Glockenspiel — sie weiß nichts davon —, das Ihr mir in Utrecht habt besorgen müssen, ist jetzt in den Turm der Stadtkirche eingebaut und wird heute zum erstenmal in Gang gebracht.

JEDIDJA. Ich möchte noch sagen, daß die Kammer für Herrn Löwel Perl gerichtet ist.

LÖWEL PERL. Mit Erlaubnis, es ist um ein wenig Säuberung!

*Jedidja Potter öffnet die Thür und läßt Perl vorangehen.*

*Er folgt.*

SCHULLER *ist allein. Die Hände auf dem Rücken, schreitet er einige Male nachdenklich im Zimmer auf und ab. Dann bleibt er stehen und sagt deutlich hörbar. Wo Gott sie mir nimmt, die Strafe wäre für einen Verdammten zu grausam!*

*Er schreitet weiter und entschwindet durch eine offen-*

*stehende Thür. Jedidja und François erscheinen. Jedidja trifft Anstalten, die Tafel zu decken. Von einem runden Tisch werden die Kunstgegenstände abgeräumt.*

JEDIDJA. Zieh dich um, du mußt bei Tische bedienen helfen, François!

FRANÇOIS. Die Leichname der Verhungerten faulen in den Gräben — und hier wird gepraßt.

JEDIDJA. Holländisches Geld. *Er läßt Geld in der Tasche erklingen.* Ich kann hopsen und springen, sagt Löwel Perl.

FRANÇOIS. Jesus sit tibi gloria!

JEDIDJA. Zieh dich um, François! Hast du nicht auch Gold verscharrt, als die blutigen Dragonaden über euch gekommen sind?

FRANÇOIS. Gott at mir befreien won Sündengeld.

JEDIDJA. Wieso Sündengeld? Wieso Sündengeld?

FRANÇOIS. Haller Reichtum hist Sündengeld.

JEDIDJA. Bin ich ein Heiliger? Bin ich kein Sünder? Schlage ich nicht stündlich mit Winseln um Gnade zu Gott an meine Brust?

FRANÇOIS. Die da reich werden wollen, fallen in Versuchung und Strick.

JEDIDJA. Will ich reich werden?

FRANÇOIS. Frag Löwel Perl! — Wie siehst du mich an? — Sieh mich nicht an, Jedidja! Du ast den bösen Blick, sagen Madame, die Wrau Bürgermeisterin.

JEDIDJA. A bah! das geile Weib! — *François geht schnell rückwärts, mit den Fingern das Abwehrzeichen gegen den bösen Blick machend.* — *Jedidja, im Tischdecken:* Ketzler bedienen! Papisten bedienen! — Würengel über sie! — — — Verdammte bedienen! — Höllenfürsten bedienen! *Rosa Sacchi kommt.*

ROSA. Ist Perl nicht mehr hier?

JEDIDJA. Wäscht sich, spült sich den Mund und putzt sich die Zähne. — *François geht hinaus.*



ROSA. Wo ist der Herr?

JEDIDJA. Auf und ab, auf und ab in der Seufzergalerie.

ROSA. Was willst du denn damit sagen, Potter?

JEDIDJA. „Schreit, ihr Seufzer, rinnt, ihr Tränen“ — Was weiß ich? Wie lange ist Seine Gnaden der Fürst-  
abt schon bei der Bürgermeisterin?

ROSA. Bist du verrückt, Potter?

JEDIDJA, *ohne die Arbeit des Tischdeckens zu unterbrechen:*

Brüllt, ihr vermaledeiten Drachen,  
ihr Höllengluten, macht euch groß,  
ihr Feinde, laßt die Stücke krachen,  
ihr Lügner, schmäht nur auf mich los!  
Was werft ihr Teufel mir die Sünden  
mit so ergrimmtten Schreien für...

ROSA. Das Tollhaus für Euch, und zwar bald, guter Potter! *Mit seinen letzten Worten hat sich Potter entfernt. Löwel Perl tritt wieder ein, in vornehmer Haustracht. Rosa, schnell auf ihn zu.* Ich war auf der Suche nach Euch. Gott sei Dank! Habt Ihr etwas für uns? Sie hat sich nicht mehr in der Hand, sie ist außer sich, bevor sie weiß, was sie zu gewärtigen hat.

LÖWEL PERL; *er spricht, indem er Rosa einen Brief übergibt.* Nur das alte Lied, immer das alte Lied.

ROSA. Was für ein altes Lied?

LÖWEL PERL. Geld!

ROSA. Also wiederum frei?

LÖWEL PERL. Ja, entsprungen! — Antwerpen oder Paris! — Armesdicke Stäbe von Eisen halten ihn nicht.

ROSA. Ihr saht ihn? Wo?

LÖWEL PERL. Hat mich wie immer, diesmal in Hamburg, zu finden gewußt.

ROSA. Acqua in bocca! Still! Kein Wort!

*Rosa Sacchi ab.*

*Von der einen Seite treten herein Graf und Gräfin Hüttenwächter und Plebanus Wendt, von der anderen Schuller, der ihnen entgegengeht.*

SCHULLER. Willkommen, Gräfin, willkommen, lieber Graf! *Zum Pastor:* Hochwürdigster Herr, willkommen! Es wird heller und heller durch Eure Gegenwart!

GRAF EBBO. Das täte not! Nacht und Schnee, die Wege verweht und verschwunden, kaum durchzukommen. Die Schlittenglocken klingen wie in Watte gepackt.

SCHULLER, *heiter vorstellend.* Herr Löwel Perl, vom Hause Perl Söhne, Prag, Hannover und Amsterdam.

GRAF EBBO. Kennen wir uns?

LÖWEL PERL. Hatte leider bis jetzt noch nicht die Ehre.

GRAF EBBO. Nun, dann war es ein Glaubensgenosse. Wir haben erwogen, wie man meine Wälder nach den Seestädten schaffen könnte; dann wäre ich ein gemachter Mann. *Arabella iritt ein.*

ARABELLA, *zur Gräfin.* Tante läßt bitten. Ich soll Sie hinaufführen.

*Arabella mit Gräfin Hüttenwächter ab.*

GRAF EBBO, *zu Schuller.* Gefährliche Blicke wirft Ihre Nichte! Augen wie Tausendundeine Nacht.

SCHULLER. Armes Kind. Hat viel weißes Blut. Mijnheer van Geldern, dem ersten Gemahl Benignas, ist das Mädchen in einem Transportschiffe aufgefallen.

GRAF EBBO. Wie ich höre, der Fürstabt ist da.

SCHULLER *drückt Plebanus Wendt die Hand.* Der konfessionelle Friede in diesem Hause wird trotzdem nicht gestört werden.

GRAF EBBO. Nein, aber es ist mit diesem jungen Heiligen schlecht Kirschenessen.

SCHULLER. Verwandter der Fugger, Kaufmannssohn.

GRAF EBBO. Man muß sich um jede Hufe Land mit dem Kloster herumbalgen. — Auch bei den Frauen haben wir meistens das Nachsehen.



SCHULLER. Der Himmel ist trüb, aber der Graf ist, wie immer, aufgeräumt.

*François, in reicher Dienertracht, präsentiert Wein.*

*Sie trinken, Daga geht durchs Zimmer.*

GRAF EBBO. Wer ist das schöne Kind, das eben durchs Zimmer geht?

SCHULLER. Gefällt Sie Euch? — Komm, bitte, doch einmal näher, Daga! *Daga steht still und bewegt sich nicht.* Oder willst du nicht kommen? *Daga kommt, stellt sich dar, blickt auf ihre verschlungenen Finger herab.* Habt Ihr genug? — Du kannst gehen, Daga!

*Daga geht hinaus.*

GRAF EBBO. Man ist verblüfft! So stellt sich vielleicht ein Maler die heilige Jungfrau Immaculata vor.

SCHULLER. Überbleibsel von Mordbrand und Pest, aus einem verschütteten Keller herausgegraben.

*Jedidja, einen Armleuchter mit brennenden Kerzen haltend, erscheint, eine Thür von außen öffnend, um die Bürgermeisterin Benigna Schuller, begleitet vom Fürstabt Robert Dedo, der Gräfin Hüttenwächter und der kleinen Arabella, eintreten zu lassen.*

FÜRSTABT, *im Gespräch mit der Bürgermeisterin.* Der Druck der Zeit ist ungeheuer! Fraglich, ob er schon je über diesen Ländern so gelastet hat. Aber ein noch so starker Druck schreckt gerade den Zisterzienser nicht. Er ist auf der Wetterseite gewachsen. Unser Orden hat in den fünfhundert Jahren seines Bestehens so manchen Sturm überlebt. Die grauen Mönche schlagen sich durch! Kriegsnot, hartes Brot, im Schweiß des Angesichts gegessen, Hunger, Entbehrungen aller Art sind ihnen seit Robert von Cîteaux gewohnte Kost. Der Zisterzienser schläft, wenn es sein muß, auf faulem Stroh, schläft mit Hacke und Spaten im Arm.

SCHULLER. Untertänigst willkommen in unserer niederen Hütte, Fürstliche Gnaden!

FÜRSTABT. Der übliche Gruß aller königlichen Kaufleute.

SCHULLER. Ich bin höchstens der Schatten eines Schattens davon.

BENIGNA, *zu Plebanus Wendt.* Willkommen, Hochwürden!

PLEBANUS WENDT. Ohne den Herrn Grafen wäre ich nicht hier. Er hat mich in einer Schneewehe aufgegriffen. Es handelte sich um eine Nottaufe.

BENIGNA. Willkommen, Graf! Und vor allen Dingen, wie geht es Euch, wie seid Ihr gereist, bester Löwel Perl?

LÖWEL PERL. Wer gut ankommt, ist schließlich auch gut gereist.

BENIGNA. Wir wollen uns also zu Tische setzen. — Jedidja, stelle dich mir nicht so gegenüber! Stelle dich besser hinter mich! *Leiser zum Fürstabt:* Er hat den faszinierenden Blick.

FRANÇOIS, *ins Ohr zu Plebanus Wendt, dem er einen Stuhl unterschiebt.* Err gann ünde et des chats mit die Blicke töten.

*Man hat um den Tisch Platz genommen. Der Fürstabt sitzt links, Graf Ebbo rechts von der Bürgermeisterin. Die Reihe links vom Fürstabt setzt sich so fort: Gräfin Laura, Pastor Plebanus Wendt, Bürgermeister Schuller, Löwel Perl, Arabella.*

SCHULLER *erhebt sich nochmals, alle folgen ihm.* Lassen Sie uns ein stilles Gebet sprechen!

*Es geschieht, man setzt sich abermals. Es wird serviert und gegessen. Nach einer Weile beginnt das Tischgespräch.*

GRAF EBBO. Sind wir hier eigentlich in dem Lande, in dem wir sind?

SCHULLER. Inwiefern nicht, lieber Graf?

PLEBANUS WENDT. Eine Oase, meint Ihr, ist nicht die Wüste?



GRAF EBBO. Ich habe dieses Gefühl nicht der spanischen und französischen Weine wegen, auch nicht um der flandrischen Bildwirkereien willen an den Wänden, ebensowenig der Zimmetstangen wegen, die vom Kamin duften, auch der fremdartige Reiz meiner jugendlichen Nachbarin macht es nicht. Es liegt sozusagen im Geist dieses Hauses.

FÜRSTABT. Also im Wesen des Herrn Bürgermeisters und der Frau Bürgermeisterin.

GRAF EBBO, *unterstreichend*. Und der Frau Bürgermeisterin.

BENIGNA. Erscheine ich Ihnen wirklich so abwesend?

GRAF EBBO. Im Gegenteil: das Wunder des ganz Fremden schafft Eure Anwesenheit. Wißt Ihr ein anderes Haus im Herzogtum, wo so viele einander wesensfremde Menschen um den gleichen Tisch sitzen?

FÜRSTABT. Nun verstehe ich Sie vollkommen, Erlaucht. Ich werde immer der erste sein, abgesehen von anderen großen Eigenschaften, den friedebringenden, versöhnlichen Geist unserer Egeria anzuerkennen.

GRAF EBBO. Ist Egeria nicht eine Göttin gewesen?

PLEBANUS WENDT. Soviel ich aus der Lateinstunde weiß: des Königs Numa nächtliche Beraterin.

GRAF EBBO. Ihr danken wir es, unserer Göttin Egeria, daß wir dem unversöhnlichen Kampfe, der noch immer trotz des Westfälischen Friedens, trotz der zugesicherten freien Religionsübung aller christlichen Konfessionen tobt, hier für einige Stunden enthoben sind.

LÖWEL PERL. Sind wir ihm auch wirklich enthoben?

GRAF EBBO. Dafür ist Ihre Gegenwart am Tische der beste Beweis, Löwel Perl.

LÖWEL PERL. Ich bin höchstens mein eigener Beweis, aber kein Beweis für den Religionsfrieden.

*Alle lachen.*

*Hadank tritt ein, ein spitzes, schiefes Männchen von vierzig Jahren, das sich seiner Straßenvermummung noch nicht entledigt hat.*

GRAF EBBO, *mit Mund und Nase Arabellas Scheitel angenähert.* Ah, die Molukken! — Ah, die Molukken!

HADANK, *gänzlich ungeniert.* Aber sagen Sie, Schuller, was heißt denn das?

SCHULLER, *Hadank zurechtweisend.* Wir wünschen vor allem gute Gesundheit und guten Tag!

HADANK. Man sagte mir, daß um ein Uhr gegessen wird. Um ein Uhr, hieß es, würde gegessen. Es ist noch nicht eins, ich komme zu früh, und Sie speisen schon.

GRAF EBBO, *wie vorher über Arabellas Scheitel, leise zu Arabella.* Eine Verfehlung, die man hoffentlich nicht an uns allen rächen wird. *Wie oben:* Ah, die Molukken!

BENIGNA. Meister, Sie werden uns nun noch die Ehre geben und werden alles in Ruhe nachholen.

HADANK. Warum kamen Sie nicht zum Unterricht?

BENIGNA. Hoher und allerhöchster Besuch, wie Sie sehen.

GRAF EBBO, *halblaut zum Fürstabt.* Sagen Sie mir doch, falls Sie es wissen, Fürstliche Gnaden, mit welchem Rechte man sich in solcher Gesellschaft so ungebührlich betragen darf.

FÜRSTABT. Höchstens mit dem Recht des Genies, lieber Graf.

BENIGNA. Bitte nehmen Sie Platz, lieber Meister!

HADANK. Ich brauche nicht stören, ich gehe wieder. *Er entfernt sich.*

SCHULLER. Keine Angst! Er legt draußen nur Hut und Mantel ab.

BENIGNA. Ein tongewaltiger Mann, den wir leider nicht lange behalten werden.



PLEBANUS WENDT. Ein gottbegnadeter Organist und Musiker.

BENIGNA. Vertrieben! Opfer der Unduldsamkeit! Wenn aber der Meister nach Holland geht, man baut ihm binnen kurzem Altäre.

GRAF EBBO, *ironisch*. Müssen wir uns vielleicht von den Sitzen erheben, wenn der Meister wiederkommt?

BENIGNA. Das würde Sie ehren. Es gibt wenige, bester Graf, die dessen so würdig sind.

PLEBANUS WENDT. Sein letztes Te Deum ist ungeheuer!

*Hadank kommt wieder und nimmt auf dem angewiesenen Stuhl Platz.*

HADANK. Wissen Sie, daß der Schwarze Tod wieder aufflackert?

SCHULLER. Empfehlen wir uns der Gnade des Himmels!

GRAF EBBO. Darf ich um etwas Pfeffer bitten? Pfeffer ist gut gegen den Schwarzen Tod.

HADANK. Die ominösen krepiereten Ratten liegen bereits da und dort herum.

PLEBANUS WENDT. Tote Ratten sind üble Vorboten.

GRAF EBBO. Hat der Meister der Töne vielleicht eine tote Ratte mitgebracht?

JEDIDJA, *unwillkürlich vor sich hin*.

Das Finsternis tritt ein!

Doch wird die Nacht dem Licht

noch gleichwohl ähnlich sein.

BENIGNA. Was sagst du?

JEDIDJA, *servierend, über der Schüssel*. Ein Kirchenlied.

FRANÇOIS, *während des Servierens*. Ik abe tote Ratte hauf Ausflur gefunden.

GRAF EBBO. Auch mir kommt da ein Kirchenlied in den Kopf. *Er hebt sein Glas:*

Wir machen unser Kreuz und Leid  
nur größer durch die Traurigkeit.

*Er trinkt einen tiefen Schluck:* Man weiß jetzt übrigens, wie Wallenstein ermordet worden ist. Ich kam darauf, als ich die schöne Schale zum Munde führte.

PLEBANUS WENDT. Für uns Protestanten der schwerste Schlag.

HADANK. Die ganze Geschichte ist von einem schmalzigen Wiener Hofrat namens Schlick angezettelt.

PLEBANUS WENDT. Blieb Friedland am Leben, weder Spanier noch Schweden hätten einen Fuß ins Reich gesetzt.

GRAF EBBO. Friedland hatte gebadet. Sein Mundschenk hatte ihm eben in einer großen goldenen Schale den Schlaftrunk kredenzt, da stürmte Kapitän Devereux mit den Seinen herein. Wallenstein stand im langen Hemd. Er hielt dem Mörder die Brust entgegen. Kapitän Devereux stieß eine Hellebarde mit voller Wucht mittenhinein.

*Betretenes Schweigen.*

HADANK. Devereux war Katholik und Irländer.

SCHULLER. Es gibt rüdige Schafe in jeder Herde.

BENIGNA. Es gab einen Tag, wo die Spaltung, die Deutschland zerreißt, sich zu schließen schien. Der Kardinal Contarini und Philipp Melanchthon hatten ein Kolloquium. Sie stimmten auf das glücklichste überein. Der Kardinal empfand deshalb, wie er sagte, ein Wohlgefühl, wie es keine Harmonie der Töne ihm hätte schaffen können.

FÜRSTABT. Die Kirche ist für das rohe und blutige Ringen weltlicher Mächte nicht verantwortlich.

*Das Glockenspiel in der Stadtkirche beginnt zu arbeiten.*

*Melodie: „Aus tiefer Not schrei' ich zu dir!“*

GRAF EBBO. Ahmen wir den Kardinal Contarini und Philipp Melanchthon nach, und schaffen wir uns, wenigstens hier, das gleiche Wohlgefühl. — Aber was ist das?



SCHULLER, zu *Benigna*. Du hast das Glockenspiel in der Marienkirche zu Amsterdam immer so gern gehört. Ich habe es nachbilden und in den Turm unserer Stadtkirche einsetzen lassen.

PLEBANUS WENDT *horcht und erkennt die Melodie*. „Aus tiefer Not schrei' ich zu Dir.“

BENIGNA *bestätigt bebend*. „Aus tiefer Not schrei' ich zu Dir.“ Du meintest es gut, aber fast ergreift es mich über die Maßen.

ARABELLA. Genau das Glockenspiel wie in der Nieuwe Kerk zu Amsterdam, der unser Haus gegenüberlag!

*Rosa Sacchi kommt aufgeregt herein.*

ROSA. Ach gnädige Frau, gnädige Frau, hören Sie das? Genau das Glockenspiel wie in der Nieuwe Kerk, am Dam!

*Jedidja, mit einem schweren Silbertablett voller Gläser, bleibt auf halbem Wege zum Tische stehen, gerät ins Zittern, und es gibt Scherben.*

SCHULLER. Seid ihr unsinnig?

JEDIDJA. Ich bleibe nicht eine Stunde länger. Wälder, Wölfe, Brandstätten, Straßenraub, Schwarzer Tod...!

LÖWEL PERL. Überraschung bringt manchmal viel Überraschendes.

HADANK. Ich habe solche Glockenspiele immer nur für ein höchst barbarisches Geklimper gehalten.

GRAF EBBO, *lachend*. Besonders, wenn es eine so schlagende Wirkung hat.

ARABELLA *lacht wider Willen heraus*. Entschuldige, Tante, wenn ich so furchtbar über Onkel Schullers verdutztes Gesicht lachen muß!

*Das Gelächter Arabellas hat ansteckend gewirkt, die ganze Gesellschaft bricht in ein befreiendes Lachen aus. Es wird lebhaft weiter serviert, gegessen und getrunken.*

SCHULLER. Ich möchte mir untertänigst von Seiner

Fürstlichen Gnaden die Erlaubnis erbitten: Ihre Gesundheit! *Alle haben sich erhoben.*

FÜRSTABT. Großen Dank!

*Man nimmt wieder Platz.*

HADANK, zur *Bürgermeisterin*. Darf man fragen, seit wann ist eigentlich Frau Rosa Sacchi von der Tafelrunde ausgeschlossen?

BENIGNA. Man ist ja nicht immer ausgeschlossen, wenn man zufällig einmal anders beschäftigt ist.

*Rosa Sacchi macht entsetzte Zeichen und verschwindet.*

*Das Glockenspiel schweigt.*

FÜRSTABT. Venediger Glas.

SCHULLER. Ja, Glas aus Venedig.

FÜRSTABT. Kennt Ihr Venedig? — Ich habe es vor drei Jahren auf der Rückkehr von Rom besucht.

SCHULLER, mit *Bezug auf Löwel Perl*. Ich kenne es nicht. Aber wenn Eure Fürstliche Gnaden will, sitzt dort sozusagen der Kaufmann von Venedig.

LÖWEL PERL. Ich leugne nicht, daß ich im Fondaco dei Tedeschi und auf dem Rialto kein Fremder bin.

FÜRSTABT. Es gibt ja ein Stück „Der Kaufmann von Venedig“, soviel ich gehört habe. — Oder nicht?

LÖWEL PERL. Ich sah es vor kaum vierzehn Tagen. Die Darsteller waren englische Schauspieler.

BENIGNA. Aber ein solcher Kaufmann von Venedig, Gott sei gelobt, bester Löwel Perl, seid Ihr nicht.

LÖWEL PERL. Ich möchte behaupten, es gibt keine anderen.

FÜRSTABT. Die so auf ihrem Scheine bestehen?

LÖWEL PERL *nickt*. Die so auf ihrem Scheine bestehen!

FÜRSTABT. Auch Kaufleute üben doch wohl christliche Barmherzigkeit.

LÖWEL PERL. Euer Gnaden, zeigt mir doch solche Kaufleute!

FÜRSTABT. Nun, ganz einfach christliche Kaufleute.

GRAF EBBO. Besteht die Kirche, bestehen die



Bischöfe, bestehen die Klöster etwa nicht auf ihrem Schein?

FÜRSTABT. Unser menschenfreundlicher Wirt und allgemeiner Wohltäter hat ganz gewiß noch keinem Mitmenschen ein Stück Fleisch aus der Brust geschnitten.

SCHULLER. Nein, das gerade nicht.

HADANK. Obgleich von allen Fleischsorten, die es gibt, Menschenfleisch die billigste ist.

PLEBANUS WENDT. Sie denken an Sklavenhandel. O Gott!

GRAF EBBO, *überm Scheitel Arabellas*. Ah, die Molukken! — Ah, die Molukken!

ARABELLA, *zum Grafen*. Ich bin Ihre Sklavin: kaufen Sie mich!

GRAF EBBO. Keine Summe ist mir zu hoch, Arabella. *Das Geschrei einer weiblichen Stimme wird hörbar. Es kommt näher. Daga stürzt herein.*

BENIGNA. Was ist? Was ist dir begegnet? Was ist dir geschehen?

DAGA. Ein Mensch in einer Maske!

BENIGNA. Was denn? Was denn, so rede doch!

*Rosa Sacchi kommt eilig.*

ROSA. Sie sagt, ein Mensch in einer Maske sei über die Gartenmauer gestiegen.

DAGA. Ein Mensch in einer schwarzen Maske...

BENIGNA. Ein Mensch in einer schwarzen Maske? —

DAGA. Ein Mensch in einer kohlschwarzen Maske...

BENIGNA. ...ist über die Gartenmauer gestiegen?

HADANK. Erst der Kaufmann und nun der Karneval von Venedig.

ROSA. Um Jesu Christi willen, sie sagt, ein Mensch in einer kohlschwarzen Maske sei über die Gartenmauer gestiegen.

GRAF EBBO. Ein Faschingsspaß! Eine Faschingsmaske! Wir begegneten einigen auf der Straße.

DAGA. Schwarz, ganz schwarz, und wulstige Lippen.

HADANK. Also auch noch der Mohr von Venedig. Es gibt ein Stück „Der Mohr von Venedig“. Ich wollte es einmal in Musik setzen.

PLEBANUS WENDT. Er hatte eines Dogen Tochter zur Frau und erwürgte sie nächstens im Bette.

*Die Bürgermeisterin erhebt sich.*

SCHULLER *streichelt Dagas Scheitel.* Beruhige dich, meine liebe Kleine! Meine liebe Kleine, beruhige dich! *Er winkt François und geht, wie um die Sache aufzuklären, schnell mit ihm hinaus.*

GRAF EBBO. Der Mohr von Venedig erwürgt seine Frau? Weshalb tut er denn das?

HADANK. Aus Eifersucht. — *Halb ohnmächtig wird Daga von den Frauen hinausgebracht. Zurückgeblieben im Raume sind außer Jedidja Potter: der Graf, Löwel Perl, Plebanus Wendt, Hadank und der Fürstabt.* — Ist es zu verwundern, daß man in solchen Zeiten, an einem solchen Tage, in einem solchen Lande und, nicht zu vergessen, in einem solchen Hause alle naselang Gespenster sieht?

FÜRSTABT. In einem solchen Hause, wieso?

HADANK. Mir macht es nichts, ich glaube nicht an Gespenster. Aber haben Eure Fürstliche Gnaden einmal in den unterirdischen Gang hineingeblickt?

PLEBANUS WENDT. Wo die Totengerippe an der Wand lehnen?

FÜRSTABT. Nein! Man hat mir davon erzählt.

JEDIDJA. Wir haben sie, als wir einzogen, fortbringen lassen.

PLEBANUS WENDT. Ehe Bürgermeister Schuller das alte Eckhaus bezog, war es ein förmlicher Leichnam von einem Hause.

GRAF EBBO. Wenn es so blind auf den Marktplatz sah, war es ein ewiges Ärgernis.

FÜRSTABT. Das kann man heute gewiß nicht sagen.



Wer wollte bezweifeln, daß es unter seinem neuen Bewohner eine Stätte des Segens geworden ist?

PLEBANUS WENDT. Schuller ist ein Berater für jedermann.

LÖWEL PERL. Und nicht zu vergessen, meistens ein Helfer.

PLEBANUS WENDT. Und nun die Frau Bürgermeisterin!

HADANK. Und warum sich diese Frau hier vergräbt, das will mir durchaus nicht in den Kopf gehen.

FÜRSTABT. Man muß bekennen, sie hat ein förmliches Fieber, gute Werke zu tun.

HADANK. Gold in der Kehle. Spricht alle Sprachen. Kennt in der Musik keine Schwierigkeit.

GRAF EBBO *macht eine zynische Tanzbewegung.* Auch nicht mit den Beinen, wie man sagt.

HADANK. Ist überdies unermesslich reich.

GRAF EBBO. Darf man fragen, Fürstliche Gnaden, ob es richtig ist, daß sie eine beträchtliche Schenkung an das Zisterzienserkloster beabsichtigt?

FÜRSTABT, *achselzuckend.* Mag sein, daß dergleichen im Gange ist. — Aber wir sind vielleicht störend, wir wollen aufbrechen.

GRAF EBBO. Wo stammt denn eigentlich diese moschusduftende Arabella her?

LÖWEL PERL. Van Geldern hat sie an Kindesstatt angenommen.

GRAF EBBO. Sie ist eine gute Partie, wie man sagt.

HADANK. Frau Benigna selbst, glaub' ich, war die bessere. Sie hat Schuller den ganzen fast unübersehbaren Reichtum van Gelderns zugebracht.

PLEBANUS WENDT. Es heißt, sie war achtzehn, van Geldern siebzig, als er sie heiratete.

GRAF EBBO. Wenn man sie kennt, so scheint es einem natürlich, daß der alte Herr bald darnach an allgemeiner Körperschwäche verschieden ist.

LÖWEL PERL. Nun, er war eben kränklich und alt.

GRAF EBBO. Aber man sagt...

LÖWEL PERL. Ich weiß, was man sagt.

GRAF EBBO. Man hat gesagt...

LÖWEL PERL. Man hat gesagt, aber Beweise dafür nicht erbringen können.

GRAF EBBO, *unbeirrt*. ...daß der alte Willem van Geldern keines natürlichen Todes gestorben ist.

LÖWEL PERL. So? Ist das Gerücht auch bis hierher gedrungen?

PLEBANUS WENDT, *mit betontem Ernst*. Das Gerücht ist bis hierher gedrungen!

GRAF EBBO. Welcher Herkunft ist eigentlich die Frau Bürgermeisterin?

HADANK. Darüber hat sich die hohe Frau jederzeit freimütig ausgesprochen, daß sie von der Frau eines Schiffskapitäns auf der Fahrt von Neu-Amsterdam nach Amsterdam mitten auf dem Meere des Lebens geboren worden ist.

GRAF EBBO *stürzt sein Glas, lacht zynisch*. Mitten auf dem Meere des Lebens: dort wird auch wahrscheinlich Arabella geboren worden sein.

FÜRSTABT. Möchten wir nicht unsere Stimmen dämpfen?! Es wäre gut, wenn wir nicht vergäßen, wo wir sind.

GRAF EBBO. Es tut nichts. Benigna kennt meine Tollheiten.

*Die Frau Bürgermeisterin kommt wieder. Sie erscheint aufgeräumt. Wenn eine Erregung bei ihr zu merken ist, so nur eine unbefangenen heitere. Schuller folgt ihr, in gleicher Weise verändert, wie auf Verabredung. Man nähert sich schnellen Schrittes und nimmt, neu belebt, die alten Plätze am Tisch ein. Der gleiche Geist hat sich der Dienerschaft bemächtigt, inbegriffen Jedidja und François. Es ist, als ob man Versäumtes nachholen wollte. Man hört Rosa draußen lachen.*



BENIGNA. Der schwarze Mann ist entlarvt und wird bereits in der Küche gefüttert.

GRAF EBBO. Also Karneval von Venedig.

PLEBANUS WENDT. Daß sich doch die Menschen trotz ihres unaussprechlichen Jammers und allen Strafgerichten des Himmels zum Trotz keine Gelegenheit, den Fasching der Sünde mitzumachen, entgehen lassen!

SCHULLER. Und nun herbei mit dem Nautilus! François, François, fülle die Becher! Törichte, abergläubische Dienstleute.

GRAF EBBO, *bereits stärker unter der Wirkung des Weins*. Habt Ihr die Kleine getröstet, Herr Bürgermeister? Schöne Mädchen sind schöner, wenn sie sich ängstigen.

HADANK. Und wirklich, sie ist eine schöne Abisag.

BENIGNA. Was ist Abisag? Wer ist Abisag?

HADANK. Sie wurde dem alten und kranken König David ins Bett gelegt, um ihm die Jugend wiederzugeben.

SCHULLER, *ablenkend*. Schade, daß kein alter und kranker König David im Hause ist.

GRAF EBBO. Darf man wissen, was den Schrecken der schönen Abisag verursacht hat?

SCHULLER. Es ist wirklich ein Mensch, wahrscheinlich mit einer schwarzen Larve, über die Gartenmauer gestiegen.

FRANÇOIS. Die Spuren zeigen einen sehr großen, ungewöhnlich großen Fuß.

GRAF EBBO. Also säße der Störenfried nicht in der Küche?

SCHULLER. Es sitzt eine arme, frierende Maske in der Küche und wird mit Essen und heißem Weine gelabt.

FRANÇOIS. Es ist keine Maske, es ist nur der wirkliche Rauchfangkehrer, der in der Küche sitzt.

PLEBANUS WENDT. Dann war es also der Rauchfangkehrer?

FRANÇOIS. Nein, die Fußabdrücke im Neuschnee müßten sonst Ruß zeigen.

GRAF EBBO. Nun, ich trage auf dem bloßen Leibe gewöhnlich ein sehr dünnes — *zu Arabella*: wollen Sie es sehen, hübsches Kind? — ein sehr dünnes, silberdrahtgeflochtenes Panzerhemd, und dann hier, für den Nahkampf, den Dolch mit zwei Schneiden. *Er zeigt ihn vor.*

LÖWEL PERL. Darf man ihn einmal in die Hand nehmen?

GRAF EBBO. Wenn Sie ihn mir entreißen können, sonst nicht.

FÜRSTABT. Sie sind ein furchtbarer Mann, lieber Graf.

GRAF EBBO, *mit einem düsteren Blick in die Augen des Abtes*. Ich schrecke vor nichts und vor niemand zurück.

FÜRSTABT. Übrigens ist es fast völlig Nacht, und ich werde nun bald an die Heimfahrt denken. Der Herzog hat mir, wie Sie wissen, für alle Fälle ein kleines Detachement Reiter zur Verfügung gestellt, und ich habe einige Stabularios des Klosters beritten gemacht. Darf ich unsern allverehrten Conversus hospitalarius bitten, daß sie sogleich beim Eintreffen gemeldet werden?

SCHULLER. Oh, es ist noch früh am Tag! Die Sonne ist noch in vollem Glanz, leider freilich hinter stöbernden Wolken. Ihr kommt so leicht nicht fort, Euer Gnaden Herr Abt! Eh Ihr uns Eure Gesellschaft entzieht, müssen wir die schwebende Angelegenheit nochmals durchsprechen. —

FÜRSTABT. Alles schwebt, wir leben im Schwebenden. Aber natürlich, gern und dankbar bereit.

HADANK, *nach einer Pause der Betretenheit*. Ein Engel ist eben durchs Zimmer gegangen.

GRAF EBBO. War es einer, so warf er düstere Schatten voraus.



HADANK. Was sind das eigentlich für sonderbare Pfeif- oder Wimmergeräusche ums Haus?

SCHULLER. Was machst du mir immer für Lippenbewegungen, Potter?

JEDIDJA. Das Leichenhuhn.

PLEBANUS WENDT. Die Steinkäuze heißen hier so bei den Leuten.

GRÄFIN LAURA. Wir lieben diese Käuzchen nicht. Man hatte sie viele Jahre nicht um das Schloß gespürt. Plötzlich schrien sie dann ohne Unterlaß; da gebar ich ein totes Kind.

ROSA *tritt ein*. Darf ich bitten, daß vielleicht Potter oder Torteбат einmal hinunter in den Hausflur kommt? Ein Trupp Masken will sich nicht abweisen lassen.

*Man hört Mandolinengeklimper und Gitarrengezupf.*

BENIGNA. Weshalb habt ihr die Haustür nicht geschlossen?

ROSA. Sie muß wohl aus Versehen von irgend jemand offen gelassen worden sein.

SCHULLER. Offen gelassen? Offen gelassen?

*Plötzlich tanzt ein seltsames, longinusartiges Wesen um Tisch und Tafelende herum, das durch irgendeine Tür unbemerkt eingetreten ist. Der Maskentänzer, der an Stelle des Kopfes einen Totenschädel unter einem breitkrempigen, schwarzen Hute trägt, kann sich, in einen schwarzen Mantel gehüllt, zu unnatürlicher Größe verlängern und zu unnatürlicher Kleinheit verkürzen. Es geschieht dies durch einen Stock, an dem oben der Schädel mit dem Hut und der Mantel befestigt sind. Eine Art Knochengeklapper wird durch Kastagnetten hervorgerufen. Die Musik schweigt, alles ist von einer Art Entsetzen ergriffen und erwacht erst aus der Erstarrung, als die Maske verschwunden ist.*

FÜRSTABT. Die Bürgermeisterin!

BENIGNA. Nichts, nichts.

GRAF EBBO. Frau Benigna, was ist?

BENIGNA. Nichts — nichts —

*Sie war zurückgesunken, wie in einer Ohnmacht, und hatte mit der Linken das Handgelenk des Abtes, mit der Rechten den Unterarm des Grafen ergriffen.*

ARABELLA. Tante, das Riechfläschchen! *Sie hält es ihr unter die Nase.*

BENIGNA. Es war nur ein Augenblick, aber wirklich, ich hatte das Bewußtsein verloren. — Laßt Rosa kommen!

ROSA, *ihr behilflich.* Ich bin da, Madame, ich war hier.

BENIGNA. Ruhe, ein wenig, weiter nichts! — Aber bitte, Herr Fürstabt, keine Flucht! Bitte, lieber Graf, keine Flucht! Herren, Damen, laßt mir das Haus nicht etwa öde und leer zurück!

*Ab mit Rosa und Arabella.*

SCHULLER. Erlaubt nur, daß ich zum Rechten sehe und ähnlichem weiterem Unfug steure!

PLEBANUS WENDT. Erlauben Sie, daß ich das Meine dazu tue?

*Der Bürgermeister und Plebanus Wendt, gefolgt von François, ab.*

GRAF EBBO. Ich denke, Laura, du bietest der Bürgermeisterin deine Hilfe an. *Die Gräfin ab. Graf Ebbo, sich die Füße vertretend:* Es geht um, es geht um, fast wird einem unheimlich.

FÜRSTABT. Dazu war die Erscheinung auch angetan.

LÖWEL PERL. Darf ich den Majordomus machen? Man wird Licht anzünden in der Galerie, und wir betrachten die alten und neuen Ölbilder.

GRAF EBBO. Gut! *Mit Bezug auf den Nautilus, der, von Jedidja gefüllt, auf der Kredenz steht:* Aber hier steht ein edler Pokal!

LÖWEL PERL. Köstlich genug! Der Nautilus, Goldschmiedearbeit von Wenzel Jamnitzer.

GRAF EBBO. Gefüllt bis zum Rand. Wer wollte das



ausschlagen?! *Er faßt den Pokal mit zwei Händen und gießt seinen Inhalt hinunter.*

HADANK. Das Clavicembalo stand früher in diesem Saal.

FÜRSTABT. Ich habe gesehen, es steht nebenan.

HADANK. Wir wollen den peinlichen Eindruck hinwegmusizieren. *Er geht hinaus, und das Clavicembalo erklingt sofort.*

JEDIDJA *empfängt den Pokal aus des Grafen Hand und beginnt sofort, ihn mit einem seidenen Tuche zu reinigen. Dabei grölt er plötzlich, als ob er allein wäre. O Haupt voll Blut und Wunden... Dann besinnt er sich, erschrickt, wie erwachend, und geht rückwärts mit tiefen Verbeugungen hinaus, den Blick voll Grauen auf den Fürstabt gerichtet. Er flüstert: Der Antichrist! — Der Antichrist!*

FÜRSTABT. Ist das noch ein vernünftiger Mensch? Was will dieser Mann?

GRAF EBBO. Sind Sie mit Bürgermeister Schuller einig geworden, wenn man fragen darf?

FÜRSTABT. Das ist mit ja oder nein ohne weiteres nicht zu beantworten.

GRAF EBBO. Sie wissen, daß der Besitztitel dieser fraglichen Ländereien strittig ist.

FÜRSTABT. Das will der Bürgermeister nicht Wort haben.

GRAF EBBO. Dokumente, und zwar Dokumente in meinen Archiven, beweisen es. Diese dreißig großen Hufen sind einem meiner Vorfahren widerrechtlich entrissen worden.

FÜRSTABT. Wenn es also zu einem Prozeß käme, so würde das Kloster Sie zum Gegner haben, Erlaucht?

GRAF EBBO. Zum entschlossensten Gegner, ja!

FÜRSTABT. Der Prozeß würde riesige Summen verschlingen.

GRAF EBBO. Sie haben mich ausgestochen bei der

Bürgermeisterin. Aber es ist noch nicht aller Tage Abend.

FÜRSTABT. Wieso bei der Bürgermeisterin?

GRAF EBBO. Die Antwort verträgt, wie wir beide wissen, das Licht des Tages nicht. Vielleicht kann man indessen die Scharte noch auswetzen.

FÜRSTABT. Sie reden da mysteriöse Worte. — Aber was ist das für ein sonderbares Geräusch, Erlaucht?

GRAF EBBO. Sie meinen den verrückten Kantor auf dem Wimmerholz?

FÜRSTABT. Nein, es klingt wie Nägeleinschlagen.

GRAF EBBO. In diesem Hause ist etwas Lauerndes, etwas einstweilen noch an die Kette Gelegtes, aber sprungbereit Lauerndes, wie ich immer denken muß.

*Unbemerkt ist ein schöner, herkulischer Halb neger eingetreten mit einem edlen, mehr europäischen Kopf, etwa vierzig Jahre alt, schon ein wenig ergraut um die Schläfen. Er trägt ein gestricktes anliegendes Hemd und kurze, weite Hosen, was ihn irgendwie einem Matrosen ähnlich macht. Langsam durchs Zimmer schreitend, von einer Ecke zur anderen, hält er die Augen, aus denen das Weiße hervorleuchtet, unausgesetzt auf die Herren gerichtet. An der Tafel unterbricht er seinen Gang einen Augenblick und drückt seine gespreizte Hand auf das Tischtuch. Weiter schreitend, verläßt er lautlos, wie er gekommen, den Raum durch die Thür.*

FÜRSTABT, *bleich*. Saht ihr das?

*Jedidja guckt scheu herein, einen Armleuchter mit brennenden Kerzen in der Hand.*

JEDIDJA. Ich soll die Herren zur Galerie führen.

GRAF EBBO. Potter, es sind noch Masken im Haus — oder ihr habt Stechapfelpulver verbrannt — oder irgendeinen sonstigen Teufelsdreck aus der Dreckapotheke in den Wein getan.

JEDIDJA, *devot*. Bitte, Euer Fürstliche Gnaden! —



Zu dienen, Erlaucht! *Er leuchtet den beiden Herren voran und verläßt mit ihnen den Raum.*

*Die Bürgermeisterin erscheint sehr aufgeregt mit Löwel  
Perl, einen Brief in der Hand.*

BENIGNA hält einen Brief in der Hand, spricht mit größter Heftigkeit. Ich habe den Brief gelesen, Perl. Johnson soll mich in Ruhe lassen. Ihr wißt Bescheid. Ihr seid der einzige, der es weiß, was ich für ihn getan, was ich seinerzeit für ihn geopfert habe! Was habe ich gelitten und habe ich von ihm leiden müssen, ehe ich Arabella gebar — und dann habe ich sie vor ihm schützen müssen. Ich war ihm treu bis ans Ende der Welt, aber ich konnte mich nicht durch mein ganzes Leben von diesem verbrecherischen, goldgierigen Tier mißbrauchen lassen.

Er hielt mich mit Recht für seine Hörige! Aber ich war erst fünfzehn Jahr! — und achtzehn, als mich van Geldern tanzen sah. Dann hat mich dieser farbige Hund nach und nach, in wachsender Habgier, in die Ehe mit van Geldern hineingestoßen. Welche Unsummen hat er damals im Spiel vertan, mit Weibern vergeudet und durch die Gurgel gejagt!

Aber dann kam bei mir die Sinnesänderung. Van Geldern war eine Kernnatur und ein Edelmann. Er nahm das farbige Kind, dessen Herkunft er kannte, weil es mein Kind war, als seines an, und alles, was nur getan werden konnte, es hochzubringen, es gut zu erziehen, wurde von ihm getan. Da lernte ich zum erstenmal einen Mann schätzen, und damit kam es ganz anders, als es Johnson beabsichtigt hatte.

Wenn ich anfänglich einige Male seinem bestialischen Gelüste doch noch erlegen bin, habe ich ihm dann meinen eisernen Willen entgegengesetzt und später sogar van Geldern geraten, nichts, aber auch gar nichts weiter für ihn zu tun, seine unverschämten und erpresserischen Betteleien ein für allemal abzuweisen. Dann trat

ein, was Ihr wißt. Mit dem Leben hat mein armer Gatte meinen verhängnisvollen Ratschluß gebüßt! —

Aber bitten Sie doch den lieben Meister Hadank aufzuhören, und schicken Sie ihn in die Galerie: wir hätten miteinander zu reden! *Löwel Perl geht ins Nebenzimmer, die Musik schweigt. Er kommt wieder.* Und wissen Sie, was das für ein verwünschtes Gehämmer ist? — Handwerker sind ja doch nicht im Hause! *Sie setzt eine silberne Klingel in Bewegung, Jedidja Potter kommt.* Potter, ich wünsche, daß man aufhört mit Nägelein-schlagen! *Potter schnell ab.* Nun ja, wo blieben wir stehen, Perl?

LÖWEL PERL. Wo diese schreckliche Sache geschah, bei der man aber immer noch nicht weiß, wer der Täter gewesen ist.

BENIGNA, *hastig.* Der ist es gewesen — obgleich er es leugnet —, der leider der Vater meines Kindes ist.

LÖWEL PERL. Das sagtet Ihr immer.

BENIGNA, *hastig.* Ich weiß es gewiß.

Sein Gedanke war, und so kam es ja auch, ich würde van Gelderns Erbin sein und er dann naturgemäß mit mir freie Hand haben. Aber Gott sei Dank mußte er fort, die Häscher waren hinter ihm her.

Trotzdem gab er die Hoffnung nicht auf, wie Ihr wißt, mich unter das alte Joch zu biegen und Nutznießer meines Vermögens zu sein. Ich stieß ihn fort, und er wagte es nicht mehr, irgendwie oder -wo vor mir aufzutauchen. Er klammerte sich an Euch, weil er wußte, wann man Euch treffen konnte. Ihr spracht mir von seinen Forderungen und Drohungen und rietet mir, um Skandal zu vermeiden, ihn mit Geldsummen zu beschwichtigen. Und, Ihr wißt es, Perl, sie waren groß! Groß genug für ihn, um einen Patrizierhausstand mit Dienern und Köchen bis an sein Lebensende zu führen. Er mußte denken, mich völlig enteignet zu haben; denn das immense Vermögen Gelderns kannte er nicht.



Inzwischen habe ich Schuller geheiratet. Habe ich unrecht daran getan, einen Mann zu nehmen, der mich mit einer heiligen Liebe liebt und dem ich mich doch nicht hingeben kann? Ich habe ihm Daga beigegeben. Er leidet still. — Ich bewundere, ich liebe, liebe ihn! Unsere Seelen sind innig verbunden! Es hatte sich bei mir das Bedürfnis nach einer ganz anderen Existenz geltend gemacht — Er hat mir nie einen Wunsch versagt. Aber auch Schuller wünschte, wie ich, ein Leben in Zurückgezogenheit. Wir haben uns also hier vergraben. Und nun drängt Johnson sich wieder mit diesem Briefe ein! Er sei am Verhungern, er habe Sehnsucht nach seiner Tochter, ich dürfe ihm seine Tochter nicht vorenthalten! Will er Schullers Leben zugrunde richten? Er weiß nicht, daß Arabella meine Tochter ist: er greift zum Strick, wenn er erfährt, daß ich, ich, ich, mich mit einem Neger vergangen habe, mich einem Farbigen preisgegeben habe! — Ich kann nicht weiter, ich werde wahnsinnig! —

Und ich habe Schuller zum Verwalter meines Vermögens gemacht. Ohne daß er es merkt, kann ich keinen Gulden fortnehmen: was soll ich ihm über die Verwendung der Riesensumme sagen, die Johnson wieder von mir erpressen will?! *Die Bürgermeisterin ist immer erregter geworden und in die Nähe des Tisches gekommen. Plötzlich erblickt sie irgend etwas auf der Decke von weißem Damast, was sie anzieht und bannt.* Was ist das? —

LÖWEL PERL. Es hat jemand seine Hand in Kienruß gesteckt und mit allen fünf Fingern auf dem weißen Damast abgedrückt.

*Jedidja tritt ein.*

JEDIDJA. Es war kein Hämmern, es war die Kugel des Rauchfangkehrers — hier an dieser Stelle ist der Kamin —, die durch den Schornstein hinunter- und hinaufgepoltert hat. Das Schleifen, Magnifizenz, kommt von dem Besen!

*Das beschriebene Geräusch hört man jetzt nochmals deutlich.*

BENIGNA. Mich schaudert's vor dieser schwarzen Hand! Mich schaudert's vor diesem Klopfergeräusch! Mich schaudert's vor jeder Kleinigkeit! Alle Gesichter schneiden mir Fratzen! der Graf, der Abt sind mir schreckliche Masken! Ich wittere Komplotte! mich umgibt etwas Gruftiges!! Was wird geschehen sein, wenn die Uhr einige Stunden weitergelaufen ist?! —

LÖWEL PERL. Ich denke, wir sollten denn doch einen Arzt rufen!

BENIGNA. Wer kommt?

JEDIDJA. Der Herr Bürgermeister.

BENIGNA, *zu Perl.* Kein Wort von dem allen! Totenstill! *Sie eilt fort.*

SCHULLER. Sind die Herrschaften oben in guter Verfassung, Potter?

JEDIDJA. Sie haben die Bilder betrachtet und sich dann zum Kartenspiel niedergesetzt.

SCHULLER. Trinken sie Wein?

JEDIDJA. Sie sind sehr mächtig ins Trinken gekommen.

SCHULLER. Reiche mir auch einen großen Becher voll. Ich habe das ganze Haus vom Boden bis zum Keller durchsuchen lassen, wahrscheinlich hat sich einer von unseren Leuten den Spaß gemacht. Nun sind alle Türen fest verschlossen. — Aber guter Perl, guter, guter Perl, mir ist weinerlich!

LÖWEL PERL. Das geht nicht so weiter, Herr Bürgermeister. Steigen wir zu den anderen hinauf, lasset uns essen, trinken und fröhlich sein!

SCHULLER. Denn morgen sind wir tot —?

Ich war lange unbeweibt. Aber erst seit ich ein Weib habe, bin ich einsam, bin ich ein Witwer geworden, seitdem erst spüre ich meine Verlassenheit. Ich erfülle ihr jeden Wunsch, unterschreibe um ihretwillen Vermäch-



nisse, verschleudere Grafschaften mit einem Federzug, nur weil ich auf bettelhafte Weise sie doch noch zu gewinnen hoffe, mich wenigstens an eine Hoffnung anklammern muß. *Daga tritt ein.* Was willst du, Daga? Daga, komm her! *Sie folgt gehorsam, er streichelt ihr Scheitel und Wange.* Sie ist schön wie ein griechisches Bild und so stumm wie ein griechisches Bild. Sie leidet Gehorsam, sie liebt Gehorsam, und im Gehorsam läßt sie sich lieben. Eine Nacht mit ihr macht mich besser und reiner. Und doch... und doch...

*Jedidja bringt den bestellten großen Becher Weins, den der Bürgermeister gierig leert. Jetzt hört man, von oben dringend, Tanzmusik, zugleich die Geräusche von Tanzschritten, Händeklatschen und Gelächter.*

SCHULLER, *mit erregter Genugtuung.* Ah, gut so!

JEDIDJA. Fräulein Arabella tanzt.

SCHULLER *lauscht.* Einen Niggertanz.

LÖWEL PERL. Einen Niggertanz.

SCHULLER. Habt Ihr mir hübsche Sachen für das liebe Kind mitgebracht?

LÖWEL PERL. Hier, seht! *Er zeigt ihm Schmuckstücke.*

SCHULLER. Nun, so wollen wir denn hinaufgehen. *Im Betrachten der Schmuckstücke entfernen sich Löwel Perl und der Bürgermeister.*

JEDIDJA *blickt ihnen nach und ballt die Faust.* Hurerei! Völlerei! Heidengreuel oben und unten! *Er wendet sich um und erkennt Daga. Düster blickend, tritt er ihr dicht unter die Augen.* Und du! du! du! Abisag!

DAGA, *abwesend.* Als die Reiter kamen... als die Reiter kamen...

JEDIDJA. Ja, ja, ich sehe ein fahles Pferd, und der darauf saß, dessen Name hieß Tod, und die Hölle folgte ihm nach. —

DAGA. ... banden sie meinen Vater an einen Baum —

JEDIDJA. Ich habe seit zwanzig Jahren kein Weib angesehen. Und Jesus sprach: Ich rate dir, daß du Gold

von mir kaufest, das mit Feuer durchläutert ist, daß du reich werdest. Das habe ich getan. Dir wollte ich es in den Schoß werfen, Abisag! — Abisag! Du! Du! Du!

DAGA, *wie vorher*. Die Finger bohrten sie ihm in die Augen, Messer wühlten in seinem Leib —

JEDIDJA. Wie spricht der Herr? — Sei wacker und stärke das andere, das sterben will. Ich habe es getan. Weh über dich, daß du des Königs Kebse geworden bist, Abisag! Abisag! — Puh! Luft herein! Nacht herein! Schnee herein! *Er öffnet eins der hohen Bogenfenster. Eine Wolke von Schnee dringt herein, zugleich Gerumpel und Rufe vom Markt.*

RUFE. Feurioh! Rettioh!

JEDIDJA. Was gibt's dort unten?

RUFE. Wir sind überfallen! Tote im Wagen! Würgsdorf brennt!

JEDIDJA *schlägt das Fenster zu*. Verdammtes Land! Verfluchtes Land! *Er bepackt Daga mit Schüsseln, Tellern und so weiter*. Da, hier, trag hinaus! *Er singt*:  
Stürme, Teufel und du, Tod,  
was könnt ihr mir schaden —

*Daga weiter beladend*: Schaff fort die Gefäße der Sünde, die Fallen des höllischen Geistes, die Lockungen zur Unzucht, fort! fort! *Er schiebt Daga hinaus und ist allein. Er singt*:

Deckt mich doch in meiner Not  
Gott mit seiner Gnaden.

*Er unterbricht sich und horcht auf.*

Der Gott, der mir seinen Sohn  
selbst verehrt aus Liebe . . .

*Er schweigt und dreht sich, wie von einer tiefen Angst ergriffen, um sich selbst, den ganzen Raum mit den Augen absuchend. Er duckt sich ein wenig und wird auch von Plebanus Wendt und dem Grafen Hüttenwächter nicht gesehen, die eintreten und das Zimmer durchqueren.*



*Plebanus Wendt ist ruhig und würdig geblieben, der Graf stark angetrunken.*

PLEBANUS WENDT. Unerhört! Unerhört!

GRAF EBBO. Ein Schubiack dieser Abt! Ein Lumpenhund, ein Lausbub, dieser Abt! Ein Ladenschwengel aus einer Augsburger Ladenschwengelfamilie, dieser Abt! Ein ausgemachtes... *Er flüstert etwas Unverständliches in das Ohr des Geistlichen.* ...dieser Abt! Sie hat mir geschworen, unter Küssen hat sie mir geschworen, unter inbrünstigen Küssen, Pastor Wendt — ich kann nichts dafür —, sie werde dafür sorgen, daß ich meine Ländereien wieder erhalte, die man meinen Vorfahren gestohlen hat... Nun kriegt das Kloster den fetten Bissen...

PLEBANUS WENDT. Mein Reich ist nicht von dieser Welt: man hat nicht gehört, daß dieses Wort den Römischen je zu Herzen gegangen ist.

*Beide Männer entfernen sich durch eine Thür, die derjenigen gegenüberliegt, durch die sie eingetreten sind.*

JEDIDJA. Pater noster... Pater noster, qui es in coelis... *Er wankt an den Tisch und ergreift den Nautilus. Abermals beginnt er: Pater noster, qui es in coelis...* Jetzt ist irgendwoher lautlos derselbe Neger ins Zimmer und hinter ihn getreten, den der Graf und der Fürstabt gesehen haben. *Er holt aus und schlägt Jedidja mit der Hand auf die Schulter. Jedidja knickt ein und wendet sich um.*

DER NEGER. Kennst du mich? — Du hast mir den Weg gezeigt in van Gelderns Schlafzimmer... *Er verschwindet. Jedidja bricht leblos zusammen und fällt, den Nautilus in der Hand, so, daß er zum größten Teil durch den Tisch verdeckt wird. Plebanus Wendt und der Graf kommen durch dieselbe Thür zurück, durch die sie hinausgegangen sind, und bewegen sich gegen die, durch die sie zuerst eintraten. Die Heftigkeit des Grafen hat nichts eingebüßt.*

GRAF EBBO. Die Augen öffnen! Die Augen öffnen!

Ich möchte dem Bürgermeister die Augen öffnen! Wenn nichts anderes hilft, werde ich dem Bürgermeister die Augen öffnen und ihm sagen, wie er betrogen wird. Wenn es um solche Dinge geht, erledigt sich auch die Schweigepflicht. Dieser Fuchs muß mir vor das Gewehr! Dieser Fürstabt-Fuchsabt soll mir nicht mit der fetten Gans durch das Fenster springen! Passen Sie auf, Pastor Plebanus Wendt...

PLEBANUS WENDT. Unerhört! Unerhört!  
*Sie verschwinden durch die Thür, durch die sie zuerst eintraten.*

*Rosa Sacchi und Hadank, der die schöne Frau mit sanfter Gewalt hereinzieht, kommen.*

ROSA. Nein, Maestro, nein, nein!

HADANK. Sie sollen mir Ihren schönen und süßen Mund reichen, Rosa, *graciosa coeli* Rosa!

ROSA. Er ist weder süß noch schön, und ich habe das ganze Herz voll Ängste.

HADANK. Ich will ein Glück! Ich will ein Glück!  
*Schließt ihren Mund mit einem Kuß.*

ROSA, *sich halb losmachend*. Still, es ist, glaub' ich, jemand im Zimmer.

HADANK. Nichts, kein Mensch, keine Fliege ist hier, Rosa.

ROSA. Ich schwöre, daß jemand im Zimmer ist.

HADANK. Dann haben Sie bessere Ohren als ich.

ROSA. Ich fühl's! Ich höre, ich sehe es nicht!

HADANK. Ich habe heute einen Entschluß gefaßt, Rosa, Rosa: ich will ein Glück! Wir müssen fort. Ich habe meinethalben den Gott in mir! Ich kann unter Leichentüchern nicht atmen.

ROSA. Leichentücher? Wie fürchterlich!

HADANK. Ich will ein Glück. Ich nehme dich mit, Rosa, *graciosa coeli* Rosa! *Umarmung.*

ROSA, *sich losreißend*. Ich schwöre bei Gott und allen Heiligen, Maestro, daß noch jemand im Zimmer ist...



HADANK. Wir haben von niemand etwas zu fürchten. Rosa, machen Sie endlich, endlich keine Vorbehalte mehr! Ich weiß, wer ich bin, ich weiß, wer Sie sind. Warum wollen Sie eine lebendig Begrabene, eine eingemauerte Nonne sein?!

ROSA. Ich kann Benigna nicht allein lassen. Aber um Gottes und Christi willen komm von hier fort! Mich friert es bis ins innerste Mark, mich graust es vor dem, was außer uns noch im Zimmer ist. *Sie ruft in ein anstoßendes Zimmer:* Jedidja, sieh einmal nach, wer im Zimmer ist!

HADANK. Potter ist oben bei den Herrschaften. — Was heißt das, du kannst diese Frau nicht allein lassen?

ROSA. Ich werde sie nie und nimmer allein lassen!

HADANK. Gut! ich werde dich zwingen dazu!

ROSA. Komm! Komm! Fort! Fort!

*Rosa zieht Hadank fluchtartig mit sich hinaus.*

*Das Glockenspiel beginnt wieder. Die Bürgermeisterin, gefolgt vom Bürgermeister, tritt ein.*

BENIGNA. Schon wieder! Nur nicht dieses Glockenspiel!

SCHULLER. Wie kann es dich so erregen, Benigna?

BENIGNA. Wenn ich es höre, seh' ich immer van Geldern aufgebahrt.

SCHULLER. Potter! Potter, laufe und sage dem Glöckner... Potter, wo bist du?... er soll das Glockenspiel augenblicklich abstellen! — Ich habe den Doktor und den Notar bestellt. Dein Wunsch wird erfüllt: die Schenkung an Hohenwaldau wird heute rechtskräftig.

BENIGNA. Meine Sünden sind schwer nach allen Seiten. Zu was für Dingen verleite ich dich!

SCHULLER. Benigna, ein Engel kann nicht sündigen.

BENIGNA. Ich möchte reisen, ich möchte fort —

SCHULLER. Befiehl nur, wann und wohin, Benigna!

BENIGNA. Silvanus, besuche mich heute nacht! Ich will dir gehören, ich will dir abbitten!

SCHULLER. Was willst du mir abbitten? Hast du mich nicht trotz allem unaussprechlich glücklich gemacht?

BENIGNA. Ich will dir abbitten, und ich will aller Welt abbitten! Aller Welt will ich beichten, aller Welt will ich abbitten! Denk an van Geldern! Stoße mich von dir, wie man die Otter von sich stößt! Verstoß mich, Silvanus, du wirst wieder froh werden! Komm, Silvanus, küsse mich! Aber nein, laß uns fliehen, Silvanus! Licht! Licht! Ich brauche das Licht!

SCHULLER. Reiten wir über Prag, Wien nach Venedig hinunter!

*Umarmung. François tritt ein.*

FRANÇOIS. Excusez! ik aben zu melden Monsieur Schedel und Monsieur den Namen ik nicht aussprechen kann.

*Benigna reißt sich los und eilt fort.*

SCHULLER. Führe sie in mein Arbeitszimmer und verständige Seine Fürstliche Gnaden den Herrn Abt! *Er geht nachdenklich in anderer Richtung hinaus als die Bürgermeisterin.*

FRANÇOIS *hat sich vor dem Bürgermeister verbeugt. Er ist allein, als er sich aufrichtet. Er blickt sich um und ruft dann mehrmals im Flüsterton.* Potter! Wo steckst du, Jedidja!? Potter! Potter! — Und nun kommen gar noch Gäste hinzu! Willst du mik Bedienung von diese trunkene Kumpanei allein hüüberlassen? *Er blickt sich überall um und geht kopfschüttelnd ab.*

*Die Bürgermeisterin und Rosa Sacchi treten auf.*

BENIGNA. Was hast du gesehen, verheimliche nichts!

ROSA. Ich habe mehr geahnt als gesehen.

BENIGNA. Rosa, Rosa, was hast du geahnt?

ROSA. Etwas wie eine fürchterliche unsichtbare Gegenwart.

BENIGNA. Warum fürchterlich? Warum fürchterlich?

ROSA. Mir ist, als ob das Verbrechen hinter jedem



Schrank laure, der Mord hinter jeder Wand, der Raub hinter jeder Tür...

BENIGNA. Rosa, du lügst, ich fühle, du denkst nur an ihn! — Ich hab' es gewußt...

ROSA. Um des Himmels willen, was hast du gewußt?

BENIGNA. Ich hab' es auf der Stelle gewußt, sobald ich den Brief hier in Händen hielt...

ROSA. Was um Christi willen hast du gewußt?

BENIGNA. Durch meinen Pulsschlag hab' ich's gewußt, durch das qualvolle Hüpfen meines Herzens hab' ich's gewußt, jeder Windstoß verriet es, der an der Tür plärrte, jeder Schatten, den das Kaminfeuer auf die Mauern warf: er ist hier! er ist da! Es gibt gegen ihn keinen Widerstand...

ROSA. Löwel Perl leugnet alles ab. Er nennt dich krank, er sagt, du müßtest aus dieser toten Gegend fort.

BENIGNA. Er lügt, Löwel Perl, er weiß es anders. Oder aber, Rosa, du lügst! Lüge nur jetzt nicht, nur jetzt nicht, Rosa!

ROSA. Nun, so will ich dir sagen, was er sagt: Postpferde nehmen und davonjagen! Du und vor allen Dingen der Bürgermeister.

BENIGNA. Es ist also richtig. Johnson ist da?

ROSA. Ich weiß nur, was Perl dir geraten hat.

BENIGNA. Er ist hier! er ist da! jeder Augenblick kann das Verhängnis herabrufen. Ich kenne Johnson. Ich weiß in dieser Sekunde ganz genau, wessen sein Haß, seine Wut, seine Eifersucht, seine Verzweiflung fähig ist. Schuller ist keine Minute mehr sicher. Geh! Er verhandelt in seinem Arbeitszimmer mit dem Abt, bring es ihm bei, wie du willst, Rosa, wenn es sein muß, stelle mich bloß, gib mich preis — nur mach, daß er flieht, und zwar auf der Stelle!

ROSA. Und du? — Jedidja! Wir wollen Jedidja zum Postmeister schicken! Jedidja! François! Die Pelze für die Frau Bürgermeisterin!

BENIGNA, *verwandelt*. Rosa, ich kann nicht fort, wenn er im Hause ist! Kein Engel und kein Teufel kann mich dazu bereden, wenn er im Hause ist! Oder wenigstens muß ich ihn sehn, wenn auch nur einmal, ein letztes Mal! Wenn er im Hause ist, sehen, nur einmal sehen, Rosa! Ich bin ein verworfenes Tier, hat er oft gesagt, verachtet, geschlagen, niedergetreten... Johnson ist ein entlaufener Sklave. Nenne mir jemand, der wie Johnson mit Essig und Galle getränkt worden ist... van Gelderns Vermögen ist Blutgeld vom Sklavenhandel.

ROSA. Sprich diesen Namen nicht aus, Benigna!

BENIGNA. Ich spreche ihn aus! Warum nicht? Warum nicht? Ich werfe ihn aller Welt in die Zähne. Führ mich hin! bring ihn her! ihn allein! schaffe mir alle anderen Menschen fort! Schaffe mir alle diese zappelnden, plappernden, schmatzenden Leichname fort! Laß mich allein mit diesem Verworfenen! im nächsten Stall, in der nächsten Branntweinspelunke meinethalb...!

ROSA. Man muß dich fesseln, du bist eine Tobsüchtige! *Rosa sucht die Bürgermeisterin, die außer sich ist, zu bändigen. Da entdeckt diese plötzlich durch einen Blick den halb durch den Tisch verdeckten Leichnam des Jedidja und wird von einer schweigenden Erstarrung befallen. Rosa, durch die Veränderung erschreckt, die mit der Bürgermeisterin vorgeht: Was hast du, Benigna, was ist mit dir?*

BENIGNA, *gleichsam um sich schlagend*. Es ist alles nicht wahr! es ist alles Trug! Weck mich, Rosa! mach mich aufwachen! oder sage mir sage mir, was das ist...

ROSA *folgt nun dem starren Blick der Bürgermeisterin, entdeckt den Leichnam, wird von ihm angezogen und erkennt Jedidja. Sie weicht zurück: Jedidja, hast du es büßen müssen?! — Benigna nähert sich nun ebenfalls dem Toten, erkennt ihn, schreit laut auf und rennt in sinnloser Angst davon. Rosa geht rückwärts hinaus,*



*immer wiederholend:* Jedidja, hast du es büßen müssen?  
*Der Raum ist leer. Von den oberen Räumen her erklingt immer noch Tanzmusik. Unter den Fenstern hört man nach Jedidja rufen:* Jedidja! Jedidja! Jedidja—a—a!  
Jedidja—a—a!

*Nun tritt Bürgermeister Schuller herein.*

SCHULLER. Wer hat hier geschrien? Was geht hier vor?

SCHREIE. Jedidja! Jedidja—a—a! Jedidja! Jedidja—a—a!

SCHULLER *öffnet das Fenster.* Was schreit ihr Jedidja? Ist er nicht hier?

ANTWORTSTIMME. Jedidja Potter ist nirgends zu finden.

SCHULLER. Dann sitzt er vielleicht in der nächsten Branntweinschänke!

*Der Graf taumelt hastig herein.*

GRAF EBBO. Es schleichen Gerüchte wie giftige Schwaden herum. Müssen wir etwa an unsere Terzerole denken?

SCHULLER. Wieso? Sie meinen, weil Würgsdorf brennt. Brände sind heute etwas Alltägliches. Ich bin nur erschrocken, weil ich glaube, den Schrei einer weiblichen Stimme gehört zu haben. Höchstwahrscheinlich täusche ich mich.

*Die Stadträte Schedel und Knoblochzer sowie Hadank und Plebanus Wendt treten ein.*

HADANK, *zum Grafen.* Ich erzählte Ihnen bei Tisch, daß der Schwarze Tod wieder aufflackere. Sie nahmen es mir übel, Herr Graf.

PLEBANUS WENDT. Ist irgend etwas passiert? Ich meine, weil es uns allen so in die Glieder gefahren ist.

SCHULLER. Ich sagte schon, mir war, als hätte ich einen Schrei gehört.

HADANK. Ich habe den Schrei auch gehört.

STADTRAT SCHEDEL. Ich auch!

*Rosa Sacchi tritt ein, wachsbleich.*

SCHULLER. Rosa, wo ist die Bürgermeisterin?

GRAF EBBO. Bewaffnen wir uns, bewaffnen wir uns!

HADANK. Die Hunde im Hofe rasen an ihren Ketten.

GRAF EBBO. Bewaffnen wir uns, bewaffnen wir uns!

SCHULLER. Rosa, Rosa, wo ist meine Frau?

ROSA. Sie hat sich gelegt, sie will einen Beichtvater.

SCHULLER. Einen Beichtvater? Sage: wieso?

PLEBANUS WENDT. Ich werde zu Frau Benigna hinaufgehen.

ROSA. Nein, sie will einen echten Beichtvater.

GRAF EBBO. Dann schickt ihr doch den Augsburger Kaufmannsschwengel hinauf!

SCHULLER. Schweigen Sie, Graf! Ich muß diesen Ton in meinem Hause zurückweisen.

GRAF EBBO. Meint Ihr, man sollte nicht wissen, was vor einer Viertelstunde zwischen Euch, dem Abt und dem Notar vor sich gegangen ist?

SCHULLER. Wir haben eine Urkunde ausgefertigt und unsere Namen daruntergesetzt.

GRAF EBBO. Das wird Euch teuer zu stehen kommen.

SCHULLER. Billig sind Schenkungen freilich nicht.

GRAF EBBO. Aber die Eurige hat Euch zu viel gekostet. Sie ist von der Gegenpartei erschlichen worden. Die Gegenpartei nahm dabei den Weg durch das Schlafzimmer einer hohen Frau.

SCHULLER. Was wollt Ihr damit sagen, Graf?

GRAF EBBO. Gerade das, was ich eben gesagt habe.

*Stadtrat Doktor Knoblochzer tritt ein.*

DOKTOR. KNOBLOCHZER. Ich bitte die hohen Herrschaften um Gehör für den Ernst des Augenblicks.

*Die Gräfin kommt fluchtartig herein.*

GRÄFIN LAURA. Ebbo, laß anspannen! Ebbo, laß anspannen!



SCHULLER. Was wolltet Ihr damit sagen, Graf? Wascht Euch rein, oder ich vergesse mich! Ihr wolltet nichts gegen eine Frau sagen, der auch nur den Saum des Kleides zu küssen Ihr nicht würdig seid!

DOKTOR KNOBLOCHZER. Ich erbitte Gehör, Herr Bürgermeister.

SCHULLER. Nicht, eh ich in anderer Sache Klarheit erlangt habe.

GRÄFIN LAURA. Ebbo, laß anspannen! Ebbo, laß anspannen! Oben geht etwas Schreckliches vor.

DOKTOR KNOBLOCHZER. Ich erbitte Gehör, Herr Bürgermeister. Wir dürfen uns keinem Zweifel mehr hingeben, das Sterben wüthet in unserer Stadt! Die Leute kommen aus den Häusern gesprungen, werfen sich in den Schnee und verfallen in Zuckungen. Der Bader hat sieben Leichen gezählt von meiner Wohnung bis hierher. *Er gewahrt den Toten unterm Tisch.* Halt! Was ist das? — Tretet zurück! zurück einen Augenblick!

PLEBANUS WENDT. Das ist ein Toter oder ein Ohnmächtiger.

DOKTOR KNOBLOCHZER. Faßt ihn nicht an! — Schieben wir lieber den Tisch zurück!

*Plebanus Wendt, Hadank und Knoblochzer rücken gemeinsam den Tisch von dem Leichnam ab.*

HADANK. Vielleicht ein Dieb, er hält in der Hand den Nautilus.

PLEBANUS WENDT. Die Muschel liegt unter seiner Hüfte.

SCHULLER. Es ist Jedidja Potter, mein Diener.

DOKTOR KNOBLOCHZER. Es ist die Schwarze Pest, meine Herrschaften, gleichsam die Kampfansage der Schwarzen Pest.

GRÄFIN LAURA. Zu Hilfe! Zu Hilfe! *Sie rennt besinnungslos davon.*

GRAF EBBO, *zynisch.* Dann wollen wir, denk' ich, zunächst Reißaus nehmen.

SCHULLER, *forschend über Jedidja gebeugt, nimmt ihm die Serviette aus der Faust.* Ja, nehmt Reißaus! nehmt Reißaus! Oder ich werfe Euch diesen Pestlappen mitten ins Gesicht!

GRAF EBBO. Mir? Alter Hahnrei! alter Wucherer! alter Menschenfleischhändler! Das fehlte noch! *Der Graf weicht zurück, reißt dabei einen Stuhl um und wirft die Tür hinter sich krachend ins Schloß.*

PLEBANUS WENDT. Seid ruhig, bleibt ruhig, Herr Bürgermeister! Die Trunksucht raubt ihm die Zurechnungsfähigkeit, sie wird ihn heut oder morgen umbringen.

*Fünf oder sechs Gäste eilen in höchster Angst durch den Raum, von einer Tür zur anderen davonstürzend, dabei Überröcke anziehend und dergleichen.*

SCHULLER, *wie betäubt, faßt sich an den Kopf.* Ist die Erde die Hölle? Was geht hier vor?

*Draußen fallen Schüsse. François stürzt herein.*

FRANÇOIS. Der Graf schießt gottlos um sich herum, als ob er Gottes Gericht damit von sich abhalten könnte. *Rosa Sacchi kommt und flüstert dem Bürgermeister etwas hastig ins Ohr. Er wankt mit ihr, von François gestützt, hinaus.*

PLEBANUS WENDT. Es bricht zusammen über diesem Hause. Ich fürchte, der Tag des Gerichtes steht vor der Tür.

HADANK, *wild.* Ich denke nicht. — Ich will ein Glück! Ich glaube, daß ich noch lange lebe. Ich will ein Glück! Ich will ein Glück!

FRANÇOIS *kommt wieder.* Doktor Knoblochzer soll sofort hinauskommen. *Im Abgehen mit Doktor Knoblochzer um sich her sprechend:* Alles flieht, alles sieht Gespenster, alles rennt zu den Hintertüren kopflos in Nacht und Nebel hinaus!

*Ab mit Doktor Knoblochzer. Der Fürstabt erscheint, sehr still, sehr bleich, in ruhigster Fassung.*



FÜRSTABT. Ist jemand da?

HADANK. Außer mir nur ein Toter.

FÜRSTABT. Oben hat sich ein anderes Leben vollendet, Meister. Und irret Euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten — mein persönlicher Schmerz darf nicht in Betracht kommen —, ein verdientes Geschick!

HADANK. Was ist es mit der Frau Bürgermeisterin?

FÜRSTABT *zieht seine Handschuhe über, blickt ihn durchdringend an*. Rosa Sacchi ist durch nichts mehr gebunden.

HADANK. Frau Benigna ist tot?

FÜRSTABT. Sie hat ausgelebt.

HADANK. Wie ist das gekommen?

FÜRSTABT *zuckt die Achseln*. Ihr seid ein Freigeist. An die körperliche Tatsächlichkeit des bösen Geistes glaubt Ihr nicht. Sage ich Euch, er ist im Spiel, so werdet Ihr höchstens die Achseln zucken.

HADANK. Hat sie selbst ihrem Leben ein Ende gemacht?

FÜRSTABT. Es könnte ebenso gut der Fall sein, daß es ein anderer gewesen ist. Vielleicht ist sie auch nur an der Pest gestorben. Dann hätte sie etwa in den Delirien des Fiebers Hand an sich selbst gelegt. Es waren in dieser Frau edle Züge vorhanden. Freilich hat sie eine schwere ungesühnte Sündenlast auf dem Gewissen gehabt. Unter den Menschen ist es unmöglich, nämlich, daß ihr verziehen wird, aber bei Gott ist nichts unmöglich. Ich werde veranlassen, daß für ihre verirrte Seele Messe gelesen wird. — Was für Pläne, Maestro, hättet Ihr wohl?

HADANK. Rosa zu meinem Weibe zu machen.

FÜRSTABT. Das gibt eine Mischehe. Aber Ihr seid ein Genie, das über den Konfessionen steht. Und wie wäre es, wenn Ihr zu uns kämet und meinen Patres und Fratres den Palestrina aufschlösset?

HADANK. Untertänigsten Dank, Fürstliche Gnaden!

Rosa Sacchi ist eine Römerin. Mich zieht es nach Rosas Vaterstadt, dort will ich mir selbst Palestrina aufschließen.

FÜRSTABT *reicht ihm die Hand.* Möge der Aufenthalt in Rom Euch auch in anderer... in jeder Beziehung zum Segen gereichen! *Im Begriff sich zu entfernen, verweilt er einen Augenblick bei dem Leichnam.* Der Blitz des Himmels hat ihn gerichtet! *Er versinnt sich einen Augenblick, nimmt ein großes Dokument aus der Tasche und blickt hinein, alles mit fürstlichem Anstand.* Lebt wohl! *Er steckt das Dokument wieder ein.* Nach kurzem Nachdenken: Wäre es nicht das Beste, die kleine Mulattin zur Nonne zu machen? *Er geht ab, mit einer Handbewegung grüßend.*

HADANK *tritt ans offene Fenster.* Ah, wie das schnaubt, wie das klirrt, das nenn' ich gesund. Die Reiter des Abts, die Pferde des Abts, sie hauchen Dampf, eine Wolke von Dampf hüllt sie ein. — Ich will ein Glück! — *Geht ab.*

*Schuller und Löwel Perl treten ein.*

SCHULLER, *von Löwel Perl gestützt.* François!

LÖWEL PERL. In diesem Augenblick ist kein François mehr im Haus. Aber alles wird wieder zurechtkommen.

SCHULLER. Arabella!

LÖWEL PERL. Ach, Ihr ruft vergeblich, auch nach ihr. Das arme Mädchen hat schlimme Instinkte.

SCHULLER. Ist sie fort?

LÖWEL PERL. Fort! Später davon.

SCHULLER. Alles weicht. Alles entfernt sich von mir! Sogar ich selbst entferne mich von mir selbst, guter Perl. Habe ich sie denn nicht geliebt, frage ich mich? Alles läßt mich so grausam gleichgültig! *Er sinkt erschöpft auf einen Stuhl.*

LÖWEL PERL. Ihr könnt in diesem zerstörten Heimwesen nicht bleiben, Schuller, ich nehme Euch mit.



SCHULLER. Nie wieder werdet Ihr mich von hier fortbringen.

LÖWEL PERL. Ihr geht mit mir, und das auf der Stelle! Ich nehme Euch mit.

SCHULLER. Perl, Perl, den von Gott Verlassenen... Geht! geht!! Laßt ihn in Gottes Namen allein!

LÖWEL PERL. Nicht länger, als bis die Schlitten hergerichtet sind. *Er geht. Nach gewaltigem Ächzen und Röcheln wirft Schuller die Arme über die Stuhllehne, und ein hemmungsloses Weinen erschüttert ihn.*

*Ohne daß er es merkt, erscheint im Hintergrunde Daga, nähert sich ihm von rückwärts langsam, bis sie schließlich in dichter Berührung hinter ihm steht. Da fühlt er sie, lehnt den Kopf zurück, erkennt sie, und Daga beugt sich über ihn und küßt seine Stirn.*

# HEXENRITT

EIN SATYRSPIEL

Geschrieben im Winter 1928/29 im Rapallo. Erstveröffentlichung  
zusammen mit „Die schwarze Maske“ unter dem Gesamttitel  
„Spuk“: Buchausgabe 1930, ausgegeben 1929.

Copyright 1929 by S. Fischer Verlag AG., Berlin.



## DRAMATIS PERSONAE

LARS ANDERSDAL

PETER LERCH

MARQUIS RENÉ SEIGNEUR DE  
BEAUVAU-CRAON

EIN ALTES VERHUTZELTES WEIB

EINE ÄLTERE LANDEDELFRAU

EIN SCHÖNES HAREMSMÄDCHEN

EIN TSCHERKESSE

EINE MÄNNERSTIMME

} Erscheinungen  
des  
Traumes

*Gewölbte Halle in einer schloßartigen Ruine auf einer Insel an der Ostküste Südschwedens. Die Hinterwand ist ausgebrochen. Man blickt — es ist eine helle Mondnacht — über Reste eines französischen Parkes auf die Wasserflächen des Sundes und kleine Inseln. In der Halle, zu der ein gewölbter Treppengang aus dem oberen Stock des Hauses führt, ist unter anderem ein Kartoffelhaufen, in dem ein alter Konzertflügel ohne Deckel halb versinkt. Es liegen Ackergeräte umher, einige Meter geschichtetes Brennholz. Ein schwerer Kronleuchter hängt von der Decke. Man hört drei Flintenschüsse. Nach einer Weile kommen*

*Lars Andersdal und Peter Lerch durch den Garten.*

*Lars: Schwede, hohe Erscheinung, Jäger mit Flinte und Wasserstiefeln; an seiner Jagdtasche baumelt ein eben erlegtes Wasserhuhn. Lerch: touristisch ausgestattet, kleiner, bürgerlicher.*

LARS. Ja! Ja! Hier sind wir! Das ist der alte gespenstische Schutthaufen. — Das war eine Sache, sage ich Ihnen! In einer Nacht total ausgebrannt! So lange hat die Alte mit dem Satan gekokelt — und er mit ihr! und er mit ihr! —, bis es so weit gekommen ist! Aber glorios, lieber Lerch, diese Feuersbrunst, dieses Krachen in der Einöde, diese Tageshelle, dieser doppelte Funkenregen von oben und unten auf der Wasserfläche! Von dem ganzen Schloß sind nur einige kahle Mauern, diese Eingangshalle und ein paar Mansarden hier rechts im Turme einigermaßen heil geblieben.

LERCH. Lebte die Generalin noch?

LARS. Offiziell war sie tot, sozusagen.

LERCH. Und inoffiziell?

LARS. Über diesen Punkt, den ich Ihnen ja schon einige Male unter der Blume vergeblich nahezubringen suchte, da Sie doch Philosoph und Freidenker sind, hülle ich mich nun in Stillschweigen.

LERCH. Und weshalb sind wir nun gerade hier auf



dieser öden Insel gelandet und bei dieser trostlosen Brandstätte?

LARS. Weil es mich reizte, und weil ich mit der Alten, wenn Sie wollen, ein Hühnchen zu pflücken habe.

LERCH. Wie lange sind wir eigentlich unterwegs?

LARS. Wir stiegen so gegen fünf Uhr ins Boot.

LERCH. Jetzt haben wir ungefähr Mitternacht. Wieviel Flaschen haben wir ausgetrunken?

LARS. Niemals, niemals, mein lieber, goldener Lerch, Sie täuschen sich. Was soll einem wohl eine Flasche Kognak tun, wenn man Enten schießt und den ganzen Tag auf dem Wasser ist?! Nein! ein Kerl wie ich sucht nun einmal das Abenteuer. *Er tritt in die Halle und ruft:* Tolle Madame! Tolle Madame!

LERCH. Was schreien Sie denn, um Himmels willen?!

LARS, *wiederholend*. Tolle Madame! Tolle Madame! — Haben Sie Angst? Fürchten Sie sich?

LERCH. Höchstens vor Ihnen, guter Lars.

LARS, *mit sarkastischem Übermut, wie vorher*. Tolle Madame! Tolle Madame!

LERCH. Wo werden wir denn nun über Nacht bleiben?

LARS. Natürlich hier, bei der tollen Madame!

LERCH. Nicht sehr einladend, lieber Lars.

LARS. Die alte Dame war nie sehr einladend. Laden wir uns denn selbst bei ihr ein! Dieser Sache will ich mal auf den Grund kommen. — Packen wir aus! Breiten wir unser Hamburger Rauchfleisch, unsere hartgekochten Eier, Gänseleberpastete, Butter, Aquavit und dergleichen auf dieser Kiste aus! Wir wollen diese Kiste befestigen. Wir wollen diese Kiste gegen den bösen Blick, gegen böse Geister und Hexen befestigen. Jawoll! auch gegen Hexen befestigen! mit Kognak schützen, Gilka und Aquavit! — Oben im Kronleuchter sitzt ein Eichhörnchen. *Er reißt die Flinte an die Schulter und zielt hinauf.*

LERCH. Ich fürchte, daß in Ihrem Kopf ein Eichhörnchen sitzt, lieber Lars.

LARS. Sie fürchten zu viel. Ich habe den ganzen Tag schon gemerkt, bei vielen kleinen Gelegenheiten, daß Sie ein bißchen ein ängstlicher Stadtmensch sind. Verehrter, das muß man Ihnen austreiben! Wenn wir miteinander am Kongo jagen wollen, geht das nicht!

LERCH. Will ich mit Ihnen am Kongo jagen?

LARS. Sie meinen, man jagt nicht mit Löwen, wenn man — kein Löwe ist. — Aber dort auf dem Kronleuchter sitzt ein Eichhörnchen. Wollen Sie wissen, wer das ist?

LERCH. Ich bin gegen Späße nicht unempfindlich.

LARS. Die Generalin, die uns beobachtet! — Sie spielte Klavier. Sie spielte, als sie noch lebte, sogar sehr gut Klavier. Hier in den Kartoffeln steht ihr Konzertflügel.

LERCH. Waren Sie jemals nervenkrank?

LARS. Tiere sind niemals nervenkrank. Ich bin ein gesundes, starkes Tier. Ich habe mit Berggorillas gerungen, in tausendfünfhundert Meter Höhe, am Kiwu-See. Ich würde mit Gott und dem Teufel anbinden. Ich werde mich doch nicht vor einem Gespenst fürchten!! — Tolle Madame! Tolle Madame!

LERCH. Hören Sie auf, um Gottes willen! Was hat Ihnen denn die Dame getan?

LARS. Darüber wäre vieles zu sagen. Sie spielte mir manchen Schabernack. Nun, das würde nicht ins Gewicht fallen, wenn sie nicht einen Onkel von mir als siebenten Gatten geheiratet und beerbt hätte. Sie hat mich dadurch um vierzehntausend Morgen Wald und einige Dutzend schöner Inseln gebracht. — Aber sie hat einen Schatz vergraben, das weiß man gewiß. Ich werde nicht ruhen, bis er in meinen Händen ist!

LERCH. Lars Andersdal, der große Schatzgräber!

LARS. Jawoll! wir Schweden sind leidenschaftliche Schatzgräber. Was die alte Vettel vergraben hat, ist der



Colloredo-Mansfeldsche Familienschatz, unsinnige Mengen von Perlen und Diamanten. Die Generalin stammte von Liabordo von Waldsee ab, der von Poppo von Aquileja mit ich weiß nicht was für geraubten und gestohlenen Ländereien belehnt wurde. Rauben und stehlen und Männern die Gurgel durchbeißen, das konnte sie. Zuletzt hat sie meinen Onkel auf ähnliche Weise beiseite geschafft. — Haben Sie denn das Licht oben in der Mansarde gesehen, Lerch?

LERCH. Das ist eine alte Scheibe, in der sich der Mond spiegelt.

LARS. Das ist niemand anders als ihr Freund, der Marquis René Seigneur de Beauvau-Craon, der dort oben noch immer haust und an ihrer Biographie arbeitet.

LERCH. Wie heißt der Marquis?

LARS. Beauvau-Craon.

LERCH. Beauvau-Craon?

LARS. Zweifeln Sie daran? Beauvau-Craon! Aber nun wollen wir erst mal feste einhauen! *Beide essen tapfer. Lars betrachtet Lerch scheinbar besorgt, unter dem Kauen:* Haben Sie schon einmal etwas für Ihre Gesundheit getan, Lerch?

LERCH. Ich gehe jedes Jahr nach Marienbad.

LARS. Sie sollten vielleicht mal ein Jahr pausieren.

LERCH. Und weshalb?

LARS. Vielleicht greift Sie es an. Sie kauen so trübselig. Ich hatte Ihren Humor als unverwüstlich in Erinnerung. Wie mir vorkommt, hat er gelitten.

LERCH. Weil ich Ihre Tollheiten nicht goutieren kann?

LARS. Ein Mann muß toll sein, sage ich Ihnen, wenn er in diese tolle Welt passen will. — Tolle Madame! Tolle Madame! — Die Alte scheint heute schwerhörig.

LERCH. Nur immer so fort, mich stört es nicht.

LARS. Sie sind ein Philosoph. Sie schreiben doch

philosophische Aufsätze. Auch okkulte Probleme haben Sie interessiert. Sie treiben Parapsychologie: es wird einen Kenner der Höhen und Tiefen nicht stören, zwei Minuten allein zu bleiben.

LERCH. Stört mich nicht. Aber wollen Sie fort?

LARS. Ich lechze nach etwas kaltem Quellwasser. *Lerch ist allein geblieben. Er tut sehr harmlos, ißt, trinkt, pfeift sich ein Liedchen und so weiter. Plötzlich entsteht auf der Treppe ein Geräusch, als würden eine Menge Rutenbesen mit Stielen heruntergeworfen.*

LERCH fährt steil empor. Äußerst scherzhaft! Machen Sie bessere Witze, mein guter Lars! *Da sich nichts mehr rührt, fährt er in seiner Beschäftigung fort.* Jetzt würde ich Ihnen vorschlagen, scherzhafterweise mit Gegenständen, etwa mit Kartoffeln, zu werfen, nach berühmten Mustern! *Kaum gesagt, fliegen Kartoffeln.* Gut gebrüllt, Löwe! Sie sind mit Ihren neununddreißig Jahren eben noch immer ein Kindskopf, Lars! *Er lacht krampfhaft, ißt, singt halblaut „So leben wir, so leben wir alle Tage“, bis etwas mit einem Ruck hart und disharmonisch über die Saiten des Konzertflügels streicht. Da schrickt er auf. Und wie er hinblickt, steht dort ein altes, verhutztes Weib mit einem scharfen, vertrockneten Vogelgesicht und glotzt ihn aus phosphoreszierenden Augen an. Sie breitet langsam ihre verdorrten Arme aus, winkt auch wohl mit dem Zeigefinger und kommt mit einem Ausdruck widerlicher Zärtlichkeit auf ihn zu. Er ist wie unter einem Bann. Plötzlich schreit er seltsam auf wie: Hu! hu! hu!, und die Erscheinung verschwindet. Lars kommt wieder.*

LARS. Sie haben geschrien. Was schreien Sie denn?

LERCH. Ich habe zum erstenmal in meinem Leben eine sehr interessante, höchst verfluchte Halluzination gehabt. Sie werden mich hier noch völlig verrückt machen.

LARS. Gratulieren Sie sich! Gratulieren Sie sich! Ich wette, die Generalin hat sich bemerkbar gemacht.



LERCH. Brrr! *Er schüttelt sich.* Wenn das eine Generalin ist...!

LARS. Sie macht Ihnen süße und weiche Gefühle, was?

LERCH. Sie treffen den Nagel auf den Kopf!

LARS. Sie hätten sie packen müssen und tüchtig durchbleuen, da hätte sie Ihnen süße und weiche Gefühle gemacht.

LERCH. Man kann eine Halluzination nicht durchbleuen.

LARS. Ich sage Ihnen, man kann sie durchbleuen. Und ich habe es in einer unvergeßlichen Nacht getan, an der sie möglicherweise gestorben ist. Ich schlief im Boot, damals lebte sie noch. Sie wurde rasend, wenn jemand landete. Sie war nämlich ein wunderschönes, pompöses Weib, sonst hätten die Männer nicht angebissen. Plötzlich brauste sie da durch die Luft als häßliche alte Hexe heran. Sie ritt einen Besen, der wahrscheinlich ihr jüngst verstorbener letzter Mann, mein Onkel, war. Aber das Luder sprang auf mich über. Sie huckte mir auf, und, kann ich Ihnen sagen, ich mußte fußeln, hopsen, springen, galoppieren, laufen, laufen, wenn ich nur daran denke, Himmelkreuzdonnerwetternochmal! Ob ich nun wollte oder nicht wollte, ich war ihr nur eine Maschinerie. Meine Glieder arbeiteten selbständig. Ich schwitzte Blut, ich kotzte fast meine Lungen heraus, bis ich plötzlich fuchsteufelswild wurde. Ich warf sie ab, sie sprang wieder auf. Sie flog zum zweitenmal, zum drittenmal, aber nicht wie sie wollte, sondern wie ich wollte! Ich kriegte ein Holzscheit in die Hand, ich drosch wie ein Berserker auf sie los. Und jetzt — lachen Sie, bester Lerch, oder nicht! — flehte das süßeste, holdeste junge Weib, das mir je vorgekommen ist, in zärtlich bereuenden, weinenden Tönen um Gnade. Und in diesem Augenblick hat sie mir süße und weiche Gefühle gemacht, bester Lerch! *Man hört*

*ein einmaliges starkes Klatschgeräusch. Lars hält sich seine Backe.* Das war eine wohlüberlegte, wohlgezielte, mit vollkommener Kunst applizierte Riesenbackpfeife. Bravo! die Alte kommt in Gang!

LERCH. Werden Sie in dem Stile fortfahren?

LARS. Ich? Wieso ich? und worin fortfahren?

LERCH. Mit Besen und mit okkulten Kartoffeln zu werfen. Und was diese Clownsmaulschelle betrifft, so könnten Sie wirklich im Zirkus auftreten.

LARS. Habe ich auch Ihre Halluzination gemacht?

LERCH. Das gerade nicht. Aber Nerven sind Nerven. Ich bin gewöhnt, die Nächte in meinem gemütlichen Bett zuzubringen, nicht aber unter dem Schutt einer alten Brandstätte auf einer verrufenen Insel im Kalmarsund. Da ist es kein Kunststück zu halluzinieren.

LARS *am Treppenaufgang.* Es sind Besen die Treppe heruntergeflogen. Ich habe sie nicht geworfen: eins, zwei, drei, fünf, sieben Stück — hier liegen sie. Das entspricht ihren sieben toten Männern. Ihr Harem oder ihr Marstall, wie jeder Fischer, Jäger und Bauer hier herum an der schwedischen Küste weiß. *Er ruft:* Tolle Madame! Tolle Madame! — Ich begeben mich jetzt an das Schatzgraben!

LERCH *wickelt sich in eine Decke.* Ruhe! ich will jetzt schlafen, Lars!

LARS. Mein Junge, Sie sollten etwas für Ihren Biotonus tun. Sie haben einen zu schlaffen Biotonus. Bedienen sie sich, statt zu schlafen, noch etwas der sogenannten Gehirnrinde! Bleiben Sie, statt im Unbewußten zu ertrinken, noch etwas in Ihrer kortikalen Person. Sie müssen mir helfen, ich bedarf Ihrer! *Versucht ihm ein Grabscheit in die Hände zu drücken:* Nehmen Sie dieses Grabscheit, Lerch! Ich selbst werde mit der Hacke arbeiten. Morgen sind wir reich. Morgen zahlen wir jeder sechsmalunderttausend Kronen auf der Bank von Schweden ein.



LERCH. Lassen Sie mich in drei Teufels Namen! Sie gehören in die größte, komfortabelste, bestgeleitete schwedische Irrenanstalt.

LARS. Sie sind ein Stadtmensch. Sie haben kein Mark in den Knochen. Wir Andersdals blicken auf Geschlechter von Piraten zurück. Sie sollten eine Transplantation vornehmen, eine gewisse delikate Drüse reaktivieren lassen, damit Sie noch eines Entrüstungsschreies und eines Wutanfalls fähig sind, wenn unser Geschlecht an einer Kirke zu rächen ist. Sehen Sie hier meinen armen Onkel an! *Er hebt einen Besen hoch*: Mein armer seliger Onkel Triglavson. Sein Stammbaum führt auf Oxenstjerna zurück. Er war ein prächtiger alter Haudegen. Und weil ich ihm mit ihr keine Hörner aufsetzen wollte, haßte sie mich.

*Lerch ist eingeschlafen, er schnarcht laut.*

*Jetzt wird eine sehr liebenswürdige, dringlich-höfliche Stimme von oben auf der Treppe vernehmbar.*

DIE STIMME. Dürfte ich mir die Frage erlauben, warum man im Hause Ihrer Exzellenz der Frau Generalin ruhestörenden Lärm verursacht und auf ihre Zurückgezogenheit keine Rücksicht nimmt?

LARS, *dämonisch-pfiffig*. Das ist der Marquis René Seigneur de Beauvau-Craon aus der Dachstube.

LERCH *schüttelt sich vor Lachen im Schlaf*. René Seigneur de Beauvau-Craon!

*Ein eleganter, zarter kleiner Herr in Rokokotracht erscheint auf der Treppe. Es ist der Marquis René Seigneur de Beauvau-Craon.*

MARQUIS *spricht zart, liebenswürdig, mit zusammengelegten Händen, aber entschiedener Betonung*. Warum reizen Sie eigentlich Ihre Exzellenz die Frau Generalin immerfort, wo Sie doch hier in ihrem Schlosse zu Gaste sind? Das ist gar nicht hübsch, das ist keineswegs ritterlich.

LARS *stellt sich vor*. Lars Andersdal.

MARQUIS. Oh, ich kenne Sie gut, Herr Lars Andersdal. Ich verehere sehr Ihre schöne und lehrreiche Büscher. Ich interessiere mich ganz besonders für Wandervögel und das Geheimnis des Vogelzuges, Ihre feine und intuitiv-geniale Beobachtung, Ihre kühne und verwegene Forschergeist. Dabei haben Sie so reizend und liebenswürdig geschrieben über den kleinen Regenflecker, über die letzten Seeadler und über den sagenhaften Vogel Abu Markúb. Sie sind ein Dischter, Herr Lars Andersdal. Warum wollen Sie denn Ihren Ruf so aufs Spiel setzen?

LARS. Was heißt in diesem Falle „Ruf“, Herr Marquis?! Die Generalin hat weder geflüstert, wenn sie sprach, noch, wenn sie Appetit hatte, sich vom Essen abhalten lassen. Lief sie nicht am Tage mit dem schußbereiten Mauser-Repetiergewehr am Strande ihrer Insel herum und schoß auf die Fischer, wenn sie sich annäherten?

MARQUIS. Sie hatte Grund. Die Welt hat nicht gut an ihr gehandelt. Wie viele große Naturen, hatte sie sich völlig von ihr zurückgezogen und verteidigte ihre Einsamkeit.

LARS. Aber was war das für eine höllische, mit schwarzen Verbrechen angefüllte Einsamkeit!

MARQUIS. Tout comprendre c'est tout pardonner, Monsieur Lars Andersdal. Ich rischte nicht, sondern lasse wöchentlich zweimal in der Kirche Nôtre Dame de Paris für die Dame Messe lesen.

LARS. Das ist sehr edel von Ihnen, Marquis. Ich möchte aber fürchten, daß die Akten über das Rabenaas definitiv geschlossen sind.

MARQUIS. Was reden Sie da für brutale Sachen?! Das sind furchtbar häßliche, harte Worte, die eines großen Forschers wie Sie nicht würdig sind.

*Einige Passagen der Danse Macabre werden heftig auf dem Konzertflügel im Kartoffelhaufen gespielt.*



MARQUIS *wendet sich mit sanfter Entschiedenheit gegen das Klavier.* Ich möschte Sie dringend und herzlich bitten, Generalin, die Verhandlungen mit Herrn Lars Andersdal doch gefälligst mir allein überlassen zu wollen. Lenken Sie sich, wenn Sie Ihre begreifliche Erregung nicht bewältigen, bitte, bitte, auf irgend etwas anderes ab! *Er wird sehr ernst, und es scheint, er spricht mit gebeugtem Kopf und gefalteten Händen ein Vaterunser. Alsdann halblaut, sehr bewegt und sehr ernst:* Sie müssen nämlich berücksichtigen: die arme Generalin weiß noch nicht, daß sie gestorben ist.

LARS. Ich nehme mein Wort trotz Ihrer Rüge und angesichts dieser musikalischen Manifestierung der tollen Madame nicht zurück. Ihr Sündenregister ist allzu gewaltig. Und übrigens, wenn sie auf einem ihrer Besen bei Vollmond um mein Gehöft auf Eknö ritt, da hat sie mir mit Ausdrücken, die ich nicht wiederholen kann, unflätigster Art ins Fenster gekrischen.

MARQUIS. Das war nicht recht. Ich war damit gar nicht einverstanden. Ich habe auch der Frau Generalin gegenüber kein Geheimnis daraus gemacht. Sie hatte mitunter krankhafte Anfälle.

LARS. Ja, es sind Kinder von Fischern verschwunden. Es sollen hier, abgesehen davon, daß sie ein weiblicher Blaubart war, blutbesudelte Orgien vorgefallen sein.

MARQUIS, *eifrig.* Das ist eben ganz und gar aus der Luft gegriffen. Und darum sind Fischer und Bauern gekommen, weil sie diese offenbare Verleumdung geglaubt haben. Sie ist der Grund, weshalb leider das Grab der Generalin geschändet worden und das hübsche Schloß mit den vielen reizenden Kostbarkeiten von Stoffen, Möbeln und Kunstwerken von ihnen in Brand gesteckt worden ist. So ist es leider nur noch ein Schutthaufen. Gott sei Dank weiß es die Generalin nicht.

LARS. Lassen Sie Gott aus dem Spiele, Herr Marquis!

MARQUIS. Keineswegs, denn es liegt darin ein Akt göttlicher Barmherzigkeit.

LARS. Nach Swedenborg trifft dieser Zustand des Nichtwissens vom eigenen Tode solche Verstorbene, die im Leben unrechtmäßiges und durch alle Mittel des Lasters und des Verbrechens zusammengescharrtes Gut aufgehäuft haben.

MARQUIS. *Auri sacra fames*: wer hat ihn nischt? Sie haben es sich in den Kopf gesetzt, hier einen Schatz zu heben, der gar nischt vorhanden ist. Ist es nischt eben die gleische Habsucht, einen Schatz zu suchen, den Habsucht verborgen hat?

LARS. Von Habsucht bin ich sehr weit entfernt. Ich verwende mein Geld zu Forschungsreisen.

MARQUIS. Ich werde für Ihre Reise das Geld schaffen. Nur bitte, stehen Sie von den etwas peinlichen Ruhestörungen in diesem mir so lieben und verehrungswürdigen Hause ab!

LARS. Sie scheinen ebensowenig wie die Generalin zu wissen, daß es nur noch eine Trümmerstätte ist.

MARQUIS. Sie können nischt beurteilen, was es für uns Geister ist und welschen Reiz es für uns besitzt.

LARS. Es ist wohl der alte obszöne Reiz, mit dem die Generalin, noch als Gespenst, diese verrufene Stätte imprägniert, dieses Versteck unnatürlicher, unersättlicher, lichtscheuer Lust, wo das heimlich glimmende Laster in gehäuftem Unrat noch immer in Phosphorflämmchen leise faucht, bereit, in höllische Flammen auszuschlagen und den Bedauernswerten zu verzehren, der ihm in ahnungsloser Nähe Nahrung gibt, diese Kothöllen, die Ihnen ein so liebes und verehrungswürdiges Haus bedeuten, Herr Marquis.

MARQUIS. Ihre Anschauungen, Herr Lars Andersdal, sind vielleicht, isch möschte glauben, ein wenig allzu bürgerlich. Mir scheint, obgleich Sie Naturforscher sind, überblicken Sie die ungeheure Rolle nischt, welche



der Liebe und allen ihren Abarten im großen Haushalte der Natur zugewiesen ist. Sie sollten darüber tiefer nachdenken. Wir kleinen Menschen sind ja nur Werkzeuge. Wir werden gebraucht, verbraucht und meinethalben mißbraucht, um in Krämpfen der Unzucht, in zuckenden Verschlingungen uns zu paaren und so immer wieder das Leben, das Leben vor dem Tode zu retten, die Vernichtung durch Zeugung zu überholen. Hier liegt ein großes Mysterium. Innerhalb dieses Mysteriums war sie die Eingeweihte, war sie die höchste Priesterin. Ihr war das verfluchte, unauslöschliche Tempelfeuer der Schöpfung anvertraut — wir gokeln höchstens ein wenig mit unseren schwedischen Streichhölzern! Diese Frau war groß, weil sie eigentlich ein Seraph, ein Dämon, ein Schlangendämon gewesen ist. . . — und weil sie es noch ist, Herr Lars Andersdal! Weshalb sie auch allen Angriffen, allen Verleumdungen kleiner, kriechender Menschen gegenüber unerreichlich hoch erhaben ist. Und ich bitte Sie dringend, das zu berücksichtigen!

LARS. Bitte sehr, zu den kleinen, kriechenden Menschchen gehöre ich nicht, Herr Marquis. Davon könnte der Alkoven dieser postumen Astarte oder syrischen Göttin etwas erzählen, wenn er nicht schon in Asche läge. Ich bin nicht ihr Besen, ich gehöre auch nicht zu ihren Gallen oder Verschnittenen. Über mich hat sie keine Gewalt.

MARQUIS. Weshalb sind Sie so schroff? *Mit begütigendem Lächeln:* Sie hätten ihr sollen ein wenig entgegenkommen! Und es ist eine eigentümliche Sache mit dieser großen Frau, sie versteht ihren Willen am Ende immer noch durchzusetzen.

LARS. Wie ich den meinen, Herr Marquis. *Er führt heftige Schläge mit der Hacke, als ob der Marquis nicht da wäre. Dieser schaut ihm eine Weile zu.*

MARQUIS. Ich wollte doch für Sie das Geld zu Ihrer nächsten Forschungsreise besorgen, Herr Lars Andersdal.

LARS. Sie meinen also, ich hätte auf konziliante Art und Weise auf die Konkupiszenz der Frau meines Onkels, dieser verführerischen Hexe, eingehen sollen, und sie hätte mir dann ihr Vermögen vermacht?

MARQUIS. Sehr möglich, Herr Lars Andersdal, und Ihnen hätte es doch nicht weh getan. Aber das ist nun leider versäumt: wollen Sie also zum Ersatz von mir einen Scheck nehmen?

LARS. Sie sind ja nur ein Geschöpf meiner Einbildungskraft!

MARQUIS. Oh, ich könnte Sie leicht überzeugen, daß ich wirklich bin.

LARS. Herr Marquis, man kann ja durch Sie hindurchsehen.

MARQUIS. Aber ich kann meinen Leib aus Paris holen, ich brauche nur höchstens zwei oder drei Minuten Zeit dazu.

LARS. Wie versteht sich das, darf ich fragen?

MARQUIS. Ich bin angeschlossen an eine Loge, deren Mitglieder gewisse okkulte Kräfte erlangt haben. Wir besitzen die Fähigkeit, des Nachts unsere Körper zurückzulassen und unsere Geistleiber zu bewegen, unabhängig von Raum und Zeit. Weil ich aber in der Loge kein Neuling mehr bin, vermag ich auch, wenn es sein muß, wie gesagt, meinen Körper, der augenblicklich Rue de Rivoli nummer dreiundzwanzig schläft, mit geringer Mühe hierherzuholen, wo Sie sich dann gefälligst überzeugen können, wie ich in diesem Falle kein Schemen mehr bin.

LARS. Sie haben einen stechenden Blick, Ihnen zuckt ein verderbliches Feuer in der Pupille. Ich kenne den Satan persönlich nicht. Aber, glauben Sie mir, ich neige dazu, Sie für einen nahen Verwandten von ihm zu halten. Trotzdem holen Sie Ihren Leib aus Paris! Ich warte. Sie können Ihr Scheckbuch mitbringen.

MARQUIS. Oder wenn ich mir eine Frage erlauben



darf — wie wäre das, wenn Sie mit mir nach Paris gingen? Sie heben die gewünschte Summe persönlich auf der Bank von Frankreich ab.

LARS. Wie ließe sich dieser Gedanke durchführen?

MARQUIS. In einer Sekunde sind wir dort, wenn Sie sich nur entschließen wollen, Ihre irdische Hülle, die grobe Masse, das grobe Gewischt, den groben Körper von Lars Andersdal auf kurze Zeit hier zurückzulassen.

LARS. Die Seele schwinget sich wohl in die Höh', juchhe! Fast fühle ich meinen Körper nicht mehr... ich bin bereit... es muß alles einmal probiert werden... *Der Marquis verschwindet. Lars stürzt in sich zusammen und liegt wie ein Toter, und zwar in der Nähe seines Freundes Lerch.*

LERCH, *der geschnarcht hat, wacht auf.* Was war das? — Das war ein Bums, als hielte ein Panzerkreuzer Schießübungen ab. Gehörshalluzination natürlich. Lars! — Lars! — *Er entdeckt den Schlafenden, gleichsam Paralytisierten.* Da liegt er ja endlich! — Diese Redseligkeit! Es war ja unmöglich einzuschlafen! — Endlich! *Er gähnt.* Oaaah! Wenn dieser Bursche ins Schwatzen kommt — da muß man mit! Da gibt's keine Nachtruhe! Dagegen hilft dann kein Vaterunser! — *Er steht auf und faßt Lars an.* Lars! — Der Alkohol hat ihn endlich zur Ruhe bestattet! *Er hält die leere Kognakflasche noch in der Hand.* Ich werde es mir, denke ich, bei dieser Gelegenheit nicht versagen, einmal zu einem gewissen ästhetischen Zweck vor das große Tor zu gehen. *Nach einigen Schritten darauf zu:* Bleib ruhig, schlafe ruhig, mein Kind! Man verliert nichts im Schlaf. Du hast deine sieben Sachen beisammen. Das Bewußtsein ist eine Nebenerscheinung — wie der Wiener sagt, es ist bei-läufig. Der Philosoph nennt es ein Epiphänomenon. Ist es hin, so hat man wenig oder nichts verloren damit. *Schon beinah im Freien:* Man schämt sich förmlich vor den Gestirnen. Aber schließlich, es ist Gottes Wille,

was soll man tun?! — Welches urgewaltige Schweigen!  
— Ur — Ur — Ur — Ur — — ja, was ist denn eigentlich jetzt die Uhr? *Er zieht die Taschenuhr.* Ach! Meine Zwiebel ist bei dreiviertel auf kalte Erbsen stehengeblieben. *Er blickt gen Himmel.* O züchtige Kassiopeia! O du erhabener Aldebaran! — Wie klein ist der Mensch! Und noch wieviel kleiner ist das, was dem Manne im Leben die meisten, aber auch weitaus die meisten Umstände macht! — Ich bin weit von Berlin, ja, ja, ich bin weit von Berlin! Weit, weit von Berlin, mitten im Skagerrak oder Kattegatt, es ist ja gleichgültig! Oder auch weder im Skagerrak noch im Kattegatt! Gott sei Dank bin ich weit von Berlin, wo meine Frau in ihrem stillen Zimmerchen mit Gottes Hilfe allein im Bette liegt. — Wie klein ist der Mensch! Und welche Umstände werden mit ihm gemacht! Dieses ausgestirnte, funkelnd unermessliche Himmelsgewölbe: viel zu groß, viel zu erhaben, viel zu viel für ihn. Ich glaube, daß der liebe Gott ihn kaum in der stärksten Vergrößerung durch ein Zeißmikroskop überhaupt sehen kann. — Wieviel Umstände! Viel zu viel Umstände! — Ich glaube, ich habe im Halbschlaf etwas von Astarte oder von der syrischen Göttin gehört. Wenn Lars einen weg hat, geht ja alles wie Kraut und Rüben durcheinander bei ihm. Da gibt's einen Fluß, der Adonis heißt und sich alljährlich blutrot färbt, zum Zeichen, daß es die Göttin nun wieder nach den üblichen blutigen Opfern gelüftet: ich will nicht selig sein, oder ich träume, aber das Wasser um die Insel ist blutrot! — Aah! Aah! Venus! Astarte! Wie die sieben Planeten zwinkern! Planetarischer Augenblick! Stille! Haustus silentii! *Er wendet sich um.* Lars! Lars! — Geisterstunde! Warum denn nicht?! Aber er hat sich furchtbar besoffen! Steif wie ein Planet. . . wollte sagen, wie ein Besen liegt er da, als ob er zu den andern sieben Planeten. . . wollte sagen, zu den sieben Besen gehörte, zwischen die er gesunken ist! *Er hebt einen Besen auf.*



Planetarischer Augenblick! Vivite, fratres, et bibite! *Die übrigen Besen richten sich auf und rascheln. Dann wird ein vielstimmiger Seufzer ausgestoßen.* Gut, gut, ich verstehe: Sie haben es mit der Generalin nicht leicht gehabt. Ich kenne das, ich bin selbst verheiratet, aber, Gott sei Dank, heut mitten in Schweden, fern von meiner Berliner Gartenwohnung, weit vom Schuß. Können Sie übrigens nur seufzen, meine Herren, oder haben Sie die Möglichkeit einer Mitteilung darüber hinaus? *Es geschehen einige Schläge an eine Kiste.* Gut, pochen Sie! Ich kenne das Alphabet. Einmal ist A, zweimal ist B... offenbaren Sie sich auf diese Weise! Schütten Sie Ihre Herzen aus! Entlasten Sie sich! Benützen Sie die Gelegenheit! Gewiß, ich bin exakter Naturforscher: Übernatürliches gibt es nicht. Aber man kann das Gebiet erweitern. Allomatik ist schließlich auch eine Wissenschaft, nämlich die Wissenschaft vom andern. Alles ist Nicht-Ich. Es gibt kein Ich. Es gibt keine Autome, sondern nur Allome. Besondere Phänomene sind Druckdifferenz. Ob Spirits, Elementals, Dämonen, Engel, Zauberer oder Hexen am Werk sind — Druckdifferenz! Allomatische Vorgänge! Also, pochen Sie! *Es wird schnell und heftig gepocht. Lerch buchstabiert:* Vau, e, er, be, er, a, u, ce, ha, te... was ich mir zusammenbuchstabiere, heißt immer wieder verbraucht, verbraucht. Sie wollen also sagen, meine Herren, Sie seien verbraucht. Das ist Ihnen allerdings einigermaßen anzusehen, meine Herren. *Das Pochen geht eine Weile heftig weiter. Lerch, nachdem er wiederum gehorcht hat:* Sie beklagen sich, das verstehe ich. Weil Sie verbraucht sind, haben Sie sozusagen ein Anrecht auf Gnadenbrot. Man soll Sie gefälligst mal eine Weile in Ihren Särgen ausruhen lassen. Aber Sie werden jede Nacht, „Donde va Mama? — Ella va eso“, wie Goya sagt, zum Ritt nach dem Blocksberg abgeholt.

STIMME DER GENERALIN, *kräftig.* Sie kleiner Knirps wollen am Ende auch noch mit mir anbinden?

LERCH. Ich bin Philosoph. Außer einmal im Traum, interessiere ich mich für die Restbestände des mittelalterlichen Gespensterwesens nicht. Außer es ginge mir wie Lars: sie erregten mir süße und weiche Gefühle.

STIMME DER GENERALIN. Lümmel, werde nicht unverschämt!

LERCH *schüttelt den daliegenden Lars*. Ich kenne mich in der Sache nicht aus. Es ist Ihre Sache, mein guter Lars. Sie haben sich die Suppe eingebrockt, ich denke nicht daran, sie auszulöffeln. Also bitte wachen Sie auf, und schnarchen Sie nicht!

STIMME DER GENERALIN. Hoffentlich haben Sie sich die Hosen unten zugebunden, mein Herr.

LERCH, *energisch*. Ich habe die Hosen zugebunden.

STIMME DER GENERALIN. Lassen Sie sich Ihr Schulgeld wiedergeben. Sie Kathederphilosoph!

LERCH. Bitte tun Sie die entsprechenden Schritte!

*Das Pochen an den Kistendeckeln wird heftiger.*

STIMME DER GENERALIN. Das Pochen — verstanden?! — hört jetzt auf! *Es wird sofort still*. Man höre gefälligst zu, wenn ich rede!

*Sehr einfach und wirklich, als ob es Tag wäre und irgend etwas Ungewöhnliches nicht vorgefallen sei, erscheint eine Art älterer Landedelfrau. Sie kommt sehr gelassen von hinten nach vorn, gelegentlich Bonbons in den Mund steckend und die einzelnen Gegenstände im Raum inspizierend. Über einer gestickten Robe trägt sie einen Knabenpaletot, der durch eine bizarre Stoffblume zu Ansehen gebracht wird. Die ländliche Kopfbedeckung aus einem Stroh, das lange Sonnen gealtert haben, hält ihre widerpenstigen, kurzen, wie Reptilien hervorquellenden Haare zusammen, unter denen die scharfen Augen leuchten und eine Hakennase sowie ein durch Vegetation noch betontes vorspringendes Kinn sich wölbt. Alles, was sie tut und sagt, klingt anfänglich mißgelaunt.*



LANDEDELFRAU. Guten Abend, mein Herr, was wünschen Sie hier?

LERCH. Aah! endlich ein Mensch. Und nun darf ich auch gleich die einfache Wahrheit feststellen, daß ich nicht den geringsten Wunsch habe. Soweit ich einen gehabt habe, habe ich ihn mir bereits selbst erfüllt. Ich bin hier in Begleitung des Herrn Lars Andersdal, dem ich alle Verantwortung für diesen Besuch überlasse.

LANDEDELFRAU. „Soll'n, wo du stehst, nicht stehn der Schurken zwei, so nah ihm nicht...“

LERCH. Ist das ein Zitat?

LANDEDELFRAU. Ja, ein Zitat aus „Timon von Athen“. Stundenlang könnt' ich daraus zitieren. Zum Beispiel: „Der Tod in mir verlacht der andren Leben“ oder: „Was würdest du mit der Welt tun? Ich gäbe sie den Tieren, um den Menschen los zu sein“. Oder: „Willst fluchen du, so fluche nur dem Vater, dem armen Lump, der ekellos besprang ein Bettelweib und dich zusammenflickte, Erzbettler und Erzgauner du! Nun pack dich!“ —

LERCH *faßt sich an die Stirn*. Seltsam: ich beleidige mich selbst aufs gröblichste im Traum.

LANDEDELFRAU. Sie können gehen.

LERCH. Das sagten Sie schon.

LANDEDELFRAU. Ich hatte zunächst nur Shakespeare zitiert. Aber Sie sind nur eine Rabattmarke, auf die ich bei dem großen Coup, den ich vorhabe, gern verzichten kann.

LERCH. Aah, ich verstehe. Ich bin nicht im Wege. Sie wollen vielleicht wieder einmal auf einem gewissen... auf einem gewissen Besen spazierenreiten, wenn ich fragen darf?

LANDEDELFRAU *berührt Lars mit der Fußspitze*. Ich wünsche höchstens einen widerspenstigen Esel abzustrafen.

LERCH, *schüttelt Lars ängstlich*. Die Generalin wünscht Sie zu sprechen, Lars.

LANDEDELFRAU. Ich brauche Ihre Vermittlung nicht. Wofür habe ich meine Leute? *Ein Tscherkesse steht plötzlich da mit Patronengürtel, die kurze Flinte auf dem Rücken. Er hält in der Hand einen reich mit Silber beschlagenen Pferdezaum.* Wollen Sie übrigens ein Bonbon haben?

LERCH *nimmt das Bonbon, das sie ihm reicht.* Mit dem größten Dank, Exzellenz. *Er hält das Bonbon zwischen zwei Fingern vor seinem Mund.* Ich weiß nicht wieso, aber Sie erinnern mich irgendwie an Katharina die Zweite, gnädige Frau. *Er ißt das Bonbon und fällt sofort, paralysiert, neben Lars nieder.*

*Die Landedelfrau macht Zeichen. Blitze zucken um ihr Haupt. Es wird stockdunkel. Draußen entsteht ein wildes Gekreisch, ein rasender Sturm bricht los. Eine Männerstimme singt darin oder spricht pathetisch.*

STIMME.

Tod ist ein selig Ding.  
Je kräftiger er ist,  
je herrlicher daraus  
das Leben wird erkiest.

*Dann tritt jäh tiefe Stille ein, bei hellem Mondlicht. Lerch liegt allein, der Körper von Lars Andersdal ist verschwunden.*

LERCH *erwacht und setzt sich auf.* Ich habe eben einen wahren Kuhsturm erlebt. Aber das war natürlicherweise alles Traum... Es herrscht ja vielmehr eine geradezu beängstigende, tiefe Stille! — Das muß ich natürlich Lars erzählen, vorausgesetzt, daß ich es mir bis zum Morgen behalten kann... Das psychophysische Wellenmeer der Welt... — Wo lag doch Lars? — Hier liegt er nicht mehr! — Wenn ich nur wüßte, wo ich liege?! — ? — Ja, wo lieg' ich?... wo lieg' ich?... Natürlich bin ich jetzt wach — oder träume ich? — Meine arme Seele hat ihren Anschluß verloren... ich schwebe... das macht der Kognak... „Jawoll!“ würde Lars sagen... Das beste



wäre, wenn ich wieder unter die Schwelle des Bewußtseins hinabsänke! — — *Nun werden wieder sieben Besen ausdrücklich die Treppe herabgefeuert.* Das alte Lied, die alte Leier! Die alte Landedelfrau hat wieder mal eine große Kavalkade unternommen. Ich habe sieben Besen gezählt, die sie nach dem Gebrauch die Treppe heruntergefeuert hat. Lars ist sicher der achte gewesen. *Er schläft ein.*

*Lars Andersdal kommt durch den Garten mit lebhaften Schritten herein.*

LARS. Hier hab' ich irgendwo gelegen, soviel ich mich erinnern kann. Da liegt was. Das werde ich wahrscheinlich sein. *Er findet den schlafenden Lerch und dreht ihn hin und her.* Was für ein fremder Klumpen ist das?! Ein lähmender, ein furchtbarer Zustand, wenn Leib und Seele geschieden sind.

LERCH. Lassen Sie mich doch endlich schlafen! Verwickeln Sie mich doch nicht immerfort in Ihre abgeschmackte Gespenstergeschichte, Lars!

LARS. Lerch! Richtig, Lerch! Also, Sie sind's, Lerch?!

LERCH. Leben Sie noch? Na Gott sei Dank! Ich fürchtete schon, sie hätte Ihnen den Adamsapfel durchgebissen.

LARS. Sie wissen ja doch, ich war in Paris.

LERCH. Mir wäre nicht unlieb, wenn es Tag würde.

LARS. Uns leuchtet die nächtliche Sonne Saturns. . . — Aber ich möchte jetzt doch mal wissen, wo meine sieben Sachen geblieben sind.

LERCH. Was nennen Sie Ihre sieben Sachen?

LARS. Meine sieben Sachen? Mein Kopf, meine Beine, mein Bauch, meine Brust, mein irdischer Leichnam mit einem Wort.

LERCH. Ich verstehe kein Sterbenswort.

LARS. Sie waren doch dabei, wie der Kerl, der Marquis Seigneur de Beauvau-Craon, mir sein Schnippchen geschlagen hat. Drei Wochen habe ich auf den Scheck

gewartet in Paris, das heißt meine losgetrennte Seele. Es war ja manchmal ganz nett, das bestreite ich nicht. Aber schließlich war es nicht angenehm, als sich die Unterschrift als gefälscht erwies und ich, ohne einen Franken für meine Forschungsreise von dem Filz herausgeholt zu haben, als betrogene Seele abziehen mußte. Aber zum Donnerwetter, wo ist denn mein aus Lehm gekneteter alter Adam hingekommen? Er lag doch hier, Lerch?! Er lag doch neben Ihnen, Sie müssen sich doch noch daran erinnern!

LERCH. Entschuldigen Sie, Lars, ich erinnere mich nicht.

LARS. Was?! Sind Sie ein Schuft? Sie erinnern sich nicht?

LERCH. Nein, bei Gott, ich erinnere mich nicht.

LARS. Sie erinnern sich nicht an mein stolz aufgerichtetes Haupt, meinen Adlerblick, meinen Stiernacken, meinen prachtvollen Thorax, meinen Bizeps, Trizeps etcetera, meine Oberschenkel aus Stahl, meine Waden, die alle Mädchen toll machten?

LERCH. Auf Ehrenwort, ich erinnere mich nicht.

LARS. Brachte ich Sie nicht mit hierher? Habe ich nicht Wasserstiefel angehabt? Schoß ich nicht gerade, eh wir hier eintraten, ein Wasserhuhn, dessen Beine wie Schnuren schlenkerten?

LERCH. Halt! Warten Sie mal, mir hat was geträumt! Ich wollte mir die Geschichte merken... es war irgend etwas, das Sie betraf. Ich wollte Sie gleich darauf aufmerksam machen.

LARS. Was? Was? Ich schreie!! Man hat mich lebendig begraben! Hilfe! Hilfe! Luft! Luft! — Lerch, wer hat meinen Leichnam gestohlen?

LERCH *schlägt sich an den Kopf*. Die Generalin! Nun weiß ich es, Lars!

*Lars Andersdal springt auf, rennt gegen den Treppeneingang, an dem sich die sieben Besen drohend erheben.*



*Er kämpft mit ihnen wie ein Berserker, er schleudert sie umher, wie der Rasende Roland ausgerissene Tannen umherschleudert.*

LARS *im Kampf, schreit.* Mein Leib! mein Nervensystem! mein Sonnengeflecht! meine Aorta! mein Fleisch! mein Blut! meine Wirbelsäule! meine Fünf-Sinnen-Maschine überhaupt!

*Lerch duckt und versteckt sich.*

LERCH. Hart auf hart! Mann gegen Mann! Mann gegen Mann!

LARS, *wie vorher.* Mein Rückenmark! meine endokrinen Drüsen! meine Hypophyse und Bauchspeicheldrüse! meine Keimdrüse nicht zu vergessen! — Tolle Madame! Tolle Madame!

*Jetzt hört man oben im Haus die zauberisch girrenden Koloraturen einer verzückten weiblichen Stimme. Gleichzeitig ist ein schönes Mädchen in Hosentracht des orientalischen Harems die Treppe heruntergekommen. Sie hebt die Hand mit einer weichen Bewegung, die Besen fallen um, Lars starrt sie an.*

LERCH *fährt auf und verschwindet gleich wieder.* Ich habe süße und weiche Gefühle...

DAS SCHÖNE MÄDCHEN. Die Frau Generalin bittet die Seele von Herrn Lars Andersdal, doch gefälligst zu ihr hinaufzukommen. Im Augenblick ist sie sehr fröhlich gestimmt.

LARS. Die Teufelin hat meinen Körper gestohlen!

DAS SCHÖNE MÄDCHEN. Er ist oben auf dem großen mit grüner Seide bezogenen Paradebett sorgfältig für Sie aufgebahrt, Sie können ihn jederzeit wieder in Besitz nehmen.

LARS *starrt das schöne Mädchen verzückt an.* Oh, oh, nun habe ich auch meine Seele verloren.

DAS SCHÖNE MÄDCHEN. Eh es zu spät ist, schnell, schnell, kommen Sie mit!

Sie führt Lars die Treppe hinauf. Beide verschwinden. Die Koloraturen der weiblichen Stimme gehen eine Weile fort und in den Gesang der Vögel über, die draußen erwachen. Es wird nun sehr schnell Licht. Der Morgen ist da. Man sieht, als ob nichts geschehen wäre, die beiden Freunde, in Decken und Mäntel eingewickelt, schlummern. Mit einem Ruck sitzt Lerch aufrecht und erwacht.

LERCH sieht nach der Uhr. Wir haben die Zeit verschlafen, Andersdal.

LARS wendet sich gegen die Weckversuche Lerchs. Lassen Sie mich, ich will weiterschlafen! Ich kann kein Glied rühren. Ich glaube, ich habe mir in diesem verfluchten Nest eine schwere Gicht zugezogen.

LERCH. Ihre Glieder sind nur ein bißchen steif. Wenn wir erst in Bewegung kommen, im Handumdrehen verliert sich das.

LARS. Wenn ich mich nur nicht bewegen müßte! Mir graut davor. In mir steckt eine bleierne, totenähnliche Müdigkeit. Wenn ich aufstehe, werd' ich im Stehen schlafen. Haben Sie mal über Ihre große Zehe nachgedacht?

LERCH. Gelegentlich wohl. Zum Beispiel als Kind, als ich sie zum ersten Male entdeckte und zwischen die Finger nahm. Es war um die Zeit, wo ich meinen Ödipus-Komplex noch ohne jede Furcht vor dem Staatsanwalt am Busen meiner Mutter bergen konnte. Ach meine liebe Mutter: sie ist tot. *Lars hat sich aufgerichtet, und es gelingt ihm nur mit großer Mühe, einen seiner großen Wasserstiefel auszu ziehen.* Was machen Sie denn, wir wollen doch aufbrechen?!

LARS. Ich will mich nur vergewissern, ob ich noch im Besitz einer großen Zehe bin. *Zu Lerch:* Ist das hier eine große Zehe?

LERCH. Das ist eine große Zehe.

LARS. Jawoll!

*Er fängt nun an, seinen ganzen Körper abzutasten.*



LERCH. Sie massieren wohl Ihre Gicht?

LARS. Jawoll! *Während er schnell seinen Stiefel wieder anzieht:* Aber nun, lieber Lerch, so schnell wie möglich fort von dieser Brandstätte! *Er steht auf, hinkt, dreht sich und zuckt zusammen.* Das hat man von diesen nächtlichen Biwaks im Freien: einen scheußlichen Hexenschuß! Halten Sie mich mal aufrecht, Lerch!

LERCH. Mut! Mut! Sie müssen in Gang kommen.

LARS. Es ist mir, als ob ich an keiner Stelle meines irdischen Leibes keinen blauen Fleck hätte.

LERCH. Haben Sie schlechte Träume gehabt?

LARS. Nein, ich kann mich an nichts erinnern. Aber nun geht es schon wieder ein bißchen, Lerch. Und nun wollen wir wieder Enten totschießen! *Er entfernt sich nur noch mit leisem Hinken an der Seite Lerchs. Die Vogelstimmen jubilieren. Als beide Männer verschwunden sind, hört man drei Schüsse knallen.*

# DIE SPITZHACKE

EIN PHANTASTISCHES ERLEBNIS

Geschrieben im Sommer 1930 in Ahrenshoop.  
Erstveröffentlichung: Buchausgabe 1931, ausgegeben 1930.

Copyright 1930 by S. Fischer Verlag AG., Berlin.



Das wunderbare Erlebnis, von dem die Blätter dieses kleinen Büchelchens handeln, wurde durch das folgende Schreiben an mich ausgelöst:

Badedirektion

Bad Salzbrunn  
den 31. XII. 1929

Sehr verehrter Herr Doktor!

Da es nicht ausgeschlossen erscheint, daß im Laufe der nächsten Jahre das Hotel zur Krone in Bad Salzbrunn der Spitzhacke zum Opfer fällt, hat die Badedirektion eine photographische Aufnahme des Hauses machen lassen und erlaubt sich, Euer Hochwohlgeboren einen Abzug dieses Bildes zu überreichen mit der Bitte, demselben in Ihrem Heim ein bescheidenes Plätzchen zu gönnen.

Mit vorzüglicher Hochachtung Euer Hochwohlgeboren

ganz ergebener  
Dr. Wagner

Ich bleibe dem Verfasser dieses Briefes zu Dank verpflichtet.

Gerhardt Hauptmann

So! — Der Kellner mit dem speckigen Frack hatte mich verlassen. Ich wohne in Numero Sechs, ich schlafe in Numero Sieben nebenan, einem Zimmer, das durch sein einziges Fenster mit dem Korridor verbunden ist. Es ist überdies der stets dämmrige Raum, in dem ich vor achtundsechzig Jahren von einer Mutter geboren wurde.

Ist es denn wirklich wahr, daß ich seit mehr als einem halben Jahrhundert eine Nacht wieder einmal in dem alten Gasthof zur Preußischen Krone zubringe?

Leicht geworden ist der Entschluß dazu mir nicht.

Ich habe aber die Geste doch für unumgänglich gehalten, da dieses aus Ziegeln, Mörtel, morschen Balken und Brettern bestehende Inventar meiner Seele der Spitzhacke verfallen ist. Man hat es bereits auf Abbruch verkauft — für wie viele Silberlinge, weiß ich nicht.

Fern von hier, am Strande der Ostsee, hatte ich einen Traum: ich sah einen rauchenden Trümmerhaufen; Balkenenden, die einige hundert Jahre das Licht nicht gesehen hatten, starrten daraus empor. Mit einem Haken und einem Korbe versehen, kroch ein fadenscheinig gekleideter Greis auf dem grauen Trümmerberge herum, der dort ich weiß nicht was zu finden hoffte.

Oder weiß ich es etwa und sage es nicht?

Es war am Morgen nach diesem Traum, als ich unwiderstehlich hierher fortgerissen wurde.

Ich wollte noch einmal in die Hut der steinernen Mutter meiner Seele zurücktreten, bevor sie von der Erde verschwand. Ich wollte etwas Ähnliches wieder genießen wie den süßen Schlaf des Kindes im Mutterleib, jenen Schlaf, in dem gewisse heilige Anachoreten einen Zustand sehen, darin sich das verlorene Paradies noch erhalten hat.

Wir leben im Herbst. Der Mond tritt über den Hochwald heraus, es ist eine seltsam atemlos schweigende Nacht. Vergeblich hoffe ich auf ein Blattrascheln im



Park, einen Menschenlaut von der Kurpromenade — kein Hund im weiten Umkreis gibt Laut.

Da ist ein Schweigen, das auch durch die wenigen Worte, die ich niederschreibe, nicht gebrochen werden kann; wird mir doch die Ohnmacht des Wortes hier überzeugender als je zu Gemüte geführt.

Denn dieses Schweigen da draußen und überhaupt um mich her ist auf eine, auf seine Weise beredt. Es gleicht dem Schweigen des Trappisten, der innerlich sein Gelübde in jeder Sekunde zehnmal bricht. Dieser stumme, versiegelte Mund hat sintfluthafte Beredsamkeit. Ich könnte nicht enden, wenn ich mit meiner schweren Zunge auch nur etwas davon zu verraten mich unterfinge.

Ich weiß nicht, ob es einer oder zwei totgeborene Brüder gewesen sind, die mein Vater in der Düsternis des gegenüberliegenden Gartens eigenhändig begrub.

Weshalb bin ich hierhergekommen? Um den Schlaf des Ungeborenen zu schlafen, sagte ich. Um das Leben des Neugeborenen zu leben, setze ich hinzu. Aber schließlich auch, um im Drange eines gesunden Alters dem mir so ehrwürdigen Gehäuse meine Reverenz zu machen, bevor sein Staub in die Winde verweht.

Als ich die vorstehenden Blättchen beschrieben hatte, ahnte ich nicht, was mir in dieser Nacht noch begegnen sollte. Meine Uhr zeigt vier. Ich will versuchen, von meinen Gesichtern festzuhalten, was in aller Eile festzuhalten ist; denn ich höre schon reden rings ums Haus, es wird eine Leiter angelegt, der Schnabel irgendeiner Spitzhacke holt sich da und dort eine Kostprobe, das unbarmherzige Werkzeug der Vergänglichkeit, der böse Laut der Vernichtung dringt brennend in meine Seele ein. Und trotzdem: in dieser Nacht, alter Gasthof zur Krone, hat man dich unverwundbar gemacht! Laß fahren dahin deinen morschen Leib! Deine Seele ist

unsterblich geworden. Die Herrscher der intelligiblen Welt haben diese Stunde in deine wahre Geburtsstunde auslaufen lassen. Mag man dir nun die Mütze vom Kopfe schlagen, die Fensteraugen eindrücken, die Türverschalungen absprengen, das goldene Kronensymbol von der Stirn reißen: du bist, du bleibst, du erstehst schöner, als du gewesen bist! Und was du gewesen bist, sieht man erst jetzt, wo es klar wird, mit welcher über ganz Europa verzweigten Familie du in Blutsverwandtschaft verbunden bist und welchen Rang du in ihr zu beanspruchen hast!

Ich war also gestern abend mit der letzten Pächterin meines Elternhauses in den bekannten Keller hinuntergestiegen, wo ich so oft beim Abfüllen der Fässer geholfen hatte. In einem verborgenen Winkel, wie sie sagte, lägen noch Flaschen aus jener Zeit. So nahm ich vier Bouteillen davon, die sich als einundsiebziger Johannisberger auswiesen. Mit ihnen zog ich mich in Numero Sechs, vor die Tür der bösen Sieben, also gleichsam an den unteren Rand meines Lebens zurück. Diese kleine, kaum erhabene, ausgetretene Holzschwelle des dumpfen Gemachs war also die allererste, über die ich gestolpert bin.

Ich hatte die erste Flasche noch nicht geleert, als ich erkannte, daß ich von ganz anderen Mächten und zu einem ganz anderen Zweck hierherberufen worden war, als ich mir vorstellte.

Das erste, was mich seltsam berühren mußte, war die Anwesenheit einer Spicknadel. Ich wußte nicht, wie und aus welchem Grunde sie in den Eimer, in dem das Eis um den Johannisberger, Jahrgang einundsiebzig, klirrte, gekommen war und weshalb ich mich, als ich nach einer Flasche griff, in den Finger stechen mußte. Ich nahm sie heraus und fragte sie. Als sie mir keine Antwort gab, wollte ich wissen, ob sie vielleicht eines jener geheiligten Werkzeuge sei, das die gichtischen



Finger meiner Mutter gebraucht hatten, um so manchen Hasenrücken, so manche Kalbskeule mit Speck zu garnieren. Plötzlich hüpfte eine kleine grünscharze Kohlmeise auf dem Tisch herum und übernahm es, für die Spicknadel zu antworten, da, wie sie sagte, diese begreiflicher Weise nicht gerade geübt im Sprechen sei.

Sie hat aber doch eine spitze Zunge!

Diese Bemerkung übergang die Meise. Die Spicknadel sei in einer Beziehung nur ein Symbol, sagte sie. Dieses Symbol freilich sei in höherem Auftrage hier: bei den kommenden Feierlichkeiten vertrete sie den ausgezeichneten Gasthof zur Spicknadel, der irgendwo in Schwaben gelegen sei.

Ich hatte allerdings eine Spicknadel niemals, aber ebensowenig eine Meise sprechen gehört. Sie tat das auf eine ganz selbstverständliche Weise. Sie hüpfte rechts, sie hüpfte links, piepste und plusterte sich und sagte plötzlich, ein alter holländischer Ratsherr nach Haltung und Halskrause, daß sie den Gasthof zur Meise in Worms am Rheine zu vertreten habe. Ich kam aus dem Staunen nicht heraus, als ihre Eloquenz nicht abreißen wollte, mit der sie sich weniger über meine verstorbenen Eltern als über den Gasthof zur Krone ausbreitete.

Nun, was sollte ich tun?! Ich trank ein Glas Wein und verwunderte mich.

War ich in einem halbwachen Zustand, oder träumte ich? — Gleichviel, das Erwachen war eigenartig. Mit einer Wut ohnegleichen, förmlich schreiend, schoß die kleine Kohlmeise auf meine Nase ein, die sich zu meinem nicht gerade geringen Schrecken mit dünnen, doch heftigen Worten verteidigte. Ich bitte, sprach sie, ich bin immun. Ich vertrete nämlich das Gasthaus zur Spinne!

Jetzt erst begriff ich, daß sich eine dicke Kreuzspinne von der Stubendecke genau auf meine Nasenspitze heruntergelassen hatte. Da ich allmählich zu ahnen

begann, was im Gange war, und ein Spielverderber nicht sein wollte, mischte ich mich in versöhnlichem Sinne ein und hatte die Freude, zu sehen, daß sich ein Modus vivendi zwischen Meise und Spinne sieghaft durchsetzte. Übrigens war die Meise nicht wenig erstaunt, als die Spinne den Nachweis führte, sie habe die Reise hierher auf dem Rücken des intelligenten Vögleins gemacht.

Ein feines Lachen berührte mich.

War es die Spinne, die nun sprach, oder war es ein Etwas, das diese selbst in Staunen versetzte? Ein Stimmchen sagte: Ich kam auf dem Rücken der Spinne aus Dinkelsbühl und vertrete den Gasthof zum Grünen Kreuz!

Man wird sich nicht wundern, wenn mich bei dieser Eröffnung das allerherzlichste Lachen anwandelte. Ich lachte, lachte, laut und in mich hinein, bis ich die dritte Flasche entkorkt hatte.

Man sieht, ich feierte eine Vigilie.

Es ist mir nicht klar, ob ich in diesem Augenblick den Boden der Wirklichkeit noch unter den Füßen hatte. Im nächsten war er jedoch ganz gewiß wieder da. Es klopfte, die Tür nach dem Flure öffnete sich, und jemand, ein Neger, ein Mohr mit Strohhut, Stöckchen, Schnallenschuhen und elegantem Cutaway, fragte, ob er eintreten dürfe. Meine Stimmung hatte bereits, wie ich meine, einen Grad erreicht, der mir jeglichen Kneipkumpan genehm machte. Auch hatte mein Geist, wie ich glaube, die Grenze jenes Gebietes bereits hinter sich, wo etwas Befremdliches noch befremdlich ist.

Der Mohr konnte meine Gedanken durchschaut haben. Ein bloßer Kneipkumpan, sagte er, sei er nicht. Gäbe er sich auch dazu her, so habe er eine dreifache Aufgabe: nächst der Trinkkumpanei sei es die, eine Art Vermittler zwischen den kommenden Vorgängen und mir zu sein, da man denn doch noch Überraschungen aller Art zu gewärtigen habe. Falls er nämlich in die bevorstehende,



gewiß sehr ehrenvolle Veranstaltung nicht einige Ordnung zu bringen in der Lage sei, so könne es kommen, daß ich zur Salzsäule würde. Schließlich, drittens, hätte ihn die Stadt Fulda abgesandt, der Gasthof zum Mohren insonderheit, den er bei dem einzigartigen nächtlichen Spektakel dieser Weltsekunde zu vertreten habe.

Man beabsichtigt doch am Ende keine neue Walpurgisnacht? fragte ich.

Nein. Höchstens feiern wir auf unsere Art und Weise einen zugleich Geburts- und Todestag. Gemeines Blockberggesindel kommt nicht in Frage.

Das aus dem Munde des Mohren zu hören, war mir immerhin angenehm. Vielleicht hätte ich eine allzu große Beruhigung daraus nicht gezogen, wenn ich über das, was bevorstand, wirklich Bescheid gewußt hätte. Zunächst ließ sich mit Hilfe des Mohren, dem ich ein Glas Johannisberger einschenkte, die Sache recht harmlos an.

Meise, sagte nämlich der Mohr, betrachte dir einmal das Bett an der rechten Wand von Numero Sieben! Und dann kannst du, wenn es dir recht ist, deine Programmnummer einmal abhaspeln.

Mit zwei hellen Pink-Schlägen flirrte die Meise in einem Augenblick durch die offene Siebentür, und wir hörten, wie sie zwei Pulsschläge später loszwitscherte.

Sie gehören dazu, sagte der Mohr, wir wollen ein bißchen nähertreten.

Man gewöhnte sich langsam an die Dunkelheit des Gemachs, in der ein einziges Nachtlicht knisterte. Ich erkannte sogleich, es war Gläschen, Schwimmer und Docht, wie sie einst meinem Vater gedient hatten. Stets wurde das Lämpchen abends von ihm eigenhändig zurechtgemacht.

Von der Wand gegenüber sah ich die Meise auf jemand in Positur stehen, der zugedeckt schlafend im Bett lag. Ihr Liedchen bezog sich auf jene Person, deren

Schnarchen jedoch bewies, daß sie davon nicht berührt wurde. Oder wurde sie doch im Traume berührt?

Uns ist ein Kindlein geboren, schien mir der wesentliche Teil des schmetternden Vogelliedchens zu sein, da ich ihn immer wieder heraushörte.

Der Mohr und ich saßen auf einem Kinderbett, dessen Bretterwände wir nicht berechnet hatten. Die Folge war: wir sanken ein. Wir klappten wie Taschenmesser zusammen, so daß zum Beispiel der Mohr Kopf und Fußgelenke in gleicher Höhe hatte. Er brach darüber in ein hohles, doch schnell unterdrücktes Lachen aus. Ein Haar, und ich hätte beigestimmt. Eben da jedoch fing etwas unter dem Fuße der Meise zu blinken an. Parole d'honneur: es war eine Krone! Auf dem Deckbett lag eine Krone, die ein gewisser gewölbter Teil des Schläfers stützte.

Ich denke, einer besonderen Vorstellung, sagte der Mohr, bedarf es nicht. Sie werden wissen, mit wem ich Sie konfrontiert habe.

Mich stieß, wie man sagt, der Bock, da mich eine rätselhafte Empfindung weich machte. War in dem Wein ein Zaubersaft? — Und nun brachte gar das Vögelchen in seinem Lobgesang die Geburt des Kindes mit dem verborgenen Schläfer oder der verborgenen Schläferin in Zusammenhang. Ich fragte, ob ich richtig gehört hätte.

Ja, hieß es, Sie haben natürlich richtig gehört. In jener Schläferin, jener alten, schnarchenden Frau, ist ja eben die alte Krone inkarniert, die wir heute noch einmal zu wecken und zu feiern gedenken, bevor sie ins Nichts hinüberschläft.

Die Meise sang, sich mühsam auf der Spitze der goldenen Krone haltend: Uns ist geboren ein Kind, ein Kind!

Ich fragte: Was ist denn das für ein Kind?

Der Mohr war erstaunt: Wie? sind Sie denn nicht in der Krone geboren?



Jetzt fing sich auf einmal ein wüster Lärm auf dem unteren Platz vor dem Hause an. Als ich entsetzt in Numero Sechs stürzte, stand aber der Mohr bereits wieder begütigend neben mir: Es geht ganz nach der Schnur. Es ist nur der Wilde Mann.

Nein, es geht keineswegs nach der Schnur! sagte plötzlich ein alter Herr mit besorgtem Gesicht und in Schlafschuhen. Er konnte zwischen sechzig und siebzig stehen und trug graumelierte Bartkoteletten. Oberlippe und Kinn waren ausrasiert. Seine eingesunkenen Augen mit dicken Lidern erinnerten mich an ein Bild meines Großvaters.

Das Abbild des Bildes meines Großvaters fuhr weiter fort, wobei es mich über und über schauderte. Ich hörte zum erstenmal die Stimme eines Mannes, oder glaubte wenigstens sie zu hören, den ich im Leben nicht gekannt hatte, da er lange vor meiner Geburt gestorben war.

Ich habe Gäste, sie wollen schlafen. Ich bin für die Ruhe meiner Gäste verantwortlich.

Dies waren die Worte, die er sagte. Mir wollte scheinen, als ob sich dabei die feine Spitze seiner markanten, etwas vogelartigen, stark geröteten Nase weiß färbte.

Der Mohr nahm eine unterwürfige Haltung an. Der Mann in Vatermördern und Spitzenjabot, in abgetragenen Schoßrock und prall anliegender grauer Hose schien ihm großen Respekt aufzunötigen. Später erfuhr ich den Grund davon: In seinem Dienst war ich Hausknecht, einmal Türsteher, stieg dann zum Kellner und Oberkellner empor und verdanke ihm, was ich heut als Seele des Gasthofs zum Mohren bin.

Herr Gottlieb Gustav Lebrecht, redete er den Alten an, es sind heut außerordentliche Umstände. Ich möchte glauben, daß auch Sie nur um dieser außergewöhnlichen Umstände willen aus Ihrer unterirdischen Schlafstelle bemüht worden sind. Gäste, für die Sie zu sorgen haben, gibt es, mit Erlaubnis zu sagen, heutigentages wohl

leider nicht. Außerdem wird das Haus morgen abgebrochen. Es will mir scheinen, Sie sind aus demselben Grunde hier wie jener Herr dort, der auf dem grünen Sofa hinter dem Weinglase sitzt: von einer heimlichen Stimme zu einer heimlichen Abschiedsfeier berufen. Ihr folgte auch der natürlich draußen wie immer lärmende Wilde Mann.

Mich traf ein erstaunter, unvergeßlicher Blick, als der alte Herr sich zum Gehen wandte. Aber er drehte sich wieder um.

Ein Wink, ein metallisches Klirren ließ mich aufstehen, es half mir nichts; ob ich nun wollte oder nicht, folgte ich ihm und seinem leise klingelnden Schlüsselbund. Ein lebensmüdes, traurig abgefundenes Auge schien mehrmals Interesse an mir zu nehmen, als ich ihm durch muffige Gänge, über knarrende Treppen bis in unbekannte Verliese des Hauses nachfolgte, Tiefen, von denen ich gehört hatte und wo in ewiger Nacht ein Brunnen rann.

Es war ein Korb uralten Weines, den ich nicht ohne Mühe von dort heraufschleppte. Wo der Alte geblieben war, der mir den Schatz gezeigt hatte, weiß ich nicht. Er hatte wohl keine Lust mehr, irgend etwas hier oben mitzumachen.

Draußen tobte noch immer der Wilde Mann. Oder meint man, ich phantasiere dies alles im Delirium? Nun, den Saft der Traube, den Wein, adelt noch heut das höchste irdische Mysterium. Warum sollte ich seinen Anteil an diesem nicht zugeben? Er schafft eine zweite Realität.

Eigentlich eine dritte Realität.

Der gewöhnliche Mensch bescheidet sich bei der ganz gemeinen, grobsinnlichen Wirklichkeit. Eine Reihe von Wissenschaften, die der denkende Forscher betreibt, befaßt sich mit der geistigen Wirklichkeit. Ich befasse mich mit der wieder reales Objekt gewordenen geistigen



Wirklichkeit. Sie entstammt meinem intelligiblen Charakter, dessen bloße Äußerung mein empirischer ist: und zwar nach Kant. Das bedeutet nichts anderes, als ob er gesagt hätte: Es ist der Geist, der sich den Körper baut. Und dieser wieder, nämlich der intelligible Charakter, behauptet der Philosoph, sei die Erinnerung des Empirischen, sozusagen von ihm das Ding an sich.

In dieser Behauptung stimmt etwas nicht. Jemand, der in einem Hause wohnt, hat dies Haus vorher gebaut. Das Haus ist der Ausdruck des Bewohners. Wie soll nun aber daraus folgen, daß der Bewohner die Kreatur des Hauses ist?! Er war ja schon da, ehe das Haus entstand, und es würde ohne ihn überhaupt nicht dastehen.

Immerhin besitzt nach Kant der intelligible Charakter reale Schöpferkraft. Was könnte mir besser in den Kram passen?! Darum hatte auch alles in dieser Nacht die von mir als dritte bezeichnete volle Wirklichkeit: die Spicknadel hatte volle Wirklichkeit, die Meise hatte volle Wirklichkeit, die Spinne hatte volle Wirklichkeit, das Grüne Kreuz hatte volle Wirklichkeit, der Mohr hatte volle Wirklichkeit, der Herr mit der weißen Nasenspitze hatte volle Wirklichkeit, und die Frau unter der Bettdecke in Numero Sieben mit der goldenen Krone auf der hohen Hüfte, von der herab die Meise ihre schmeichelhaften Reden hielt, hatte volle Wirklichkeit. Von dem Wilden Manne gar nicht zu reden, der mir das Trommelfell mit seinem Gebrüll fast zerschmetterte.

Was lärmt ihr denn hier? schrie der Mohr durchs Fenster.

Zu Befehl, hier: Freie Reichsstadt Frankfurt am Main, Gasthof zum Wilden Mann, Lehnsverhältnisse zur Preußischen Krone! Ich hörte, wie etwas mit der Wucht einer Straßenramme aufstampfte. Dieser lärmige Kerl war also gar nicht so schlimm, wenn er sich auf beinahe militärische Weise zum Rapport meldete.

Vom Fenster, an das mich die Neugier getrieben hatte,

bemerkte ich einen athletischen Mann, der eine eiserne Keule von mindestens zwei Zentner Schwere vor sich auf die Erde gestemmt hatte und am oberen Ende mit beiden Fäusten umklammert hielt.

Ich fragte den Mohren: Wird er heraufkommen?

Um Gottes willen, wo denken Sie hin?! Ich bitte gefälligst, das Monstrum doch etwas schärfer ins Auge zu fassen.

Das tat ich und konnte folgendes feststellen: Fünf Meter Höhe und zweieinhalb Meter Schulterbreite sicherlich. Brustumfang einer mittleren Biertonne, jeder Oberschenkel für sich der von mindestens drei Schwergewichtsweltmeistern zusammengenommen. Große Zehen, bei denen ich wie unter einer plötzlichen Erleuchtung begriff, — nun eben, warum eine große Zehe gerade den Namen Große Zehe erhalten hat. Himmelherrgottsakramentnochmal, ich kann diese Vorstellung nicht mehr loswerden! Sie wird sich mir nachts auf die Brust legen oder, mich fast erstickend, auf den Mund, wobei sie nicht nur meinen ganzen Kopf bedecken wird, sondern beinah das ganze Kopfkissen.

Auch einen Bart hatte dieser Wilde Mann. Es war ein Gestrüpp, sozusagen, rotblond-schwarz, das unter den Augen begann und zwischen den Beinen endete; man konnte Hirschjagden darin anstellen. Seine Augen aber waren zwei Brandfackeln — man wunderte sich, daß die Wildnis von Haaren nicht Feuer fing.

Allerdings, dieser Goliath konnte nicht heraufkommen, die Treppen wären unter seinen Schritten zusammengekracht. Hätte er seine Keule im zweiten Stock aufgesetzt, sie wäre bis in den Keller gefahren. Hier aber, im ersten, hätte er müssen ins Zimmer kriechen. Der geringste Versuch, sich zu erheben, würde aus dem ganzen Gasthof zur Krone einen Umhang für ihn gemacht haben, ein Klunkermäntelchen, mit dem er hätte können tanzen gehen.



Was heißt das: duse, duse, duse! sagen Sie? Wünschen Sie, daß ich zwei Finger hebe und einen Eid leiste?

Dieser unüberwindliche Riese hat heute die Ehrenwache vor der Krone am Hauptportal! sagte der Mohr.

Man kann Zweifel hegen — ich will es zugeben —, ob meine Schilderung dieses Abgesandten zutreffend ist. Manchem scheint sie vielleicht übertrieben. Wir wollen uns aber dabei nicht aufhalten: Wasser im Mörser zerstampfen führt zu nichts. Genug, daß der Wicht den Befehl erhielt, sich vor der Hauspforte aufzupflanzen, und daß er diesen Befehl vollzog.

Danach sagte der Mohr: Wir müssen aufpassen!

Ich hatte zwar das gleiche Gefühl, doch wollte ich wissen, inwiefern.

Der Bursche liebt es, sich zu betrinken, wie überhaupt diese ganze Clique, um die es sich hier handelt, auf dem Gebiete der Herzstärkungen tonangebend ist.

Mit dieser Eröffnung hatte sich der Mohr mir wiederum gegenüber an den Tisch gesetzt und goß sich eine gläserne sogenannte Bierkufe, die er irgendwoher hatte, ganz voll Wein, als ob er mir für seine letzte Behauptung den Beweis liefern wollte. Denn daß er selbst zu besagter Clique gehörte, bestritt er nicht.

Ich hätte nun gern erfahren, was alle diese Anstalten bezwecken sollten, insonderheit der Wachtposten vor der Tür.

Wir brauchen äußeren Schutz und innere Ordnung bei dem, was geschehen soll!

Ich bat, er möge mich, wenn es ihm beliebe, einigermaßen darüber ins Bild setzen.

Er holte aus. Aber da wurden wir von einem sonderbaren Jechen und Rabatzen irritiert, das sich wie eine wilde Jagd über Treppen und Gänge des alten, der Vernichtung geweihten Hauses von unten nach oben, von oben nach unten durch alle Stockwerke bis in den

Keller und Dachboden fortsetzte, auf und ab, her und hin und hin und her.

Die alte Frau in der Sieben fragte, erwachend, was denn los wäre. Der Mohr ging hinein, sprach mit ihr und sagte, als er zurückkehrte, es sei nicht gut, wenn die alte Dame jetzt schon erwache: sie werde übrigens gleich wieder einschlafen, sie verlange nur in allen Ehren und in aller Eile ein Glas Wein.

Kusch! sagte bald darauf der Mohr an der Tür zum Flur, deren Klinke er niederdrückte, nachdem er die Alte durch den verlangten Labetrunk wieder eingeschläfert hatte. Augenscheinlich wollte ein Hund herein, was sich durch heftiges Kratzen und Winseln ankündigte.

Kusch! kusch! kusch! klang es zum ersten-, zum zweiten-, zum drittenmal, als eine graue, unangenehme Bestie sich durch den schmalen Türspalt hereingedrückt hatte und mir mit einem wilden Sprung gegen die Waden fuhr. Ein Hieb des Mohren mit einem kurzen, metallenen, szepterartigen Gegenstand ließ die Canaille heulend unter das Sofa kriechen. Du scheinst nicht gewußt zu haben, donnerte der Mohr unters Sofa, wen du vor dir hast! Und zu mir gewendet, erklärte er, ich möge keine Furcht haben, das Tier sei eben nur ein Symbol und deshalb vollkommen unschädlich, es verrete ein minderwertiges Gasthaus irgendwo auf dem Spessart oder im Rhöngebirge, das zum Grauen Wolf heiße.

Es war mir nicht angenehm, dieses verprügelte Raubtier dort zu wissen, wo es war. Es konnte mir jeden Augenblick, wenn es ihm einfiel, ein Pfund Fleisch aus der Wade reißen. Denn ich sah alles um mich als Wirklichkeit. Wenn der Mohr das Raubtier zum Symbol machte, so preßte mir das nur ein krampfhaftes Lachen ab.

Inzwischen hatte sich auf dem Vorplatz ein seltsames, erst leises, dann lauter werdendes Durcheinander von Geräuschen geltend gemacht, dessen Ursache ich zu



erfahren suchte. Der Mohr hatte wieder ein Fenster geöffnet und wies mir ein anderes daneben an. Es war dasselbe, durch das ich als Kind zuerst in die Welt geblickt hatte, auf jenen Berg in der Ferne, der Hochwald hieß und wo sie zu Ende war: man konnte von ihm in den Himmel steigen. Nun aber war es finstere Nacht. Man glaubte, man lehne die Stirn an eine kohlschwarze Brandmauer. Ich hatte das peinliche Gefühl, als ob ich mich in dem Gang einer reisenden Menagerie befände, wo plötzlich die Lichter erloschen sind.

Da knitterte etwas wie Papier, und es war mir, als ob der Mohr etwas Weißes entfaltete, was mich an eine Speise-, Weinkarte oder überhaupt Liste denken ließ.

Einen Augenblick, sagte der Mohr, ich werde gleich Licht machen. Dann rief er ins Dunkel: Ist der Gasthof zur Sonne da?

Hier Sonne! kam augenblicklich die Antwort.

In der gleichen Sekunde wurde es Licht, so daß ich, wenn auch nicht wie am Tag, doch wenigstens wie bei einer elektrischen Bogenlampe zu sehen vermochte. Die Lichtkugel selbst hing über der Spitze einer aufgeregt wehenden und immerfort mit den Blättern zitternden hohen Pappel in der Luft.

Ich stelle jetzt fest, rief der Mohr auf den krähenden, krächzenden, klappernden, klirrenden, brummenden, röhrenden, brüllenden, meckernden, wiehernden und bellenden Vorplatz hinunter, ob die einberufene Versammlung beschlußfähig ist, und werde zu diesem Zweck die Namen der Deputierten ausrufen. Wer zugegen ist, wird es mit einem vernehmlichen „Hier!“ beantworten.

Der Gasthof zum Rappen?

Der Rappen hier!

Der Weiße Hahn?

Hier Roter Hahn. Der Weiße Hahn noch nicht gegenwärtig.

Ich habe gefragt nach dem Weißen Hahn!

Jawohl! hier Gasthof zum Pelikan!

Zum Donnerwetter, nicht Pelikan! Ich habe gefragt nach dem Weißen Hahn!

Endlich kam es zurück: Hier, kikeriki, der Weiße Hahn! Der Hahnenruf kam noch aus weiter Ferne; der Kongreßteilnehmer mußte verspätet sein.

Einstweilen hatte ich Zeit, einen seltsamen Umstand zu beobachten, der mir bisher noch nicht aufgefallen war. Am Rande des Vorplatzes fangen nämlich die Kurpromenaden an, die von alten, teils hundertjährigen Bäumen bestanden sind. Sie brillieren besonders in Kastanien. Von dort, nämlich aus den Wipfeln aller dieser Bäume, fing auf einmal ein überaus seltsames Winken und Wehen an. Erst dacht' ich an Nebel, dann kam es mir vor wie geschwungene Handtücher. Das wilde Geflatter war schneeweiß. Was aber schneeweiß ist, nämlich in solchen verzauberten Nächten, das ist natürlich gespensterhaft. Ich kann mich im Wachen noch gar nicht fassen, wenn ich mir klarmache, was sich hinter dem Wimpelgeschwinge endlich entpuppte, nämlich lauter Leute im Frack! Man mag mir nun glauben oder nicht, ich will es jedem sofort beedigen: an den Stämmen hinauf, auf den Zweigen, bis wo sie hielten, saßen junge und ältere Leute, dicke und dünne, hübsche und häßliche, wohlgepflegte und schmuddlige männliche Wesen im Frack, was ich mir gar nicht erklären, was ich überhaupt nicht begreifen konnte.

Einer der Herren, unter denen eigentümlicherweise die Bäume nicht einbrachen, erkannte wohl meine Verlegenheit. Aber Gerhart, rief er, du kennst mich doch! ich hab' dich doch dutzendemale aufgenommen, ich bin doch der Oberkellner Schorsch!

Als aber dieses Zauberwort: Ich bin doch der Oberkellner Schorsch! mit einem wehmütig begeisterten Timbre durch die heilige Spuknacht schallte, da brach



ein frenetischer Jubel aus, und ich mußte erkennen, daß er unter rasendem Serviettenschwingen von allen Kellnern der Welt in fledermaushafter Verwandlung ausgestoßen wurde. Wunderbar: es herrschte dabei zugleich eine Lautlosigkeit!

Es waren also die Kellner, die der todgeweihten Krone ebenfalls die letzte Ehre erweisen wollten.

Der Mohr hatte seine Liste weiter verlesen, und die Drei Raben, der Sperber, der Bär, der Ochse, der Bock hatten mit „Hier!“ geantwortet. Es waren sehr viele Tiere da, weshalb es an sich wohl trotz des gemeinsamen edlen Zweckes zu Unstimmigkeiten kommen mußte. Ein Bär und ein Bock vertragen sich nicht. Nun aber gab es einen gewöhnlichen Ochsen und einen von Gold. Der Gasthof zum Goldenen Ochsen wollte natürlich vor dem Ochsen schlechthin das Prä haben. Und nun erst die Löwen: ein Roter Leu, ein Weißer Löwe, ein Silberner und ein Goldener Löwe gingen brummend und mit den Schweifen rollend umeinander herum. Ihr Ingrimmm drohte mit furchtbaren Ausbrüchen. Es war so, daß der Gasthof zum Luchs sich mehrmals in den Keller der Krone verkroch.

Da brüllte der Mohr: Heute nacht herrscht Burgfriede! Mache sich jeder im Angesicht dieses hochverdienten alten Hauses, nämlich der Preußischen Krone, klar, wie alles und alles vergänglich ist.

Nun schluchzten drei Stimmen bitter auf. Gott weiß es, riefen sie, daß wir es uns klarmachen! — Es war niemand anders als drei gekrönte Häupter, die der Gasthof zu den Drei Königen in Basel zu den Funeralien abgeordnet hatte.

In meinem Kopfe fing es eigentümlich zu schaukeln und zu verschwimmen an. Es war mir, als ob sich diese doch nur private Vigilie zu einer hochpolitischen ausweiten wollte. Das schien ein Umstand zu bestätigen, der ein irgendwie gewaltiges neues Element in den Kreis

der Gesichte brachte. Man hörte ein Brausen, beinahe war es ein Brausen wie von Flugzeugen, und gleich darauf weitete sich das Licht und schien mit einer stechenden Zunge bis an die obere Grenze des Luftmeers hinaufzulecken, von wo ein riesiger Vogel herunterstieß, der sich als Schwarzer Adler entpuppte und über die Kellnerwälder herniedersenkte. Er baumte in einer tausendjährigen Eiche auf.

Wie diese tausendjährige Eiche gerade hierher gekommen war, wußte ich nicht, empfand aber deshalb keine Kopfschmerzen. Freilich blieb mir der riesige Baum recht wunderbar. Je mehr ich rückschauend über sein Wesen nachdenke, um so rätselhafter will mir der Baum erscheinen und zugleich auch das Wesen des Traums.

Jedes Blatt nämlich an dieser Eiche schien eine Zunge zu sein. Und nicht nur das; alles an ihr schwitzte gleichsam Sprache: die geborstene Rinde, der vielfach vom Blitze gespaltene Stamm, der nebst einigen Ästen — selbst gewaltige Bäume — durch eiserne Bänder künstlich zusammengehalten wurde. Sie schwitzte Sprache, die alte Eiche, und machte zugleich auf unerklärliche Weise mit ihren Wipfeln Musik. In diesem Fall eine große und irgendwie stille Musik, die ununterbrochen in mir förmlich orgelte. Es konnte nicht ausbleiben, daß der eigensinnig greinende Schrei des Schwarzen Adlers vor dieser Musik klein wurde.

Wir lehnten noch immer im Fenster, der Mohr und ich. Das weitere Ausrufen der Liste ergab eine Anzahl anderer Vögel, die sich in der Eiche und unter der Eiche unbemerkt niedergelassen haben mußten. Es meldeten sich, außer dem Schwarzen, ein Weißer Adler, ein Goldener Adler, ein Schwarzer Schwan, ein Weißer Schwan und schließlich eine Goldene Gans.

Ein Storch wurde allgemein geehrt, der das Gasthaus zum Storchen vertrat. Es bedurfte nur eines ganz kurzen



Geklappers, ehe der Mohr ihn ersuchte, ins Haus zu treten. Gravitätisch kam er die Stiegen herauf, und ebenso trat er zu uns ins Zimmer. Ein kurzes Knurren des Grauen Wolfes unter dem grünen Sofa störte ihn nicht.

Der Vertreter des Gasthofs zum Storchen in Straßburg war überaus selbstsicher. Mir wurde ich weiß nicht wie bei seiner Gegenwart und Gelassenheit. Er versteckte behaglich sein linkes Bein und ließ, ohne sonst die kleinste Bewegung zu machen, den Blick seines linken Auges mit einer durchdringenden, vertraulichen Kennermiene auf mich, den des rechten mit gleicher vertraulicher Kennermiene auf die Flaschenreserve fallen, die dem alten geisternden Herrn von achtzehnhundertachtundvierzig zu verdanken war.

Oh, wir haben viel Zeit! sagte der Mohr, der die Fenster geschlossen und mich auf dem grünen Vätersofa der Nummer Sechs wiederum Platz zu nehmen veranlaßt hatte. Es wird lange dauern, bevor die Menagerie da draußen vollzählig ist.

Er fügte hinzu: Ich darf wohl vorstellen...

Nun, ich bin Epiker. Zugegeben, daß im Traum alles schneller ging. Die schriftliche Mitteilung, die ich nun einmal gewählt habe, entwickelt sich nur langsam in Raum und Zeit. Eine Episode vom Storch ist naturgemäß langwierig.

Es war also nun wirklich der Storch, der gekommen war, um bei den geplanten letzten Ehrungen meines Vaterhauses nicht zurückzustehen. Es lief mir seltsam den Rücken hinab. Ich setzte ihm eine entkorkte Flasche vor, in deren Hals sein langer Schnabel sogleich hineinschlüpfte. Als er ihn nach einiger Zeit wieder ans Licht brachte, waren zwei Drittel der Flasche leer. Natürlich, die Gilde, zu der er gehörte, ist von jeher trinkfest gewesen. Ich glaubte ein Lächeln auf seinem Gesicht zu sehen, als er mich immer noch mit dem

linken Auge anblinzelte. Er würde mir nun ganz gewiß etwas Freundliches sagen, vermutete ich.

Ich erinnere mich ganz genau, klapperte er, wie ich am fünfzehnten November achtzehnhundertzweiundsechzig die leichte Eisschicht auf dem Demuthteich aufhacken mußte, bevor ich Euer Hochwohlgeboren, wirklich das appetitlichste Fröschen, welches mir je vorgekommen ist, herausziehen konnte. Sie waren sehr ungeduldig, mein Herr, denn ich sah Sie schon lange wie unter Glas mit langen Beinstößen dicht unterm Eise hin und her streichen.

Ich konnte nur stammeln: Ich bin Ihnen sehr verbunden, mein Herr.

Ich Ihnen, mein Herr, war die klappernde Antwort: der Tropfen war herrlich. Ich nehme an, er ist in der besten Lage des Rheins, spätestens in Ihrem Geburtsjahre, reif geworden. Es wird Sie vielleicht interessieren, wie es bei Ihrem ersten und wahren Geburtstage zugegangen ist. Wenn Sie mir noch eine Flasche Wein genehmigt haben, wird es mir ein besonderes Vergnügen sein, Ihnen persönlich den Schornstein zu zeigen, durch den Sie in die Preußische Krone gekommen sind. Ich mußte nämlich sehr vorsichtig sein, weil damals die Frau des Fuhrmanns Krause im Kellergeschoß ebenfalls ein Kind erwartete. Das Mädchen, das sie dann auch richtig gebar, hatte ich versehentlich in den Schornstein von Numero Sieben, wo Ihre selige Mutter schlief, fallen lassen. Aber ich merkte den Irrtum sofort. Ich glaube, daß sich in meinem Schreck damals mein Schnabel gut um einen Meter verlängert hat. Ich hatte das Mägdlein kaum losgelassen, als ich mit einem gewaltigen Stoß in den rauchigen Schlot nachpickte und es, Sie raten wohl wo, noch glücklich zu packen bekam. Die kleine Krause hat lebenslang an ihrem kleinen Allerwertesten ein Muttermal davon zurückbehalten.

Sie wurden dann richtig, ganz programmgemäß, von



mir durch die schwarze Tüte in Numero sieben hinabpraktiziert.

Ich mußte lachen. Die Erzählung des Vogels hatte mich amüsiert. Mag sein, ich vergriff mich ein wenig im Ton, als ich ihn gleichsam auf familiäre Weise mit Braver Storch! oder ähnlich anredete. Da sagte er: Nennen Sie mich doch, wenn es Ihnen recht ist, ohne viel Umstände einfach Exzellenz Adebar!

Exzellenz Adebar wurde sehr redselig. Ich weiß nicht, wie lange und was alles er gesprochen hat. Er habe die sieben oder acht letzten Päpste zur Welt gebracht, von Kaisern und Königen gar nicht zu reden. Die Mütter von Päpsten seien, behauptete er, die bedauernswürdigsten Geschöpfe, die es geben könne. Sie gerieten, wenn nicht völlig verleugnet, bald in Vergessenheit. Das Keuschheitsgelübde der katholischen Priester, Mönche und Nonnen gefiele ihm nicht. Der eine Fall von unbefleckter Empfängnis, sagte er, möge hingehen. Was aber Geistliche, Mönche und Nonnen anbetreffe, so könne er vor Gericht beelden, woher sie gekommen sind. Ich habe sie alle, ohne Ausnahme, aus dem großen Sumpfe hervorgezogen, sagte er, und zugesehen, wie man jeden von ihnen erst lange, lange mit heißem Wasser abgespült und gereinigt hat.

Es hält leider nicht vor, sagte jemand dagegen, und zwar eine Eule, die den Gasthof gleichen Namens vertrat und sich schon seit einigen Tagen nicht etwa in Zimmer Numero Sieben nebenan, sondern oben im Dachgeschoß, in der sogenannten Siebenkammer, aufgehalten hatte. Schnabelklappend und zischend fragte sie, ob ich mich denn nicht einmal wieder in der Siebenkammer umsehen wolle. Sie enthalte alles Spielzeug, womit ich nicht nur in meiner Jugend, sondern mein ganzes Leben hindurch gespielt hätte.

Ich fühlte sogleich, daß der Vogel der Weisheit recht hatte. Aber es war nicht nötig hinaufzusteigen, da

mich die Siebenkammer mit ihrem Plunder bereits sozusagen im Geist umgab. Da lagen Bauklötze, mit denen ich wacklige Babeltürme errichtet und wieder zerstört hatte, Hütten und Schlösser zusammengesetzt, Wolkenkuckucksheime aller Art. Da lagen Menagerien, bunt bemalte Bestien und Teile tropischer Gärten umher, es fanden sich Pferdeställe und dabei Roll- und Kutschwagen, Trommeln, Flöten und Trompeten für Instrumentalmusik, das unsterbliche Wiegepferd, das Bayard, Grane, Bukephalos und alle berühmten Heldenrosse zusammengenommen darstellte. Es gab zerbrochene und ganze Steckenpferde ohne Zahl, Kleidung für Indianer auf dem Kriegspfade, und so fort und so fort, und schließlich war die ganze preußische und österreichische Armee von 1866, die ganze deutsche und französische des Deutsch-Französischen Krieges in zahllosen Schachteln aufgestapelt.

Ich hätte mich leicht vergessen können und würde vielleicht zu trommeln und zu pfeifen oder sonst zu spielen angefangen haben, wenn meine Aufmerksamkeit nicht trotz der zwei hochbedeutsamen Vögel wieder nach außen gelenkt worden wäre. Es fing sich nämlich dort ein geradezu schauderhaftes Trompeten an, das ganz gewiß nicht an eine Kindertrompete denken ließ, sondern das Haus wie ein Erdbeben erschütterte.

Es ist nur der Gasthof zum Elefant!

So sagte der Mohr und erörterte, welche hohe Ehre sein Kommen bis von Brixen in Südtirol für die alte Krone bedeute.

Ich war entzückt, weil die Familie Heiß, die seit fünfzehnhundertundeins zu Brixen im Elefanten saß und mit der ich befreundet war, unsere Feierlichkeiten beschickt hatte. Ich war gerührt, ich ließ einer stolzen Träne den Lauf. Aber die Eule hatte dafür nur ein Kopfschütteln. Und wirklich brachte der nächste Augenblick einen so schrecklichen, einen so alles übertäubenden



Laut hervor, wie er außerhalb solcher mystischen Nachtstunden trommelfellsprengend sein würde. Ich dachte — so war die Erschütterung —, es bedürfe nun weiter keiner Spitzhacke, der Zusammenbruch des alten Gebäudes und damit das Ende der seltsamen Festlichkeiten müsse gekommen sein.

Der Gasthof zum Lindwurm! hörte ich den Mohren hervorkeuchen. Dann machte er Zeichen der Beruhigung. Alles ist vorgesorgt, sagte er dann. Gleich darauf hörte ich, wie, wahrscheinlich unter Leitung des Wilden Manns, schwere Fässer, Oxhofte Bieres und Oxhofte Weines, gegen den Lindwurm gerollt wurden, der dann wie durch Zauber zur Ruhe kam.

Nun war es wirklich gut, daß sich irgendwie etwas Heiteres ankündigte. Es setzte nämlich ein höchst übermütiges Krähen, Meckern, Wiehern und drolliges Rasaunen draußen ein. Wir begrüßten es alle, obgleich es bei einer Abschiedsfeier wie dieser beinahe anstößig genannt werden mußte. Aber es brachte eben eine gewisse, die allmählich zutage tretende Ungeduld wenigstens vorübergehend bannende Beschwichtigung. Die Meise war nämlich auch schon sehr unruhig. Die Schläferin in der Numero sieben — nicht der Kammer, sondern meinem Geburtszimmer —, die mit der Krone auf der Hüfte ihren letzten Traum träumte, hatte wieder und wieder nach Wein verlangt.

Die Salzbrunner Esel hätten sich, hieß es, unten im Warschauer Hof bereits formiert, mit der festen Absicht, in geschlossenem Aufmarsch dem Unfug, von dem sie Wind bekommen hatten, zu steuern und jedenfalls die Vollstreckung des Todesurteils an der alten Krone sicherzustellen, ja zu beschleunigen. Solchen üblen Absichten konnte nur äußerste Ruhe gewachsen sein.

Ein Zufall hatte den Umschwung herbeigeführt.

Der Grüne Hund! waren die Worte, die man aus der

lustigen Wallung der Trauer- und Ehrengemeinde heraushörte: Der Grüne Hund! der Grüne Hund!

Nun ja, da war wirklich ein Grüner Hund, durch den ein Gasthof des gleichen Namens vertreten wurde.

Apropos, die Salzbrunner Eselherden: — auf der Promenade des Kurorts wurden die Bänke getragen von erzgossenen, mit grüner Ölfarbe angestrichenen Schlangen des Äskulap. Vor der auf dorischen Säulen ruhenden Wandelhalle war Hygieia, die Tochter des alten Wundertäters, abgebildet, die eine Schlange aus einer Schale trinken ließ. Man behauptet, daß Schlangen gerne Milch trinken. In Salzbrunn schwor man auf die Heilkraft der Eselinnenmilch. So wurden von der fürstlichen Badeverwaltung Herden von Eseln unterhalten: naturgemäß eine Eselzucht, weil ja eben nur Mütter Milch geben. So viel zur Erklärung der obengenannten langohrigen Lebewesen im Warschauer Hof. Ihre Feindschaft gegen die Krone mochte mit Hebe zusammenhängen, Hygieias Gegenfüßlerin. Denn diese war in der Krone die Schutzheilige, Heras Tochter und die Tochter des Lattichs, wie man sagt. Unter ihrer Protektion wurden Wein, Bier und allerlei starke Getränke, aber nur wenig Milch kredenzt.

Ich war besorgt und teilte es auch dem Mohren mit, nicht nur das Hallo um den Grünen Hund, sondern das immerhin nicht ganz trockene Treiben vor dem Kronenportal möchte in eine Orgie ausarten, zumal sich plötzlich ein Sturm erhob, plötzlich erhob und plötzlich abflaute, was draußen das Durcheinander zu vermehren schien. Der Mohr indessen beruhigte mich: es sei nichts zu fürchten, sagte er, weil sich nun erst nach und nach zu diesem ein wenig wüsten Unterhaus das vornehme Oberhaus gesellen werde.

Noch hatte der Mohr nicht ausgesprochen, da entfachte sich draußen eine geradezu wundervolle Illumination.



Besonders im Lichte stand die Elisenhalle. Ein Ritter im Silbernen Panzer kam durch die dorische Säulenordnung der Giebelseite und stieg die Freitreppe langsam und glanzvoll herab. Er stotterte lange, bevor ich, der ich wieder im Fenster lag, den Halbbruder meines Vaters erkannte: den besten Onkel, der mir als Kind manchen Groschen für Spritzkuchen zusteckte. Er hatte den Gasthof zum Silbernen Panzer in Görlitz gekauft und war leider damit in Konkurs geraten. Das hindert nicht, hi-hi-hi-hindert nicht, I-I-I-lieber G-G-G-Gerhart, daß ich als w-w-w-wesenloses G-G-G-Gespenst beim H-H-H-Hingang unserer Mu-Mu-Mu-Mutter hiermit den S-S-S-Silbernen P-P-P-Panzer vertrete!

Ich fühlte mich bis zu Tränen gerührt; denn ich hatte diesen grundguten, dicken Onkel mit den hervorquellenden Augen, der seine Vornamen mit dem großen Gustav Adolf teilte, zuletzt als stotternden Trambahnschaffner in Erinnerung.

Bald aber konnte ich sehen, wie sich der befreite gepanzerte Geist auf einem Goldenen Esel beritten machte, der wartend vor der Freitreppe stand. Sie mochten zu einem Trust gehören. Den Esel führte ein Abgesandter des Gasthofs zum Schwert. Auf der Frontspitze der Tempelhalle hatte sich ein Goldener Greif niedergelassen. Nicht nötig zu sagen, wessen Abgesandter er war.

Von nun an aber steigerte sich das Bild schlechterdings ins Erhabene hinauf.

Ins Erhabene: was will das heißen?

Eine Kraft wird uns vorgestellt, gegen welche die unsrige verschwindet, die wir aber doch damit zu vergleichen genötigt werden. Entweder ist es ein Gegenstand, der sich unserem Anschauungsvermögen zugleich darbietet und entzieht und das Bestreben zur Vorstellung weckt, ohne es Befriedigung hoffen zu lassen. Oder es ist ein Gegenstand, der gegen unser Dasein selbst feindlich aufzustehen scheint, uns gleichsam zum Kampf

herausfordert und für den Ausgang besorgt macht. Das Gemüt wird in eine unruhige Bewegung versetzt und angespannt. Ein gewisser Ernst, der bis zur Feierlichkeit steigen kann, bemächtigt sich unserer Seelen, und indem sich in den sinnlichen Organen deutliche Spuren von Beängstigungen zeigen, sinkt der nachdenkende Geist in sich selbst zurück und scheint sich auf ein erhöhtes Bewußtsein seiner selbständigen Kraft und Würde zu stützen. Weil sich nun das Gemüt bei solchen Vorstellungen begeistert und über sich selbst gehoben fühlt, so bezeichnet man sie mit dem Namen des Erhabenen. Es gibt zwei Gattungen davon: das Erhabene der Erkenntnis und das Erhabene der Kraft.

Um einen Begriff der Erhabenheit des Erlebnisses zu geben, habe ich auf Friedrich Schiller zurückgegriffen. Trotzdem wird es mir schwer genug werden.

Bedenken wir nur allein, daß ich zunächst vom Auge Gottes zu reden gezwungen bin.

Die Sache scheint sich zunächst zu vereinfachen: ein Deputierter mehr, weiter nichts. Zum Auge Gottes liest man auf dem Schild eines Wirtshauses, das in Wien seit manchem Jahrhundert besteht und eben auch seinen Vertreter gesendet hatte. Aber schließlich war es ja doch ein Bereich dämonischer Mittelwesen, in das mich meine Marotte, die letzte Nacht im alten Gehäuse meiner Kindheit zu verbringen, unrettbar verwickelt hatte, und ich fühlte, wie ich selbst, allmählich ein Dämon unter Dämonen, mich dieser Zwischenwelt einverleibte. So sprach mich auch das gegenwärtige Auge Gottes auf eine überaus mysteriöse Weise an.

Es war zugegen, man fühlte das. Weder war es aber ein Licht wie der Gasthof zur Sonne, noch hatte es die Form eines Auges, wie es unter der Stirn des silbergepanzerten Onkels Gustav etwas glotzend bemerkbar ward, noch hatte es überhaupt irgendeine Sichtbarkeit. Am ehesten zeigte sich im veränderten Sehen meines



eigenen Auges seine Gegenwart. Der dorische Tempel, der Greif, die schwankenden Parkbäume, inbegriffen das ganymedische Frackgelichter, nahmen andere Dimensionen an. Teile des Himmels, glänzende Ringgewölke wurden in die Vigilie eingestellt. Engel traten daraus hervor; wie Tauben ließen sie sich auf den Tempel herunter. Es überkam mich bei diesem Schauspiel etwas wie eine Ahnung der ewigen Seligkeit. Ich begriff frohlockend, welche letzte und höchste Ehrung die alte, sonderbar gekrönte Frau in Numero Sieben zu gewärtigen hatte. Das waren Himmelsboten, nicht Landboten. Mir ward zumut, als verkündige sich ein neues Sein. Die gefürchtete Spitzhacke ward mir gleichgültig. Man brauchte ja nur zu wissen, in welcher Glorie sich der Staub des Einsturzes meines lieben Elternhauses verflüchtigen würde. Drei oder vier Sterne lauerten schon: ein Goldener Stern, ein Silberner und ein Blauer Stern. Fast schien es, als ob in den sieben Himmeln zum Empfang der Schläferin aus der Numero Sieben bereits Hymnen geprobt wurden.

Es tat mir körperlich weh, als ich, von der Stimme des Mohren berührt, in die nun fast kleinlich erscheinende Enge des Hotelzimmers Numero Sechs zurückschickelt wurde. Klang mir doch etwas wie eine unausdrückbar süße Melodie noch im Ohr, die möglicherweise durch einen Riß in der Himmelspforte gedrungen war und die das Thema, die Sonne sei nur erst ein Morgenstern, variierte. Aber da stand der Storch, war die Eule, flog die Meise hin und her, stand der Korb voller Flaschen, standen voll Weines die Weingläser.

Die Eröffnung des Mohren lautete so:

Wir erwarten jetzt nur noch den Vertreter des Gasthofs zum Störrischen Engel in Wittenberg und der in Orplid gelegenen Hohen Lilie.

Nun sah ich die Hohe Lilie ins Zimmer eintreten, während sich draußen gleichzeitig der Störrische Engel

mit schnellem Blitz und lang rollendem Donner ankündigte. Im Anblick der Hohen Lilie indessen machte es kaum einen Eindruck auf mich.

Sie stand in einem schmerzlichen Licht. Ich mußte bei dem Anblick der süßen bleichen Erscheinung an etwas wie ewig verlorenen Besitz denken. Zugleich aber war es mir, als ob sie durch Schmerzes Gnaden eine so außerirdische Schönheit erlangt hätte. Nicht durch Körperschmerz, sondern durch Seelenschmerz. So möchte am Ende Seelenschmerz zu den höchsten Begabungen gezählt werden.

In dieser Phase der Nacht schien ich weniger mit dem Erhabenen der Kraft als mit dem Erhabenen der Erkenntnis ein und dasselbe zu sein. Wer wüßte nicht, welcher betörenden Wahrheiten und Erkenntnisse wir zuweilen in Augenblicken des Traumes teilhaftig geworden zu sein glauben oder wirklich teilhaftig geworden sind! Mir war es, als begriffe ich jetzt die vier Formen des Wissens, von denen indische Weisheit spricht: die Leerheit des Seins, die Leerheit des Nicht-Seins, die Leerheit der höchsten Wahrheit und die Gleichheit aller Dinge in der Leerheit.

Nicht lange genoß ich dieser ins Weiteste weitenden Diastole, da draußen diesmal ein geradezu unschöner Lärm entstanden war. Stimmen schrien: Der Henker! der Schinder! der Abdecker! Wieder am Fenster, erblickte ich auch wirklich den Mann, der mit solchen und anderen haß- und wutgetränkten Schreien begrüßt wurde. Nun, sagte der Mohr, ganz so schlimm steht es mit ihm freilich nicht. Es ist nur eben der Unternehmer, dem sie die Preußische Krone auf Abbruch verkauft haben.

Der Auftritt und Aufzug des Unternehmers hatte immerhin etwas Seltsames. Abgesehen davon, daß er von Männern mit Spitzhacken und verwogenen Gestalten in der Tracht von Hamburger Zimmerleuten umgeben



war, folgte ihm eine Gestalt, in der ich einen Abbé zu erkennen glaubte. Er schien den Auftrag zu haben — das von einem Knaben getragene brennende Lichtchen deutete darauf hin —, einer Sterbenden letzten Trost und die Versicherung ewigen Heiles für das Jenseits mitzuteilen. Ich fing nun doch allmählich zu zweifeln an, ob es sich bei dem, was hier vor sich ging, noch um gute Geister und ein dem Himmel wohlgefälliges Treiben handle.

Ich sah, wie ein Hahn, ein Pelikan, ein Türke, ein Sperber, ein Weißer sowie ein Schwarzer Adler, ein Schwarzes Roß und eine Meerkatze, ein Goldener Ochse und ein Schwarzer Bär auf den Unternehmer einstürmten, wie der Goldene Greif auf dem Tempeldach seine Krallen krampfte und feuerspeiende Augen bekam und wie der Grüne Hund dem Manne in die Waden fuhr. Der Unternehmer verteidigte sich. Er schwang mit der Rechten einen Knüppel, während seine Linke ein Pergament, den Abbruchsvertrag, in die Höhe hielt. Aber nicht nur ich, sondern auch die schlummernde Frau in Numero Sieben, wir verrieten durch ein unwillkürliches schweres Röcheln unsere Beängstigung, weil die Gruppe des Unternehmers rastlos vorrückte, bis sie dann allerdings vor der mächtig aufgestoßenen Keule des Wilden Mannes zum Stillstand kam.

In dieser Atempause fühlte meine Seele ihre schmerzliche Zerrissenheit. Ich hatte die alte Frau zu trösten, deren letztes Stündlein sich unaufhaltsam annäherte und an deren Bett nun die Eule und Exzellenz Adebar sorgenvoll getreten waren. Andererseits stand vor mir noch immer die Hohe Lilie, deren betörender Reiz mir fast die Besinnung nahm. Ich mußte, um aufrecht zu bleiben, nicht vor ihr niederzufallen, ihr nicht die tollsten und verwegensten Vorschläge zu machen, Glas Wein auf Glas Wein hinunterstürzen. Aber murmelnde Laute im Sterbezimmer verstärkten sich. Da

beschlich mich ein grenzenloser Druck; ein grenzenloses Weh kam über mich. Es war, als ob man dadrin einen verurteilten Verbrecher durch Ausrasieren des Nackens und ähnliches für das Beil des Henkers zurechtmachte. Hier aber war eine gute alte Frau, ich hörte sie flennen, stöhnen und greinen, weil sie es augenscheinlich nicht begriff, womit und wodurch sie ihr grausames Ende verdient hatte. So bin ich denn doch nicht vor der Hohen Lilie, sondern schließlich vor ihr ins Knie gebrochen.

Könnte ich nicht für dich sterben, alte Preußische Krone? dachte ich einen Augenblick. Kaum aber schoß es mir durch den Kopf, als das Haus von Sturmbö auf Sturmbö wie ein kämpfendes Schiff in allen Fugen, Balken und Wänden zu knistern und zu knacken begann. Nicht nur die Tiere warfen sich erneut über das zunächst ja durch den Wilden Mann sistierte Abbruchkommando her, sondern von durcheinandersausenden Fledermäusen mit quirlenden Frackenden war die Luft kohlschwarz geworden.

Hierauf ward es dann still, und es wurde vernehmlich parlamentiert.

Zuweilen heulten die Tiere auf, wenn von dem cholertischen Unternehmer, dem der Pater oder Abbé, oder was er sonst war, soufflierte, Ehrenrühriges von der alten Krone behauptet wurde. Der berechtigte Abdecker steigerte sich zum Ankläger. Schließlich fielen für das ganze Wirtshausgelichter übelklingende Worte ab. Gastwirte seien Betrüger, Kellner, die bei ihnen in die Lehre gingen, noch mehr. Gasthäuser seien Stätten der Trunksucht, des verbotenen Spiels und der Prasserei. Hier werde von Alten und Jungen jeder möglichen Sünde gefrönt und sauer verdientes Geld zum Fenster hinausgeworfen. Die alte Krone, hieß es, mache davon keine Ausnahme, ihr Sündenregister sei schauderhaft.

Eine so unverschämte Frechheit empörte mich. Ich



hielt eine Rede, und zwar vom Fenster über dem Hauptportal, die von allen, die Kompanie der Spitzhackenträger ausgenommen, begeistert applaudiert wurde. Was ich alles darin gesagt habe, weiß ich nicht. In der Hauptsache war es ein Panegyrikus. Ganze Partien flossen mir von den Lippen in ciceronianischem Latein. Es handelte sich um ein Lob der Gasthäuser. Zuvörderst gab ich einen historischen Überblick. Ich begann ungefähr achtundvierzigtausend Jahre vor dem Schwarzen Walfisch zu Askalon. Vielerlei kam mir durcheinander. Einmal sprach ich anstatt vom Krug zum Grünen Kranze von Sanssouci. Der Alte Fritz stand mir vor der Seele. Beinah kam es mir vor, als wäre die ganze nächtliche Ruhestörung um seinetwillen in Szene gesetzt und er, nicht die alte Krone, wäre auf Abbruch verkauft worden. Dann hätte freilich der gute Abbé mit dem Lichtchen und seinen Sakramenten einen schweren Stand gehabt.

Der auf Abbruch verkaufte Alte Fritz!

Seine Apotheose hat Chodowiecki in Kupfer gestochen. Der Sterbende sitzt auf einer Wolke, nach oben blickend, gegen den Sternkreis gelehnt. Aus diesem beugt sich eine verhüllte Frau. Durch eine andre wird ihm von unten der Lorbeer nachgereicht. Ein schwebender Genius stützt ihm Beine und Rücken: so würde auch wohl die alte Krone gen Himmel reisen!

Gasthäuser wären die frühesten Stätten, in denen Menschen dem geselligen Leben gewonnen worden seien, erklärte ich. Die anthropoiden Affen, fuhr ich fort, leben einsam und ungesellig. Nicht nur, daß Geselligkeit die Mutter der Sprache ist, sie ist auch die Mutter aller Kultur. Die Gleichgültigkeit der Menschen gegeneinander, ja ihre eingeborene Gegensätzlichkeit, die beim Tier in Haß, Wut und Feindschaft ausartet und ebenso beim Menschen, soweit er tierisch ist, wird in der Gaststube vorübergehend aufgehoben. Man drängt

zueinander, ißt und trinkt miteinander, ohne daß der Neid eine Stätte hat. Es entsteht überwiegend Kameradschaftlichkeit und Einigkeit. Man faßt Gedanken und führt sie aus. Man streitet über abstrakte Falschheit oder Richtigkeit. In phantasiebelebten Geschichten stellt der eine dem anderen Vergangenheit, in ihr aber Erfahrungen und Begebnisse seines Schicksals dar. Und da jeder mit dem, was er ist, kann, weiß und besitzt, glänzen will, so wirkt er belehrend auf die anderen, wodurch das Gasthaus zu einer natürlichen Stätte der Bildung wird, sagte ich. So und in ähnlicher Weise trumpfte ich auf, bis ich mit meinem Latein zu Ende war.

Als man darauf nicht hin und her, nicht aus noch ein zu wissen schien, fragte ich, ob man den Abbruchkauf nicht rückgängig machen könne. Wie wär's, wir würden beim Bürgermeister vorstellig?

Jetzt sah man den Unternehmer dunkel anlaufen.

Ich kann verstehen, begütigte ich, Sie wollen Ihren Profit nicht preisgeben. Die alte Dame hat ihre Meriten, gewiß. Die Erbschaft kann über Vermuten gut werden. Aber Sie sehen ja wohl, wie viele in hohem Grade solvente Freunde sie hat. Sie zu vergüten und schadlos zu halten, mein bester Freund, dürften allein schon bei einigem guten Willen Ihre Majestäten die Trois Rois aus Basel die Mittel an der Hand haben.

Leider kam aus dem Munde der Drei Könige aus Basel kein Wort der Bestätigung. Es war, als ob sie mich gar nicht gehört hätten.

Es griff der Störrische Engel ein.

Er vertrat, wie ich seinerzeit schon gesagt habe, einen Gasthof in Wittenberg. Ich glaube, daß er vor Zeiten von Lucas Cranach, dem Maler, gebaut und gehalten worden ist. Ich schildere sein Aussehen und sein Auftreten. Er kam, man sah es von Anfang an, in einer durch die vorhandenen Exequien nicht erschöpfend zu erklärenden Mission. Vielleicht hatte jemand in Witten-



berg am Weiterleben der Preußischen Krone Interesse.

Der Störrische Engel war durchaus nicht schlechthin Luzifer. Er konnte höchstens an dessen bestrittenen Lichtsphären teilhaben. Trotz verschönte sein leuchtendes, knabenhaft edles Angesicht, das von goldenen Locken umringelt wurde. Daß man es mit einem Unsterblichen zu tun hatte, blieb nicht zweifelhaft. Freilich schien es, als habe sich auch ein unsterblicher Gram um seine herabgezogenen Mundwinkel eingenistet. Es muß gesagt werden, daß sein Auge zuweilen abgrundhafte Blitze schoß. Aber Flügel bewiesen, daß man es dennoch mit einem himmlischen Engel zu tun hatte.

Die alte Preußische Krone, hub er an, ist in einem gewissen Sinne ein deutsches Palladium...

Ich sah, wie der gespenstische Kleriker sich gegen den Anhauch einer solchen Gesinnung mit drei Kreuzen verwehrte.

Wenn das allerdings ein wenig gealterte Haus nun baufällig sei, so wäre vielleicht ein fortgesetztes Flickern, Kleistern, Leimen und Stützen nicht angebracht. Aber es enthalte unersetzliche Materialien.

Wieder bekreuzigte sich der geisternde Geistliche.

Nicht nur unersetzliche Materialien enthalte die alte Preußische Krone im Gehäuse sowohl als im Kern, sondern ein Zauber sei in ihr eingeschlossen, den man nicht in Verlust geraten lassen könne.

In die schwarzweiße Tunika, die der Engel trug, war über der Brust ein sogenannter Teraphim, ein schlangenhaariger Kopf, eingewebt, der, seine Schlangen bewegend, jetzt fürchterliche Grimassen machte, was dem Abbé zu neuen Bekreuzigungen Anlaß gab.

Man brauche dieses Etwas nicht zu nennen, fuhr der Störrische Engel fort, es würde einem auch schwer werden, da es mit allerlei Namen bezeichnet werden könne. Rom nenne es den Geist der Unbotmäßigkeit, der Häresie, will sagen der Ketzerei. Geistesfreiheit würde

es von anderen genannt, die man durchaus nicht als die Schlechtesten ansprechen könne. Ich und einer der bekannten Zinnsoldaten, Fridericus Rex, in der Siebenkammer der alten überlebten Kronenwirtschaft, stammen aus diesem meiner Ansicht nach Heiligen Geist. Auch der unüberwindliche deutsche Berserker Martinus Lutherus hat seine beste Kraft aus ihm gesogen.

Der Abbé aber rief in diesem Augenblick: Das ist nichts weiter als Blasphemie. Dieser sogenannte Engel ist wahrscheinlich nicht mehr als ein verkapptes und verkleidetes Tier, da wir nun einmal einer Versammlung dämonischer Bestien ausgeliefert sind! — Der Lärm war ungeheuer, aber den Sprecher störte das nicht. — Ja, ja und nochmals ja, wir sind in das Reich unvernünftiger Tiere mitten hineingeraten! — Es gibt auch andere. . . , schrie er mit einemmal.

Es trat daraufhin ein Umstand ein, der die Ursache seiner Selbstkorrektur ins Licht setzte.

Als würde nämlich von ganzen Husaren-, Ulanen- oder Dragonerregimentern eine Attacke geritten, so bebte die Erde, donnerte die breite Straße von Niedersalzbrunn nach Obersalzbrunn herauf.

Gott sei Dank, sie kommen! sagte der Unternehmer. Und gleichzeitig rang sich aus den Brüsten der Spitzhackenträger und des Pfäffleins ein: Gott sei Dank!

Es wirbelte Staub, so daß eine Zeitlang wie durch Londoner Nebel der ganze dämonische Jahrmarkt verhüllt wurde. Er verzog sich, und es stand eine dicke, bewegliche Mauer von Eseln und wieder Eseln da, die mit den Vorderhufen aufstampften und herausfordernd mit den Köpfen nickten.

Der Engel aber sagte mit einer feurigheiteren Selbstverständlichkeit: Was soll uns das ausmachen? Diese Ohren- und Schnutenparade stört uns nicht. Der Bote Gabriel bin ich natürlich nicht: *quel' angelo, che ebbe l'uffizio di salutarla, quando Christo s'incarnò.* Auch



vertrete ich nicht, wie derselbe Bote im Islam, den Heiligen Geist. Trotzdem bin ich kein Tier, sondern ein geflügelter Ritter vom Geist und entledige mich meines geistlichen Auftrags. Aber wohlgermerkt, ich habe keinen Auftraggeber als wieder den Geist. Ansonsten wär' ich kein freier Geist, und dann wäre ich, da Freiheit das Wesen des Geistes ist, überhaupt kein Geist.

Der Zelot stieß ein höhnisches Lachen aus.

Hier Matthäus! sagte darauf ein ähnlicher Engel wie der Störrische, neben den er trat. Der Bruder hat recht, durch den freien Geist ist mein Geist befreit worden.

Ein mächtiger Stier hatte von rückwärts sein gehörntes und schnaubendes Haupt auf die linke Schulter des Störrischen Engels gelegt: Hier Lukas! Er hat recht! stieß er brüllend hervor.

Hier Markus! brummte ein Löwe, der sich vor die Füße des Störrischen Engels niederließ.

Der große Schwarze Adler aber flog dem wittenbergischen Engel auf den Kopf. Zwei gewaltige Flügel hielten ihn mühsam dort im Gleichgewicht. Er greinte fortwährend: Er hat recht! er hat recht! Hier Johannes!

Ihr seid Lügengeister! Die heiligen Evangelisten, die ihr nachäfft, würden euch mit Entsetzen und Grausen abschütteln! Dies sagte der Priester und hielt sich die Hände vors Gesicht.

Da fing es von oben herab zu singen an, als ob alle großen und kleinen Sterne des Himmels Stimmen erhalten hätten. Die Tiere aber, die der Abbé so übel geschmäht hatte: Weißer Hahn, Roter Hahn, der Rappen, der Sperber, der Bär, Lindwurm, Ochse, Bock und Wolf, umarmten sich. Ein Strauß reckte seinen langen Hals nach oben, ebenso der Goldene Greif. Der Goldene Esel aber benützte die Gelegenheit, seine grauen Brüder mit einer Rede zu ermahnen, die ihnen zu Gemüte führen sollte, daß auch sie zur geschmähten Tierheit gehörten, jener himmlischen Tierheit, die eben ihre Gesänge wie

Manna vom Himmel der Seelen herunterträufle. Nämlich der seltene Fall war eingetreten: der Tierkreis am Himmel hatte seine seligen, ewigen, überirdischen Weisen angestimmt, was die mit den allerfeinsten Sinnen behafteten Tiere überrascht durch die Worte quittierten: Der Tierkreis singt! der Tierkreis singt!

Ich hatte das triumphale Gefühl, der Engel und seine vier Evangelisten seien vom Himmel bestätigt worden. Er faßte es selbst nicht anders auf. Es war, als sei die Musik ein von oben fallendes Licht und ein Wind, von dem seine Flügel mit allen Farben des Regenbogens gefärbt und die feinsten Federchen abwärts gesträubt wurden.

Nun wurde deutlich, wer die berückende Hohe Lilie eigentlich war, die ihren Standort in Numero Sechs bis jetzt nicht verlassen hatte, nämlich die Sternjungfrau aus dem Tierkreise. War es die einzige Abgesandte von dort? Es ist mir beinah, als ob ich außer Löwe und Stier auch den Krebs, den Skorpion und den Steinbock gesehen hätte. Von dem Schützen weiß ich: er nahm einen goldenen Pfeil, legte ihn kunstgerecht auf Senne und Bogen und schoß ihn dem Abbruchunternehmer durchs Herz.

Ich kann ihn nur lähmen, sagte er dann, er wird nach einiger Zeit wieder aufwachen.

Die Eule aber hatte sich aus irgendwelchem abgekarteten Grunde an den Abbé herangemacht und verwickelte ihn in Diskussionen: Bester, lesen Sie bitte den Traktat über Freiheit von John Stuart Mill!

Zu meinem Staunen trat dann die alte Frau, als ob es so sein müßte, aus Numero Sieben in Numero Sechs heraus. Nicht im Schmuck ihrer Krone seltsamerweise: Es geht auch so! hatte die alte Dame gesagt und sie abgelegt. Sie blieb in der Tat noch im reichen Besitz vieler unersetzlicher Tugenden, die sie mir und den anderen ehrwürdig machten.



Der Mohr aber klopfte ihr jovial auf die Schulter: Ja, ja, sagte er, laß fahren dahin! bald wirst du die Krone des Himmels erwerben, altes Haus.

Die Keule des Wilden Mannes draußen hatte Grabesruhe geschaffen. Von Fuhrmann Krause und dem Hausknecht Barrabas wurde einer jener alten Galawagen vor das Kronenportal geschoben, die, von Golde starrend, an prächtigen Gurten von hochgeschwungenen Federn getragen werden. Nicht nötig zu sagen, daß man um Zugtiere nicht verlegen war.

Einstweilen wurde die liebe, gute, gefeierte alte Dame vom Mohren links, von Hohe Lilie rechts zu der imponierenden Karosse hinabgeleitet. Als oberster Marschall fungierten dabei Exzellenz Adebar. Im Fond der Kutsche, darin die alte Frau Krone zur Rechten saß, machte Hohe Lilie zur Linken die Hofdame. Der Grüne Hund und der Graue Wolf saßen hinten als Bediente auf. Den Kutschbock besetzten mein Onkel Gustav Adolf, der den Silbernen Panzer trug, und der Abgesandte des Gasthofs zum Türken, ein Türke. Die Meise flog vielbeschäftigt umher und sorgte dafür, daß die alte Majestät im Prunkwagen weder von Fliegen noch anderen Insekten belästigt wurde.

Ich stelle fest, sagte hierauf der Störrische Engel, wir haben den Kern der Schale, von dem ich sprach, mit Beschlag belegt. Nun tut eure Pflicht, wandte er sich an die Trauergemeinde, und bringt ihn in Sicherheit!

Dies alles war schlicht und wirklich vorgegangen. Was nun geschah, entbehrt durchaus der Begreiflichkeit. Im Nu hatten alle Tiere, und zwar vom größten zum kleinsten, sich, nach vorn geordnet, an den Wagen gespannt, die Esel vom Warschauer Hof ausgenommen. Aber wie würde sich, dachte ich, die unbeflügelte Tierheit vom Boden erheben, zum Beispiel Bär, Ochse oder gar Elefant!? Beim Rappen, beim Schwarzen und

Weißes Roß konnten Wunder geschehen; denn geflügelte Pferde sind bekannt.

Da aber trat etwas ein, das mich vor Staunen stumm machte. Es erbrauste der Park: ein Riesengewölk von Fledermäusen, in Wirklichkeit jene befrackten Gespenster, jene Kellner, die aus den Bäumen geglotzt hatten! Sie verdeckten die Prunkkutsche einen Augenblick; dann lagen sie, als diese, schon von der Erde erhoben, wieder funkelnd sichtbar ward, wie eine riesige Zugvogelwolke unter ihr, und alles zusammen begann in Richtung des Berges Hochwald schräg gen Himmel zu steigen. Die Tiere, vom Elefanten bis nieder zur Meerkatze, hatten ein sonderbares Trillern angestimmt und wurden, entschwindend, kleiner und kleiner. Der Störrische Engel funkelte mit einem goldenen Lorbeerkrantz in der hohen Hand jubilierend voran...

Leb wohl, alte Krone! weinte ich. Ich leerte mein Glas auf ihre göttlich gerettete Seele und zerdrückte es dann, damit es nicht mehr entweiht werden konnte.

Ich war allein. Das Zimmer, die Numero Sechs, war leer, es brannte die Lampe auf dem Tisch, dazu das Nachtlicht in Numero Sieben, das Bett war leer, wo die Alte mit der Krone auf der Hüfte gelegen hatte, ich sah es genau, wenn ich mich im grünen Sofa zurücklehnte.

Nun kam es mir vor, als ob ich aufwachte und das seltsame, wunderbar eindrucksvolle Traumerlebnis abschüttelte. Ich fiel aber nur von Traum zu Traum, als es hinter der Tapete des alten Gemaches zu knistern und von Kalkteilchen zu rieseln begann. Es folgte ein plötzliches, mir wie durch völlige Taubheit so lange verborgen gebliebenes, allgemeines, wütendes Picken von Spitzhacken. Da war nun der Unternehmer mit seinen Leuten herrlich im Gang.

Jetzt sieh, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat! dachte ich. Aber, o Schurken! da brach schon ein



Schuß und Strom von Mörtel, Steinen und Schutt durch ein Deckenloch, das sich wie eine blutende Wunde ausweitete. Dann begrub mich ein ungeheurer Schutthaufen.

Ich weiß nicht, was ich geschrieben habe und wieviel von dem bemerkenswerten Erlebnis dieser Nacht, das ich mit jagendem Griffel festzuhalten suchte, in meinen Manuskriptseiten hängengeblieben ist.

Es ist acht Uhr morgens, und ich packe sogleich mein Bündel Blätter zusammen.

Begraben bin ich nun freilich nicht; ich könnte sonst kaum in das Auto steigen, das, meiner wartend, vor dem Portal der Krone steht. Niemand wird mir trotz alledem ausreden, was mir diese Nacht offenbart worden ist.

Fahre hin, fahre hin, altes Elternhaus...

# VOR SONNENUNTERGANG

## SCHAUSPIEL

Begonnen Oktober 1928 in Lugano, fortgeführt März bis November  
1931 in Rapallo, Bad Eilsen, Kloster auf Hiddensee und Locarno,  
beendet am 28. November 1931 in Locarno. Erstveröffentlichung:  
Buchausgabe 1932.

Copyright 1932 by S. Fischer Verlag AG., Berlin.



## DRAMATIS PERSONAE

- MATTHIAS CLAUSEN, Geheimer Kommerzienrat, soignierter Herr von siebzig Jahren
- WOLFGANG CLAUSEN, sein Sohn, Professor der Philologie, ungefähr zweiundvierzig Jahre alt, ein etwas steifer Professorentyp
- EGMONT CLAUSEN, genannt Egert, des Geheimrats jüngster Sohn, zwanzig Jahre alt, schlanker, hübscher, sportlicher Junge
- BETTINA CLAUSEN, Tochter des Geheimrats, sechsunddreißig Jahre alt, etwas verwachsen, eine mehr sentimentalische als kluge Persönlichkeit
- OTTLIE KLAMROTH, Tochter des Geheimrats, siebenundzwanzig Jahre alt, hübsche anziehende Frau ohne Eigenart
- ERICH KLAMROTH, Ottliens Mann, siebenunddreißig Jahre alt, Direktor in den Clausenschen Betrieben, vierschrötig, tüchtig, provinziell
- PAULA CLOTHILDE CLAUSEN, geborene von Rübsamen, fünfunddreißig Jahre alt. Sie hat scharfe, nicht angenehme Züge, einen Geierhals, dabei eine entschieden sinnlich-brutale Körperlichkeit
- Dr. STEYNITZ, Sanitätsrat, etwa fünfzig Jahre alt, Hausarzt und Hausfreund bei Clausens. Er ist Junggeselle, wohlhabend, hat seine Praxis eingeschränkt
- HANEFELDT, Justizrat, geschmeidiger Herr, vierundvierzig Jahre alt
- IMMOOS, Pastor
- GEIGER, Professor an der Universität Cambridge, alter Freund des Geheimrats Clausen
- Dr. WUTTKE, Privatsekretär des Geheimrats, klein, rundlich, bebrillt
- EBISCH, Gärtner, über fünfzig Jahre alt

FRAU PETERS, geborene Ebisch, dessen Schwester, etwa  
fünfundvierzig Jahre alt

INKEN PETERS, deren Tochter, nordischer Typ

WINTER, Diener bei Geheimrat Clausen

DER OBERBÜRGERMEISTER

DER STADTVERORDNETENVORSTEHER

STADTVERORDNETE, STADTRÄTE

*Ort der Handlung: eine größere deutsche Stadt*



## ERSTER AKT

*Das Bibliotheks- und Arbeitszimmer des Geheimrats Matthias Clausen in dessen Stadthaus. Über dem Kamin links das Bildnis eines schönen jungen Mädchens, von Fritz August Kaulbach gemalt. An den Wänden bis zu der Decke hinauf Bücher. In einer Ecke Bronzeabguß einer Büste des Kaisers Marc Aurel. Zwei gegenüberliegende Türen zu den übrigen Räumen stehen offen, ebenso die Flügel einer breiten Glastür vor einem steinernen Balkon in der Hinterwand. Einige große Globen stehen auf der Erde, auf einem der Tische ein Mikroskop. Hinter dem Balkon sind die Wipfel eines Parkes sichtbar; von dort dringt Jazzmusik herauf.*

*Heißer Julitag, mittags gegen ein Uhr.*

*Es treten ein: Bettina Clausen, begleitet von Professor Geiger.*

PROFESSOR GEIGER. Es ist nun drei Jahre her, ich bin seit dem Tode Ihrer Mutter nicht hier gewesen.

BETTINA. Es war furchtbar schwer mit Vater, besonders im ersten Jahr. Er konnte sich gar nicht mehr zurechtfinden.

PROFESSOR GEIGER. Ihre Briefe, liebe Bettina, haben mir oft Sorge gemacht. Fast mußte man glauben, er würde nicht aufkommen.

BETTINA. Ich glaubte felsenfest daran. Und weil ich es glaubte, ist es geschehen! *Mit schwärmerischem, gleichsam verklärtem Ausdruck:* Aber ich hatte ja freilich auch das Vermächtnis von Mama: sie hat ihn mir geradezu übergeben, sein Schicksal mir geradezu überantwortet, Vater geradezu an mein Herz gelegt. Zwei Tage vor ihrem Tode sagte Mama: „Ein solcher Mann hat noch viel zu tun auf der Welt, er muß ihr noch lange erhalten bleiben, und du, Bettina, Sorge dafür! In dem Augenblick, wo ich die Augen schließe, beginnt deine Aufgabe.“

PROFESSOR GEIGER. Diese schwere Aufgabe haben Sie treulich erfüllt.

BETTINA. Sie war zugleich schwer und leicht, diese Aufgabe. Und dann, Herr Professor, Sie sind ja der beste Freund von Papa, Sie kannten ihn lange vor mir und besser als ich — mir war es erst in den letzten Jahren vergönnt, ihm wahrhaft verstehend nahezutreten —, so mögen Sie vielleicht ahnen, was mir diese Zeit bedeutet hat. Und schließlich das Glück, die Belohnung dieses Erfolges!

PROFESSOR GEIGER. Er ist wieder ganz der alte geworden?

BETTINA. Er war nach Mamas Tod gleichsam erblindet, wie er mir gestanden hat, und mußte sich langsam ins Leben zurüctappen.

PROFESSOR GEIGER *tritt an die offenstehende Balkontür, blickt in den Garten hinunter, aus dem jetzt die Klänge einer Jazzband heraufdringen.* Und nun auf einmal das Leben im Haus — — unten die Gardenparty mit Drinks, Bowle und Limonade im Gang, wie es in den glücklichsten Zeiten des Hauses gewesen ist!

BETTINA. Er ist dem Dasein wiedergegeben. *Gleichsam um sich in den Garten zu begeben, gehen beide im Gespräch zur gegenüberliegenden Tür hinaus.*

*Durch ebendie Tür wie die Vorigen erscheinen Professor Wolfgang Clausen und seine Gattin Paula Clothilde.*

PROFESSOR WOLFGANG CLAUSEN. Eben ist Papa der Ehrenbürgerbrief überreicht worden.

PAULA CLOTHILDE, *mit gemachter Gleichgültigkeit.* Man hörte ja munkeln... warum denn nicht?!

PROFESSOR WOLFGANG CLAUSEN. Heute abend bringen ihm zwei- bis dreitausend Menschen aus allen Parteien einen Fackelzug.

PAULA CLOTHILDE. Na ja, das muß überstanden werden.

PROFESSOR WOLFGANG CLAUSEN. Überstanden werden? Wie meinst du das?



PAULA CLOTHILDE. Was ist denn schließlich ein Fackelzug? Alle naselang mußte mein Vater als Korpskommandeur so 'nen Feez über sich ergehen lassen. Er stand schließlich kaum noch von Tische auf.

PROFESSOR WOLFGANG CLAUSEN, *leicht gereizt*. Dein Vater natürlich war so was gewohnt. Aber da es Papa etwas Neues ist und für seine Beliebtheit zeugt, wird er sich sehr darüber freuen.

PAULA CLOTHILDE. Ich verstehe die ganze Sache nicht. Erst kriecht euer Vater ins Mauselloch, versteckt sich, läßt sich von niemandem sprechen; dann plötzlich wird dieser Riesenrummel in Bewegung gesetzt. Da muß irgend etwas dahinterstecken.

PROFESSOR WOLFGANG CLAUSEN. Papa hat den Bitten seiner Kinder, meinen, Ottiliens und Bettinens Bitten, nachgegeben und ist zu seinem Geburtstag nicht fortgereist. Nach Schwager Klamroths und unserer Ansicht war das notwendig : wer so wie Papa mit dem städtischen Leben verbunden ist, darf weite Kreise nicht vor den Kopf stoßen.

PAULA CLOTHILDE. Früher hat er das leider sehr oft getan.

PROFESSOR WOLFGANG CLAUSEN. Was willst du nun eigentlich sagen, Paula? Gönnst du Vater vielleicht die ihm so in Hülle und Fülle dargebrachten Ehren nicht?

PAULA CLOTHILDE. Gönnen, gönnen: was heißt denn das? Was hätte denn ich als verarmte Adlige noch für Ansprüche? Und schließlich bringen dir auch mal nach dreißig, vierzig Jahren die Studenten einen Fackelzug. *Sie ist auf den Balkon getreten und nimmt das Lorgnon vor die Augen.* Wer ist denn die blonde Bohnenstange, mit der sich Schwager Klamroth im Kreise dreht?

PROFESSOR WOLFGANG CLAUSEN *tritt neben sie*. Die lange Blonde? Das weiß ich nicht. Ich kenne kaum diesen und jenen unter den Angestellten.

PAULA CLOTHILDE. Na siehst du, Wolfgang, ich weiß, wer sie ist: die Mutter ist Witwe, sie wohnen in Broich, der Onkel ist Schloßgärtner, sie heißt Inken Peters oder so, — man muß seine Augen da und dort haben...

PROFESSOR WOLFGANG CLAUSEN. Und? — woher stammt deine Wissenschaft?

PAULA CLOTHILDE. Sie stammt von Justizrat Hanefeldt, er verwaltet die Herrschaft Broich. — Euer Vater soll übrigens manchmal draußen Besuch machen....

PROFESSOR WOLFGANG CLAUSEN. Weshalb nicht?! Warum erzählst du mir das? —

*Das Ehepaar geht ab.*

*Sanitätsrat Dr. Steynitz und Privatsekretär Dr. Wuttke kommen.*

SANITÄTSRAT STEYNITZ, *mit Bezug auf Paula Clothilde, der er nachblickt.* Diese Dame hat Haare auf den Zähnen.

WUTTKE, *stellt sich unwissend.* Welche Dame meinen Sie wohl?

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Eine gewisse, mit der nicht gut Kirschen essen ist.

WUTTKE. Mit welcher gewissen ist nicht gut Kirschen essen?

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Mit einer gewissen geborenen von Rübsamen. Oder meinen Sie, daß mit ihr gut Kirschen essen ist?

WUTTKE *lacht.* Nein, das könnte wohl niemand behaupten. Über Geschmäcker ist nicht zu streiten — aber diese beiden Ehen, die von Wolfgang und die von Ottilie Clausen, verstehe ich nicht. Der brave Wolfgang und diese Paprikaschote einerseits — und diese verwöhnte Glashauspflanze Ottilie, die sich einem richtigen Bierkutscher an den Hals geworfen hat!

*Direktor Erich Klamroth, etwas hastig, aus der entgegengesetzten Thür.*



KLAMROTH *wischt sich den Schweiß von der Stirn.*  
Bullenhitze! Haben Sie meine Frau gesehen?

WUTTKE. Nein, aber Ihr Schwager Wolfgang und seine Frau sind eben durchs Zimmer gegangen.

KLAMROTH. Das Wölfchen mit der geborenen von Rübsamen. Diese Frau kommt sich immer vor wie die Direktrice vons Janze.

WUTTKE. Wenn sie es noch nicht ist, liegt es nicht an ihr...

KLAMROTH. Unter anderem dürfte das dann wohl auch an mir liegen. Übrigens hält sich der Seniorchef ausgezeichnet. Man sagt ja, der Ehrenbürgerbrief wird ihm überreicht. Alles klappt ja so ziemlich, wie mir scheint. Wo residieren denn jetzt die Hauptperson? Ich möchte den Aktus nicht versäumen.

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Dann hätten Sie müssen früher zur Stelle sein, wenn das Ihre Absicht gewesen ist.

KLAMROTH *wird dunkelrot.* Was? *Zu Wuttke:* Konnten Sie mich denn nicht davon verständigen, hören Sie mal? Oder gehört das nicht zu Ihren Aufgaben?

WUTTKE. Nein, meine Aufgabe war das nicht.

KLAMROTH. Ihr Lapidarstil ist manchmal recht aufreizend!

WUTTKE. Ganz ohne Absicht meinerseits.

KLAMROTH. Aber es ist nicht zu leugnen, daß er es ist. Was haben Sie übrigens in der Mappe?

WUTTKE. Allerlei für den Herrn Jubilar.

KLAMROTH. Machen Sie sich nicht wichtig, Wuttke, ich erfahre nämlich auch ohne Sie alles, aber auch alles, was ich wissen muß.

WUTTKE. Es steht mir nicht an, daran zu zweifeln.

KLAMROTH. Sie drehen den Zeiger der Uhr nicht zurück!

*Klamroth schnell ab.*

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Der gute Klamroth hat mystische Wallungen.

WUTTKE. Rutschen Sie mir den Buckel lang, Herr Direktor!

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Ein seltsames Wort, das den Weg für allerlei Konjekturen offen läßt.

WUTTKE. Was hat er gesagt?

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Sie werden den Zeiger der Uhr nicht zurückdrehen.

WUTTKE. Will ich den Zeiger der Uhr zurückdrehn?

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Wahrscheinlich hat er uns beide gemeint: mich, weil ich den Seniorchef schließlich doch wieder auf die Beine gestellt habe, Sie, weil Sie ebenfalls dem Geheimrat geschworen und noch nicht mit fliegenden Fahnen ins Lager Klamroth übergegangen sind.

WUTTKE. Und solange ich lebe, soll der Geheimrat das Heft nicht aus der Hand geben!

*Egmont Clausen ist mit lebhaften Bewegungen eingetreten, legt die Hände gleichzeitig über die rechte Schulter des Sanitätsrats und über die linke Wuttkes und steckt von rückwärts zwischen beider Köpfe seinen Kopf.*

EGMONT. So, das bedeutet zwei Fliegen mit einer Klappe! Wissen Sie, warum ich das sage, meine Herren?

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Nein, wenn Sie uns nicht totschiagen wollen, Sie Klappe.

WUTTKE. Ich weiß es ebensowenig, Klappe!

EGMONT. Soll ich von vorn sprechen, meine Herren, oder meinen Sie, daß ich von rückwärts mehr Erfolg hätte?

WUTTKE. Je nachdem Sie Duell oder Meuchelmord vorziehen.

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Taschendiebe kommen von hinten am besten zum Ziel.

*Egmont geht nach vorn, packt aber sogleich beide Herren beim Arm.*

EGMONT. Auge um Auge, Zahn um Zahn! Nur ein Anliegen, meine Herren: Sie sollen mir nur mal das



Geburtstagsgedicht abhören, das ich Papa aufsagen möchte.

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Also bitte, legen Sie los!

EGMONT, *bedeutsam, nah und eindringlich, aber einigermaßen wie im Geheimnis:*

Habe nun, ach, Philosophie,  
Juristerei und Medizin  
und leider auch Theologie  
durchaus studiert mit heißem Bemühn.  
Da steh' ich nun, ich armer Tor — — —  
und habe Schulden wie ein Major!

*Beide Herren brechen unwillkürlich in ein Gelächter aus.*

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Sagen Sie das Ihrem Alten Herrn lieber nicht auf, lieber Egert! Diese bittere Pille, noch dazu in eine Goethe-Beleidigung eingewickelt, vertrüge er nicht.

EGMONT. Deshalb brauche ich Protektion: Sanitätsrat, sanieren Sie mich! Legen Sie ein Wort für mich ein bei diesem allmächtigen Mann mit der Aktenmappe!

WUTTKE. Ich werde, wie immer, sehn, was sich machen läßt. Sie hatten mir übrigens fest versprochen, mit dem Automobiltausch bis nächstes Frühjahr zu warten. Erinnern Sie sich?

EGMONT. Das hab' ich, das hab' ich, sicherlich. Auch wäre ich Ihnen im Wort geblieben, wenn nicht diese Gelegenheit — Gelegenheit ist Gelegenheit! — mir den Strich durch die Rechnung gemacht hätte. Und dann hat Papa neulich selbst gesagt, ich sollte mal Spanien kennenlernen: mit dem alten Klapperkasten, den ich bisher gefahren habe, geht das nicht. — Also, Doktor, wann kann ich auf Antwort rechnen?

WUTTKE. In einigen Tagen, heute natürlich nicht. Kein Tröpflein Wermut darf heute in seinen Wein fallen. *Es treten ein: Geheimrat Matthias Clausen, der Oberbürgermeister, der Stadtverordnetenvorsteher mit der Kette, einige Stadtverordnete und Stadträte, Professor Geiger,*

*Professor Wolfgang Clausen, Erich Klamroth, Bettina, die sich an den Vater schmiegt, Paula Clothilde Clausen, Ottilie Klamroth und Justizrat Hanefeldt.*

EGMONT tritt mit schneller Wendung vor den Vater. Gratuliere, Papa, zum Ehrenbürger!

*Er küßt den Vater ungeniert auf die Stirn.*

GEHEIMRAT CLAUSEN. Ja, lieber Egert, diese Herren haben mir wirklich die höchste Auszeichnung überbracht, die unser städtisches Gemeinwesen zu verleihen hat. Das Bewußtsein meiner geringen Verdienste sträubt sich noch immer gegen die Tatsache. Wäre ich jünger, Magnifizienz und verehrte Herren, so könnte ich hoffen, mich Ihrer unbegründet hohen Meinung langsam mehr und mehr würdig zu machen. Leider hämmert mir dieser festliche Tag zugleich die Erkenntnis ein, wie alt ich bin. Die schwindende Kraft, die schwindende Zeit legen mir andere Dinge nahe, als eine jugendliche drängende Kraft und eine werdende, chaotisch peinliche Zeit zu fordern haben — man wird da ganz anderer Steuer-männer bedürfen —

OBERBÜRGERMEISTER. Sie sind ein Jüngling geblieben, Herr Geheimrat!

GEHEIMRAT CLAUSEN. Dieses Kompliment gebe ich an meinen Freund Geiger weiter, Herr Oberbürgermeister! Er ist extra zu meinem Geburtstag aus Cambridge herübergekommen.

PROFESSOR GEIGER, *jovial*. Tui tui tui — wir wollen auf Holz klopfen!

OBERBÜRGERMEISTER, *sich umsehend*. Man würde nicht glauben, hier im Zimmer eines Geschäftsmannes zu sein, viel eher im Zimmer eines Gelehrten.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Ich habe allerlei Schwächen, die man einem Geschäftsmann für gewöhnlich nicht zubilligt: Autographen, Erstdrucke und so fort. Ich besitze zum Beispiel eine Fust-Bibel und von Lessings eigener Hand das Manuskript des „Laokoon“. — Ich



denke, Sie kennen meine Kinder. *Mit Bezug auf Wolfgang*: Er hat es weiter gebracht als ich, der Junge ist heute bereits Professor.

PAULA CLOTHILDE, *halblaut zu Hanefeldt*. „Der Junge“ ist wirklich gut. Oder meinen Sie nicht?!

GEHEIMRAT CLAUSEN. Das ist Egmont, kurzweg Egert heißen, der mit seinen zwanzig Jahren den vollen Ernst des Lebens noch nicht recht begriffen hat. Trotzdem ist mir einstweilen nicht bange um ihn — es kommt die Stunde, wo jedem von uns die Augen aufgehen.

OBERBÜRGERMEISTER. Unser Stadtbild wäre nicht vollständig ohne Ihren Sohn. Man sieht ihn gern in seinem Mercedes vorbeiflitzen.

EIN STADTVERORDNETER. Und zwar unter allgemeinem Hälseverrenken der Damenwelt.

EGMONT. Ich habe schon auch meine dunklen Stunden. Aber ich kann das Grau in Grau unserer Nachkriegsepoche auf die Dauer nicht aushalten, und da fass' ich eben jeden Zipfel des lebendigsten Lebens, wo er irgend zu packen ist.

EIN STADTVERORDNETER: „Freude, schöner Götterfunken...“

PROFESSOR GEIGER. O freilich — „Tochter aus Elysium...“

OBERBÜRGERMEISTER. Ohne die Tochter aus Elysium geht's bei den jungen Herren natürlich nicht.

*Gemäßigte Belustigung aller.*

GEHEIMRAT CLAUSEN. Vielleicht ist es falsch, wenn wir das psychologische Moment in der öffentlichen Diskussion so ganz vernachlässigen. Früher sprachen die Soziologen von Glückseligkeit. Heute redet man nur von Fertigfabrikaten, Halbfabrikaten und Rohstoffen... Diese hier ist meine Tochter Bettina.

EIN STADTVERORDNETER. In den Kreisen der Wohlfahrtspflege rühmlich bekannt.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Sie hat ein gutes Herz, meine Bettine, das auch mir über manche Krise hinweggeholfen hat. — Hier hätten wir dann meine Tochter Ottilie. Sie hat ihrer Mutter und mir in den ersten Jahren ihres Lebens viel Sorge gemacht, in den späteren um so mehr Freude. Und das ist ihr Mann, mein Herr Schwiegersohn. — Ich brauche Ihnen Herrn Klamroth nicht vorzustellen.

KLAMROTH, *mit leicht gereizter Freundlichkeit*. Als den Mann seiner Frau jedenfalls wohl nicht. *Ottilie faßt Klamroth erschrocken unwillkürlich am Handgelenk*. Wieso? Ich sage die Wahrheit, Ottilie.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Das tun Sie ja stets.

OBERBÜRGERMEISTER. Der herzerquickende Freimut des Herrn Direktors Klamroth ist stadtbekannt.

EIN STADTRAT. Sie haben nur einen Fehler, Herr Klamroth: daß Sie trotz unserer Bitten sich immer noch hartnäckig im Magistrat vermissen lassen.

KLAMROTH. Geduld, Herr Stadtrat, kommt Zeit, kommt Rat.

OBERBÜRGERMEISTER. Da haben Sie ja ein wundervolles Bild hängen, Herr Geheimrat.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Sie waren noch nicht in diesem Zimmer? Meine verstorbene Frau als Mädchen, von Fritz August Kaulbach gemalt.

PROFESSOR GEIGER. Sie war wohl die schönste junge Dame, die mir zeit meines Lebens zu Gesicht gekommen ist.

BETTINA. Sehen die Herren hier rechts auf dem langen schwedischen Handschuh den Schmetterling? Der Maler hat zu Mama gesagt, das sei er, der sie in dieser Gestalt ewig durchs Leben begleiten wolle.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Stürzen wir uns in das Festgewühl, wenn es beliebt! Steigen wir in den Garten hinunter!

OBERBÜRGERMEISTER, *auf dem Balkon, in den Garten*



*hinunterblickend.* Ein Wunder ist dieser Garten inmitten der Stadt. Man ist auf dem Lande, man hört keine Automobilhupe. Jedesmal fällt es mir wieder auf.

WUTTKE *tritt auf den Geheimrat zu.* Herr Geheimrat, ich störe Sie nur einen kurzen Augenblick.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Was haben Sie denn?

WUTTKE, *mit flehenden Augen.* Eine Unterschrift.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Ein wahres Kreuz, dieser Doktor Wuttke!

*Er gibt seine Unterschrift und entfernt sich mit der ganzen Gesellschaft, um in den Garten zu gehen.*

*Dr. Wuttke und Sanitätsrat Steynitz sind zurückgeblieben.*

WUTTKE *hat Unterschrift in Mappe geborgen.* Leben Sie wohl, ich will mich zurückziehen. — Was halten Sie eigentlich in der Hand?

SANITÄTSRAT STEYNITZ *betrachtet ein mikroskopisches Präparat.* Was ich hier halte, ist eine Blutprobe.

WUTTKE. Hoffentlich doch nicht positiver Wassermann.

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Schlichte Chlorosis, einfache Sache.

WUTTKE. Bleichsucht also. Wer ist denn der Glückliche?

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Es ist kein Er, es ist eine Sie. Es ist Inken Peters, gebürtig aus Husum oder Itzehoe, die unser alter Herr so ins Herz geschlossen hat.

WUTTKE. Nanu? Und da nimmt er gleich die Blutprobe?

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Das ist mehr so meine eigne Idee, da er sie meiner Obhut überantwortet hat.

WUTTKE. Was halten Sie eigentlich von der Geschichte?

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Eine kleine Ablenkung, weiter nichts, die man dem wiedergenesenen Manne doch wohl zu gönnen hat.

WUTTKE. Aber doch schon für diesen und jenen besorgniserregend.

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Wieso? Weil der Geheimrat manchmal in Broich zu finden ist und den Kindern — sie hält einen Kindergarten, oder eigentlich mehr die Mutter hält einen Kindergarten — Schokolade bringt? Was werden die Schnüffler nicht noch alles ausschnüffeln!

WUTTKE. Bin weit entfernt. Ich jedenfalls nicht! Ich wüßte nicht, was mir gründlicher Wurst wäre.

*Er winkt und geht schnell ab.*

*Der Sanitätsrat tritt an die Balustrade des Balkons und schaut in den Garten hinunter. Ohne daß sie ihn bemerkt, tritt Inken Peters, gefolgt von ihrer Mutter, ein.*

INKEN stutzt, sieht sich um. Sag mal, Mutter, wo ist man hier?

FRAU PETERS. Eil doch nicht so, man kann ja kaum nachkommen!

INKEN. Es scheint doch, sie gehen alle, Mutter.

FRAU PETERS. Du tust ja gerade, als ob du gehetzt würdest. Und überhaupt ist es ein bißchen merkwürdig: der Geheimrat tritt mit großem Gefolge in den Garten ein, und du läufst im gleichen Moment davon.

INKEN. Es sind genug junge Damen da, die Hofknickse machen. Was habe ich von dem Geheimrat, wenn er von einem Wall umgeben ist?!

FRAU PETERS. Es war unsere Pflicht, ihm zu gratulieren. So mir nichts, dir nichts davonzurennen, ist eine Ungezogenheit. Von Fräulein Bettina hättest du dich zum allermindesten müssen verabschieden, da sie doch so lange und herzlich mit dir gesprochen hat.

INKEN. Ich hatte nichts anderes zu tun, als kopfüber wie in einem Examen zu antworten. Ich bekam auch Zensuren, ich wurde gelobt, weil ich ein so resolutes und tüchtiges Mädchen wäre: Stenotypistin, Nähterin, Kindergärtnerin; jeder neue Beruf brachte mir neue Ehren. Wohl aber wurde mir trotzdem nicht.



FRAU PETERS. Inken, du hast wieder deine Zustände.

INKEN. Und wie dieser Herr Direktor Klamroth mit einem zu tanzen geruht, ist widerlich. Und was er einem alles ins Ohr flüstert, indes seine ahnungslose Frau ihn anhimmelt! Egert Clausen ist der einzige, mit dem man anständig tanzen und sprechen kann. — Sage mir nur, wo der Ausgang ist — es wird mir erst wieder wohl auf der Straße!

*Inken, im Begriff, durch irgendeine Thür zu flüchten, stößt auf Frau Paula Clothilde Clausen in Begleitung von Justizrat Hanefeldt, die eben eintreten.*

JUSTIZRAT HANEFELDT. Wohin denn so eilig, schönes Kind?

INKEN. Oh, Herr Justizrat Hanefeldt! Ich wußte ja gar nicht, daß Sie auch bei dem Feste sind.

JUSTIZRAT HANEFELDT. Die ganze Stadt ist ja bei dem Feste. Meine Beziehungen zur Familie Clausen sind außerdem alt und vielfältig. Zum Beispiel in diesem Zimmer — das wissen auch vielleicht Sie nicht, gnädige Frau — haben wir beide, Ihr Gatte Wolfgang und ich, als Kinder bereits miteinander gespielt. *Zu Inken:* Haben Sie sich denn gut unterhalten?

PAULA CLOTHILDE, *mit Blick durchs Lorgnon.* Sicherlich doch?! — Flotte Tänzerin, was?! Habe Sie mit Interesse beobachtet.

INKEN. Ich tanze nur so für den Hausbedarf.

JUSTIZRAT HANEFELDT. Sie wissen, vor wem Sie stehen, Inken? Frau Professor Doktor Wolfgang Clausen, die Frau Schwiegertochter des Herrn Geheimen Rats, deren Tante einmal die Herrschaft Broich, in der Sie jetzt Unterschlupf gefunden haben und die ich verwalte, besessen hat.

PAULA CLOTHILDE. Mein Vater war allzusehr General. Es sind von ihm, besonders im Alter, unverzeihliche Fehler gemacht worden, sonst müßten wir heut noch

Eigentümer der Herrschaft sein. Auf alte Herren muß man achtgeben!

JUSTIZRAT HANEFELDT, *zu Paula Clothilde*. Ich darf Ihnen diese Kleine vorstellen: Inken Peters, die ein ordentliches und fleißiges Mädchen ist! Greift alles mutig an, was ihr vor die Finger kommt. Und hier ihre ehrenwerte Frau Mutter.

PAULA CLOTHILDE. Es heißt eben: friß, Vogel, oder stirb! Wer heut wählerisch sein will, geht vor die Hunde.

JUSTIZRAT HANEFELDT. Sagt man zuviel von dieser Familie? Waren die Herrschaften Clausen nicht wieder von einer ganz allgemein empfundenen Herzlichkeit und Leutseligkeit?

FRAU PETERS. Über alles Lob, Herr Administrator.

JUSTIZRAT HANEFELDT. Und haben Sie sich denn amüsiert?

FRAU PETERS. Ein herrliches Fest! Jahrelang wird man davon zehren.

PAULA CLOTHILDE, *zu Frau Peters*. Wo arbeitet Ihre Tochter jetzt?

INKEN. Mutter, ich will dir die Antwort abnehmen. Wenn die Dame es wissen will — eine Stellung bekleide ich augenblicklich nicht. Aber dank der Unterstützung des Herrn Administrators Hanefeldt halten wir einen Kindergarten — mein guter Onkel ist Gärtner in Broich — in einem der großen leeren Glashäuser.

PAULA CLOTHILDE. Sie sind also auch Kindergärtnerin?

INKEN. Ich machte pro forma mein Examen.

PAULA CLOTHILDE. Wieviel bringt das etwa ein, monatlich?

INKEN, *lachend, leicht amüsiert und gereizt*. Sechzehn Dummköpfe, pro Dummkopf zwei Mark die Woche.

JUSTIZRAT HANEFELDT. Sie sind heute recht ungeduldig, Kind.



INKEN. Ich möchte mich, wenn es erlaubt ist, verabschieden.

*Sie will, nach einer leichten Kopfsenkung, davon. In der Thür aber steht plötzlich Egert Clausen und vertritt ihr den Weg.*

EGMONT. Auf keinen Fall, bevor Sie nicht noch diesen Tango mit mir getanzt haben.

INKEN, *lacht auf*. Geh voraus, Mutter! Man ist eben eine Gefangene. Am Hausportal, bitte, warte auf mich!  
*Inken mit Egmont ab.*

JUSTIZRAT HANEFELDT. Wie gefällt sie Ihnen?

PAULA CLOTHILDE. Das wäre am Ende auch gleichgültig. Aber nein! Sie gefällt mir nicht.

JUSTIZRAT HANEFELDT. Und, Paula, was hätten Sie auszusetzen?

PAULA CLOTHILDE. Zum mindesten, daß sie unweiblich ist.

JUSTIZRAT HANEFELDT. So? Sie finden die Kleine unweiblich? Und doch kann sie sich weich und weiblich geben wie wenige.

PAULA CLOTHILDE. Haben Sie diese Erfahrung gemacht?

JUSTIZRAT HANEFELDT. Ja, aber gewiß nicht so, wie Sie meinen. Denn in puncto puncti ist ihr Verhalten musterhaft. Irgendwie war sie heut etwas gereizt. Sonst hat man, sooft man sie in ihrer Umgebung sieht, jedesmal den Eindruck zwar eines erquickenden Freimuths, aber auch der größten Liebenswürdigkeit.

PAULA CLOTHILDE. Und doch hat sie es faustdick hinter den Ohren.

JUSTIZRAT HANEFELDT. Sie wollen vielleicht damit nur sagen, daß sie kein Dummchen ist, und damit, Paula, würden Sie recht haben. Übrigens weiß das arme Ding nicht, welches Verhängnis ihre Familie vor Jahren betroffen hat: ihr Vater hat sich das Leben genommen, und zwar wegen eines Verdachtes, der auf ihm lastete, während der Untersuchungshaft.

SANITÄTSRAT STEYNITZ, *der unbemerkt geblieben war.* Ein armer Narr, da sich seine Unschuld später mit neunzig Prozent Wahrscheinlichkeit erwiesen hat.

JUSTIZRAT HANEFELDT, *leicht überrascht.* Ach, Sie sind hier?

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Ich mache hier Studien.

PAULA CLOTHILDE, *entsetzt.* Das Leben genommen? In Untersuchungshaft? Das wäre ja eine gräßliche Sache! Meinen Sie, daß mein Schwiegervater davon Kenntniss hat? Sonst müßte man ihn denn doch wohl ins Bild setzen.

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Sehr wichtig scheint mir das eigentlich nicht.

*Geheimrat Clausen mit Bettina, wie vorher, Professor Geiger, Professor Wolfgang Clausen, Egmont Clausen, Klamroth mit seiner Frau Ottilie geb. Clausen. Wolfgang hat seinen achtjährigen Sohn an der Hand, Ottilie einen anderthalbjährigen Sohn auf dem Arm und ebenfalls an der Hand ein vierjähriges Töchterchen. Im Hintergrund der alte Diener Winter.*

GEHEIMRAT CLAUSEN. Ich danke euch allen, danke euch allen, liebe Freunde, lieben Kinder und Kindes-  
kinder, für diese sehr gelungene Geburtstagsfestlichkeit.

BETTINA, *bewegt, laut genug, daß alle sie hören, aber nur für den Vater bestimmt.* Ich bin gewiß, daß Mutter von oben auf uns herniedersieht.

OTTLIE, *dicht am Papa.* Lenchen, gib Opapa einen Patsch und sprich vernehmlich: Ich gratuliere!

GEHEIMRAT CLAUSEN. Ich nehme es für genossen, Ottilie.

DIE VIERJÄHRIGE, *tritt zu Geiger.* Ich gratuliere dir zum Geburtstag, lieber Großvater.

PROFESSOR GEIGER. Was Tausend! das wußt' ich ja gar nicht: ich bin dein Großvater? *Er lacht herzlich.* Ich bin ja überhaupt noch nicht Großvater. Wie kommst



du darauf? Man behauptet doch allgemein, daß ich noch wie ein Jüngling aussähe.

OTTLIE. Lenchen, du kennst den Großvater nicht?

GEHEIMRAT CLAUSEN. Sie versteht es nicht besser, lieber Geiger.

GEIGER. Die Kleine beschämt mich, weiter nichts. Deine herrliche Patriarchenrolle zu spielen, geziemt mir nicht.

JUSTIZRAT HANEFELDT. Wie steht in der Bibel? Ich will dich zum großen Volke machen.

PAULA CLOTHILDE, *boshaft, dem Justizrath ins Ohr.* Nun sagen Sie bloß noch: ich will deinen Samen mehren wie Sand am Meere...

GEHEIMRAT CLAUSEN. Also nochmals Dank, Dank, Dank! Wir sehen uns alle zum Abendbrot.

BETTINA. Verzeih, Papa, heut abend ist das Bankett im Stadthause.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Richtig! Nun also, wir treffen uns irgendwo.

BETTINA. Ich bringe dir jetzt deine Limonade.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Nein, beste Bettine, heut nicht Limonade. Winter, machen Sie uns einen recht netten, behaglichen Tisch zurecht, stellen Sie eine oder zwei Flaschen Pommery darauf, und dann wollen wir plaudern, lieber Geiger, und zwar von der guten alten Zeit. Auf Wiedersehen, auf Wiedersehen, ihr guten Kinder! *Die ganze Gesellschaft entfernt sich wohl oder übel. Außer Geheimrat Clausen und Professor Geiger ist nur Bettina zurückgeblieben. Winter, in Ausführung des Befehls, geht ab und zu.*

BETTINA, *etwas betreten.* Ich wollte nur fragen — störe ich?

GEHEIMRAT CLAUSEN. Du weißt ja, niemals störst du, Bettine. Aber ich fürchte, du würdest nicht recht auf die Kosten kommen bei dem, was uns beiden alten Kommilitonen Gewohnheit ist. Unsere Gespräche werden dich langweilen.

BETTINA. Aber nein, Papa, das fürchte ich nicht.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Nun, du kannst uns getrost ein halbes Stündchen allein lassen. Es ruht immerhin aus, wenn man einmal auf bequeme Art über dies und das und noch etwas unter vier Augen plauschen kann.

BETTINA. Wäre sonst irgend etwas für dich zu tun, Vater?

GEHEIMRAT CLAUSEN. Absolut gar nichts im Augenblick.

BETTINA *geht*. Wenn du mich brauchst, ich bin im Musikzimmer. *Ab*.

*Es ist still geworden im Hause. Man spürt, das Gartenfest ist zu Ende. Die Jazzmusik schweigt.*

*Einige der davoneilenden Gäste haben das Zimmer gekreuzt, darunter ein Musiker mit seinem Instrument.*

*Winter serviert den Sekt.*

GEHEIMRAT CLAUSEN. Winter, verschließen Sie alle Türen, und machen Sie vor der einen, die offen bleiben kann, den Zerberus!

WINTER. Es sind nur noch einige Musikanten im Hause.

GEHEIMRAT CLAUSEN, *lächelnd*. Einige gute und einige schlechte.

PROFESSOR GEIGER. Solche Feste sind meist mehr für die andern da als für den Jubilar. — Du hast deine Bücherei sehr vermehrt, Matthias.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Oben im zweiten Stock liegt die Hauptmasse. Ich halte sogar einen Bibliothekar. Er ist nach Arth-Goldau zu seiner Mutter gereist, er ist Schweizer.

PROFESSOR GEIGER *betrachtet eine große Photographie*. Das Reiterstandbild des Marc Aurel.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Das schönste und bedeutendste Reiterstandbild der Welt, zu Rom auf dem Kapitol. On revient toujours à ses premiers amours... Nehmen wir also Platz, lieber Geiger!



PROFESSOR GEIGER. Der Bürgermeister hat wirklich recht, man würde auf einen Gelehrten schließen, wenn man nicht wüßte, daß hier der Gründer und Leiter eines großen Geschäftsbetriebes zu Hause ist.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Es hat Männer gegeben, die beides vereinigt haben. Schliemann und Grote waren zugleich große Kaufleute. — Ich habe leider nichts aufzuweisen.

PROFESSOR GEIGER. O bitte, Matthias, das sage nicht! Deine verstreuten Aufsätze würden mehrere Bände ausmachen. — Was ist das übrigens für ein wunderbares Schachbrett, Matthias?

GEHEIMRAT CLAUSEN. Ich bin beschämt, und es hätte mir unter anderen Verhältnissen wirklich große Freude gemacht: es ist ein Geschenk meiner Redakteure.

PROFESSOR GEIGER, *mit Bezug auf das Schachbrett und die aufgestellten Schachfiguren auf einem kleinen Tischchen.* Ein wunderbares antikes Stück. Wahrscheinlich persisch, meinst du nicht? Die Felder Perlmutter und Lapislazuli, Silber und Gold, wahre Kunstwerke, diese Figuren!

GEHEIMRAT CLAUSEN. Man findet ein gleiches Stück wahrscheinlich in ganz Europa nicht. Meine Herren wissen, daß ich zuweilen eine Partie spiele. *Winter hat den Sekt serviert, und die Herren nehmen dabei Platz. Winter füllt die Gläser. Der Geheimrat erhebt sein Glas:* Ich danke dir, daß du gekommen bist.

PROFESSOR GEIGER. Oh, nichts zu danken, es paßte sehr gut. Ich komme immer gern in mein altes Mutterland, außerdem ist ja der Anlaß ein glücklicher. *Winter gibt Geiger Feuer. Er raucht und fährt fort:* Du hast dir das schöne Laster immer noch nicht angewöhnt.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Dafür bin ich mit anderen reich gesegnet.

*Beide Herren bleiben eine Weile stumm.*

PROFESSOR GEIGER. Du hast eine Perle von einer Tochter.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Dein Wort in Ehren: es gleicht dem Stempel, den man auf eine Wahrheit drückt.

PROFESSOR GEIGER. Deine Bettine liebt dich abgöttisch.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Auch das ist auf eine Weise wahr, die mir manchmal bange macht.

PROFESSOR GEIGER. Töchter schwärmen nun einmal meistens für ihre Väter. Ich lasse mich auch von meiner Tochter, sooft es ihr Spaß macht, Wotan oder Zeus nennen.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Es liegen aber Gefahren in solchen Verzückungen, die der Psychoanalytiker kennt und die beiden Teilen recht unbequem werden können. Übrigens bin ich Bettine wirklich zu Dank verpflichtet, sie ist ein liebes und braves Kind. — Apropos: erzählt Tochter dir manchmal Träume?

PROFESSOR GEIGER. Nein, dazu ist Alice zu praktisch gerichtet. Höchstens spricht sie von Boating, Gymnastik und Unterricht.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Meine Tochter erzählt mir Träume. Und zwar sind es Träume, in die ich meist als eine Art höheren Wesens verwoben bin, manchmal mit meiner verstorbenen Frau im Bunde.

PROFESSOR GEIGER. Nun ja, Bettina ist religiös. Der Tod der Mutter ist ihr sehr nahegegangen.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Und sie sagt: unsere Ehe sei keinen Augenblick unterbrochen, so daß wir, meine verstorbene Frau und ich, nach ihrer Ansicht noch heut unlöslich verbunden wären.

PROFESSOR GEIGER. Damit hat sie doch wohl, wie ich denke, deinen Trennungsschmerz zu mildern versucht.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Ich nahm das auch an in der ersten Zeit und fand darin eine Art von Linderung —



nicht weil ich Bettinens Ansicht war, sondern weil ihre kindliche Ausflucht mir Rührung abnötigte. Dann aber nahm ihr Glaube an diese Verbindung zwischen meiner verstorbenen Frau und mir Formen an, von denen sich mein gesundes Empfinden abwendete. Okkultistische Neigungen habe ich nicht, und so habe ich Bettine zwar, um sie nicht zu verletzen, laufen lassen, wenn sie von gewissen Rapporten mit dem Jenseits sprach, aber es wurde mir mehr und mehr peinlich.

PROFESSOR GEIGER. Nun ja, das Seelenleben alternender Mädchen, die körperlich etwas zu kurz gekommen sind, treibt mitunter seltsame Blüten — darüber kann man als Vater hinwegsehen. —

GEHEIMRAT CLAUSEN. Geiger, du bist die Stimme unserer gesunden Jugend, die so lange in mir geschwiegen hat. Sie klingt in mir, und ich höre sie wieder! Darum ist es wie das Walten einer Vorsehung, daß du überhaupt gekommen bist. Laß uns auf unsere Jugend anstoßen!

PROFESSOR GEIGER. Oh, warum nicht?! Wenn man auch heut nach einem schwarzen Haar auf meinem Kopfe ebenso vergeblich suchen wird wie in jungen Tagen nach einem weißen.

*Sie stoßen an und trinken.*

GEHEIMRAT CLAUSEN. Ich denke, ich bin es dir schuldig, dir etwas von der Krise zu erzählen, die mich, nachdem wir meine Frau begraben hatten, in dem leeren Hause und, sagen wir, in der leeren Welt ergriffen hatte.

PROFESSOR GEIGER. Man sagt, es sei dir nicht gut ergangen.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Und damit hat man wohl recht gehabt. Der Verlust meiner Frau hatte mich in einer immerhin sonderbaren Verfassung zurückgelassen. Das Tor des Todes, durch das sie davongegangen war, wollte sich scheinbar nicht mehr schließen. Mir war,

als läge ein Sinn darin. Auf der anderen Seite — nun, sagen wir: hatte das Leben den Sinn verloren. Da sah ich auf einmal, oder glaubte zu sehen, nichts als Fremdheit, Nutzlosigkeit und Trostlosigkeit.

Meine Umgebung tat nun natürlich das Ihre, um mich ins Dasein zurückzuziehen. Aber die lockenden Stimmen aller meiner mir im Tode vorangegangenen Freunde schwiegen nicht. Warum sollte ich ihnen nicht nachgeben?! Der Gedanke buhlte gleichsam mit mir. Es lag Entspannung, Ausruhen, ja, eine unverkennbare Wollust darin.

Und wirklich, Geiger, ich würde wahrscheinlich den Weg alles Fleisches gegangen sein, wenn ich nicht meine Kinder gehabt hätte. Ich sage das nicht aus sentimentalen Rücksichten. Die einfache Sorge um sie, ihre Existenz, ihre Wohlfahrt, hielt mich zurück. Ich wollte wenigstens noch so lange durchhalten, bis ihre Zukunft nach Menschengedenken einigermaßen geregelt und gesichert war.

Und hier darf ich nun auch der Verdienste meines resoluten Hausarztes Steynitz und des Doktor Wuttke nicht vergessen. Sie setzten es mit unermüdlichen Schlichen und Mitteln durch, daß ich schließlich mein Auge von der schwarzen Lockung abwandte, in die es immer wieder hineinstarren mußte, und wieder ein Mensch unter Menschen ward.

PROFESSOR GEIGER. Gott sei Dank, also hast du dich wieder herausgemausert?

GEHEIMRAT CLAUSEN. Meine Antwort muß ja und nein lauten. Ich gehöre noch immer nicht recht dazu. Manchmal sehe ich um mich her, und es ist mir, als ob mich das alles gar nichts mehr anginge. Dazu kommt — in diesem Augenblick freilich ist sie durch dich aufgehoben — eine Empfindung von Einsamkeit und Verlassenheit.

PROFESSOR GEIGER. Einsamkeit? Kurioser Gedanke,



wenn man dich eben inmitten eines solchen Festgewimmels gesehen hat.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Du, lieber Geiger, nicht das Festgewimmel hebt sie auf, diese Einsamkeit: das dringt zu mir wie durch wattierte Türen. Dagegen freilich: ein treuer Freund ist die Arznei des Lebens, wie der unendlich weise Jesus Sirach sagt. Aber immerhin, ich bin auch sonst erheblich gebessert, trotz der mitunter recht tückischen Rückfälle. Dann steigt er mir auf, der Überdruß, ich sehe nur noch makabres Gelichter, drehkrank, unbarmherzig und endlos von einer Maschine herumgewirbelt, und dann zuckt mir die Hand wiederum nach der bewußten Klinke, die jeder leicht herabdrücken kann, um schweigend den Tanztee zu verlassen...

Genug der psychologischen Metaphysik: wir wollen nun etwas ins Praktische eintreten. — Wie gefällt dir also mein Schwiegersohn?

PROFESSOR GEIGER. Business-man vom Kopf bis zur Sohle.

GEHEIMRAT CLAUSEN. So, das ist also der Businessman?! Früher sagte man der „Reisende“. Mir gefällt er nicht. Aber ich gebe zu, er ist für den Fortgang von Handel und Wandel notwendig.

PROFESSOR GEIGER. Du stimmst nicht mit deinem Schwiegersohn?

GEHEIMRAT CLAUSEN. Oh, wir stehen sehr gut miteinander. Nur muß ich sehen, hell und grell sehen, wie mein ganzes schönes geistiges Lebenswerk unter seinen unentrinnbaren Händen garstiger Ungeist wird.

PROFESSOR GEIGER. In der Tat, die neuere Zeit sieht mehr und mehr ihren einzigen Zweck im Profitmachen.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Und nun füge folgerichtig hinzu: du siehst in der Akquisition eines solchen Schwiegersohnes, nach dem die Stadtväter schon ihren Köder

auswerfen, einen Glücksfall für die Meinen und mich.

PROFESSOR GEIGER. Gewissermaßen! — Ich leugne das nicht.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Weißt du noch mehr, was zu seinen Gunsten spricht?

PROFESSOR GEIGER. Es wäre die Frage, ob Ottilie in ihrer Ehe zufrieden ist.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Erstaunlicherweise ist sie zufrieden. Diese empfindsame kleine Ottilie, die sich verfärbte bei einem zu lauten Wort, unser zerbrechliches Marzipanpüppchen, dem man jedes rauhere Lüftchen fernhalten mußte — heut vergöttert sie diesen plumphen Kerl, an dem sie doch jeder Schritt, jedes Wort täglich und stündlich verletzen müßte. Und schließlich betrügt er sie obendrein.

PROFESSOR GEIGER. Da ist nichts zu machen, das müssen wir dulden, wenn sich unsere Töchter der männlichen Brutalität ausliefern.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Daß man eine Tochter verliert, mag hingehen. Aber es geht mir auf andere Weise wunderlich mit dem Schwiegersohn: ich brauche nur flüchtig an ihn zu denken — und ich sehe sofort den Lauf einer Waffe auf mich gerichtet!

PROFESSOR GEIGER. Lieber Matthias, du gefällst mir noch nicht... Jeder Mensch muß, das gebe ich zu, den Platz, den er einnimmt, täglich und stündlich verteidigen. Unbedingt aber ist es falsch, wenn du, Allverehrter und Allgeliebter, aus dem Kreise der Deinen eine Waffe auf dich gerichtet siehst. Ich meine, du kannst diese Wendung zurücknehmen.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Nein, ich nehme sie nicht zurück. Doch reden wir lieber von etwas anderem! *Er legt die Hand auf das Schachbrett, das in der Nähe steht.* Sieh dir mal, bitte, das Schachbrett an, das mir meine Herren geschenkt haben! Ein elektrischer Schlag gleichsam, als ich es sah! Ich war wirklich betroffen, kaum



konnte ich den Überbringern schön Dank sagen. Ich glaubte, es stecke Absicht dahinter: ein besseres Symbol meines Wirkens gibt es nicht.

Ein Leben lang habe ich Schach gespielt, vom frühen Morgen bis vor dem Einschlafen, Schach gespielt in die Träume hinein. Diese Elefanten, Pferdchen und Bauern sind Kunstwerke — aber das ist bedeutungslos. Figuren und Schachbrett hat man ja schließlich nur im Kopf. Die schwersten Partien, immer womöglich ein halbes Dutzend zugleich, kann man ja überhaupt nur im Kopf spielen — und ihre Figuren sind lebendigen Wesen, lebendigen Menschen substituiert.

PROFESSOR GEIGER. Das wird man dir ohne weiteres glauben, Matthias.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Gut. Aber nun nähert man sich allmählich der Schlußpartie, wo der Gegenspieler noch nicht gerade der Tod, aber auch nicht mehr das von gesunden Säften strotzende Leben ist. Da werden Figuren zu Dämonen. Und augenblicklich spiele ich eine, die mich Tag und Nacht wie in einem Schraubstock hält und mich mit ihren Problemen martert.

PROFESSOR GEIGER. Wie meistens, wirst du als Sieger daraus hervorgehen.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Etwas ist aber bei dieser Partie, das mir Grauen verursacht: die Schwarzen rücken mit lauter bekannten Gesichtern unerbittlich gegen mich an, sie sperren mir mehr und mehr die Ausflüchte und setzen mich unbarmherzig matt, wenn meine Augenlider nicht immer sperrangelweit offen sind. Tausendmal muß ich, selbst in dem Alptraum jeder Nacht, überhaupt aus dem Schachbrett herauspringen.

PROFESSOR GEIGER. Wirf sie doch einfach um, wenn sie dich quält, diese Schachpartie! Dieses Gespenst von einer Schachpartie brauchst du doch nicht zu Ende zu spielen.

GEHEIMRAT CLAUSEN, *verändert, entschlossen, erhebt sich*. So ist es, Geiger, ich werde sie umwerfen! Und damit wäre mit meinem ganzen bisherigen Leben Tabula rasa gemacht.

PROFESSOR GEIGER. Tabula rasa mit deinem Leben, das eins der erfolgreichsten in der Welt gewesen ist?

GEHEIMRAT CLAUSEN. Ja, du sagst es, es ist gewesen! Willst du mir glauben, daß alles, alles, was soeben geschah, und ebenso alles, was mich umgibt, Kinder, Bilder, Teppiche, Tische, Stühle, ja meine ganze Vergangenheit, mir so viel wie der Inhalt einer Rumpelkammer bedeutet? Dies alles ist tot, und ich will es denen überlassen, für die es lebendig ist.

PROFESSOR GEIGER. Das würde heißen, du möchtest abdanken?!

GEHEIMRAT CLAUSEN. Ich liquidiere nur die Gespensterpartie. Warum sollen die Meinen mehr und mehr an mir, wenn auch nur im Herzen, zu Mördern werden und ungeduldig auf meinen Tod warten, da mir doch an dem, dessen freien Besitz sie so heiß ersehnen, nichts mehr gelegen ist?!

PROFESSOR GEIGER. Um Gottes willen, mein lieber Mensch, hier müßtest du dich vor allem von Depressionen frei machen. Kein Vater wird mehr als du von den Kindern verehrt.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Ich sage nicht ja, nicht nein dazu. Habe recht oder unrecht, mein Freund, ich jedenfalls bin entschlossen, das Seil zu kappen, das mich an mein altes Schiff und an seinen alten Kurs gebunden hält. Ich kann nur so oder gar nicht leben. Seltsamerweise ist es nicht ganz leicht, das zu negieren und loszuwerden, was ja tatsächlich nicht mehr ist. Man braucht dazu strenge Exerzitien. Aber ich habe schon etwas erreicht — meine Psyche spürt eine neue Beweglichkeit. Und jetzt, wo ich wieder während längerer Zeitspannen gleichsam ein Mensch ohne Schicksal bin...



PROFESSOR GEIGER, *immer schalkhaft*. Also, du hast einfach nicht gelebt? Du tust so, als wärest du eben geboren.

GEHEIMRAT CLAUSEN. So ist es. Es ist etwas Wahres daran. — *Er steht auf, wie erleichtert, atmet tief und geht im Zimmer auf und ab. Dann steht er still vor dem Bild seiner einstigen Braut und blickt es an.* Meine ewig junge, schöne Braut an der Wand: wenn es nicht nur ein Leben im Jenseits, sondern damit auch ein göttliches Verstehen gibt, so weiß ich, du wirst mein Verfahren begreifen, und auch die Vita nova, die damit begonnen hat. Ich brauche mich vor dir nicht zu verteidigen. — Wogegen mein Gedanke meiner lebenden Familie gegenüber Konterbande ist. Ich muß ihn selbst vor Bettine geheimhalten.

PROFESSOR GEIGER. Nun sollte ich eigentlich mehr erfahren! — So ist mir dein Verhalten zugleich wunderbar und rätselhaft.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Man kann meinen Zustand nicht treffender ausdrücken. Das Wunderbare gärt in mir, und vom Rätsel bin ich umgeben!

PROFESSOR GEIGER. Eine dumme Frage, du mußt mich entschuldigen: spricht bei dieser Befreiung, dieser Besinnung, dieser Erlösung, wie du es nennst, irgendein äußerer Umstand mit, oder ist alles in deinem Seelenzustand allein beschlossen?

GEHEIMRAT CLAUSEN. Es ist nicht ganz leicht, darauf zu antworten. Äußere Umstände — mag wohl sein: wobei aber immer die inneren Umstände die ursächlichen sind. Ich könnte freilich kurzen Prozeß machen. Ich könnte Frage mit Frage beantworten. Ich könnte fragen: hast du unter dem Menschengewimmel im Garten irgendeine Erscheinung gesehen, die dir besonders aufgefallen ist?

PROFESSOR GEIGER. O freilich, natürlich: die hübsche Blondine.

GEHEIMRAT CLAUSEN *steht still vor Geiger*. Ich sage dir heute weiter nichts, aber ich nehme dich morgen aufs Land, in die Gärtnerei eines unbewohnten Schlößchens in meinem Wagen mit, und der Augenschein wird dich belehren, was es für ein Erlebnis ist.

PROFESSOR GEIGER. Oh, ich ahne: das Volksgemurmel...!



## ZWEITER AKT

*Spielet Ende August, etwa fünf Wochen nach dem ersten Akt.*

*Im Park von Schloß Broich. Das kleine Gärtnerhaus mit Eingang, an ein hohes Glashaus angebaut. Eine bewachsene Laube, Regentonnen, Gartengeräte und so weiter. Das Glashaus verlängert sich nach rechts. Links vom Gärtnerhaus schräge Mauer mit Pförtchen. Dahinter der Turm einer ländlichen Kirche.*

*Gärtner Ebisch sitzt in der Sommerlaube. Im Glashaus, durch die mächtige Einfahrt sichtbar, spielen die Kinder des Kindergartens. Frau Peters, eine Häkelei in den Händen, wandert zu Beginn der Szene zwischen Glashaus und Laube hin und her.*

FRAU PETERS *spricht in die Laube hinein, vor der sie stehengeblieben ist.* Wenn Inken nun nicht bald kommt, mußt du auf die Kinder aufpassen, Laurids.

EBISCH. Det wier je woll nich det erste mal —. Hier man, Anna, ich hab em kuriosen Brief jekrieht von Administrator Hanefeldt.

FRAU PETERS. Was denn fürn Brief?

EBISCH. Hei will mich versetten.

FRAU PETERS. Der Administrator will dich versetzen? Wohin will er dich denn versetzen, Laurids?

EBISCH. Hei will mi up eene Herrschaft in Polen versetten. Ich soll mehr Gehalt hebben, de Dienst wier leichter, de Wohnung wier hübscher, schrieht he mir.

FRAU PETERS. Na, und du, Laurids?

EBISCH. Ik will nich, ik will lever hier bliewen. Wat soll ik woll bei die Polacken, wo sich die Füchse gut Nacht seggen?! Ich möchte glik mine Antwort upsetten, aber he kommt selbst, um die Sache mit mi zu besnaken, wie hei schrieht.

FRAU PETERS. Wie kommt er auf so was, der Herr Administrator?

EBISCH. Dat frag ik mi ooch, ik weet et nich.

*Er steht auf und verschwindet im Glashausportal.*

*Langsam schreitet Frau Peters häkelnd gegen das Glashaus und den Kindergarten, wo sie stehenbleibt. Die Kleinen haben sich bisher still gehalten, umringen sie aber nun mit allerlei Wünschen. Während sie beruhigt werden, tritt aus dem Mauerpförtchen Pastor Immoos im Ornat, begleitet von Bettina Clausen. Sie trägt sommerliches Straßenkostüm. Beide kommen, die Mauer entlang, nach vorn. Der Pastor blickt in die Laube, die er leer findet.*

PASTOR IMMOOS, zu Bettina. Ich höre die Kinder; entweder die Mutter oder die Tochter muß in der Nähe sein.

BETTINA. Es scheint ein recht friedlicher Ort, Herr Pastor.

PASTOR IMMOOS. Nicht wahr? Man könnte an sich wohl verstehen, wenn ein geplagter Mann, der mitten im Welleben steht, sich manchmal hierher zurückzöge. — Guten Morgen, Frau Peters! — Da ist sie ja.

FRAU PETERS *wendet sich um*. Schön Dank, und grüß' Sie Gott, Herr Pastor! *Sie legt die Hand über die Augen und erkennt erstaunt Bettina*: Ist es möglich, haben wir die Ehre, das gnädige Fräulein Bettina Clausen bei uns zu sehen?!

BETTINA. Ich hatte bei Herrn Pastor Immoos etwas zu tun. Herr Pastor wollte mich durch den Park führen: es sei der nähere Weg zur Chaussee, wo mich mein Wagen erwartet.

FRAU PETERS. Also die Bitte, Platz zu nehmen, erübrigt sich?

BETTINA. Leider — ich habe mich schon verspätet.

PASTOR IMMOOS. Frau Peters, ich komme gleich zurück.

*Er verschwindet mit Bettina durch ein Gartenpförtchen im Park.*

FRAU PETERS, zu Gärtner Ebisch, der wieder erschienen



*ist und den Abgehenden nachblickt.* Weißt du, wer die Dame war, die Pastor Immoos durch den Garten führt?

EBISCH. Nee, weet ik nich. Wie soll ik denn ooch?!

FRAU PETERS. Geheimrat Clausen seine älteste Tochter.

EBISCH. Wat will die hier?

FRAU PETERS. Siehst du, Laurids, das weiß nu ich wieder nich.

*Er geht seiner Arbeit nach, hin und her, ab und zu. — Frau Peters ist, immer mit der Häkelarbeit, wieder unter die Kinder getreten. Diese fragen, sie umringend, nach Tante Inken.*

FRAU PETERS. Tante Inken ist nach der Stadt gefahren. Sie kommt bald wieder, sie bringt euch was mit. *Der Pastor ist wieder erschienen, allein, und hat die letzten Worte gehört.*

PASTOR IMMOOS. Ihre Tochter ist nach der Stadt gefahren?

FRAU PETERS *wendet sich, erkennt den Pastor.* Ja, Herr Pastor, sie ist in der Stadt.

PASTOR IMMOOS. Ich habe sie lange nicht gesprochen. Früher hatte meine alte Konfirmandin doch manchmal ein Viertelstündchen Zeit für mich, jetzt vergißt sie, scheint's, ganz und gar ihren einstigen Seelsorger.

FRAU PETERS. O nein, Herr Pastor, das ist die Art meiner Inken nicht.

PASTOR IMMOOS. Darf man sich einen Augenblick niederlassen? *Er nimmt Platz.* Leisten Sie mir Gesellschaft, Frau Peters! Ich habe Zeit, bis die Glocken läuten. Für zwölf Uhr ist eine Taufe angesagt. Es sind die Liebmanns von Heinrichsruhe.

FRAU PETERS *hat neben der Regentonne, am einfach gezimmerten Gartentisch, ebenfalls Platz genommen.* Es ist eine Tochter — das dritte Kind. Gott gebe, daß es diesmal den armen Eltern erhalten wird!

PASTOR IMMOOS, *nach kleiner Pause.* Diese Bettina

Clausen ist, solange ich denken kann, meine liebste Schülerin.

FRAU PETERS. Sie soll sehr fromm sein, wie ich gehört habe.

PASTOR IMMOOS. Sie besitzt durch die Gnade Gottes eine schlichte, wahre Herzensfrömmigkeit, und, Frau Peters, das will bei dem weltlichen Treiben, in dem sie aufgewachsen ist, etwas heißen. Übrigens hat sie Sorgen, das arme Mädchen, schwere Sorgen — sie hat geweint.

FRAU PETERS. Es ist wohl auch ähnlich wie mit Inken, Herr Pastor. Eigentlich habe ich Fräulein Bettina seit mehreren Jahren nicht in Ihrer Gesellschaft gesehen.

PASTOR IMMOOS. Wogegen ich sie des öfteren besucht habe. Es hing mit der Pflege des alten Geheimrats zusammen, der ja seit dem Tode der Frau recht gefährdet gewesen ist und den man ja doch noch heute mit aller möglichen Sorgfalt behütet. Man sieht ihn ja manchmal bei Ihnen im Hause...

FRAU PETERS. Er gibt uns mitunter die Ehre, Herr Pastor.

PASTOR IMMOOS. Bettina lebt nur für ihren Vater. Irgend etwas anderes existiert eigentlich für sie nicht. Ich meine, es würde ihr Tod sein, wenn ihm doch noch am Ende etwas zustieße.

FRAU PETERS. Was soll ihm denn zustoßen, wenn man fragen darf?

PASTOR IMMOOS. In die Einzelheiten und, sagen wir, Tücken seiner Seelenverfassung eingedrungen bin ich ja nun nicht. Er erhält sich aber, wie es scheint, nur mit Mühe in einem labilen Gleichgewicht. Man fürchtet eben fast stündlich Rückfälle.

FRAU PETERS. Wenn der Geheimrat bei uns ist, merkt man von einer Gemütsbelastung eigentlich nichts.

PASTOR IMMOOS. So?! Ich werde das Fräulein Bettina mitteilen. Ich bin sicher, daß es sie freuen



wird. — Und was halten Sie von den Gerüchten, die umlaufen?

FRAU PETERS. Gerüchte, Herr Pastor? Die kenne ich nicht.

PASTOR IMMOOS. Es ist manchmal so bei den meist Betroffenen.

FRAU PETERS. Um Christi willen, was heißt denn das?

PASTOR IMMOOS, *nach kurzer Pause*. Ich habe nur zwei Minuten Zeit, aber, Frau Peters, ich will sie nach Kräften ausnützen. Ich kenne Sie als verständige Frau, die ein gesundes Urteil allen Lebensfragen gegenüber stets bewiesen hat: es sind die Besuche des Geheimrats hier, die sowohl Bettinen als der ganzen Familie Clausen einigermaßen Sorge verursachen.

FRAU PETERS. Sorge? In welcher Beziehung wohl?

PASTOR IMMOOS. Weil er, soweit ich Bettine verstanden habe, seit der Zeit wieder zum Schlimmen verändert ist. Es kann auch sein, die Besuche bei Ihnen sind nicht die Ursache, sondern schon die Folge dieser Veränderung. Ich selber kann darüber nichts aussagen; mir fehlte bisher jede Gelegenheit zu einer Beobachtung. Sie könnten mir vielleicht einen Wink geben.

FRAU PETERS. Man hat von einer Krankheit gesprochen, aus der sich der Geheimrat langsam wieder emporgearbeitet haben soll. Wenn er bei mir und bei Inken ist, kann man von einer Krankheit nichts merken. Trotz seiner Siebzig wirkt er noch jugendlich.

PASTOR IMMOOS. Ob nicht vielleicht zu jugendlich?

FRAU PETERS. Herr Pastor, Sie spielen auf Inken an. Hier fehlen nun mir wieder alle Grundlagen, wenn ich über die Beziehungen des Geheimrats zu meiner Tochter ein vernünftiges Urteil, wie Sie es mir zutrauen, fällen soll. Von außen genommen, scheinen sie mir gänzlich unverfänglich. Die beiden duzen sich nicht einmal.

PASTOR IMMOOS. Von außen genommen. Aber von innen?

FRAU PETERS. Ja, hineinkriechen in die Menschen kann man nicht.

PASTOR IMMOOS. Absurde Gerüchte behaupten, er habe die Absicht, Inken zu heiraten. Kein Wunder, wenn die Familie Clausen darüber aus dem Häuschen ist.

FRAU PETERS. So kann ich die Sache als Mutter nicht ansehen.

PASTOR IMMOOS *erhebt sich*. Nun, ich will mich jetzt noch eine Minute für die heilige Handlung sammeln. *Er tut einige Schritte, zögert und wendet sich dann wieder um*. Ich glaube doch, ich tue gut, wenn ich Ihnen gegenüber wenigstens in einem Punkt mein Herz entlaste. Es ist vielleicht etwas, das einer verständigen Frau zur Warnung dienen kann.

FRAU PETERS. Ich wäre Ihnen sehr dankbar, Herr Pastor.

PASTOR IMMOOS. Die Clausens besitzen einen alten Familienschatz. Die Preziosen der verstorbenen Frau Geheimrat sind hinzugekommen: sie bedeuten den Kindern ein Heiligtum. Können Sie mir sagen, ob, was ich nicht glaube, etwas davon, ein und das andere Stück, will ich mal sagen, über den Geheimrat in den Besitz Ihrer Tochter gewandert ist?

FRAU PETERS. Ich würde mich schwerlich darüber äußern, selbst wenn meine Tochter etwas davon erzählt hätte. Aber ich weiß, und will es beschwören, kein Wort davon.

PASTOR IMMOOS. Gott sei gedankt, das beruhigt mich. So will ich Ihnen zum Schluß einen Rat geben: wirken Sie auf Inken ein, sie möge niemals etwas dergleichen annehmen! Es würde, bei der Verfassung des Geheimrats, ein beinahe unverzeihlicher Fehler sein. — *Die Glocken des Kirchleins läuten*. — Guten Tag, Frau Peters! Die Glocke ruft. Der Täufling wird in die Kirche getragen.



*Pastor Immoos entfernt sich durch das Mauerpförtchen. Frau Peters häkelt heftiger. Der Gärtner Ebisch tritt zu ihr.*

EBISCH. Wat wull eegentlich de Herr Pastor bei di, Anna?

FRAU PETERS. Was er wollte? Das weiß er wohl selber nicht.

EBISCH. Wat Düwel, do kümmt jo de Administrater.

*Justizrat Hanefeldt taucht auf, elegant, sommerlich.*

JUSTIZRAT HANEFELDT. Ich habe das Auto nur einen Augenblick anhalten lassen, da ich gerade vorüberfuhr. Haben Sie etwas? Guten Tag, lieber Ebisch! Eine Frage in Eile: mein Brief ist eingelaufen?

EBISCH. Jo, de is richtig eingelaufen.

JUSTIZRAT HANEFELDT. Es eilt zwar nicht — aber wie stellen Sie sich dazu?

EBISCH. Herr Administrater, ik wollte woll viel lieber hierbleiben.

JUSTIZRAT HANEFELDT. Also, Gehaltserhöhung schätzen Sie nicht?

EBISCH. Ik bin man eben so eingewohnt, und wir haben ja alle hier unser Auskommen.

JUSTIZRAT HANEFELDT. Ah, da ist Ihre Schwester. Guten Morgen, Frau Peters! — Hören Sie mal, mein lieber Ebisch, über Ihren Standpunkt weiß ich ja nun Bescheid — *mit Bezug auf Frau Peters* — würden Sie uns mal fünf Minuten allein lassen?

EBISCH. Warum ok woll nich, Herr Administrater?!  
*Er drückt sich schnell.*

JUSTIZRAT HANEFELDT. Zuerst mal die Frage, ob Sie von meinem Antrag, die Versetzung Ihres Bruders betreffend, unterrichtet sind?

FRAU PETERS. Ich bin unterrichtet, seit fünfzehn Minuten.

JUSTIZRAT HANEFELDT. Behalten Sie Platz, und plaudern wir einen Augenblick!

FRAU PETERS. Es sind schöne Reineclauden und Pfirsiche da, Herr Administrator.

JUSTIZRAT HANEFELDT. Danke, danke, ich nehme nichts. Meine Zeit ist kurz, und man kann ja nicht wissen, wie lange wir ungestört bleiben: Publizität verträgt diese Sache nicht.

FRAU PETERS. Sie machen mich ängstlich, Herr Administrator.

JUSTIZRAT HANEFELDT. Dazu haben wir nicht den geringsten Grund, Frau Peters, solange die in Frage stehende Sache nämlich nicht in ein unheilbares Stadium getreten ist. Ich denke, Sie haben nun wohl eine Vermutung, womit meine Mission zusammenhängt.

FRAU PETERS. Nein, ich habe keine Vermutung.

JUSTIZRAT HANEFELDT. Ihre Inken begegnete mir in der Stadt, das heißt, ich habe sie beim Vorüberfahren im Auto gesehen. Es war mit ein Grund, daß ich hier abgestiegen bin. Denn geht auch, was wir zu bereden haben, im Grunde wesentlich Ihre Tochter an, so ist es besser, sie nicht dabei zu haben.

FRAU PETERS. Sie ist aber, wie Sie wissen, sehr selbständig.

JUSTIZRAT HANEFELDT. Eben darum hat eine Mutter zuweilen die Pflicht, über den Kopf einer Tochter hinweg zu handeln, wenn es zu ihrem Besten notwendig ist. — Woran starb doch Ihr Mann?

FRAU PETERS. Er starb im Gefängnis durch eigene Hand. Man könnte vor allen Versetzungen Angst haben. Wir wurden versetzt, und der Waggon mit unserem Hausrat geriet in Brand. Es hieß, mein Mann sollte selber Feuer gelegt haben, man behauptete — eine infame Lüge! — wegen der Versicherung.

JUSTIZRAT HANEFELDT. Verzeihung, ich wollte die Wunde nicht aufreißen. Ich erinnere mich, es kam mir nur nicht gleich in den Sinn.

FRAU PETERS. Das macht nichts. Ich spreche bei



jeder Gelegenheit und zu jedermann davon. Unser Gewissen ist rein. Die Schande und Schmach liegt auf seiten der Justizmörder.

JUSTIZRAT HANEFELDT. Juristen sind auch nur fehlbare Menschen. Darf ich Sie nun fragen, ob Sie ebenfalls gegen die Versetzung Ihres Bruders auf einen besseren Posten sind?

FRAU PETERS. Ja, denn wir würden uns trennen müssen. Ich und Inken würden wahrscheinlich wohl hierbleiben.

JUSTIZRAT HANEFELDT. Hier? Sie meinen, im Gärtnerhaus?

FRAU PETERS. Natürlich nicht, aber in der Gegend.

JUSTIZRAT HANEFELDT. Würden Sie und Ihre Tochter Inken auch dann diese Gegend nicht verlassen, wenn man dafür eine hohe Summe — — *Er nimmt die Hand von Frau Peters.* Ihre Hand! Ich verlange Ihre volle Verschwiegenheit.

FRAU PETERS. Was ich verspreche, halte ich.

JUSTIZRAT HANEFELDT. Nochmals also: würden Sie darauf bestehen, mit Inken in dieser Gegend zu bleiben, wenn man für Ihr Verschwinden von hier eine Summe von vierzigtausend Mark zu Ihrer Verfügung stellen würde?

FRAU PETERS. Herr Justizrat, was bedeutet denn das?

JUSTIZRAT HANEFELDT. Sie werden mir zwei Minuten zuhören.

FRAU PETERS. Also ist es so weit: man will Inken loswerden? Das kann der Geheimrat billiger haben, weiß es Gott!

JUSTIZRAT HANEFELDT, *bestimmt.* Der Geheimrat weiß von der Sache nichts.

FRAU PETERS. Sie meinen, er will von der Sache nichts wissen! Er versteckt sich, schickt andere vor, wie das bei großen Herren üblich ist.

JUSTIZRAT HANEFELDT. Der Geheimrat weiß von der Sache nichts, und ich setze hinzu: er darf es nicht wissen.

FRAU PETERS. Der Geheimrat braucht ja nur wegzubleiben. Er müßte doch meine Inken kennen, um zu wissen, daß sie ihm nicht nachlaufen wird.

JUSTIZRAT HANEFELDT. Sie dürfen als Mutter die Sache nicht so behandeln. Zum dritten Male: der Geheimrat weiß von der Sache nichts!

FRAU PETERS. Woher kommt denn das Geld, wenn nicht von ihm?!

JUSTIZRAT HANEFELDT. Sie geloben mir unverbrüchliches Stillschweigen?

FRAU PETERS. Man wird doch nicht einen Fußtritt ausposaunen, den man bekommen hat.

JUSTIZRAT HANEFELDT. Das Geld stammt von einem Teil der Familie Clausen, wo man, wenn es sein muß, zu allem entschlossen ist. Man will die Geschichte aus der Welt schaffen.

FRAU PETERS. Was für eine Geschichte denn?

JUSTIZRAT HANEFELDT. Um so besser für Sie, wenn es keine ist. Inken ist dann — Gott gibt es den Seinen im Schlaf — über Nacht zur guten Partie geworden. Sie brauchen heute nicht ja oder nein zu sagen. Aber wir sind alle Menschen, Frau Peters, das bedenken Sie! Ein Kapital ist ein Kapital, eine Gelegenheit eine Gelegenheit. Wiederholen wird sie sich nicht. Sie werden so was nicht blind von der Hand weisen.

FRAU PETERS. Wenn meine Tochter davon erfährt, ist sie außer sich.

JUSTIZRAT HANEFELDT. Ihre Tochter braucht nichts zu erfahren.

FRAU PETERS. Man kann eine solche Sache nicht ewig geheimhalten. Erfährt sie davon, spuckt sie mir ins Gesicht.

JUSTIZRAT HANEFELDT. Nochmals: davon zu erfahren braucht sie nichts.



FRAU PETERS. Wie soll ihr das Geld sonst zugute kommen?

JUSTIZRAT HANEFELDT. Sie haben eine Erbschaft gemacht. — Besprechen Sie es mit Ihrem Bruder!

FRAU PETERS. Wissen Sie, was sie sagen würde? Mutter, du hast mich im grünen Wagen abschieben lassen.

JUSTIZRAT HANEFELDT. Solche Worte werde ich Inken niemals zutrauen.

FRAU PETERS. Ich trau' ihr noch weit Schlimmeres zu: ich trau' ihr zu, sie ginge ins Wasser, da sie in puncto Ehre empfindlich wie ihr Vater ist.

JUSTIZRAT HANEFELDT. Nun, Frau Peters, ich habe gesprochen. Sie wissen, wer Herr Klamroth ist. Ich habe mit Professor Wolfgang Clausen die gleiche Schulbank gedrückt, mit seiner Frau ist für niemand gut Kirschen essen. Warum soll man verschweigen, daß sich schwarze Gewölke zusammenziehen?!

FRAU PETERS. Von dem Geheimrat geht es nicht aus? Meint man, er werde Inken fortlassen?

JUSTIZRAT HANEFELDT. Es kommt darauf an, wer der Stärkere ist. — Da kommt Ihre Inken — leben Sie wohl! Und nun handeln Sie, wie Sie es für gut finden!

*Er geht nach der entgegengesetzten Seite ab.*

*Inken, sommerlich angezogen, kommt langsam nach vorn, und zwar in der Weise, daß sie nach einigen Schritten stehenbleibt, ihr Gesicht in einen großen Karton Konfekt vertieft, etwas herausnimmt, in den Mund steckt, um wieder ein paar Schritte zu tun. Ihre Umgebung scheint sie ganz vergessen zu haben. Plötzlich wird sie von den Kindern entdeckt, umringt und angebettelt. Sie hebt ihren*

*Karton hoch und wehrt ab.*

INKEN. Nein, nein, nein! Das ist bitteres, ungenießbares Zeug. Ihr seid unartig.

FRAU PETERS. Artig sein! Marsch, ins Glashaus mit euch!

*Die Kinder werden von Frau Peters zurückgescheucht.*

INKEN. Ich kann ihnen doch nicht das gute Konfekt geben. Eins, zwei, drei ist es doch weggeputzt.

FRAU PETERS. Wo hast du es her, das gute Konfekt? Wo bist du gewesen? Du hast dich verspätet.

INKEN. Ein bißchen, ja. — Aber greif mal hinein, Mutter!

FRAU PETERS. Wo hast du es her? So etwas kannst du dir doch nicht kaufen, Kind?!

INKEN. Zwei Kilo, es kostet eine Stange Gold, Mutter.

FRAU PETERS. Und wer hat sie bezahlt?

INKEN. Egert Clausen, der jüngste Sohn vom Geheimrat, hat sie bezahlt. Er begegnete mir vor einem Konfektladen. Wirklich, ein lieber Junge ist das.

FRAU PETERS. Du solltest Geschenke lieber nicht annehmen. Ich habe dir das auch immer gesagt.

INKEN. Vom Geheimrat, hast du gesagt.

FRAU PETERS. Vom Geheimrat und von der ganzen Familie.

INKEN. Ich habe dir schon oft gesagt, daß du zu Besorgnissen nach dieser Richtung nicht die geringste Ursache hast. Der liebe Geheimrat traut sich ja nicht — ich möchte ganz gern mal ein hübsches Geschenk haben.

FRAU PETERS. Nun komm mal, setz dich mal bißchen her, Inken!

INKEN. Ach Mutter, wenn du mir wieder wegen der berühmten Sache, für die ich doch nicht kann, in den Ohren liegen willst, möchte ich mich lieber nicht zu dir setzen. Tu doch, was du für richtig hältst, wirklich, ich kann dabei wenig machen.

FRAU PETERS. Was denkst du dir eigentlich bei der Geschichte, Inken?

INKEN. So allerlei — man wird ja sehn, ob es richtig ist.

FRAU PETERS. Ihm gegenüber bist du ein Kind: der Mann hat die Siebzig überschritten.



INKEN. Ich sehe ja jedesmal, es macht ihm nichts aus, daß ich jünger bin.

FRAU PETERS. Ihm? — Ihm wird es freilich nichts ausmachen. Du bist wahrhaftig naiv, mein Kind. Aber der Welt wird es etwas ausmachen, allen einigermaßen verständigen Menschen wird es etwas ausmachen, wenn ein Siebzigjähriger sein Auge auf einen Backfisch wirft.

INKEN. Einen Backfisch? Du irrst dich in mir, liebe Mutter.

FRAU PETERS. Mag sein. Ich begreife dich wirklich nicht. Du hast junge Menschen in Menge kennengelernt, hast Anträge von jungen Ärzten, Juristen und Ingenieuren bekommen: du wirst mir doch nicht einreden wollen, daß man in deinem Alter einen alten, verzeih mir, etepetetigen Herrn solchen Leuten vorziehen kann!

INKEN. Nicht? — Wenn ich ihn nicht zum Mann kriege, werd' ich mich totschießen.

FRAU PETERS *wehrt entsetzt ab*. Ein für allemal, Inken, mit solchen Überspanntheiten komme mir nicht!

INKEN. Das ist einfach die Wahrheit, das sind keine Überspanntheiten.

FRAU PETERS. Es sind verzweifelte, krankhafte Überspanntheiten, gegen die man mit allen Mitteln ankämpfen muß. — *Nach längerer Pause fährt sie fort*: Glaube nicht, Inken, ich spreche so, weil ich einen Augenblick lang annehme, der Geheimrat werde dir einen Antrag machen! Das ist einfach eine Undenkbarkeit. Eher könnte er jede Prinzessin heiraten, wogegen du, verzeih mir, doch nur so was Ähnliches wie ein besseres Kindermädchen bist!

INKEN. Dann schwärmt er vielleicht für Kindermädchen.

FRAU PETERS. Jawohl, er schwärmt: er will einfach sein Techtelmechtel mit dir! Lehre du mich diese alten Sünder kennen: ich weiß zu erzählen von der Welt! Du bist mir schließlich zu gut, um nur so ein Lecker-

bissen für einen übersättigten alten Lebemenschen zu sein. Es ist ja bekannt, wohin sie gewöhnlich entarten.

INKEN *wird ernst*. Mutter, nun wollen wir einmal ernst reden. Du kennst mich nicht und, vor allem, kennst den Geheimrat nicht, sonst würdest du nicht solche Ansichten immer wieder zum besten geben. In Gottes Namen denn, Kindermädchen — was weiß ich! Der Geheimrat hat mich verändert. Würde ich neunzig Jahre alt, ich vergäße ihn nicht! Es bliebe mir unverlierbar, was er mir gegeben hat.

FRAU PETERS. Was hat er dir denn nun also gegeben?

INKEN *zuckt mit den Achseln*. Auf den Tisch legen, wie ein Salzhering oder eine Flunder, läßt es sich nicht.

FRAU PETERS. Ich denke doch, Inken, wir wollten ernst reden.

INKEN. Ich hatte heute Glück mit den Clausens, Mutter. Erst in der Stadt traf ich Egert mit seinem Konfekt. Eine Viertelstunde von hier fuhr die arme, schiefe Bettina im offenen Auto an mir vorüber. Ich weiß, daß sie meine Feindin ist. Auch verstehe ich vollkommen, warum sie es ist: weil sie weiß, was für ein wundervoller, liebenswerter, herrlicher Mensch ihr Vater ist, und fürchtet, ihn an mich zu verlieren.

FRAU PETERS. Du leidest an Größenwahn, gutes Kind.

INKEN. Das magst du glauben oder nicht glauben, da ja, so oder so, an der wahren Sachlage nichts geändert wird.

FRAU PETERS. Fräulein Bettina soll dich beneiden? Die anerkannte Lieblingstochter des Geheimrats soll eifersüchtig auf dich kleines, unbedeutendes Frauenzimmerchen sein?

INKEN. Ja, Mutter — so wirst du mich niemals klein kriegen. Ich sage es dir ganz offen: du hast eine Tochter, die dir entwachsen ist!



FRAU PETERS, *sichtlich erregt, beherrscht sich schließlich nicht ohne Mühe und sagt dann mit unnatürlicher Ruhe.* Sage mir bitte, sozusagen auf Ehr' und Gewissen, Inken, ob du etwas in dieser Angelegenheit vor mir geheimgehalten hast!

INKEN. Nicht nur etwas, natürlicherweise. Mit vollem Recht, denn es ist ganz meine eigene Sache.

FRAU PETERS. Aber es könnten Dinge in Frage kommen, die uns mit den Gerichten in Konflikt brächten, was du ganz gewiß nicht über uns hereinrufen wirst. Hast du nicht doch Geschenke erhalten? Hat der Geheimrat dir nicht am Ende doch einmal ein Brillantkollier verehrt oder einen Edelstein an den Finger gesteckt?

INKEN. Du machst mich starr! — Ich bin ganz platt, Mutter! *Sie lacht laut auf.* Also einen Eid, hier meine beiden Schwurfinger: so viel Rubinen, Smaragden, Brillanten, Berylle, Chrysoprase und was noch alles habe ich vom Geheimrat erhalten, als du an meinen Schwur fingern siehst...

FRAU PETERS. Nun, um so besser für dich und mich, liebe Inken! Jetzt sage mir nur noch: hat dir der Geheimrat jemals etwas von Heirat auch bloß angedeutet?

INKEN. Nein, weil es auch gar nicht nötig ist. — Übrigens hat mir die Schokolade einen gesunden Hunger gemacht, ich werde mir ein Stück Brot absäbeln. *Sie geht in die Laube, drückt das Brot, das dort auf dem Tisch liegt, an die Brust, ergreift ein Messer und tut es.* Sag mal, Mutter, mein Vater ist im Gefängnis gestorben?

FRAU PETERS. Du bist wohl nicht bei dir, liebes Kind?!

INKEN. Er starb während der Untersuchungshaft.

FRAU PETERS. Wie kannst du denn so etwas sagen, Inken?!

INKEN. Er hat sich selbst das Leben genommen, weil man ihn des versuchten Versicherungsbetruges beschuldigte.

FRAU PETERS. Wer hat dir denn so etwas aufgebunden? Überhaupt, woher weißt du das?

INKEN. Du hältst mich zwar für ein Kind, gute Mutter, aber reg dich nicht auf: ich hab' immer so etwas geahnt — ich nehme die Sache, wie sie ist.

FRAU PETERS *schlägt die Hände vors Gesicht*. Was heißt das?! Das ist ja fürchterlich.

INKEN. Aber Mutter, wußtest du denn das nicht?

FRAU PETERS. Ich sinke ja in den Boden, Inken. Wer hat denn die Niedertracht gehabt...

INKEN, *sehr ruhig*. Es fing damit an: ich bekam diese Postkarte.

*Sie nimmt die Karte aus einem Täschchen und überreicht sie der Mutter.*

FRAU PETERS. Eine Karte? Mit welcher Unterschrift?

INKEN. Die hielt wohl der Schreiber für überflüssig. Lies sie in aller Ruhe durch! Es sei ruchbar geworden, was für eine saubere Familie wir sind, wir möchten uns nur so schnell wie möglich davonmachen in Gegenden, wo man uns nicht kennt, dort werde es ja vielleicht wiederum Menschen geben, die blind genug wären, einer Verbrecherbande ihre Kinder, und zwar zur Erziehung, anzuvertrauen.

FRAU PETERS. Lüge! Das greifst du aus der Luft, Inken! Solche Gemeinheit gibt es nicht... Wenn ich ruhig bin, will ich dir einmal alles erklären, was eines dunklen Tages vor Jahren über uns hereingebrochen ist. Aber dein Vater war völlig unschuldig...

INKEN. Ich weiß es. Ich habe die Karte dem Sanitätsrat gezeigt. Ich war heute morgen in seiner Sprechstunde. Er hat mir ganz dasselbe gesagt.

FRAU PETERS. Ja, Doktor Steynitz hat deinen Vater gekannt, und alle, die deinen Vater gekannt haben — ich habe Stöße von Briefen in der Schublade —, wissen, er ist eines solchen Verbrechens nie fähig gewesen!



Meinst du, daß der Geheimrat von der Sache erfahren hat?

INKEN. Der Sanitätsrat behauptet es. Ich habe ihn extra danach gefragt, weil es sonst meine Pflicht gewesen wäre, dem Geheimrat gegenüber alles zur Sprache zu bringen.

*Jetzt setzt wieder das Glöckchen der kleinen Kirche ein. Der Täufling wird herausgetragen. Etwas von dem Taufzug ist sichtbar, jenseits der Mauer. Die Kinder sind wieder ausgebrochen. Sie umringen Inken und betteln um Brotschnitten. Frau Peters geht erregt auf und ab.*

INKEN ruft über die Kinderköpfe weg. Es ist doch nur gut, Mutter, daß nun nichts mehr zwischen uns ist. Warum soll ich nicht ebenso klar wie du sehen?! Du kannst dich doch jetzt auch mehr aussprechen, wenn es dir Bedürfnis ist.

FRAU PETERS faßt sich an die Schläfe und eilt fort ins Haus. Inken, wir sind von Feinden umgeben! Inken schneidet weiter Brot und verteilt es. Ohne daß er bemerkt wird, tritt der Geheimrat, sommerlich gekleidet, durch das Gartenpförtchen. Er sieht, was sich begibt. Er steht still in entzückter Betrachtung. Dann nähert er sich der belebten Gruppe um einige Schritte und steht wieder still. Jetzt erkennt ihn Inken. Sie hat die Hand über die Augen genommen.

INKEN. Herr Geheimrat, Sie selbst? Wahrhaftig? Oder in meiner Einbildung?

GEHEIMRAT CLAUSEN. Gott sei Dank oder leider: ganz wahrhaftig! Bin ich willkommen, oder jage ich Ihnen einen Schrecken ein?

INKEN. Höchstens doch einen freudigen Schrecken. — Fort, Kinder, fort, wo ihr hingehört! Sie ruft: Mutter, betreue doch bitte die Kinder! Sie treibt die Kinder in das Glashaus. Ich hab' keine Zeit, der Herr Geheimrat ist da. Da sind Sie wirklich, und ich hatte mich gerade auf einige Tage Fasten vorbereitet.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Nach Fasten sah es gerade nicht aus.

INKEN. Ich war in der Stadt, ich bin eben zurück — da hat man immer einen Wolfshunger. Aber nun ist er wie weggeblasen, fort.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Ja, Inken, ich wollte drei Tage fortbleiben... ich wollte sogar viel länger fortbleiben. Es ging aber eben wie meistens mit guten Vorsätzen: ich bin wieder hier, und Sie werden denken: nicht einmal auf lumpige zwei, drei Tage wird man diesen siebzugjährigen Quälgeist los.

INKEN, *liebenswertig*. Gedankenlesen ist nicht Ihre Stärke. *Sie staubt Tisch und Bank ab*. Sie sind wieder da, und das ist die Hauptsache!

GEHEIMRAT CLAUSEN *legt Paletot, Zylinder, Handschuhe, Stock auf den Tisch*. Meine Empfindung ist eine ähnliche. Ich war nicht sehr auf dem Damm in jüngster Zeit, vom täglichen Ärger abgesehen; seit ich den Kies Ihres Gärtchens unter meinem Fuße knirschen höre, ist mir erheblich besser zumut. — Ich bin eben immer noch sehr von Ihnen abhängig.

INKEN. Und das quält Sie? Das mögen Sie nicht?!

GEHEIMRAT CLAUSEN. Ich mag es, ich sollte es aber nicht mögen.

INKEN. Was für Ihren blonden Kameraden, wie Sie mich manchmal genannt haben, kein gutes Zeugnis ist. *Sie rafft sich zusammen*. Seien wir heiter! Trübsal blasen an einem Morgen wie heut schickt sich nicht.

GEHEIMRAT CLAUSEN *nimmt Platz*. Oh, Sie haben wahrhaftig recht, Inken. — Hier nebenan wird ja sogar gehochzeitet.

INKEN. Getauft, was bei weitem lustiger ist. Eben trägt man den Täufling aus der Kirche.

GEHEIMRAT CLAUSEN. So melden, scheint es, die Glocken den neuen kleinen Erdenbürger im Himmel an.



INKEN. Wäre es so — ein netter Gedanke.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Die Romantik ist aus der Welt: um Sie herum, Inken, steht sie jedoch noch in voller Blüte.

INKEN. Sie sagen das oft, leider nutzt es mir nichts.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Und so nennen Sie mich denn einfach nichtsnutzig!

INKEN. Im Gegenteil, mich fühle ich nichtsnutzig. Das ist man, wenn man jemandem, den man gern hat, ohne die dazugehörigen Kräfte helfen will. Man fühlt sich da manchmal recht überflüssig.

GEHEIMRAT CLAUSEN *streckt ihr die Hand über den Tisch*. Kind, haben Sie noch ein bißchen Geduld mit mir — —

INKEN. Geduld? — Ach, wenn es nur darauf ankäme!

GEHEIMRAT CLAUSEN. Es kommt darauf an: Geduld, Geduld!

INKEN. Bis die Welt sich auftut oder mein Urteil gesprochen und die Kerkertür geschlossen ist? —

GEHEIMRAT CLAUSEN *seufzt auf*. Ach, Inken, der Mensch ist so furchtbar zwiespältig! —

INKEN, *nach längerer Pause*. Ich habe es beim ersten Blick gesehen, daß etwas mit Ihnen vorgegangen ist: wollen Sie es vor mir geheimhalten?

GEHEIMRAT CLAUSEN. Sie haben recht — und vor Ihnen geheimhalten, wie die Dinge nun einmal zwischen uns liegen, darf ich es nicht.

INKEN. Also kurz und klar! Meine innigste Bitte.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Hätte ich kurz zu sein die Kraft gehabt, ich hätte der Schwäche nicht nachgegeben und wäre hierhergekommen. Wäre ich klar, so bedürfte es keiner Aussprache. Gewiß aber ist eine Stunde da, die uns beide stark finden muß. *Nach längerer Pause fährt er fort*: Es gibt aus meinem Dilemma mehrere Auswege. Einer ist der, den Seneca wählte, Marc Aurel vertritt, wie es die Alten nannten: der stoische. Man

schließt nicht nur eine Sache, sondern das Leben überhaupt freiwillig ab.

INKEN. Ein solcher Ausweg läßt einen aufatmen.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Was sagst du? — Inken, freveln Sie nicht! Wer darf eine Jugend voll Hoffnung, voll Freude, voll einer glückbringenden Kraft für die Nebenmenschen schnöde wegwerfen?! Für einen Mann über siebzig ist ein gutes Recht, was für ein Mädchen wie du Verbrechen sein würde.

INKEN. Solche Unterscheidungen sagen mir nichts.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Geben Sie mir das Versprechen, Inken... Inken, bei meiner Liebe zu Ihnen: verschließen Sie meinen Ausweg nicht! Schwöre mir, mich allein zu lassen! Müßte ich die Befürchtung haben, du gingst den gleichen Weg, ich fände die Ruhe im Grabe nicht.

INKEN *steht da, Tränen tropfen aus ihren Augen*. Ich höre nur immer, ich soll Sie allein lassen, soll Ihnen den Ausweg nicht verschließen, nicht den gleichen Weg wie Sie gehen, Ihre Ruhe nicht stören, und so fort. Ist es Ihr Ernst — vielleicht habe ich immerhin noch eine gewisse Willenskraft...

GEHEIMRAT CLAUSEN. Inken, Sie wollen mich mißverstehen. Ich darf Sie nicht in mein Schicksal hinabreißen. Also ich verspreche, wenn Sie das gleiche tun: ich leiste auf diesen Ausweg Verzicht! Gerade Ihnen gegenüber hätte ich nicht davon sprechen dürfen...

INKEN. Sie meinen, weil mein Vater ihn so unbedenklich gegangen ist?

GEHEIMRAT CLAUSEN. Lassen wir dieses Thema, Inken! Wäre ich jung, ich würde ein Leben um dich aufbauen, du müßtest den Tod vergessen, Inken! Aber so... es gibt ja Gott sei Dank einen anderen Ausweg aus meinem Konflikt: wir wollen ihn den Verzicht aus Pflicht heißen.



INKEN. Nach meinem Empfinden ein Seelenmord: ein ärgeres Verbrechen gegen den Geist, als der physische ist.

GEHEIMRAT CLAUSEN, *gequält*. Kann es denn eigentlich möglich sein, ein Kind wie Sie, und Sie mögen mich leiden, Inken?

INKEN. Nein! Wieso denn? Ich mag Sie nicht!

GEHEIMRAT CLAUSEN *steht auf, geht tief erregt auf und ab. Dabei schlägt er mit dem Stock Lilien die Köpfe ab. Plötzlich bleibt er vor Inken stehen*. Ich muß dir jetzt klaren Wein einschenken. Du wirst vielleicht finden, daß er sehr molkig ist. — Es wird abwechselnd hell und dunkel in mir, „es wechselt Paradieseshelle mit tiefer, schauer-voller Nacht“. Warum soll ich nicht Goethe zitieren, wenn er treffend gesagt hat, wie es ist? Wenn die Paradieseshelle über mich kommt, so sehe ich blauen Himmel und dich, rote Lilien und dich, goldne Sterne und dich, blaue Schweizer Seen und dich, ein Schloß auf hohem Berge, mit Zinnen und Fahnen, und darin dich, die Sonne und dich, den Mond und dich, kurz, Inken: dann sehe ich dich! dich! dich!

Aber dann kommt die „schauervolle Nacht“ herangeschlichen, der bekannte Drache, der dies alles in sich schluckt — nach dem Ormuzd herrscht Ahriman. Da sinke ich in die beizenden, nach verbranntem Fleisch und glühendem Eisen riechenden Verliese Ahrimans. Dort unten schwitze ich Blut und Wasser. Dort unten hausen Gespenster wie Vampire, dort unten wird zum Vampir, was oben ein Engel gewesen ist...

INKEN *fliegt ihm an den Hals und läßt ihn nicht los*. Aber dann siehst du auch dort wieder mich, mich, mich — und der ganze Teufelsspuk ist verschwunden — — — *Lange, schweigende Umarmung. Der Pastor im Barrett geht jenseits der Gartenmauer, blickt herüber und entfernt sich. Danach lösen sich die Liebenden und lassen sich am Tisch nieder.*

INKEN. Gott sei Dank, endlich! Ich hatte immer einen so schauerhaften Respekt vor dir.

GEHEIMRAT CLAUSEN, *nach einer Pause*. War es das, was ich suchte? — Und was nun? — Befiehl! denn dein Wille ist meiner, Inken! Höre: ich kam hierher, sozusagen pour prendre congé. Gleichsam ein Zucken der Braue Gottes hat alles drunter und drüber gestürzt und eine völlig veränderte Welt um uns aufgebaut.

INKEN. Und, Geliebter, wie wollen wir uns darin festnisten!

GEHEIMRAT CLAUSEN. Ja, kleine Geliebte, das wollen wir! Das Zusammengestürzte ist nicht mehr zu fürchten. Nun will ich dir auch sagen, welches äußere Geschehnis dieser Wendung vorausgegangen ist, welchem Umstand wir sie wahrscheinlich verdanken. — Ich habe heut morgen mit meiner Tochter Bettina den ersten schweren und auch lauten Konflikt gehabt. Sie vergaß den Respekt und machte mir Vorwürfe. Sie ging so weit, den Namen meiner verstorbenen Frau zu mißbrauchen. Sie rief sie gleichsam gegen mich auf. Es ist immerhin schmerzlich und ergreifend, wenn ein Kind wie Bettina so etwas tut. Sie hat mich vergöttert, zeit meines Lebens. Dieses ganze, etwas zu kurz gekommene Geschöpf war gegen mich immer ganz Gehorsam und unermüdlich bereit zur Aufopferung. Sie hat mich seit dem Tode der Mutter wie einen Blinden geführt, eine Antigone sozusagen. Nun — übergebe ich dir, Geliebte, den Lahmen, der übriggeblieben ist!

INKEN. Liebster, du willst von Bettina reden.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Ein Geheimniskrämer bin ich nicht. So ist denn wohl unsre Beziehung ortskundig. Freilich ist die Fama der Tatsache weit vorausgeeilt, obschon sie nun recht behalten hat. Unentschiedenheiten gibt es nun nicht mehr in unserer Sache. Des zum Zeichen, Inken, nimm diesen Ring'

*Er steckt ihr einen Ring an den Finger, den sie küßt.*



Es ist der Ring, den Bettina in der Schatulle der Mutter vermißte und um dessentwillen der Streit zwischen uns losgebrochen ist. Unlöslich bindet er uns jetzt aneinander. *Er steht auf.* Inken, mir ist so wohl und frei um Herz und Brust, wie mir, solange ich denken kann, nicht gewesen ist. Und nun bis zum Ende: wir halten zusammen!

## DRITTER AKT

*Das gleiche Zimmer wie im ersten Akt. In einem Teil des großen Raums ist der Frühstückstisch mit neun Gedecken gedeckt. Es ist Spätherbst. Anfang Oktober. Sanitätsrat Steynitz und Frau Peters kommen: er im Cut, sie im schwarzen Straßenkostüm.*

FRAU PETERS, *tief bekümmert*. Ich wünschte, mein Bruder hätte die Versetzung nach der polnischen Herrschaft angenommen.

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Frau Peters, wollen Sie nicht, bitte, ablegen?

FRAU PETERS. Nein, ich habe es dem Geheimrat gesagt; ich dachte anfangs, wir wären allein, aber ich fürchte mich vor der Familientafel. Inken hat es selbst eingesehen, der Chauffeur wartet und fährt mich zurück.

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Viel Vergnügen würde wohl allerdings nicht herauspringen.

FRAU PETERS. Hier ist etwas, was ich Ihnen nur noch in aller Eile zeigen will, damit Sie sehen, in welcher Weise ich aus dem Hinterhalt verfolgt und beschmutzt werde. *Sie gräbt eine Postkarte aus dem Handtäschchen und reicht sie ihm.* Es ist eine anonyme Postkarte.

SANITÄTSRAT STEYNITZ, *die Karte in der Hand haltend*. Man braucht nicht Graphologe zu sein, um zu erkennen, daß sie von derselben Hand wie vor Wochen die erste an Inken geschrieben ist.

FRAU PETERS. Ist es zu fassen? Auf offener Postkarte! Denken Sie, was mir hier vorgeworfen wird: ich soll es gewesen sein, die das Petroleum in die Lori mit dem Umzugsgut gegossen hat. Man hätte Beweise, man werde mir nachträglich den Prozeß machen.

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Lassen Sie mir das Dokument! „Übers Niederträchtige niemand sich beklage“, sagt der Hausheilige, „denn es ist das Mächtige, was man



dir auch sage“. *Er steckt die Karte ein.* Aber für Sie bedeutet es nichts. Ich bringe Sie bis ans Auto, Frau Peters.

*Sie gehen beide ab.*

*Winter tritt ein, überblickt die Tafel und legt Servietten auf. Nach einiger Zeit kommt der Direktor Erich Klamroth, gleichsam auf den Zehen.*

KLAMROTH. Winter!

WINTER. Zu Befehl, Herr Direktor!

KLAMROTH. Wer ist beim Geheimrat im Arbeitszimmer?

WINTER. Ich glaube, Doktor Wuttke ist da.

KLAMROTH. Wuttke kam aus dem Hause, als ich mit meiner Frau aus dem Auto stieg. Es war außerdem eine weibliche Stimme.

WINTER. Vielleicht ist Fräulein Bettine beim Herrn Papa.

KLAMROTH. Sie sind wohl verrückt! Ich kenne doch wohl das gequetschte Organ von Bettine.

WINTER. Herr Direktor verzeihen, da weiß ich nicht, wer beim Herrn Geheimrat im Zimmer ist.

KLAMROTH. Sie wissen es nicht? Sie werden mir das nicht weismachen. Wenn hier im Hause ein Floh hustet, wissen Sie es.

WINTER. Zuviel Ehre für meine Gehörsnerven.

KLAMROTH. Sanitätsrat Steynitz hat eben eine Dame in Schwarz ans Auto geführt. Der Chauffeur vom Geheimrat hat sie abgefahren. Wissen Sie auch nicht, wer die Dame gewesen ist?

WINTER. Allerdings, ich könnte das auch nicht genau sagen.

KLAMROTH. Heißt das ja, oder heißt das nein? Mit dieser Wendung könnten Sie Botschafter werden. Ich will Ihnen sagen, wer es gewesen ist: es war die Mutter von Inken Peters.

WINTER. Das könnte allerdings möglich sein.

KLAMROTH. Und sie selbst, Inken Peters, ist beim Geheimrat im Zimmer. Und jetzt machen Sie weiter keine Umschweife: wie oft wöchentlich kommt diese Nähterin ins Haus?

WINTER. Dann muß sie ohne mein Wissen herkommen. Ich bin ihr zum letztenmal beim siebzigsten Geburtstag des Herrn Geheimrats hier begegnet.

KLAMROTH. Und Sie wissen nicht, ob sie jetzt in seinem Zimmer ist?

WINTER. Das könnte immerhin möglich sein. Wenn Herr Direktor es meinen, so will ich es nicht bestreiten. *Er geht.*

KLAMROTH *ruft ihm nach.* Schlangenmensch Sie! mit Ihren gewundenen Windungen! Sie werden den Zeiger der Uhr nicht zurückdrehen.

*Er durchmißt mehrmals das ganze Zimmer, dann bleibt er am Tisch stehen und zählt mit dem Finger die Gedecke. Als er fertig ist, denkt er nach, hierauf zählt er nochmals, stutzt und schüttelt den Kopf wie jemand, der etwas nicht versteht.*

*Bettina und Ottilie, Arm in Arm, treten ein.*

BETTINA. Ich bin sehr froh, daß wir alle beisammen sind. Ich habe mir das Meine gedacht, als ich bei Papa darauf bestand, das gemeinsame Familienfrühstück einmal im Monat wieder einzuführen.

KLAMROTH *wendet sich, eilt auf die Schwestern zu.* Wißt ihr, daß wahrscheinlich Inken Peters bei eurem Vater im Zimmer ist?

BETTINA *erbleicht.* Wer hat das gesagt? Das kann ich nicht glauben.

KLAMROTH. Es war die Stimme, ich habe sie erkannt, die Tür war nur angelehnt, als ich auf dem Flur vorüberging.

BETTINA. Inken Peters ist seit dem Geburtstag nie hier gewesen. Was würde denn das bedeuten sollen, gerade heut am Familientag?



KLAMROTH. Es könnte manches bedeuten sollen, was horrend zu denken ist.

BETTINA. Verzeiht, ich will doch mal Winter aufsuchen. *Sie geht ab.*

KLAMROTH. Komm gefälligst mal her, Ottilie! *Er führt sie an den Tisch.* Wieviel Gedecke siehst du hier aufgelegt?

OTTLIE *zählt.* Eins, zwei, drei, vier . . . es sind neun Gedecke.

KLAMROTH. Aus wieviel Personen besteht die Familie?

OTTLIE; *sie macht gleichsam Tischordnung.* Vater, Bettine, du, ich sind vier. Egert, Wolfgang und seine Clothilde — das wären sieben. Hier sitzt der Sauerteig, wie Papa den Sanitätsrat nennt, den er doch immer dabei haben muß.

KLAMROTH. Der Teufel hole den Sauerteig! Und wer futtert hier, hinter dem neunten Gedeck?

OTTLIE. Das weiß ich nicht.

KLAMROTH. Du weißt es, aber du willst es nicht wissen.

OTTLIE. Nein, ich schwöre dir, Erich, daß uns Papa das gewiß nicht antun wird.

KLAMROTH. Was tu' ich mit deinem Schwur, Ottilie? — Übrigens mache ich einfach nicht mit. Ich habe sowieso keine Zeit übrig. Die philosophischen Tischreden eures Herrn Vaters und das professorale Getue von Wölfchen interessieren mich nicht. Ich stürze ein Glas nach dem andern hinunter, weil ich mich vor Langerweile kaum auf dem Stuhl halten kann! Als wären sie in Streusand getunkt, würg' ich die besten Bissen hinunter.

OTTLIE, *furchtsam.* Du sagtest doch, daß du dabei sein wolltest, weil es für die Familie notwendig ist.

KLAMROTH. Ich muß dabei sein, weil ich schwarz sehe. Ich muß wissen, was vorgeht, damit wenigstens

das Schlimmste vermieden wird. Die Clausenschen Schwärmereien und Gefühlsduseleien werden allmählich lebensgefährlich.

OTTILIE. Rege dich nur nicht wieder auf, Erich!

KLAMROTH. Ihr habt keine Ahnung von der Zeit, ihr säuselt immer in höheren Sphären. Auf unsereinen sieht man herab.

OTTILIE. Niemand sieht doch auf dich herab. Es ist weiter nichts, als daß in unserer Familie ein gewisser Idealismus heimisch ist.

KLAMROTH. Du meinst, weil dein Vater für ein Sündengeld sich seidne Hemden und Unterhosen kauft und sich und euch öffentlich lächerlich macht?

OTTILIE. Aber wieso? Was heißt denn das, Erich?

KLAMROTH. Die ganze Stadt lacht sich tot darüber. — Die Luft ist mir hier ein bißchen zu dick, ich gehe hinunter in den Garten. *Er geht ab.*

OTTILIE. Erich, lauf doch nicht fort, ich bitte dich!  
*Bettina kommt wieder.*

BETTINA. Ich kann es nicht glauben, jedenfalls aber ist irgendeine Dame bei Papa. Komm mit mir, ich schließe mich ein in meinem Zimmer: hat dein Mann recht, so wird man mich heut vergeblich beim Frühstück erwarten.

*Bettina nimmt Ottilie mit sich fort. Beide ab mit erregten Bewegungen. Winter erscheint wieder und macht sich an der Tafel zu schaffen. Als Stimmen vernehmbar werden, horcht er auf. Etwas später tritt der Sanitätsrat mit Inken ein. Winter verhält sich, als ob er einen Geist sähe, und zieht sich erschrocken zurück. Inken bemerkt es nicht, aber der Sanitätsrat lacht herzlich.*

INKEN. Herr Sanitätsrat, was haben Sie denn?

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Mir fiel etwas recht Komisches ein. — Also dies, Fräulein Inken, ist die Bibliothek.

INKEN. Wo ich schon einmal gewesen bin.

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Und hier hängt nun das



Bildnis, das die verstorbene Frau Clausen im Unschuldstand eines jungen Mädchens zeigt.

INKEN. Vor dieser Frau habe ich Angst, Sanitätsrat.

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Sie ist nicht mehr: weshalb sollten Sie Angst haben?! Aber freilich, sie war eine große Frau.

Ebenso ihre beiden Schwestern. Die eine hat es bis zur englischen Lady gebracht, die andere spielte in Bochum die erste Flöte. Ihre Enehälften hatten sie alle gleich gut gewählt. Es waren stille, feinsinnige Männer, die das Zeug zu großen Karrieren hatten. Diese haben sie denn auch alle gemacht.

Unsere Frau Geheimrat war auch in unserer Stadt Mittelpunkt der Geselligkeit. Manchmal nahm sie so viel Logiergäste auf, daß der Geheimrat im Hotel schlafen mußte. Musiker, Maler, große Gelehrte und Staatsmänner, alles, alles ging durch ihr Haus.

INKEN. Da kann man sich freilich recht nichtig vor- kommen.

SANITÄTSRAT STEYNITZ, *mit Inken ins nächste Zimmer schreitend*. Und dies hier war nun ihr Boudoir. Wie Sie sehen, reiht sich hier Kostbarkeit an Kostbarkeit. Man überhäufte sie, nicht nur der Gatte, mit Geschenken. *Beide ab.*

*Winter kommt wieder, bestellt weiter die Frühstückstafel. Danach erscheinen Bettina, Ottilie, Professor Wolfgang*

*Clausen und Paula Clothilde, geb. von Rübsamen.*

PAULA CLOTHILDE *eilt mit großen Schritten an den Kamin und stellt einen protzigen Busch Blumen unter das Bild der verstorbenen Frau Clausen*. Zunächst mal den Manen meiner herrlichen, unvergeßlichen Schwiegermama diese Huldigung!

BETTINA. Wie rührend du bist, meine gute Paula!

PAULA CLOTHILDE, *im Augenaufschlag zu dem Bilde*. Sei mit uns! Sei mit uns, damit wir in deinem Geiste eng zusammenhalten wie ein Mann!

OTTILIE. Auch Erich sagt, wir sollen entschieden zusammenhalten, ohne Rücksicht und ohne Gefühlsduselei.

BETTINA *führt das Taschentuch an die Augen*. Wenn es nur nicht so schwer für mich wäre! Es ist ja so furchtbar schwer für mich. *Sie weint*.

PAULA CLOTHILDE. Tröste dich, Liebste, es wird alles gut werden.

PROFESSOR WOLFGANG CLAUSEN. Was ist geschehen? Weshalb bist du so traurig, Bettine?

BETTINA. Nichts, gar nichts, Wolfgang, es ist nichts geschehen.

PROFESSOR WOLFGANG CLAUSEN. Die Unruhe wird mir ein wenig zuviel. Ich wäre schon lieber nicht hergekommen. Die Lebensbedingungen eines stillen Gelehrten vertragen sich eigentlich mit so gespannten Zuständen nicht.

PAULA CLOTHILDE. Es war nicht zu umgehen, du mußtest herkommen.

BETTINA. Papa tut einem ja so unendlich leid. Ich verliere an ihm ja mehr als ihr alle. Dieser hohe und reine Mensch, zu dem ich nur staunend hinaufblicken konnte! — Eine solche Enttäuschung ertrüge ich nicht..

PROFESSOR WOLFGANG CLAUSEN. Ist Papa noch immer nicht zur Vernunft gekommen?

OTTILIE. Wir können den größten Affront gewärtigen. Wollt ihr euch diese Tafel ansehen und mir sagen, wer hinter dem Gedeck, das zuviel ist, sitzen soll?

*Winter tritt ein.*

PROFESSOR WOLFGANG CLAUSEN. Da ist ja Winter. Können Sie uns sagen, wer außer uns und dem Sanitätsrat noch erwartet wird?

WINTER. Nein, Herr Professor, das kann ich nicht sagen. Es waren erst zehn Gedecke aufgelegt, dann ließ der Geheimrat eines wegnehmen. Ich sagte, Herr Geheimrat verzeihen, es ist immer noch eines zuviel aufgelegt. Da haben der Herr Geheimrat mich angefah-



ren: nichts sei zuviel, und ich solle den Mund halten.  
*Er geht durchs Zimmer ab.*

PAULA CLOTHILDE, *heftig auf und ab.* Mit dieser Nähterin sich zu Tisch setzen?

PROFESSOR WOLFGANG CLAUSEN. Mit den Töchtern von Zuchthäuslern speist man allerdings für gewöhnlich nicht. Es könnte mich meine Stellung kosten.

BETTINA. Nein, nein, und wiederum nein, daß Papa uns das zumutet, glaube ich nicht.

*Egmont tritt ein.*

EGMONT. Was ist denn los? Was geht denn hier vor, Herrschaften? Ihr seid ja wie ein aufgestörter Wespenschwarm. Erich Klamroth rennt wie besessen im Garten herum, und hier oben ist alles aus dem Häuschen.

PROFESSOR WOLFGANG CLAUSEN. Ja nun, es kann eben doch Dinge geben, die selbst für die äußerste Langmut und Geduld eines guten Sohnes schwer tragbar sind.

OTTLIE. Weißt du etwas von dem neunten Gedeck?

EGMONT. Ich denke, Inken Peters wird mitkommen oder womöglich bereits im Hause sein.

PAULA CLOTHILDE. Das sagst du so einfach hin, lieber Egert?

EGMONT. Das sag' ich so einfach hin, jawohl!

PAULA CLOTHILDE. Dann verstehst du den Schritt in seiner Bedeutung nicht. Es wird schrecklich tagen, mein lieber Junge, wenn du mal diese kleine Ladenmamsell Mama nennen mußt!

EGMONT. Du hast wirklich danteske Phantasien! Ich rate dir, übernimm dich nicht!

PAULA CLOTHILDE. Und du, Egert, weißt nicht, was du sprichst. Die Mutter, die Alte, müßt ihr aufs Korn nehmen. Die alte Hexe weiß, was sie will. Man hat ihr ein Vermögen geboten, falls sie mit der Tochter verduften würde — sie hat es aber glatt abgelehnt. Die

Tochter ist eben ihr Kapital, sie hofft noch ganz andre Dinge mit ihr herauszuschlagen...

EGMONT. Paula, du siehst entsetzliche Raffinements, deren diese einfachen Menschen gar nicht fähig sind. Du solltest sie dir genauer ansehen! Von der Geldgeschichte weiß ich nichts. Aber diese Inken ist ein so gerader und schlichter Mensch, daß ich für sie meine Hand ins Feuer lege. Wir waren zu dreien im Zoologischen Garten, Fräulein Inken, Papa und ich, es war eine reizende halbe Stunde.

PAULA CLOTHILDE. Möglich, daß die Tochter noch nicht verdorben ist, die Mutter hat Dinge auf dem Gewissen...

BETTINA. Was sagst du? In welcher Beziehung denn?

PAULA CLOTHILDE. Ihr Mann ist im Untersuchungsgefängnis gestorben. Er hat sich getötet, wie man weiß. Neuerdings kennt nun Hanefeldt die Prozeßakten: was man dem Mann, einem Bahnhofsinspektor, zur Last legte, die Lori mit dem eigenen Umzugsgut in Brand gesteckt zu haben, das soll sie gewesen sein. Sie ist mehr und mehr in Verdacht geraten. Wahrscheinlich hätte sie heute eine Zuchthausstrafe hinter sich, wenn sich der einzige Zeuge, ihr Mann, nicht abgemurkst hätte.

EGMONT. Ich traue dem Steynitz mehr als dem Hanefeldt. Steynitz läßt nichts auf Frau Peters kommen.

PAULA CLOTHILDE. Weil er einfach ihr Drahtzieher ist. Er wird wohl wissen, warum er es ist. Unsere Informationen sind anders geartet.

*Sanitätsrat Steynitz tritt ein.*

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Ich bitte mir ruhig die Tür zu weisen, wenn ich irgendwie lästig bin.

EGMONT. Sie kommen wie gerufen, Doktor. Meine verehrte Schwägerin hat sich nämlich soeben über Frau Peters ausgelassen.



PAULA CLOTHILDE. Ich habe nur das gesagt, was in den Akten steht und erwiesen ist.

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Was steht in den Akten? Was wäre erwiesen?

PROFESSOR WOLFGANG CLAUSEN. Paula, wir wollen von solchen Sachen absehen.

EGMONT. Meine Schwägerin meint, Frau Peters sei eine Brandstifterin, für die sich der Mann im Gefängnis geopfert habe.

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Das ist eine Ansicht, eine Behauptung, womit man die ehrenwerte Frau Peters im allerübelsten Gossenstile sogar neuerdings durch anonyme Postkarten ängstigt. Sie hat mir eine davon gezeigt. Ich sammle solche Dokumente menschlicher Schlechtigkeit. Ich glaube sogar, ich werde die Karte hier haben. *Er holt sie heraus und reicht sie Paula Clothilde.* Ja, hier ist sie — wer sich dafür interessiert!

PAULA CLOTHILDE, *leicht aus der Fassung, da sie die Karte, wie die erste, geschrieben hat.* Interessiert mich nicht. Wieso interessiert?

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Ich dachte, Sie nähmen daran Interesse: das Geschmier auf der anonymen Postkarte vertritt doch dieselbe Ansicht wie Sie.

PAULA CLOTHILDE. Wieso das Geschmier? Wer schreibt eine anonyme Postkarte?

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Das weiß ich nicht, sie ist ja doch anonym.

PROFESSOR WOLFGANG CLAUSEN *zu Steynitz.* Sie werden doch hoffentlich meiner Frau nicht sagen wollen, daß ihre Gesinnung und die der Postkarte ein und dieselbe ist?!

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Gewiß nicht, das liegt mir natürlich ganz fern.

PAULA CLOTHILDE. Solche Dinge wirft man doch einfach ins Kaminfeuer. *Sie versucht es, aber die Karte fällt auf die Erde.*

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Ich wünschte, Sie täten das mit Ihrer falschen Ansicht über Frau Peters auch. — Aber die Karte muß ich mir aufheben. *Er nimmt sie von der Erde auf.* Frau Peters wird sie vielleicht zu ihrer Verteidigung noch einmal brauchen.

PAULA CLOTHILDE. Ob das geschieht oder nicht, ist mir gleichgültig.

*Während dieser Szene sind Professor Wolfgang Clausen und Bettina untergefaßt und lebhaft flüsternd im Zimmer umherspaziert. Bettina hat Tränen in den Augen.*

PROFESSOR WOLFGANG CLAUSEN *bleibt stehen, starrt Bettina an.* Das ist nicht möglich, was du sagst.

BETTINA. Bei Gott, es ist reine Wahrheit, Wolfgang.

PROFESSOR WOLFGANG CLAUSEN. Das wäre ja Raub am Heiligsten, am Teuersten, was uns geblieben ist.

BETTINA. Bitte, Wolfgang, schweige darüber!

OTTLIE. Darf man wissen, wovon zwischen euch die Rede ist?

BETTINA. Ich möchte dich bitten: lieber nicht. Ich möchte es lieber für mich behalten.

PROFESSOR WOLFGANG CLAUSEN. Otilie ist unsre Schwester, Bettine. Es ist sogar gut, wenn sie unterrichtet ist. — Vater hat Ringe und Schmuckstücke weggebracht und sie diesem Mädchen überantwortet. Ringe und Schmuckstücke der seligen Mama! Wir müßten Mutters Bild verhängen, wenn euch wie mir zumute ist.

OTTLIE. O Gott, mir ist ebenso zumute.

PAULA CLOTHILDE, *weiter stark alteriert durch die Erkenntnis, daß Steynitz sie für die Verfasserin der anonymen Postkarte hält, zu ihrem Mann.* Wolfgang, darf ich um deinen Arm bitten? Mir war den ganzen Morgen nicht gut, vielleicht wäre man besser zu Hause geblieben.

PROFESSOR WOLFGANG CLAUSEN *faßt seine Frau unter und führt sie im Zimmer auf und ab.* Ein Kognak tut dir doch meistens gut, Paula. Übrigens, habe ich



dir schon erzählt? Der Schmuck unserer Mutter geht allmählich an Vaters Verhältnis über.

PAULA CLOTHILDE. Unsinn! Ein Ding der Unmöglichkeit! Nein, Wolfgang, du wirst mir so was nicht einreden! Ein solcher Skandal...

EGMONT, *zu Ottilie*. Macht doch um Gottes willen nicht so viel Wesens um eine Belanglosigkeit! Mag doch die kleine Inken mit uns mitessen! Es ist ja doch wohl für uns alle genug.

OTTILIE. Hast du gehört? Nun verzweifle ich an dem gesunden Menschenverstand von Papa.

EGMONT. Was soll ich denn schon wieder gehört haben?!

OTTILIE. Papa verschleudert den Schmuck der seligen Mama. Diese Inken trägt bereits ihre Ringe, Spangen und Armbänder. Wenn ich das meinem Manne sage — Erich gerät außer sich!

*Sie geht hastig hinaus, wie um ihren Mann zu finden.*

PROFESSOR WOLFGANG CLAUSEN. Sagen Sie mir doch einmal ganz offen, Sanitätsrat, ob etwas Wahres an den Gerüchten ist: hat Vater am Zuger See einen alten Schloßbau gekauft, und läßt er ihn von einem Berliner Architekten ausbauen?

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Ich weiß nur, daß von allerhand Plänen ähnlicher Art für die alten Tage des Geheimrats gelegentlich die Rede gewesen ist.

EGMONT *legt seinen Arm um die Schultern des Sanitätsrats*. Onkel Steynitz, das werden Sie doch nicht billigen! Wenn wirklich Vater unseren und Mutters alten Familienschmuck an Inken verschenkt, so würde das sich doch auch Ihnen als eine unbegreifliche Handlung darstellen?!

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Das alles geht mich durchaus nichts an. Sie wissen längst, daß ich mich in Intimitäten der Familie Clausen nicht einmische.

EGMONT. Dann müßte man Mutters Bild verhängen.

*Er geht zu Bettina:* Hast du das schon gehört, Bettina, was mit Mamas Schmuck geschehen ist?

BETTINA. Um Gottes willen, sprich nicht darüber. Ich habe es Wolfgang anvertraut, leider hat er es auch vor Ottilien nicht geheimgehalten...

EGMONT. Wer kann da noch zweifeln —: Papa ist wahnsinnig!

BETTINA. Bitte, Egert, sprich nicht so — es zerreißt mir die Seele! ich kann es nicht aushalten! Wenn es Ottilie nur Klamroth nicht mittheilte! Er hat eine Art, über Vater zu reden, die mir unerträglich ist. Laß mich, ich muß mich ein bißchen zurückziehen.

*Sie geht ab. Klamroth und Ottilie kommen.*

KLAMROTH. Das stiee dem Fa den Boden aus, wenn er auch noch den Familienschmuck wegschenkte!

OTTILIE. Kaum die Hälfte soll noch vorhanden sein.

KLAMROTH. Noch schlimmer sind vielleicht die andern Engagements, in die er sich eingelassen hat. Es handelt sich da um sinnlose Ausgaben, durch die der Bestand des ganzen Vermögens gefährdet ist. Er kann es eben nicht mehr überblicken: mangelnde oder verminderte Zurechnungsfähigkeit.

PROFESSOR WOLFGANG CLAUSEN, *zum Sanitätsrat.* Könnte man denn einen Schlokauf, wenn er wirklich geschehen wäre, nicht rückgängig machen?

KLAMROTH *mischt sich ein.* Ich habe Justizrat Hanefeldt aufgesucht. Das Gesetz bietet keine Handhabe. Oder es müßte etwas geschehen, was unmöglich ist.

PROFESSOR WOLFGANG CLAUSEN. Für mich ist Papa nicht mehr zurechnungsfähig.

PAULA CLOTHILDE, *am Tisch.* Ich muß an mich halten, sonst würde ich dieses neunte Gedeck zur Balkontür hinunterpfeffern. Beinah möchte ich sagen: pfui, pfui, pfui! *Winter kommt herein.*

PROFESSOR WOLFGANG CLAUSEN. Ja, du hast recht. — Winter, nehmen Sie diese zwei Teller, diese Serviette,



diese Gabeln und Messer weg! Am Familientag sind wir nur acht Personen.

WINTER. Es ist aber gegen strikten Befehl...

PROFESSOR WOLFGANG CLAUSEN. Ich tue es selbst, wenn Sie es nicht tun wollen. Zeigen Sie sich jedoch renitent, so werde ich Ihnen das einmal ankreiden.

*Winter entfernt das Gedeck.*

PAULA CLOTHILDE. Man soll sich nach oben entwickeln, man soll nicht hinabsinken.

EGMONT *faßt sich an den Kopf*. Beinahe möchte ich glauben, daß jede Familie ein verkapptes Tollhaus ist.

KLAMROTH. Still, das Undenkbare scheint sich nun doch zu ereignen!

*Der Geheimrat führt Inken Peters herein.*

GEHEIMRAT CLAUSEN, *forciert aufgeräumt*. Guten Morgen! Ihr seid wohl schon ungeduldig?! Plagt euch der Hunger? Was ist die Uhr? Ich habe uns Inken Peters mitgebracht. Wir haben uns, Egert war dabei, mal wieder den kindlichen Spaß gemacht, den Zoologischen Garten aufzusuchen. — Es ist hübsch, Wolfgang, daß du wieder einmal gekommen bist. Schönen guten Morgen, Frau Schwiegertochter! — *Zu Wolfgang*: Was hast du übrigens mit dem Justizrat Hanefeldt zu tun? Er soll dich ja auf dem Bahnhof empfangen haben.

PROFESSOR WOLFGANG CLAUSEN. Eine Jugendfreundschaft, wie du ja weißt.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Also etwa wie Geiger und ich. Übrigens ein höchst seltener Fall, da Jugend und Freundschaft meist zugleich schwinden. Also setzen wir uns! — *Er bemerkt das Fehlen Bettinens*. Wo ist Bettine? Wir wollen doch nun mit Essen anfangen. Sage doch Bettine, lieber Egert, daß wir alle versammelt sind! — *Egmont geht ab*. — Was bringst du aus Freiburg mit, lieber Wolf?

PROFESSOR WOLFGANG CLAUSEN. Alles wie immer — durchaus nichts Neues.

GEHEIMRAT CLAUSEN, *zu Klamroth*. Die neue Rotationsdruckmaschine arbeitet gut? Aber wir sprechen nach Tisch darüber. — Wenn Bettine nicht kommt, so wollen wir Platz nehmen.

PROFESSOR WOLFGANG CLAUSEN. Ich möchte doch gern auf Bettine warten.

EGMONT *kommt wieder*. Bettine läßt sagen, sie sei nicht so recht auf dem Damm heute. Sie bittet, wir sollen ohne sie anfangen.

GEHEIMRAT CLAUSEN, *mit Betonung zum Sanitätsrat*. Ich lasse Bettine bitten, zu kommen, da sie ja doch die Hausfrau zu vertreten hat. Und dann, lieber Steynitz, sagen Sie mir, was mit ihr ist.

*Der Sanitätsrat ab.*

EGMONT. Ich glaube, es ist nur die alte Migräne.

INKEN. Herr Geheimrat, würden Sie mir sehr böse sein, wenn ich Sie bäte, mich zu entlassen? Sie wissen, ich bat Sie schon darum. Mutter wartet zu Haus. Sie muß heut irgendeinen Termin wahrnehmen. Der Kindergarten ist bis auf den Onkel ganz allein.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Die Gärtnerei hat doch Telephon. Egert, habe die Güte, Frau Peters anzurufen!

INKEN. Ich sagte ja, Mutter hat Termin.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Ach ja, Frau Peters muß einen Termin wahrnehmen.

*Er wird bleich, holt tief Atem, will reden, blickt vielsagend von einem zum andern, drängt zurück, was ihm auf der Zunge liegt, hüllt sich in Schweigen und geht unter wachsender Ungeduld auf und ab. Plötzlich bleibt er vor*  
*Wolfgang stehen.*

Kennst du eigentlich Fräulein Inken?

PROFESSOR WOLFGANG CLAUSEN. Nein, das Fräulein wurde mir beim Geburtstag nicht vorgestellt.

GEHEIMRAT CLAUSEN, *mit Betonung*. Man hat dich der jungen Dame noch nicht vorgestellt? Hiermit will



ich dich also der Dame vorstellen: das ist mein Sohn Wolfgang, Fräulein Inken!

*Der Sanitätsrat und Bettina treten ein.*

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Ich bringe Ihnen eine Genesene, Herr Geheimrat.

BETTINA. Verzeih, Papa, ich komme gern — ich dachte nur, ich sei nicht mehr notwendig.

GEHEIMRAT CLAUSEN. In welcher Verbindung dachtest du das?

BETTINA. In welcher Verbindung ist schwer zu sagen.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Setzen wir uns, später mehr davon! *Alle nehmen Platz, Inken bleibt übrig. Geheimrat Clausen bemerkt es, springt auf.* Was heißt denn das? — Bitte, hier ist mein Platz, Inken.

WINTER. Verzeihung, ich hatte zuerst neun Gedecke aufgelegt.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Und? — wo ist es geblieben? Ich meine das neunte?

WINTER. Ich habe es auf Befehl von Herrn Professor Wolfgang... *Schwüle Pause, danach:*

GEHEIMRAT CLAUSEN *schlägt mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser durcheinanderfallen.* Zum Donnerwetter, bringe es her!

*Inken huscht schnell ab.*

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Seien Sie ruhig, um Gottes willen, lieber Geheimrat...

GEHEIMRAT CLAUSEN *kommt zu sich, bemerkt Inkens Abwesenheit.* Wo ist Fräulein Inken hingekommen?

EGMONT. Kein Wunder, wenn sie vor einer so liebenswürdigen Familie geflüchtet ist.

GEHEIMRAT CLAUSEN, *in tiefster, gefährlichster Entrüstung.* Eher verlaßt ihr alle, einer wie der andere, das Haus, als daß sie von dieser Schwelle gestoßen wird!

*Der Geheimrat geht Inken nach, um sie einzuholen.*

*Allgemeine Erregung und Betretenheit.*

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Was habt ihr nun also erreicht, meine Herrschaften?

PROFESSOR WOLFGANG CLAUSEN. Niemand kann von mir verlangen, daß ich in Gegenwart des Bildes meiner seligen Mutter meine Gefühle, meine Empörung, meinen Abscheu unterdrücken soll!

KLAMROTH. Es hat sein Gutes, kann ich nur sagen. Wir haben es ja nun deutlich gehört, was für ein Schicksal uns erwartet.

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Ja, das haben Sie deutlich gehört. Und es würde die schwerste Täuschung sein, wenn jemand an dem Nachdruck zweifeln würde, den ein Mann wie der Geheimrat seinen Worten zu geben vermag.

BETTINA *schlägt die Hände vor den Kopf.* Nichts mehr kann ich begreifen — ich bin wie irrsinnig.

PROFESSOR WOLFGANG CLAUSEN. Es ist auch durchaus nicht zu begreifen. Oder können Sie mir sagen, Sanitätsrat, wie aus dem Munde eines Mannes wie unseres Vaters, der nichts Höheres kannte in aller Welt als seine Familie, eine solche Drohung hervorgehen kann?

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Er ist aufs schwerste verletzt und gereizt worden.

EGMONT. Trotzdem ist es ein starkes Stück, wenn er alle seine Kinder aus dem angestammten Elternhause hinauswerfen will.

SANITÄTSRAT STEYNITZ *horcht.* Die Peters ist fort — der Geheimrat kommt allein zurück.

PROFESSOR WOLFGANG CLAUSEN. Ich bin gefaßt — ich werde ihm antworten.

*Alle haben sich auf einen furchtbaren Zornesausbruch gefaßt gemacht, aber der Geheimrat erscheint völlig verändert, ruhig und unbefangen, als wäre nichts vorgefallen.*

GEHEIMRAT CLAUSEN. Wir sind verspätet — nehmen wir Platz!



*Alle lassen sich um den Tisch nieder. Winter und ein zweiter Diener beginnen zu servieren. Schweigsam ißt man eine Weile. Endlich beginnt der Geheimrat.*

GEHEIMRAT CLAUSEN. Was gibt es Neues aus Genf, Herr Klamroth?

KLAMROTH. In Genf? Das weiß ich im Augenblick wirklich nicht.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Otilie, dein Jüngster hatte Mumps, ist er nun glücklich auskuriert?

OTTILIE. Längst, Papa, seit acht Tagen spielt er schon wieder im Sandhaufen.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Hast du die schöne Abhandlung von Doktor August Weismann gelesen, Wolf, der ja bei euch in Freiburg Professor gewesen ist?

PROFESSOR WOLFGANG CLAUSEN. Ich müßte wissen, wovon sie handelt.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Wovon sie handelt? Von Leben und Tod.

PROFESSOR WOLFGANG CLAUSEN. Davon handeln wohl alle Schriften.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Aber Weismann behauptet, es gibt nur das Leben.

PROFESSOR WOLFGANG CLAUSEN. . . . was wohl doch etwas überstiegen ist.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Er leugnet den Tod. Er leugnet, daß der Tod zur Fortsetzung und Erneuerung des Lebens die notwendige Unterbrechung ist.

PROFESSOR WOLFGANG CLAUSEN. Die Jugend kann, und das Alter muß sterben.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Ich sehe, du verstehst davon nichts. — — Dir ist hoffentlich wieder ganz wohl, Bettine?

BETTINA. Mein Schwächezustand, du kennst ihn ja.

GEHEIMRAT CLAUSEN, *mit verhaltener Erregung, gleichsam stoßweise*. Kopfschmerz, Herzklopfen, Übelkeit — ich freue mich, daß du wieder in Ordnung bist. — Höre,

Egert, du müßtest einmal auf den Spuren Filchners oder Sven Hedins eine Reise tun. Da gibt es einen wandernden See, in der Wüste Gobi liegt er ja wohl, richtig, Lob-nor ist sein Name. Er ist im Laufe der Jahrzehnte vom äußersten Norden der Wüste nach dem äußersten Süden und dann wieder auf demselben rätselhaften Wege nach dem äußersten Norden zurückgereist.

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Sven Hedin hat darüber geschrieben.

GEHEIMRAT CLAUSEN, *zu Klamroth*. Können Sie mir sagen, warum der hübsche Artikel nicht in unseren Blättern erschienen ist?

KLAMROTH. Ich kann meine Augen nicht überall haben.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Das ist auch nicht nötig. Den Überblick habe ja schließlich ich. Laßt jeden nur seinen Posten ausfüllen.

KLAMROTH. Ich möchte glauben, das tue ich.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Hält es an, Bettine?

BETTINA, *verdutzt*. Was meinst du mit anhalten?

GEHEIMRAT CLAUSEN. Dein Wohlbefinden, hält es an?

BETTINA, *mit ihrer Bewegung ringend*. Du meinst vielleicht, daß ich mich verstellt habe. Ich bin auch nur ein Mensch. Das Leben stellt eben, wie auch du dir gewiß nicht verhehlen wirst, manchmal nicht gerade ganz leichte Aufgaben.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Gewiß verhehle ich mir das nicht. Übrigens eine Frage, Bettine: Anstand, einfach den gebotenen Anstand zu üben, rechnest du das unter die schweren oder unter die leichten Aufgaben?

BETTINA. Anstand ist für gebildete Menschen gar keine Aufgabe. Er ist etwas, was sich von selbst versteht.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Und ihr, Bettine, ihr seid gebildet?



BETTINA. Ich denke doch, daß du unserem Kreise Bildung nicht absprechen wirst.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Zu deutsch: eine gute Kinderstube... — wenn es auch Leute gibt, die auf schiefgerücktem Stuhle sitzen und meistens mit dem Ellenbogen auf der Tischplatte sind. *Klamroth, der so sitzt, nimmt langsam den Ellenbogen von der Tischplatte und rückt den Stuhl zurecht.* Nein, ich spreche euch Bildung nicht ab. Nur hat eure Bildung einige Lücken. Es sind dieselben, die auch euer Anstand hat. — Reden wir lieber von etwas anderem! — Ich habe einmal die Idee gehabt, in aller Form abzudanken. Wie würden Sie sich einem solchen Schritt gegenüber verhalten, Herr Schwiegersohn?

KLAMROTH. Bei so etwas würde ich kaum in Betracht kommen. Es würde höchstens Ottilie angehen.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Wer unter euch wäre, wenn ich das Meine wie jener alte törichte König verteilte, Cordelia?

EGMONT. Ich finde, du neigst zum Humor, Papa.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Ich setze den Fall, ich würde abdanken.

PROFESSOR WOLFGANG CLAUSEN. Du darfst nicht abdanken, lieber Papa.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Du bist der Ansicht, ich dürfe nicht abdanken?

PROFESSOR WOLFGANG CLAUSEN. Von geschäftlichen Dingen verstehe ich nichts. Es ist bis heute noch niemand da, der deine Kraft ersetzen könnte.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Das muß ich leider vollauf bestätigen.

BETTINA, *bewegt*. Ich wünschte, du hättest den vollen Einblick in unser Inneres, Papa, da würdest du sehen, wie wir gar nicht zu denken sind ohne dich! Du weißt nicht, wie mein Herz für dich zittert. Du bist unser allerhöchster Schatz: nur wollen wir diesen Schatz nicht einbüßen.

PROFESSOR WOLFGANG CLAUSEN. Was wir wollen, ist nichts als Beruhigung. Zerstreue die Sorgen, die uns ängstigen! Du kannst es mit einem herzlichen Wort. Ich bin verheiratet, habe Kinder, Ottilie hat Kinder: wir bangen für unsere Existenz, weil es uns scheint, daß du dich uns entfremdet hast.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Darf ich euch alle fragen, wer mir die Sorgen um meine Existenz zerstreuen wird?

KLAMROTH. Die Zeiten sind schwer, Herr Geheimrat. Zu ernstern Sorgen um den Bestand des alten guten Geschäftes ist trotzdem nicht der geringste Anlaß vorhanden. Vielleicht entspricht mein Wirken nicht immer dem, was genau in Ihrer Linie liegt; für das Ganze kann ich indessen gutstehen. — Im übrigen weiß ich, was ich zu tun habe. Mein Denken, mein Handeln, meine Stellung im ganzen Betrieb — darüber kann kein Zweifel bestehn — hat meinen unerschütterlichen Willen als Grundlage.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Ich verstehe durchaus die Bedeutung dieser Erklärung, Herr Schwiegersohn. Haben Sie eigentlich schon Ihre Anwälte?

KLAMROTH, *wischt sich den Mund mit der Serviette, steht erregt auf und geht umher.* Da hört sich denn doch wirklich alles auf. Eine solche Insinuation muß man sich einstecken!

BETTINA, *vermittelnd.* Erich, wir wollen uns doch nicht aufregen. Es handelt sich doch nur darum, ob Papas Gesinnung gegen uns noch die alte ist, ob wir mit seiner väterlichen Liebe nach wie vor zu rechnen haben. Vielleicht sagt er uns, wie er sich die Zukunft denkt — alles natürlich in Güte und Liebe.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Ach, sprichst du von Liebe und Güte, Kind?

KLAMROTH. Was ich berührte, waren geschäftliche Dinge. In geschäftlichen Dingen, Bettine, herrscht



Sachlichkeit. Man kann da mit Güte und Liebe nichts ausrichten.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Ihre Kampfansage, Herr Klamroth, registriere ich. Sie macht mir aber durchaus keine Kopfschmerzen.

KLAMROTH. Von einer Kampfansage bin ich einstweilen noch sehr weit entfernt, Herr Geheimrat.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Ihr „einstweilen noch“ wird zu den Akten genommen.

EGMONT. Um des Himmels willen, es besteht doch überhaupt kein Kampf zwischen uns. Wir sind überzeugt, du hast nach wie vor in bezug auf uns die reinsten, väterlichsten Absichten.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Du würdest mich ebenso ehren, wenn du mir das Zeugnis ausstelltest, ich sei kein Keiler, der seine Jungen frißt.

PROFESSOR WOLFGANG CLAUSEN. Wir wollen ja nur ins Vertrauen gezogen sein, damit wir nicht im Dunkel herumtappen.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Das wäre sicherlich längst geschehen, aber ich habe kein Bedürfnis dazu gefühlt.

PROFESSOR WOLFGANG CLAUSEN. So hältst du uns deines Vertrauens für unwürdig? Eine solche Kränkung hat keiner von uns verdient.

PAULA CLOTHILDE. Mit einem solchen Ausspruch verweist uns Papa in die Domestikenzimmer.

GEHEIMRAT CLAUSEN *steht auf, in einem Jähzornanfall erblassend.* Ja, ja und ja, weil ihr dorthin gehört! weil ihr, nach dem, wie ihr dieses schuldlose Mädchen und euren Vater soeben behandelt habt, dorthin gehört! Woher nehmt ihr das Recht zu eurem unverschämten Verhalten? Etwa daraus, daß ihr anspruchsvolle, verwöhnte, unter Sorgen und Mühen eurer Eltern großgepäppelte Bälger seid? Wollt ihr euren Erzeuger, Kinderwärter, Ernährer und Beschützer schulmeister? Wollt ihr das Vierte Gebot umstülpen und: Entehre

Vater und Mutter! dafür setzen? Denn auch die Mutter habt ihr in mir entehrt! Bin ich euer Geschöpf? euer Gegenstand? euer Eigentum? Oder aber ein freier Mensch mit dem Recht auf freie EntschlieÙungen? Habt ihr, was mich betrifft, das Recht der Inquisition? oder ein Züchtigungsrecht? Seid ihr befugt, mir meine Schritte vorzuschreiben, Spürhunde auf meine Fährte zu legen und mich heimlich wie einen Verbrecher polizeilich zu kontrollieren? Aber bildet euch nicht ein, daß ich es dulden werde, wenn ihr euch, euren Vater betreffend, eine Macht über Tod und Leben anmaßet!

KLAMROTH. Wir maÙen uns keine Macht über Tod und Leben an, aber wir können nicht ruhig zusehen...

BETTINA. Vater, Vater, sieh Mutters Bildnis an...

GEHEIMRAT CLAUSEN. Treibt keinen MiÙbrauch mit etwas Heiligem!

PROFESSOR WOLFGANG CLAUSEN. Das nenne ich MiÙbrauch, wenn man die Tochter eines Menschen, der sich im Gefängnis entleibt hat, über diese geheiligte Schwelle bringt.

BETTINA. Papa, mir zerbricht das Herz — aber denke an Mutters Schmuckstücke...

GEHEIMRAT CLAUSEN, *mit geballten Fäusten*. Hinaus, auf der Stelle, mit euch allen!

EGMONT. Aber guter Papa...

PROFESSOR WOLFGANG CLAUSEN. Ja, tausendmal lieber, wenn es sein müÙte, ins Elend hinaus mit Weib und Kindern, als eine solche Behandlung noch länger aushalten.

KLAMROTH. Ja, tausendmal lieber ins Elend hinaus! Übrigens habe ich in mir genügend Kraft, um es von mir und den Meinen abzuhalten. Darum wird man den Zeiger der Uhr nicht zurückdrehen! Ich habe nicht nötig, meine Kräfte im Dienst eines sinkenden Schiffes aufzureiben.



GEHEIMRAT CLAUSEN. Das haben Sie auch nicht nötig. Hinaus! Hinaus! Hiermit entziehe ich Ihnen alle Vollmachten! Packen Sie Ihre Sachen! Packt eure Sachen! Hinaus! hinaus! *Alle verlassen ihn, bis auf den Sanitätsrat.*

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Mein lieber, alter, verehrter Freund...

GEHEIMRAT CLAUSEN *legt ihm die Hände auf die Schultern.* Ich lasse mir nicht das Lebenslicht ausblasen!

## VIERTER AKT

*Spielt in der ersten Hälfte des November. Die gleichen Räume wie im ersten und dritten Akt sind der Schauplatz. Es ist vormittags gegen elf Uhr, die elektrischen Lampen brennen.*

*Professor Geiger sitzt beim Frühstückskaffee. Sanitätsrat Steynitz tritt ein.*

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Bitte sehr um Verzeihung, ich ahnte von Ihrem Hiersein nichts.

PROFESSOR GEIGER. O ja, ich bin gestern abend eingelaufen.

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Ich wußte nur, daß Sie mit recht erheblicher Ungeduld vom Geheimrat erwartet worden sind.

PROFESSOR GEIGER. Er hat mir geschrieben, er wolle mich sprechen.

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Darf ich Ihnen nur kurz die Hand drücken...

PROFESSOR GEIGER. Oh, ich bin erfreut, Sie zu sehen. Sie werden mir sagen können, weshalb mir bis jetzt hier im Haus weder Bettina noch Egert noch irgendein Familienmitglied begegnet ist. Mit Matthias habe ich gestern abend nur flüchtig gesprochen.

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Wie fanden Sie den Geheimrat?

PROFESSOR GEIGER. Oh, ich sah ihn nur einen Augenblick. Er guckte nur aus der Schlafzimmertür. Wie mir vorkam, war er wie immer.

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Der Geheimrat hat vielleicht etwas eingelegt. Das würde mich aber nicht weiter bekümmern... Ich habe Sorgen, die ernster sind.

PROFESSOR GEIGER, *schmunzelnd*. Sie meinen — etwas fatale Sachlage?!

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Daran hat man sich nun schon gewöhnt, an die Sachlage.



PROFESSOR GEIGER. Es ist doch nicht wahr, daß die Kleine im Hause wohnt?!

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Fräulein Peters wohnt in der Tat schon seit Wochen im Hause.

PROFESSOR GEIGER, *aufgeräumt*. So?! Immerhin eine Situation, die — meinen Sie nicht? — etwas kitzlig ist.

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Die Situation ist ungewöhnlich.

PROFESSOR GEIGER *blitzt ihn mit großen Augen be-lustigt an*. Wir einigen uns auf ungewöhnlich. Schön! Wir bleiben bei ungewöhnlich. Es steht für uns beide jedenfalls fest, daß die Lage ungewöhnlich ist. Oder finden Sie sie nicht ungewöhnlich? Ich lebe in England, wo so etwas ganz und gar ungewöhnlich ist.

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Bei uns ist es ebenso ungewöhnlich. Seit Wochen nährt sich fast ausschließlich von diesem Umstand der Klatsch und Tratsch unserer Stadt.

PROFESSOR GEIGER, *wie vorher*. Und das ist keineswegs ungewöhnlich. Doktor, können Sie mir nicht einen Wink geben — ich bin nämlich grenzenlos ungeschickt —, haben Sie eine Ahnung, welcher Art meine Funktionen bei dieser heiklen Geschichte sein sollen?

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Der Geheimrat braucht einen Bundesgenossen. Schließlich hat er ja doch mit fast allem gebrochen, woraus sein bisheriges Leben bestanden hat.

PROFESSOR GEIGER. Mit wem hat er also zum Beispiel gebrochen? Ich bin so unwissend wie ein Kind.

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Zunächst hat er mit seinen Kindern gebrochen.

PROFESSOR GEIGER. Aber doch wohl mit Bettine nicht?

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Bettine hat mit dem Vater gebrochen. Er spricht nicht von ihr, und er sieht sie nicht.

PROFESSOR GEIGER. Ich verstehe natürlich Bettinen aus Taktgründen. — Es ist mir überhaupt unerfindlich, warum mein alter Freund Clausen diesen heiklen Schritt nicht vermieden hat, der doch leicht zu umgehen gewesen wäre und die Öffentlichkeit ganz zwecklos herausfordert.

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Das sollte er eben, er sollte herausfordern! Der Geheimrat bevorzugt jetzt einen gewissen Radikalismus bei all seinen Maßnahmen.

PROFESSOR GEIGER. Und das tut er... weshalb? Was hat er dabei für Absichten?

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Außer daß er, wie ich glaube, seinem kaltgestellten Schwiegersohn den Meister zeigen will, möchte er wohl der Welt im allgemeinen, bevor er sich zurückzieht, die Wahrheit geigen.

PROFESSOR GEIGER. Er wirft ihr den Fehdehandschuh hin, und mich will er dabei zum Bundesgenossen? Dazu bin ich wohl kaum der rechte Mann.

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Der Geheimrat unterschätzt seine Gegnerschaft. Sein Schwiegersohn ist zu allem entschlossen. Die Kinder, die sich verstoßen glauben, schwimmen durchaus in seinem Fahrwasser.

PROFESSOR GEIGER. Matthias hat diesem Manne nie getraut, dafür könnte ich Ihnen Belege beibringen. Darum hat er ihn auch wohl hinausgeworfen.

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Zu spät, denn außer Gefecht gesetzt ist der Mann eben trotzdem nicht.

PROFESSOR GEIGER. Will mein Freund nun durchaus dieses Mädchen heiraten?

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Das ist meines Wissens sein fester Entschluß.

PROFESSOR GEIGER. Dann soll er es tun und nicht lange fackeln. Gegen eine vollendete Tatsache hilft schließlich alles Protestieren und Intrigieren nichts.

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Vorausgesetzt, die Mächenschaften der Gegner sind noch nicht bis zu einem gewissen Punkte fortgeschritten.



PROFESSOR GEIGER. Und was wäre der Punkt?

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Ich weiß es nicht... Was man tuscheln hört, scheut man sich auszusprechen.

PROFESSOR GEIGER. Und doch wäre es gut, mich ins Bild zu setzen.

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Unkontrollierte Gerüchte sprechen von einem Unschädlichmachen durch Entmündigung.

PROFESSOR GEIGER. Na ja, Gerüchte, das sind Gerüchte! Sie glauben doch selbst im Ernst an solchen Unsinn nicht.

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Ich glaube es — und ich glaube es nicht. Ein Versuch könnte immerhin wohl gemacht werden.

PROFESSOR GEIGER. ... meinen Freund Matthias zu entmündigen, der so gesund ist und so zurechnungsfähig wie Sie und ich? Da müßte man doch wohl Gründe ins Feld führen.

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Wo keine Gründe sind, gibt es Behauptungen.

PROFESSOR GEIGER. Was um Gottes willen behauptet man?

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Wie die Schablone nun eben ist. Trifft es einen Menschen von siebzig, so hilft ja das allgemeine Vorurteil. Zum Beispiel aus Gründen des Alters, Schwächung der geistigen Kapazität und so fort.

PROFESSOR GEIGER. Da möchte ihnen Matthias wohl heimleuchten! Also wenn einer im Alter nochmals heiraten will und seinen Erben paßt das nicht, erklärt man ihn kurzerhand für schwachsinnig?! Da müßte man ja das Vermögen verfluchen, das man seinen Kindern erarbeitet hat!

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Es ist nicht alleine von wegen des Heiratens: er ist mit der Kleinen nach der Schweiz gereist und hat sich in Arth bei Goldau eine Besorgung angekauft.

PROFESSOR GEIGER. Zum Donnerwetter, er hätte doch sollen gleich dort bleiben!

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Etwas anderes hat wohl noch mehr böses Blut gemacht. Der Geheimrat ist Bildersammler. Etwa zwei Dutzend der besten Niederländer, die er aus irgendeinem Grunde nicht zeigen wollte, standen seit Jahren im Souterrain unausgepackt. Unlängst wurden sie nach der Schweiz verfrachtet.

PROFESSOR GEIGER. Warum soll Matthias sich keine Besetzung in Arth kaufen? Warum soll er sie nicht mit seinen Bildern ausschmücken? Seine Mittel erlauben ihm das.

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Außer daß man ihm dann noch vorwirft, er vergeude den Familienschmuck, gibt es einen dritten Umstand, der die Familie am meisten aufstachelt: er verhandelt wegen Verkaufs der ganzen Firma mit einem Konsortium.

PROFESSOR GEIGER. Ist das ein Verbrechen? Darf er das nicht? Er wird es doch wohl für opportun halten!

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Es ist meiner Ansicht nach das einzige, was bei einer so gearteten Nachkommenschaft zu geschehen hat.

PROFESSOR GEIGER. Aber wie will man ihn dann entmündigen?

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Durchdringen werden sie wohl auch nicht. Schlimm ist nur, daß jemand, gegen den der Richter das Verfahren auch nur einleitet, solange die Untersuchung dauert, de facto bereits entmündigt ist. Diesen Schlag würde der Geheimrat nicht aushalten.

PROFESSOR GEIGER. Und von alledem ahnt er nichts?

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Er ist weltweit entfernt von solchen Gedanken... Der Geheimrat kommt, entschuldigen Sie mich! *Steynitz schnell ab.*

*Geheimrat Clausen tritt mit schnellen elastischen Schritten ein.*



GEHEIMRAT CLAUSEN. Verzeih, ich habe dich warten lassen. Wenn man, wie ich, sozusagen sein Haus bestellt, gibt es unendlich viel zu bedenken. Sei willkommen, mein lieber Freund! Du mußt mir in vieler Hinsicht deinen Rat geben.

PROFESSOR GEIGER. Ich höre, du willst in die Schweiz übersiedeln?

GEHEIMRAT CLAUSEN. Sage lieber: auf einen anderen Planeten, mein Freund.

PROFESSOR GEIGER *lacht*. Mit dem Raketenflugzeug vielleicht?! — Du hast Liegenschaften in Arth gekauft?

GEHEIMRAT CLAUSEN. Ein altes Schweizer Bürgerhaus — wir lassen es umbauen —, das in einem großen Park am See gelegen ist. Inken ist ganz glücklich darüber.

PROFESSOR GEIGER. Ich sehe mit Freuden, daß du in einer zuversichtlichen Stimmung bist.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Sag mir, weshalb ich zaghaft sein sollte!

PROFESSOR GEIGER. Du gehst auf Freiersfüßen, willst heiraten?

GEHEIMRAT CLAUSEN. In meinem neuen Lexikon steht zwar das banale Wort „heiraten“ nicht, in der Tat aber will ich das Verhältnis mit meiner Freundin bald legitimieren.

PROFESSOR GEIGER. Und warum hast du so lange gewartet damit?

GEHEIMRAT CLAUSEN. Bedenke, was bei einem so verzweigten Dasein wie dem meinen alles vorher ins reine zu bringen und abzuwickeln ist!

PROFESSOR GEIGER. Freilich, freilich, da wirst du wohl recht haben. Bist du mit deinen Kindern einig?

GEHEIMRAT CLAUSEN. Die Frage, ob ja, ob nein, interessiert mich nicht. Ich bin jedenfalls mit mir selber einig. Beiläufig wäre etwa zu sagen: solange die Kinder in der Welt sind, habe ich ihnen zu dienen gesucht. Nie

habe ich eigentlich etwas von ihnen erwartet, aber am allerwenigsten freilich das, was sich nun ergeben hat. Und nun will ich dir Inken Peters vorstellen. Inken, komm doch mal bitte herein!

PROFESSOR GEIGER. Flüchtig kennen wir uns ja wohl.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Richtig: von Broich — das hatt' ich vergessen.

*Inken Peters tritt ein.*

INKEN. Sie erinnern sich meiner von Broich, Herr Professor. Wir sind glücklich, daß Sie gekommen sind.

PROFESSOR GEIGER, *joyial*. O wirklich?! Wie komme ich aber bloß zu dieser Unentbehrlichkeit?

INKEN. Herr Professor, das hat seine guten Gründe. Hier haben wir nämlich ein großes Kind, das allerlei Stimmungswechseln unterworfen ist.

*Sie legt leicht ihren Arm um den Geheimrat.*

GEHEIMRAT CLAUSEN. Setz dich, Inken! Hoffentlich hast du noch können ein Stündchen nachschlafen. — Sie läßt sich's nicht nehmen, mir vorzulesen, wenn ich, wie hier manchmal, schlaflos bin.

INKEN. Er schläft wie ein Bär, sobald er auf Schweizer Boden ist. In dem kleinen Hotel am Zuger See, von dem aus wir unseren Umbau betreiben, ist Matthias ein anderer Mensch. Hier unterliegt er dann wieder gewissen Anfällen.

PROFESSOR GEIGER. Es ist auch wohl keine Kleinigkeit, den Baum aus einem Boden zu nehmen, in dem er fünfundvierzig Jahre und länger seine Wurzeln verbreitet hat.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Lieber Geiger, du mußt mit uns nach Arth reisen! Einen schöneren Winkel wie unser Grundstück am Zuger See gibt es nicht. Unvergeßliche Tage, die wir erlebt haben!

INKEN. ... an deren Wirklichkeit, wenn man nur eine Woche hier lebt, kaum noch zu glauben ist.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Geiger, du solltest Inken am



Zuger See sehen, wie sie den Frosch mit der Hand aus der Regentonne nimmt, den Igel auf dem Frühstückstisch seinen Spaziergang machen läßt, im Garten jätet, sät und pflanzt oder das alte Fischerboot in den See rudert!

INKEN. Und, Herr Professor, Sie sollten Matthias am Zuger See sehen!

GEHEIMRAT CLAUSEN. Freilich bin ich ein anderer dort: ich würde mich sonst wohl nicht Tag und Nacht dahin wünschen.

PROFESSOR GEIGER. Wirst du es denn in der Stille aushalten, wo du von den gewohnten Aktivitäten deiner einstigen Welt abgeschnitten bist?

GEHEIMRAT CLAUSEN *weist auf das Schachbrett*. Du meinst die Elefanten, Pferdchen und Bauern und so weiter meiner Schachhöhle? Ich berufe mich einfach auf das, was ich dir bei deinem letzten Hiersein gesagt habe. Nein, daß mich dieser Kampf aller gegen alle noch einmal reizen könnte, fürchte ich nicht. Und übrigens: die menschliche Seele hat zwei Kräfte, eine aktive und eine kontemplative, wie ein alter Weiser sagt. Durch jene schreitet man vorwärts, durch diese aber kommt man zum Ziele.

PROFESSOR GEIGER. Wird man dich in der Schweiz denn noch besuchen dürfen?

GEHEIMRAT CLAUSEN. Du ja, lieber Geiger, „man“ aber nicht — da ja doch die Mehrzahl meiner jetzigen Bekannten dann für mich überhaupt nicht mehr ist. Ich würde sie gar nicht wiedererkennen. Natur, Kunst, Philosophie und Inken: diese vier Dinge sind mir genug. — Inken liebt mich — kannst du dir das Unmögliche vorstellen?

PROFESSOR GEIGER. Das ist nicht nötig, wenn der Augenschein schließlich so deutlich spricht.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Sie leiht mir ihr Auge, ihre Jahre, ihre Frische, ihr magnetisches und elektrisches Fluidum. Ihre gesunden Atemzüge, die ich gelehrig

nachahme, machen mich leicht, frei und heimisch in der miasmenfreien Bergesluft. — Lieber Geiger, du magst mir gratulieren.

PROFESSOR GEIGER. Das tu' ich von Herzen, und sogar einen leichten Anflug von Neid leugne ich nicht.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Jawohl, man hat Grund, mich zu beneiden. *Dr. Wuttke wird sichtbar.* Entschuldigt mich einen Augenblick.

*Er geht auf Wuttke zu, nimmt ein Schriftstück entgegen, und beide entfernen sich.*

*Professor Geiger und Inken Peters allein.*

PROFESSOR GEIGER. Ich habe von Matthias einen unerwartet guten Eindruck gehabt. Förmlich fällt mir ein Stein von der Seele.

INKEN. Warum hat es Sie aber überrascht?

PROFESSOR GEIGER. Oh, das war nur so obenhin gesagt. Immerhin sind es ja doch Konflikte, in die Matthias geraten ist.

INKEN. Herr Professor, sind Sie auf unserer Seite?

PROFESSOR GEIGER. Ich glaube wohl, daß mein Freund Matthias das mit Recht voraussetzen kann.

INKEN. Dann helfen Sie mir, ihn aus dieser Umgebung fortbringen: sie übt einen schlechten Einfluß auf ihn.

PROFESSOR GEIGER. Ich könnte mir denken, daß Sie recht haben.

INKEN. Ich bleibe hier, und ich bleibe dort: ich gehöre so oder so zu Matthias. Aber diese Mauern, diese alten Stuckdecken, diese roten Damastbespannungen, diese staubige Verstorbenheit, oder was es sonst ist, legt sich auch mir auf die Lungen.

PROFESSOR GEIGER. Sie haben das alte Haus nicht gern?

INKEN. Ich hasse das Haus, und das Haus haßt mich.

PROFESSOR GEIGER. Hören Sie etwas von den Kindern?



INKEN. Nein, begreiflicher Weise nichts. Aber natürlich: sie sind zu fürchten. *Winter erscheint. Er trägt einen Brief durchs Zimmer.* Was ist?

WINTER. Ein Brief vom Administrator Hanefeldt. Eben hat ihn ein Bote abgegeben.

INKEN. Geben Sie her, ich besorge ihn. *Winter kommt, sie nimmt den Brief vom Tablett.* Zu Geiger: Kennen Sie den Justizrat Hanefeldt? Ich bekomme immer ein leichtes Friesel bei solchen Briefen.

PROFESSOR GEIGER. Hanefeldt ist doch der Administrator von Broich, wo Sie mit Ihrer Mutter gelebt haben?

*Inken riecht den Brief an und wendet ihn nach allen Seiten.*

WINTER. Eigentlich sollte der Bote ihn selber abgeben.

INKEN. Eigentlich oder uneigentlich: es würde mich trotzdem nichts hindern, ihn aufzumachen, wenn ich glaubte, er enthielte für Matthias eine Unannehmlichkeit.

WINTER. Also werden das gnädige Fräulein das Schreiben abgeben?

INKEN. Aber sicher, Herr Winter, das werde ich.

PROFESSOR GEIGER. Wenn ich nicht irre, steht er auf seiten der Geschwister, dieser Hanefeldt.

WINTER *nimmt sich heraus, sehr bedeutsam zu nicken.* Ganz und gar, ganz und gar, Herr Professor. — Und wer weiß, was für ein schrecklicher Giftstoff in dem Briefkuvert enthalten ist! — Wären der Herr Professor doch früher gekommen!

PROFESSOR GEIGER. Und warum das?

WINTER. Weil Sie der einzige sind, der auf Fräulein Bettina und Herrn Wolfgang Einfluß hat.

INKEN *ist aufgestanden.* Was soll es denn schließlich sein?! Hier sieht man ja täglich und stündlich Gespenster.

*Sie entfernt sich, um den Brief abzugeben. Professor*

*Geiger und Winter sind zurückgeblieben. Professor Geiger ist aufgestanden und geht, mit einem Entschluß ringend, hin und her.*

PROFESSOR GEIGER, *plötzlich zu Winter.* Können Sie mir sagen, wo Fräulein Bettina zu finden ist?

WINTER. Auf dem Gut ihrer Tante, von hier aus anderthalb Stunden Autofahrt.

PROFESSOR GEIGER. Ist ein Auto frei? Könnte man nicht hinausfahren?

WINTER *sieht den Professor lange an, verfärbt sich bis an die Nasenwurzel und bringt leise hervor.* Ich fürchte, es ist zu spät, Herr Professor.

PROFESSOR GEIGER. Sie fürchten, Herr Winter? Wissen Sie denn, was ich vorhabe?

WINTER. Ich glaube, ja. Acht Tage früher konnte vielleicht eine Rettung noch möglich sein.

PROFESSOR GEIGER. Rettung? Was für ein Wort, Herr Winter?

WINTER. Wünschen Sie, daß ich schweige, Herr Professor, oder soll ich Ihnen anvertrauen, was zu meinen Ohren gekommen ist?

PROFESSOR GEIGER. Natürlicherweise anvertrauen! Soll ich irgendwie helfen, so ist das notwendig.

WINTER. Herr Direktor Klamroth regiert wieder im Verlagshause.

PROFESSOR GEIGER. Der Schwiegersohn? Woher wissen Sie das?

WINTER. Von dem Boten, der eben mit dem Briefe von Justizrat Hanefeldt gekommen ist. Er hat, wie es heißt, von Gerichts wegen die Ermächtigung.

PROFESSOR GEIGER. Das sind wohl leere Gerüchte, Herr Winter.

WINTER. Nein. Ich ging gleich ans Telephon. Ich bekam Verbindung mit dem ehemaligen Büro des Geheimrats. Das war leider die Bestätigung. Hier Direktor Klamroth, wer dort? kam die bekannte Stimme.



PROFESSOR GEIGER. Und was schließen Sie weiter aus dieser befremdlichen Sachlage?

WINTER. Was ich da weiter schließen soll, weiß ich nicht.

PROFESSOR GEIGER. Jedenfalls für den Geheimrat nichts Gutes.

WINTER. Wenn man nur wüßte, wie das alles so weit gekommen ist! Da kann man nur sagen: gut, daß die da — *er weist auf das Bild der verstorbenen Frau* — es nicht mehr erleben muß! *Er geht ab. Der Geheimrat, begleitet von Inken und Dr. Wuttke, tritt wieder ein.*

GEHEIMRAT CLAUSEN. Man kommt nicht mehr zu sich selber, mein Bester. Da meldet sich ein gewisser Justizrat Hanefeldt. Das Konsortium hetzt ihn mir auf den Hals, wie es scheint. Er hat es eilig. Ich glaube, man versucht es vor dem endlichen Abschluß noch mit einigen Schröpfköpfen. Die Leute sind zäh. Doch sie täuschen sich gründlich, wenn sie mich für den Dummen halten. Erzielen wir keine Einigung — nun gut, so eilig habe ich es nicht.

PROFESSOR GEIGER. Gibt es denn zur Verständigung mit deinen Kindern gar keine Möglichkeit? Ich meine so, daß der Besitz erhalten bliebe?

GEHEIMRAT CLAUSEN. Klöße werden geboren von Köchen, Klöße haben keinen Sinn für Verantwortung. Meine Kinder freilich wären imstande, von sich zu glauben, sie besäßen Eigenschaften, wie sie für die Leitung eines solchen Betriebes notwendig sind. Sie würden aber nichts weiter tun, als sich ihrem Schwager Klamroth ausliefern, und diesen Menschen kenne ich. Trotz der geborenen von Rübsamen würden meine Söhne und Töchter sehr bald von ihm zu einer Art Almosenempfänger herabgedrückt und erniedrigt sein. *Winter bringt eine Karte. Geheimrat Clausen, indem er die Karte liest.* Hanefeldt! — Ich lasse bitten. — Ihr werdet mich fünf Minuten allein lassen.

INKEN *wollte sich mit Geiger und Wuttke entfernen. In einer plötzlichen Anwandlung kehrt sie um und ergreift die Hand des Geheimrats.* Matthias, soll ich nicht lieber hierbleiben?

GEHEIMRAT CLAUSEN. Aber warum denn, was hast du denn?

INKEN. Dann versprich mir, was er dir immer auch zumutet: bleibe du selbst! behalte den Kopf oben!

GEHEIMRAT CLAUSEN. Hast du je etwas anderes bei mir erlebt? *Inken, Wuttke und Geiger ab. Der Geheimrat geht in Erwartung auf und ab. Justizrat Hanefeldt tritt ein.*

*Der Geheimrat, auf ihn zu:* Was verschafft mir die Ehre Ihres Besuchs? Wollen Sie, bitte, gefälligst Platz nehmen! *Beide nehmen Platz.* Rauchen Sie?

JUSTIZRAT HANEFELDT. Mitunter, aber bitte jetzt nicht.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Ich rauche ja, wie Sie wissen, überhaupt nicht. Darf ich nun fragen, weshalb Sie gekommen sind?

JUSTIZRAT HANEFELDT. Lassen Sie mich methodisch vorgehen!

GEHEIMRAT CLAUSEN. Wir haben Zeit, ich dränge Sie nicht.

JUSTIZRAT HANEFELDT *tupft sich die Stirn.* Sie wollen entschuldigen, wenn ich zu spät komme. Ich hatte auf dem Gericht zu tun. Ich hätte telefonieren können, aber ich wollte die Dinge nicht weiter hinauszögern, besonders um Ihretwillen nicht! Steht man vor einer Schwierigkeit, so soll man ihr eben zu Leibe gehn, um so schnell wie möglich hindurchzukommen.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Durchaus meine Ansicht. Sie machen mich neugierig.

JUSTIZRAT HANEFELDT. Haben Sie eine Vermutung, weshalb ich gekommen bin? *Er sucht es durch einen Blick zu ergründen.*

GEHEIMRAT CLAUSEN. Waren Sie je Untersuchungsrichter? Der Blick, Herr Justizrat, den Sie mir eben



geschenkt haben, hat mir die Frage nahegelegt. Sind Ihre Augen nun wirklich so durchdringend, so können Sie nicht den geringsten Zweifel darüber haben, daß ich über den Grund Ihres Kommens völlig im Dunkel bin.

JUSTIZRAT HANEFELDT. Wirklich, ich könnte es mir kaum vorstellen.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Was tut's, Sie werden mich ja ins Bild setzen.

JUSTIZRAT HANEFELDT. Mit der Tür ins Haus fallen möchte ich nicht.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Was heißt das, mit der Tür ins Haus fallen? Sie werden doch wissen, warum Sie gekommen sind. Sie brauchen es mir doch nur einfach mitzuteilen. Es ist also eine Schwierigkeit. An Schwierigkeiten ist man gewöhnt. Ihr Rat ist gut: gehen wir ihr zu Leibe!

JUSTIZRAT HANEFELDT. Ich habe die Sache übernommen, weil ich mir sagte, daß sie in meinen Händen am besten aufgehoben ist. Lange habe ich mich geprüft und bin endlich zu dem Schluß gekommen, daß niemand anders als ich so zum... sagen wir: Treuhänder beider Parteien geeignet ist. Und so, in dem Sinne, meine ich, wollen Sie meine nicht gerade leichte Mission auffassen.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Es wäre möglich, daß Sie in letzter Stunde von meinem Kontrahenten in der Umwandlungssache meiner Betriebe bemüht worden sind. Hier freilich wäre mein letztes Wort gesprochen und alles weitere ohne Belang.

JUSTIZRAT HANEFELDT. Die Umwandlungssache betrifft es nicht, sondern die Unstimmigkeit mit Ihren Kindern.

GEHEIMRAT CLAUSEN *wird blaß, erregt sich*. Unstimmigkeiten zwischen mir und meinen Kindern gibt es nicht: meine Kinder benehmen sich skandalös, und ich ziehe daraus die Folgerungen, das ist alles, was hier zu sagen ist.

JUSTIZRAT HANEFELDT. Niemand kann mehr dauern als ich, daß es so weit gekommen ist. Sie sind als versöhnlicher Mann bekannt, und es wäre nicht schwer gewesen, auch in dem Falle mit Ihren Kindern ein friedliches Resultat zu erzielen mit dem an Ihnen oft gerühmten Geist der Versöhnlichkeit. Er ist Ihnen, scheint es, abhanden gekommen.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Sind Sie beauftragt, die weiße Fahne zu schwingen, und bringen Sie mir die Kapitulation, Sie werden mich zur Versöhnung sofort bereit finden.

JUSTIZRAT HANEFELDT. Die weiße Fahne schwinde ich nicht, mir wäre sonst wahrlich wohler zumut. Eins aber kann ich doch vorausschicken, daß bei einem gewissen Entgegenkommen Ihrerseits eine gewisse Maßregel, die Ihre Kinder für notwendig hielten, nicht unwiderruflich ist.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Was halten meine Kinder für notwendig? — — Widerruflich? — Unwiderruflich? — Maßregel? — Machen Sie sich nicht lächerlich! *Er ist unwillkürlich aufgesprungen. Es gelingt ihm sogleich, sich zu mäßigen.* Nein, nein, es ist mir nur so entschlüpft. Vergessen Sie bitte, was ich gesagt habe! *Er geht auf und ab, bleibt dann vor dem Justizrat stehen.* Ad eins: eine Maßregel, die Sie erwähnt haben, interessiert mich nicht. Nie und nimmer wird sie mich interessieren. Sie wird mich ebensoviel und -sowenig interessieren, als wenn mich jemand verklagen wollte, weil ich die Baugelder des Kölner Doms noch nicht beglichen hätte. Aber es wäre doch originell, und so berichten Sie bitte von Ihrer Maßregel!

JUSTIZRAT HANEFELDT. Herr Geheimrat, erschrecken Sie nicht: das Gericht hat mich als vorläufigen Berater an Ihre Seite gestellt, und so bin und bleibe ich Ihnen ganz zur Verfügung.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Wenn Sie mir diese Sätze



wiederholen möchten, würde ich Ihnen dankbar sein.

JUSTIZRAT HANEFELDT. Ich möchte das nicht eher, als bis ich Sie der nun einmal vorhandenen Lage gewachsen weiß. Denn wohlgemerkt: ich bin nicht als Ihr Gegner hier, sondern als Ihr bestallter Freund und Helfer.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Wenn Sie nicht wollen, daß mein Gehirnkasten auseinanderfliegt, so reden Sie klar und ohne Umstände!

JUSTIZRAT HANEFELDT. Nun dann: es schwebt gegen Sie ein Verfahren wegen Entmündigung.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Das nenne ich einen verfluchten Scherz! Mit so etwas sollte man mir nicht aufwarten.

JUSTIZRAT HANEFELDT. Es ist der volle, der ganze Ernst einer nackten Sachlage.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Reden Sie weiter, es könnte ja sein, daß ein Erdbeben stattgefunden hat, ein Berg-rutsch oder was Sie sonst wollen, und daß meine fünf Sinne den neuen Zustand noch nicht registriert haben. Es ist dann vielleicht überall alles geschehen, was früher nicht menschenmöglich gewesen ist. Sie würden behaupten, man wolle mich unter Kuratel stellen?

JUSTIZRAT HANEFELDT. Es ist in der Tat das, was man will.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Es ist schon geschehen, oder ist das Verfahren erst eingeleitet?

JUSTIZRAT HANEFELDT. Einstweilen ist das Verfahren erst eingeleitet. Aber Sie wissen ja, solange es dauert und bevor nicht zugunsten des zu Entmündigten entschieden worden ist, sind Sie selber nicht mehr Partei in der Sache.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Will sagen, daß ich solange entmündigt bin. — Und so sind Sie mein Vormund, nach der Sachlage?

JUSTIZRAT HANEFELDT. Sagen Sie lieber, Ihr bester Freund.

GEHEIMRAT CLAUSEN, *unheimlich kalt*. Sie werden sich keinen Augenblick verhehlen, was eine solche Tatsache, wenn es sich wirklich um eine solche handelt, für eine Persönlichkeit meines Schlages und meiner öffentlichen Geltung, sowohl für mich selbst als nach außen, bedeuten muß.

JUSTIZRAT HANEFELDT. Es könnte auch glücklich für Sie ausgehen.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Der wird den Leichenduft nicht mehr los, der einmal auch nur vier Wochen bürgerlich tot gewesen ist.

JUSTIZRAT HANEFELDT. Dieser Ausgang läßt sich entschieden vermeiden.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Herr Justizrat, Sie haben als Kind hier vor dem Kamin mit meinem Sohn Wolfgang gespielt. Sie haben auf meinen Knien geritten. Ich ließ Sie Bilderbücher betrachten. Als Sie elf Jahre waren, habe ich Ihnen — erinnern Sie sich? — eine goldne Uhr dediziert.

JUSTIZRAT HANEFELDT. Die halte ich immer noch hoch in Ehren.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Und nun möchte ich hören, von wem dieses widernatürliche Verbrechen an mir verübt worden ist. Von wem geht der Antrag aus, wenn er wirklich gestellt wurde? Wer, frage ich, hatte die freche Schamlosigkeit, die Feder zu ergreifen und seine gemeine Seele bloßzustellen mit seiner schandbaren, seiner verruchten Unterschrift?

JUSTIZRAT HANEFELDT. Herr Geheimrat, Sie haben versöhnliche Kinder...

GEHEIMRAT CLAUSEN. Also, das schmutzigste aller Dokumente trägt meines Sohnes Wolfgang, meiner Tochter Bettine, meiner Tochter Ottilie — und noch eine Unterschrift?

JUSTIZRAT HANEFELDT. Nein, Egert hat sich ausgeschlossen.



GEHEIMRAT CLAUSEN. Ah, in dieser Pesthöhle wenigstens ein Hauch von reiner Luft. Gut! Das ist nun die Krönung meines Lebens: ich hatte sie mir nicht ganz so gedacht. — Wissen Sie was? So denke ich mir den Augenblick, wo nach Jesu Christi Kreuzigung der Vorhang im Tempel Gottes zerriß!

JUSTIZRAT HANEFELDT. Herr Geheimrat, Ihre Kinder befinden sich selbst in einem Zustand tiefster Erschütterung. Sie haben sich die Angelegenheit wohl selbst nicht so deutlich vorgestellt. Sie sind hier im Haus, sie wünschen den Vater zu sehen. Sie wünschen sich ihm ans Herz zu legen. Sie erlehen von ihm Verständnis, wenn es sein kann, Verzeihung, Absolution. Herr Geheimrat, lassen Sie Ihr Herz sprechen!

GEHEIMRAT CLAUSEN *rückt einen Stuhl vor den Kamin, unter das Bild seiner Frau, nimmt ein Messer, steigt auf den Stuhl und zerschneidet ebendieses Bild kreuz und quer.* Kinder? Wo sind meine Kinder? Ich war nie verheiratet, ich habe nie eine Frau, nie Kinder gehabt. Höchstens Egert. Aber es ist nicht möglich, daß er von der gleichen Mutter wie die anderen geboren ist. Siebzig Jahre, und wiederum Junggeselle! *Er springt vom Stuhl.* Hopsa, heiße, Herr Vormund, leben Sie wohl! *Nach einer Verbeugung gegen den Justizrat geht er hinaus.* Bettina und Ottilie kommen *erregt herein, gefolgt von Professor Wolfgang Clausen, als ob sie hinter der Tür gelauscht hätten.* Bettina ist *verweint, Ottilie zeigt eine finstere, harte, etwas gemachte Entschlossenheit.* Professor Wolfgang Clausen ist *kalkbleich und macht nicht den Eindruck von Geistesgegenwart.*

BETTINA. Wie hat es mein Vater aufgenommen?

JUSTIZRAT HANEFELDT. Fragen Sie mich lieber, wie so etwas, selbst von einer unbeteiligten Mittelsperson, wie ich es bin, zu ertragen ist! Der Stein ist im Rollen — wer wird ihn aufhalten?!

BETTINA. Man würde am liebsten alles zurück-

nehmen. Ich hatte gar nicht so recht begriffen, was für ein folgenschwerer Schritt es gewesen ist, den wir da unternommen haben.

OTTLIE. Gott im Himmel, es war aber notwendig.

PROFESSOR WOLFGANG CLAUSEN. Ich weiß nichts anderes, als daß er bitter notwendig gewesen ist... meinst du nicht? Vater wird das einsehen.

JUSTIZRAT HANEFELDT. Ein so Betroffener kann nichts einsehen. Hätten wir, lieber Wolfgang, irgend etwas von Einsicht erwarten können, so mußte das ganz gewiß unterbleiben, was nun eben geschehen ist. *Er stürzt ein Glas Wasser hinunter.* Vergeben Sie mir, ich muß zu mir selbst kommen!

PROFESSOR WOLFGANG CLAUSEN. Eigentlich suchten wir doch nur eine Grundlage für die endliche Einigung.

JUSTIZRAT HANEFELDT. Ich stehe nicht ein für diese Grundlage.

*Man hört, wie Porzellan und andere Gegenstände in den Räumen des Hauses zu Scherben gehen.*

PROFESSOR WOLFGANG CLAUSEN. Was bedeutet das?

JUSTIZRAT HANEFELDT. Ich weiß es nicht.

BETTINA. Das ist die schrecklichste Stunde meines Lebens — ich ertrage sie nicht.

*Professor Geiger tritt ein.*

PROFESSOR GEIGER. Wir müssen uns nach Hilfe umsehen... — er rast! Ich habe die schlimmsten Befürchtungen, trotzdem der Sanitätsrat bei ihm ist. Er demoliert alle Familienbilder, er trampelt auf Ihren Kinderphotographien herum —. Wodurch ist er denn eigentlich so verstört worden?

BETTINA *weint händeringend.* Aber was sollen wir denn getan haben?! Du hast mir gesagt, Ottilie, und dein Mann, Ottilie, hat mir gesagt, daß es notwendig ist. *Zu Wolfgang:* Du hast mir gesagt, daß es notwendig ist. Deine Frau hat in mich hineingeredet — eigentlich weiß ich ja von dem allem nichts.



OTTILIE. Du willst von dem allem nichts gewußt haben? Du lügst! Bettine, lüg nicht!

PROFESSOR WOLFGANG CLAUSEN. Lieber Hanefeldt, habe ich dich nicht unter Berufung auf unsere Jugendfreundschaft gefragt, ob dieser Weg nicht eine mögliche Lösung sein könnte?!

JUSTIZRAT HANEFELDT. Im Augenblick interessiert uns das alles nicht. Wir haben dringende Obliegenheiten. Nun nehmen Sie alle Kraft zusammen, das Schwerste in Ihrem Leben ist da: Sie müssen ihm gegenüberreten, Sie müssen sich persönlich verantworten!

*Zwischen Wuttke und dem Sanitätsrat, von ihnen gestützt, tritt der Geheimrat ein. Es wird zunächst ein Umgang gemacht. Es ist, als ob der Geheimrat seine Kinder nicht sähe. Plötzlich macht er sich los und tritt unter sie.*

GEHEIMRAT CLAUSEN. Wo ist mein Sarg?

BETTINA. Mein geliebter Papa...

GEHEIMRAT CLAUSEN *herrscht sie an*. Ich will meinen Sarg sehen! meinen Sarg! Ihr habt ihn doch mitgebracht?! *Zu Wolfgang*: Und du, wie? Springinsfeld! — — du weißt doch, Springinsfeld nannt' ich dich, Springinsfeld! Wie geht's dir, mein lieber Springinsfeld? Und he, was macht dein verstorbener Vater?

PROFESSOR WOLFGANG CLAUSEN. Es ist ein Schicksal. Wie es bis dahin hat kommen können, weiß ich selber nicht...

GEHEIMRAT CLAUSEN. Was haben Sie eben gesagt, Herr Professor?

PROFESSOR WOLFGANG CLAUSEN. Es ist fraglich, Vater, wer unglücklicher von uns beiden ist...

GEHEIMRAT CLAUSEN. Ist es Ihnen bekannt, Herr Professor, daß ich Ihrer Mutter während Ihrer Geburt vierundzwanzig Stunden lang nicht von der Seite gewichen bin —? Ihr Köpfchen war ziemlich deformiert, als Sie zur Welt kamen. Ich habe es sorgfältig, da es noch weich war, in die rechte Form gebracht. Ich war ein sehr

resoluter Geburtshelfer. Heute haben Sie einen recht harten Kopf — er läßt sich nicht mehr so leicht modellieren...

PROFESSOR WOLFGANG CLAUSEN. Vater, das ist jetzt alles recht fernliegend. Ich will dir nur sagen...

GEHEIMRAT CLAUSEN. Erlauben Sie, kann Ihre Philosophie — Sie sind doch Professor — mir einen vernünftigen Grund dafür bringen, weshalb ich mich damals, bei Ihrer Geburt, so um Sie bemüht habe und warum wir beide in Tränen der Freude ausbrachen, Ihre Mutter und ich, als ich Sie auf dem Arme wiegte? Weshalb war ich so blind, nicht zu erkennen, daß ich meinen Mörder am Busen hielt?!

PROFESSOR WOLFGANG CLAUSEN. Wie soll ich auf diesen entsetzlichen und ebenso ungerechten Vorwurf antworten?

GEHEIMRAT CLAUSEN. Keine Antwort! Es gibt keine Antwort! Deshalb rate ich Ihnen das verstockte Schweigen des überführten Verbrechers an!

PROFESSOR WOLFGANG CLAUSEN. Ich war niemals, und bin auch heut kein Verbrecher.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Gewiß nicht, wenn Vatermord kein Verbrechen ist.

JUSTIZRAT HANEFELDT. Herr Geheimrat, es ist eine widerrufliche Maßnahme...

BETTINA. Vater, wir nehmen alles zurück — wir dachten, es wäre zu deinem Besten. Wir sind gegen Krankheit nicht gefeit; aber gute Pflege, so dachten wir, kann gesund machen. Du bist gesund — wahrscheinlich bist du geistig kerngesund. Morgen schon kann es sich herausstellen.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Vor meinen Augen braucht sich nichts mehr herauszustellen. Es hat sich alles herausgestellt. — Heult nicht, flennt nicht — quetsch keine Krokodilstränen! Ein Weib hat Katzen, Hunde, Füchse und Wölfe zur Welt gebracht, und sie sind Jahrzehnte hindurch in Kindergestalt, in Menschengestalt in meinem Haus herumgelaufen — fast ein



Leben lang sind sie um mich herumgekrochen, haben mir Hände und Füße geleck't — und plötzlich haben sie mich mit den Zähnen zerrissen.

OTILIE. Du tust uns Unrecht. Wir sind fehlbar, aber wir haben geglaubt, das Rechte zu tun. Auch auf deiner Seite gibt es Verfehlungen. Was wir letzten Endes erstrebt haben, ist schließlich nur eine Regelung. Findet sie statt, so kann heut oder morgen alles beim alten sein.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Meine Dame, grüßen Sie Ihren Drahtzieher...

BETTINA. Vater, Vater... *Sie will seine Hände ergreifen und küssen.*

GEHEIMRAT CLAUSEN. Fort, Megäre, begeifere mich nicht...

PROFESSOR GEIGER, *sehr einfach, sehr fest, tritt vor.* Well, was Sie gewollt haben, ist erreicht. Ich möchte vorschlagen, ziehen Sie sich lieber jetzt zurück! Zur Versöhnung ist jetzt nicht der Augenblick.

*Der Geheimrat erleidet einen Schwächeanfall.*

*Inken kommt eilig herein, gefolgt von Winter, der auf silbernem Tablett eine Karaffe mit Kognak bringt.*

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Das Herz, das Herz ...

*INKEN hat ein schalenartiges Glas mit Kognak gefüllt.* Es hat ihm schon öfters gut getan.

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Gott sei Dank, Sie sind musterhaft ruhig, Fräulein Inken.

*INKEN, fast unnatürlich bleich und gelassen.* Entweder oder — sonst gäbe es nur noch Tätlichkeit...

*Wuttke und der Professor drängen die drei Geschwister auf sanfte Weise hinaus.*

## FÜNFTER AKT

*In der Wohnung des Gärtners Laurids Ebisch und seiner Schwester. Niedriges Zimmer mit wurmzerfressener, dunkler Balkendecke. Vorn rechts das übliche Wachsleinwandsofa mit Photographien in Rähmchen, Familienporträts, darüber an der Wand. Vor dem Sofa Tisch mit einfacher Decke darauf. Eine brennende Hängelampe verbreitet ein mäßiges Licht darüber. Das Zimmer ist mit Möbelstücken im Stile der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ausgestattet. Ein alter Glasschrank mit allerlei Andenken, Brunnengläsern, Zuckerschalen und so weiter, ist vorhanden. — Die Wand ist mit einigen Öldrucken geschmückt und zwei runden Gipsplaketten nach Thorwaldsen, wie man sie vom Hausierer kauft. Eine Tür links führt ins kleine Entree, eine Tür rechts in ein Schlafzimmer. Zwei kleine Fenster mit allerlei Topfgewächsen durchbrechen die Hinterwand. Auf der Diele sogenannte Fleckeldecken. Da und dort angebracht, mehrere ausgestopfte Vögel, ein Kuckuck, ein Grünspecht und ein Eisvogel.*

*Frau Peters und Gärtner Ebisch sitzen am Tisch, sie mit einer Häkelarbeit, er mit Lesen beschäftigt. Draußen herrscht tiefe Nacht. Es stürmt. Es schlägt eben elf auf der Kuckucksuhr.*

FRAU PETERS. Schon elf. Es ist Zeit schlafengehen, Laurids!

EBISCH. Wenn nur dat Wedder mir nich weeder zu viel Schaden makt. Man schiebt es doch immer up den Gärtner.

FRAU PETERS. Wer dient, muß'n breiten Buckel haben. Laß reden, Laurids, mach dir nichts draus!

EBISCH tritt ans Fenster. Hui, dat gibt'n Danz mit de trocken Blättern. Bums! Haste jehört? Dat waren sicher wieder 'n Dutzend Scheiben, die der Wind vons große Glashaus gerissen hat. *Man hat Scheiben zerklirren*



gehört. Und de Rügen, de Rügen! Hörste de Dachtraufe? Da läuft doch weeder der ganze Keller voll. Kaum weggebracht — wie lange wird's dauern, hebben wir weeder den Schwamm im Haus.

FRAU PETERS. Der Hund heult. Willste den Hund nich reinholen?

EBISCH. Warum denn?! Die Hütte is wasserdicht. — Drüben bei Pastors ist ooch noch Licht. Hei makt woll sine Predigt for morgen.

FRAU PETERS. Ich will morgen mal wieder zur Kirche gehn, Laurids.

EBISCH. Nee, ik kreeg kalte Füße. Hei predigt to lang. — Een Rügen is dat, meterhoch springt et von de Erde.

FRAU PETERS. Ein schlechtes Vergnügen, wer heute kein Dach überm Kopfe hat.

EBISCH. Ein schlechtes Vergnügen, dat kannste woll seggen. — Du hast heute von Inken een Briefken gehat..

FRAU PETERS. Sie sind von der Schweiz zurückgekommen. So weit geht ja alles seinen Gang.

EBISCH. Da makt se doch woll ihr Glück, dat Mädchen.

FRAU PETERS. Ob sie ihr Glück macht, weiß ich nicht. Man muß das alles geruhig abwarten.

EBISCH. Nu von de Verschreibung seggst de doch.

FRAU PETERS. Wenigstens Doktor Wuttke sagt, daß er ihr allerlei in der Schweiz und in bar für den Fall seines Ablebens fest verschrieben hat.

EBISCH. Dat möchte wahr sind, dat woll ik er wünschen. Und damit gut' Nacht!

FRAU PETERS. Gut' Nacht! *Er wendet sich zur Schlafzimmertür.* Hör mal, Laurids, der Hund heult wieder.

EBISCH. De forcht sich, weil et so lärmt in de Glashäuser.

FRAU PETERS. Nee, Laurids, mir scheint, da will jemand rein.

EBISCH. Dat Gatter is offen — mag hei doch rinkommen. Möglich, dat et weeder, wie neulich, de Postbote is.

FRAU PETERS. Laurids, der Hund is ja außer sich!

EBISCH. I wat! is'm vielleicht de Katz zu nahe gekommen. Lat em bellen! — Also gut' Nacht!

FRAU PETERS. Möchtest du nu gern nach Arth in der Schweiz übersiedeln, wenn der Geheimrat dir noch mal den Antrag macht?

EBISCH. Dat tut nich gut, wenn de Nichte reitet und de Onkel im Stall de Pferde striegeln muß...

FRAU PETERS. Da is jemand, Laurids, du mußst mal nachsehen. Der rast ja, der Hund. Ich leg' mich nicht hin, bevor ich nicht weiß, daß draußen alles in Ordnung ist.

EBISCH. Na denn giv mi man min Ölzeug und min ollen Südwester!

FRAU PETERS. Und, Laurids, nimm den Revolver mit! Das is so 'ne richtige Nacht für Einbrecher.

EBISCH. Solange se Licht sehn, kommen de Einbrecher nich.

*Ebisch hat seinen Ölrock angezogen und will eben den Südwester aufsetzen, als es wild in die Blechschelle reißt, die im Vorflur hängt.*

FRAU PETERS *ist vor Schreck emporgefahren, leise.* Siehste, Laurids, ich hab' es gewußt.

EBISCH *öffnet die Tür zum Vorflur. Gleich darauf wird abermals und noch wilder in die Klingel gerissen.* He ho! Reißen Se man nich de Klingel runter! So lange wern Se doch woll Zeit haben, als eener braucht, der upmachen muß!

*Es wird zum dritten mal in die Klingel gerissen.*

FRAU PETERS. Laurids, nimm den Revolver mit!

EBISCH. Dat verbitt' ik mir, solchen Lärm zu maken. Taubstumme Leute wohnen hier nich! *Er verschwindet im Vorflur, und man hört seine Stimme:* Wer is hier? Wer will rin? Nennen Sie Ihren Namen!



FRAU PETERS *ist ihm bis in den Türrahmen nachgegangen.* Laß niemand rein, eh du weißt, wer's ist! Es sind schlimme Sachen vorgekommen. — Guck mal durchs kleine Seitenfenster!

EBISCH *wird nach einigen Sekunden Stille sichtbar.* Anna, 's is'n ganz durchnäßter Mensch ohne Hut, aber sonst nich schlecht angezogen.

FRAU PETERS. Vor der Türe stehenbleiben kann er doch nicht. Wolln mal sehn, was er will, mal'n Spalt bißchen aufmachen. Stell du dich mit dem Revolver hinter mich!

*Sie verschwinden beide. Der Schlüssel dreht sich im Schloß.  
Man hört eine Türklinke.*

FRAU PETERS, *unsichtbar.* Was bringen Sie denn, wer sind Sie denn?

FREMDE MÄNNERSTIMME. Ich denke, Frau Peters, Sie kennen mich.

FRAU PETERS. Sie sind mir ganz fremd, wie soll ich Sie kennen?

STIMME. Ich selbst bin mir fremd — und doch kenne ich mich...

FRAU PETERS, *unsichtbar.* O Gott, wo hatte ich meine Augen? Können Sie es denn wirklich sein, oder täusche ich mich?

STIMME. Sie täuschen sich nicht: ich bin's, Frau Peters.

FRAU PETERS. Bei diesem Wetter?! Um's Himmels willen nur so schnell wie möglich ins Trockne herein!  
*Man hört jemand hereinkommen und sich die Füße vertreten.*

STIMME. Es schüttet von Himmels Throne, Frau Peters.

FRAU PETERS. Näher, näher — legen Sie ab! Leg neues Holz in den Ofen, Laurids!

*Ein Mann, begleitet von Ebisch und Frau Peters, tritt ein. Er trägt einen Sommerpaletot, ist aber ohne Hut.*

*Die Kleidung ist beschmutzt und durchnäßt. Anscheinend ist er auf der Landstraße mehrmals ausgeglitten und hingefallen. Erst nach und nach erkennt man in ihm den Geheimrat Clausen.*

GEHEIMRAT CLAUSEN, *sehr aufgeräumt*. Sie wundern sich höchstwahrscheinlich, Frau Peters, aber es kam nun einmal so über mich. Ich glaube, heut jährt sich der Tag, an dem ich zum ersten Male an Ihre Tür pochte. Dieser Tag war entscheidend für mich — da half nun einmal kein Widerstand: ich mußte hierher, ich mußte ihn feiern.

FRAU PETERS. Das ehrt uns gewiß, Herr Geheimrat. Haben Sie wieder, wie dazumal, eine Panne gehabt? Sie sind doch gewiß nicht zu Fuß hier heraus gewandert?

GEHEIMRAT CLAUSEN. Zu Fuß, anders tut es ein Jüngling nicht. — Haben Sie etwas zu trinken, Herr Ebisch?

FRAU PETERS. Herr Geheimrat, ich glaube, Sie müssen sich umziehen. Haben Sie etwa Unglück gehabt? Ist Ihr Wagen etwa überfallen worden?

GEHEIMRAT CLAUSEN *lacht herzlich belustigt*. Nein, ich bin nicht überfallen worden. Auch eine Panne hatte ich nicht. Ich bin sozusagen leichtbeschwingten Schrittes zu Fuß herausgestapft: es zog mich unwiderstehlich hierher — ich konnte nun einmal nicht anders, Frau Peters. . . Und nun wollen wir einen behaglichen Punsch brauen!

EBISCH. Dat soll woll niemand bestreiten, daß dem Herrn Geheimrat 'n Schuß wat Warmes in dieser Verfassung gut täte.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Was wollen Sie damit sagen: Verfassung?

EBISCH. Da wollt ik weiter gar nix seggen, als dat de Herr Geheimrat doch durchnäßt bis up de Knochen is.

GEHEIMRAT CLAUSEN *stöbert ungeniert in einem Regal herum*. Hier standen doch immer Ihre Likörflaschen. . .



FRAU PETERS. Nicht doch, ich hole, was nötig ist. Gott sei Dank ist das Feuer noch nicht aus, ich bringe heiß Wasser in zwei Minuten.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Lassen Sie doch das Inken besorgen! — Wo ist eigentlich Inken, sagen Sie mal?

FRAU PETERS. Inken? Sie fragen mich, wo sie ist?

GEHEIMRAT CLAUSEN. Um ihretwillen bin ich ja schließlich hergekommen.

FRAU PETERS, *flüsternd zu Ebisch*. Lauf rüber zum Pastor, er hat noch Licht! Der Pastor muß kommen, im Augenblick.

EBISCH. Ik kann dich doch mit dem Mann nich allein laten.

FRAU PETERS. Dann hol' ich den Pastor, bleib du hier.

EBISCH. Mir gruselt dat ooch mit em alleene.

GEHEIMRAT CLAUSEN. So?! Inken ist schon zu Bette gegangen?

FRAU PETERS. Inken ist doch schon lange nicht hier — Sie müssen doch wissen, daß sie längst zu Ihnen übergesiedelt ist.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Übergesiedelt? *Er denkt scharf nach*. Das hatt' ich vergessen... Nein, ich bin nicht überfallen worden. Ich habe auch nicht, wie damals, als ich Ihnen zuerst ins Haus fiel, eine Panne gehabt. — Oder bin ich doch überfallen worden? — Richtig, damals hab' ich eine Panne gehabt, und da kam ich herein, um bei Ihnen zu telefonieren. Aber Ihre Klingel, Frau Peters, würde ich unter tausend herauskennen — darf ich die Schelle noch mal anziehen? *Er geht hinaus und zieht die Schelle, kommt sogleich wieder*. Wollen Sie glauben, daß ich mich den ganzen Weg heraus diebisch auf das Scheppern gefreut habe? — Und Inken machte die Tür auf...

FRAU PETERS, *heftig flüsternd zu Ebisch*. Lauf, Laurids, lauf, der Pastor muß herkommen!

*Ebisch schnell ab.*

GEHEIMRAT CLAUSEN *zeigt Frau Peters ein Messer.*  
Da wir gerade allein sind, Frau Peters: sehen Sie dieses Messer an! Wenn man mit diesem Messer jemand tötet, blutet es nicht.

FRAU PETERS. Um Gottes willen, was heißt denn das?

GEHEIMRAT CLAUSEN. Man kann auch Tote töten damit — man kann junge Mädchen damit töten, die als alte Frauen gestorben sind...

FRAU PETERS, *mit ineinander verkrampften Händen.*  
Das soll doch nicht etwa heißen, Herr Geheimrat, daß meiner Inken etwas zugestoßen ist?

GEHEIMRAT CLAUSEN. Nein doch, seien Sie ruhig, ihr nicht.

FRAU PETERS. Aber wem sonst?

GEHEIMRAT CLAUSEN. Nun, einer Verstorbenen... Wenn Inken nicht da ist, macht es nichts — wir können einmal meine Sachen in Ruhe durchsprechen. Etwas Punschessenz haben Sie doch? Sonst hätte ich gern etwas mitgebracht.

EBISCH *kommt zurück, leise.* Der Pastor kommt gleich.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Und der Grog? — Ich fühle mich hier geborgen, Herr Ebisch. Sie werden mich wohl nicht vor die Tür setzen. Etwas Zivilcourage ist freilich notwendig — gut anbinden ist mit meinen Verfolgern nicht. Aber wenn Sie gefälligst bedenken wollen: Sie erhalten für eine Nacht gesicherter Unterkunft Ihr eigenes volles Gewicht in Gold... Morgen ist es dann nicht mehr notwendig —

EBISCH. Wenn Sie's nicht übelnehmen wollen, Herr Geheimrat, mit oder ohne Geld tät ik lieber nichts Unrechtes.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Ich werde die Sache überlegen — wir wollen sehn, was zu machen ist.

*Der Pastor erscheint in der Vorflurtür. Er stellt einen Schirm ab. Er ist im Schlafrock. Er beobachtet eine Weile,*



*ohne daß der Geheimrat ihn sieht. Dem Geschwisterpaar, das ihn ansprechen will, winkt er ab.*

GEHEIMRAT CLAUSEN. Übrigens habe ich ein Geheimnis entdeckt: wenn man die Welt durch die Beine sieht, haben die Menschen Klauen und Hauer — Sie lächeln, Frau Peters, Sie glauben das nicht...

FRAU PETERS. Ich zittre. Darüber zu lächeln, was Sie sagen, daran denk' ich wahrhaftig nicht.

PASTOR IMMOOS *stellt sich mit entschlossenem Schritt vor den Geheimrat.* Darf ich Ihnen guten Abend sagen? Herr Geheimrat, kennen Sie mich?

GEHEIMRAT CLAUSEN. Herrn Pastor Immoos wird man doch nicht verkennen.

PASTOR IMMOOS. Nun, sehen Sie! Darf man also fragen, was die Veranlassung Ihres Besuches zu dieser nächtlichen Stunde ist?

GEHEIMRAT CLAUSEN. Gewiß! Ich bin vogelfrei, Herr Pastor: Bindungen gibt es nicht mehr für mich. Davon wollte ich auf der Stelle Gebrauch machen. Ich bin bürgerlich tot und kann deshalb alles tun, was ich will. Ich kann quietschen wie eine Puppe, miauen wie ein Kater, Sägespäne um mich streuen wie eine Vogelscheuche: man wundert sich nicht. Ich kann im Wasser nach Vögeln angeln und Karpfen aus der Luft schießen, keiner sieht etwas Arges darin.

PASTOR IMMOOS. Ich kann mich gut erinnern, daß der Herr Geheimrat öfter bei recht gutem Humor gewesen sind...

GEHEIMRAT CLAUSEN. Jetzt komm' ich nicht mehr heraus aus dem Lachen: Wenn ich meinen Geschäftsleiter rufen lasse, so kommt er nicht. Wenn ich einem Beamten am Gehalt zulege, erhält er die Zulage nicht. Wenn ich meinen Kassierer um Geld bitte, gibt er es nicht. Wenn ich meine Unterschrift unter einen Vertrag setze, gilt er nicht. Wenn ich eine Meinung ausspreche, hört man sie nicht — das ist doch noch ein ganz anderer

Humor, als er bisher bei den Clausens üblich gewesen ist...!

PASTOR IMMOOS, *leise zu Ebisch*. Klingeln Sie mal gleich im Stadthause des Geheimrats an! Hier ist etwas Schreckliches vorgefallen. *Ebisch geht in den Flur, und man hört ihn am Telephon arbeiten. Der Pastor fährt fort und wendet sich an Frau Peters, während der Geheimrat auf und ab schreitet*: Ich fürchte, ich fürchte, es hat sich vollendet, was Bettine immer an die Wand malte. *Jetzt laut*: Frau Peters, Sie sollten uns einen heißen Tee machen! *Zum Geheimrat*: Am liebsten würde ich Sie bitten, mit mir hinüber ins Pfarrhaus zu gehen — aber die Meinen sind alle schlafen.

*Frau Peters ist geschäftig durch die Schlafzimmertür ab und zu gegangen. Eben kommt sie wieder.*

FRAU PETERS. Herr Geheimrat, ich habe Ihnen ein frisches Hemd und Sachen von meinem Bruder zurechtgelegt. Sie müssen die nassen Sachen loswerden. Ich bestehe darauf: Sie müssen sich umziehen.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Das tu' ich gern — *zum Pastor*: aber dieses Asyl verlassen und mit Ihnen ins Pfarrhaus hinübergehen, Herr Pastor, das hieße die letzte Hoffnung aufgeben. —

PASTOR IMMOOS. Es war ja auch nur ein Gedanke von mir.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Ich bin auf der Flucht, ich leugne es nicht. Ich wollte vorher nur noch Lebewohl sagen. —

PASTOR IMMOOS. Ich habe Ihnen bisher nicht widersprochen, Herr Geheimrat. Aber es kommt mir vor, als ob Sie heut, vielleicht durch irgend etwas erregt, Welt und Menschen und so auch sich selbst in allzu düsteren Farben gemalt sehen.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Ja, durch irgend etwas erregt. So sagten Sie doch, wenn ich nicht irre, Herr Pastor? Jawohl, durch irgend etwas erregt! Durch irgend etwas



erregt sozusagen! *Er sinnt nach.* Man weiß nicht genau, wodurch erregt — und doch ist man durch irgend etwas erregt worden. Sie haben das richtig erkannt, Herr Pastor. Vielleicht wird man später noch einmal erfahren... ich meine, wodurch man erregt worden ist.

FRAU PETERS. Herr Geheimrat, Sie wollten sich umkleiden.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Gern, obgleich es nicht notwendig ist.

*Er verschwindet, von Frau Peters gefolgt, rechts im Schlafzimmer.*

PASTOR IMMOOS *geht mit hoch gerungenen Händen im Zimmer auf und ab.* Das ist nun das Ende eines Mannes wie Matthias Clausen — o Gott, o Gott!

FRAU PETERS *erscheint, drückt sorgfältig die Tür hinter sich ins Schloß.* Er zieht sich um. Er ist ruhig geworden — er legt sich sogar ein bißchen in die Kissen zurück.

PASTOR IMMOOS. Arme Bettina, arme Kinder!

FRAU PETERS. Und arme Inken, wenn Sie erlauben, Herr Pastor, muß ich hinzusetzen.

PASTOR IMMOOS. Ich habe freilich nichts Gutes geahnt — Frau Peters, Sie haben das nicht vergessen. Aber so fürchterliche Möglichkeiten, wie sie das grausame Leben im Rückhalt hat, hat man doch wohl nicht ahnen können. *Ebisch tritt ein.*

EBISCH. Die Verbindung ist da, Sanitätsrat Steynitz wartet am Telephon, er möchte gern den Herrn Pastor sprechen.

*Pastor Immoos geht hinaus.*

FRAU PETERS. Du hast mit dem Sanitätsrat gesprochen — weißt du, was vorgegangen ist?

EBISCH. He hat von allerlei Saken gesprochen, dat de Geheimrat von einen groten Schrecken betroffen worden is. Davon wor hei ganz außer sich. Do hat man denn eenen groten Arzt gerufen, der hat em da eenen Pfleger bestellt und ihn vorerst int Bett gesteckt. Dann hat

man dat Bette leer gefunden. Denn hat man dat ganze Haus durchsucht. Denn hat man de Polizei verständigt, weil he och da nich gewesen is. Alle hebben gedacht, he wull sich wat antun. Dat kann eener woll begripen, dat in de ganze Familie Heulen und Zähneklappern is.

*Pastor Immoos kommt wieder.*

PASTOR IMMOOS. Es ist etwas Schreckliches vorgefallen. Ich sprach mit Steynitz und mit Ihrem Administrator Hanefeldt. Hanefeldt hat die traurige Pflicht gehabt, dem Geheimrat mitzuteilen, daß er zu seinem einstweiligen Vormund bestellt worden ist, weil die Kinder seine Entmündigung beantragt haben. Es ist eine Handlungsweise, deren Folgen mich keineswegs verwundern, wenn eine ans Befehlen gewöhnte Natur wie die des Geheimrats davon betroffen wird. Ich hätte den Kindern abgeraten.

FRAU PETERS. Und Inken?

PASTOR IMMOOS. Es wird gesagt, Ihre Tochter Inken sei schon seit einigen Stunden nicht mehr im Haus, sie sei, und zwar in Begleitung eines Herrn Professor Schweiger oder Geiger, auf der Suche nach dem Geheimen Rat. In welcher Verfassung, kann man sich denken.

FRAU PETERS. Es kann aus sein mit ihr, wenn es aus mit ihm ist. Wenn man sie wenigstens doch erreichen könnte, damit sie ihn noch am Leben trifft!

PASTOR IMMOOS. Haben Sie wirklich solche Befürchtungen?

FRAU PETERS. Ich hatte sie, sobald ich ihn sah, im Augenblick.

PASTOR IMMOOS. Doppelt gut, daß wir den Herrn Administrator Hanefeldt und Sanitätsrat Steynitz erwarten können. Bis sie da sind, müssen wir den Geheimrat hinhalten. Übrigens will ich mich einigermaßen zurechtmachen und meine Frau wecken; denn fast muß man fürchten, daß diese Nacht recht unruhig werden wird. *Er geht.*



EBISCH, *am Fenster*. Dat Wedder is etwas stiller geworden. *Automobilhupe*. Unmöglich kann dat schon de Herr Administrator sein.

FRAU PETERS. Das kommt von der Straße, das fährt vorüber. *Sie horcht an der Schlafzimmertür*. Er atmet ruhig, er scheint zu schlafen.

EBISCH. Lat em schlafen! Wenn er überhaupt nicht mehr upwachte, wär dat besser for ihm. *Es fällt ein starkes Scheinwerferlicht auf die Fenster*. Aber wat is dat? Dat is'n Scheinwerfer.

*Eine Hupe hupt heftiger, um sich bemerkbar zu machen.*

FRAU PETERS. Da ist es doch, Laurids. Das gilt uns. Geh und sieh, wer es ist, und dann komm wieder!

*Ebisch ab in den Hausflur.*

*Ebisch kommt mit Professor Geiger zurück.*

PROFESSOR GEIGER. Oh, Sie sind wach? Ein glücklicher Zufall bei all dem Unglück, das uns betroffen hat. Kennen werden Sie mich wahrscheinlich nicht, obgleich ich schon einmal bei Ihnen war. Ich bin ein Freund von Geheimrat Clausen. Ich denke, daß Sie der Onkel von Fräulein Inken sind — das junge Fräulein sitzt draußen im Wagen.

*Frau Peters eilt wortlos hinaus.*

EBISCH. Das war meine Schwester, die Mutter von Inken, die eben hinausgegangen ist.

PROFESSOR GEIGER. Das freut mich. Gerade darum nämlich, um das arme junge Mädchen in die Obhut ihrer Mutter zu bringen, habe ich das Auto hierherdirigiert. Es sind schreckliche Dinge vorgefallen — mein Freund, der Geheimrat, wird vermißt, man fürchtet einen Verzweiflungsschritt — wir waren auf einer hoffnungslosen Suche.

EBISCH *zeigt auf die Schlafzimmertür*. Der Geheimrat hat sich hieie ingefunden.

PROFESSOR GEIGER. Oh, wirklich? Er lebt? Er ist hier? Ich hätte das nimmermehr gehofft!

EBISCH. Jawoll, er is hier — bloß fragen Sie nich, in welchem Zustande!

PROFESSOR GEIGER. Wir wollen uns nicht übereilen, Herr Ebisch. Fast kann es ja gar nicht anders sein, als daß der arme gehetzte Mann bei Ihnen abermals niedergebrochen ist. Aber wenn er lebt, kann alles noch gut werden, ganz gewiß sieht es Ihre Nichte Inken so an.

EBISCH. Mein Gott, mein Gott, wat soll da woll noch gut werden?! *Frau Peters kommt zurück.*

FRAU PETERS. Sie will mich nicht hören, sie will nicht hereinkommen. Ich sage ihr, der Geheimrat ist hier — sie ist wie betäubt, sie hört es nicht...

PROFESSOR GEIGER. Ich bin Professor Geiger, Frau Peters. Wie die Dinge sich hier entwickelt haben, bin ich beinah nicht mehr Herr über mich. Tatenlos kann ich hier nicht zusehn, obgleich ich ganz gegen meine Absicht in dies alles verwickelt worden bin und ein Mensch mit mehr Ungeschick solchen Umständen gegenüber kaum zu finden sein dürfte. Also wir haben die Absicht, meinen armen Freund Clausen fortzubringen, ihn aus dem Bereich seiner Gegner zu bringen, weil sonst sein Schicksal besiegelt ist.

*Er geht hinaus. — Die Uhr schlägt.*

FRAU PETERS. Ich habe Schlimmes mit meinem Manne erlebt — ich habe es hingenommen, Laurids. Wenigstens hast du eine Tochter von ihm, wenigstens hast du Inken, hab' ich gedacht. Und nun bringt gerade sie alles über uns! Gott ist mein Zeuge, wie ich gewarnt habe. *Inken im Automobilmantel und Professor Geiger treten wieder ein. Nach einiger Zeit erscheint Diener Winter im Flur, er trägt Decken und Mäntel.*

INKEN, *außer sich.* Ist es richtig, ihr wißt etwas von Matthias?

PROFESSOR GEIGER. Es sind natürlich bloße Vermutungen.

INKEN. Halte uns nur nicht lange auf, Mutter!



FRAU PETERS. Würdest du es ertragen, wenn ich dir sagte, wo er ist?

INKEN. Ist er tot — dann foltre mich nicht!

FRAU PETERS. Vielleicht schlimmer als tot — doch noch ist er am Leben.

INKEN, *fast im Weinkrampf*. Wo? wo? Ich beschwöre dich!

FRAU PETERS. Was gedenkst du zu tun, wenn du bei ihm bist?

INKEN. Wir nehmen ihn mit uns: fliehen, Mutter!

FRAU PETERS. Damit würdest du eine schwere Gefahr laufen, zu der ich nicht die Hand bieten kann.

PROFESSOR GEIGER. Frau Peters, ich werde dazu die Hand bieten. Was ich gesehen, gehört, erlebt habe, hat mir den festen Entschluß aufgedrängt. Ich werde den Kampf für Matthias und so auch für Ihre Inken aufnehmen.

INKEN, *zur Mutter*. Du kannst dir nicht denken, was wir erlebt haben. Man kann dir davon auch keinen Begriff geben. Auch ich, Mutter, bis der Geheimrat vermißt wurde, habe mit diesem Menschen, diesem Klamroth, den häßlichsten Kampf meines Lebens gekämpft. Längst hätte ich alles hingeworfen, hätte ich nicht den Professor zur Seite gehabt. Als man mich von dem Geheimrat getrennt hatte, der gebrochen und hilflos, von zwei Wärtern bewacht, daniederlag, stürzte sich dieser Bursche auf mich. Er wies mir die Tür, er werde mich, wenn ich mich nicht bald darauf besänne, wo der Zimmermann das Loch gelassen habe, mit Gewalt an die Luft setzen, und so fort. Und sein Jargon, Mutter! diese Ausdrücke! — Dann freilich wurde er kleinlaut, als die Wärter mit langen Gesichtern dastanden und man begriff, daß das arme Opfer das Weite gesucht hatte, daß es seiner Gewalt entzogen war. Aufgehault hab' ich vor Schmerz — und zugleich triumphiert, Mutter. Und nun sage, wenn du es weißt, wo er ist...

FRAU PETERS. Ich verrate nichts, außer wenn du gefaßt und ruhig bist.

INKEN. Um Gottes willen, zögere nicht, du lieferst uns alle ans Messer, Mutter!

FRAU PETERS. Abgerissen wie ein Strolch kam er eben hier an — ein Anblick zum Gotterbarmen!

INKEN. Und wo ist er jetzt?

FRAU PETERS. Nebenan im Schlafzimmer. *Inken will hinein, wird von der Mutter zurückgehalten.* Wenn er nun schläft, wecken darf man ihn nicht.

INKEN. Da wir doch fort wollen, muß man ihn aufwecken.

FRAU PETERS. Es ist mehr als fraglich, ob er zur Flucht zu bewegen ist.

INKEN. Winter, kommen Sie schnell mit den Sachen! Wir haben Reisedecken, Pelze und warme Kleidung mitgebracht. Wenn er müde ist, kann er im Auto schlafen. Morgen um die gleiche Zeit ist er jenseits der Schweizer Grenze in Sicherheit. Dort hat er den ganzen schwarzen Spuk in wenigen Stunden abgestreift.

FRAU PETERS. Den ganzen Ernst seines Zustandes scheinst du noch nicht zu ahnen, Inken. Ich glaube nicht einmal, daß er bei vollem Bewußtsein ist: er stellt sich an, als ob er verfolgt würde.

INKEN. Verfolgt? Und ist er es etwa nicht?

PROFESSOR GEIGER. Es gibt Dinge im Leben, die mir leichter geworden sind. Aber den Blick, den flehenden Blick, den Matthias, während ihn der Paroxysmus überkommen hatte, auf mich richtete, vergesse ich nicht. Seine Sache ist meine geworden! Also Frau Peters, unterstützen Sie uns: so oder so, wir müssen die Sache durchfechten.

FRAU PETERS. Er hat uns gehört, es bewegt sich im Schlafzimmer.

*Die Schlafzimmertür wird ein wenig aufgemacht, die Frauen verstummen. Der Geheimrat tritt heraus.*



INKEN. Matthias...! *Das Gesicht des Geheimrats bleibt unverändert. Inken zieht ihn weiter ins Zimmer und an sich. Dann lauter als vorher: Matthias...! und zum drittenmal, ihn gleichsam aufrüttelnd: Matthias! —*

*Ein Lächeln des Erwachens geht über sein Gesicht.*

GEHEIMRAT CLAUSEN *haucht, als wenn er eine Vision hätte. Inken...*

INKEN *macht mit der Hand Zeichen; alle außer ihr und dem Geheimrat entfernen sich. Nun sprich, wir sind ganz allein, Matthias...*

GEHEIMRAT CLAUSEN *erbleicht tief, spricht schwer. Zu spät — meine Seele ist tot, Inken...*

INKEN. Wen soll es wundern, wenn du im Augenblick dieser Meinung bist! Jeder Schlaf ist schließlich ein Seelentod — Matthias, ich bin deine Auferstehung —

GEHEIMRAT CLAUSEN. Ich sehe ja, daß du Inken bist, aber ich kann es so recht nicht mehr fühlen —...

INKEN. ... was mit dem Widernatürlichen, das du erlebt hast, leicht zu erklären ist.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Meinst du, der Ekel hat mich vernichtet?

INKEN. Du bist jetzt wieder in reiner Luft, alles Verlorene kommt wieder, Matthias...

GEHEIMRAT CLAUSEN. Ich sehe dich an — ich suche es —, aber ich kann es vorerst nicht mehr finden. Ich schleppe eben eine tote Seele in einem lebendigen Rumpf herum...

INKEN. Sprich alles aus, schone mich nicht, Matthias!

GEHEIMRAT CLAUSEN. Ich fürchte, daß deine Macht zu Ende ist — tote Seelen kann niemand aufwecken —...

INKEN. Du brauchst mich nicht zu lieben, liebe mich nicht: meine Liebe zu dir gilt doppelt, Matthias.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Dann sage mir, Inken, wo ich bin —

INKEN. In Broich, wo du oft gewesen bist!

GEHEIMRAT CLAUSEN. Inken, du hast eine gute Mutter — aber wie kommt es, daß ich in Broich, bei deiner Mutter bin? Waren wir nicht in der Schweiz miteinander?

INKEN. Ja freilich, Matthias, wir waren in Arth.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Ich will wieder nach Arth — wir wollen nach Arth reisen.

INKEN. Das Auto steht draußen, reisebereit, wir können ohne Umstände losfahren. Winter sitzt beim Chauffeur, Professor Geiger mit uns im Wagen.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Wirklich? Ist da nicht irgendwo oder irgendwie ein Hindernis?

INKEN. Nur wenn wir Zeit versäumen, sonst nicht. — Ist dir irgend etwas nicht klar in der Sache: laß es im Augenblick, wie es ist! Nimm alles von mir, bis du wieder im Besitz deiner alten Kräfte bist. Ich bin ja doch du, ich bin ja nichts anderes!

GEHEIMRAT CLAUSEN. O ja, ein besserer Vormund als Hanefeldt bist du sicherlich!

INKEN. Kein Vormund, Matthias: dein Stecken und Stab, dein Geschöpf, dein Besitz, dein zweites Ich! Damit muß du rechnen, das muß du festhalten.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Sage mir nur, wie ich plötzlich ins Haus deiner Mutter geraten bin...

INKEN. Denke jetzt nicht weiter daran! Wahrscheinlich aber kennt man jetzt in der Stadt bereits deinen Aufenthalt. Komm, Matthias, wer weiß, ob nach Verlauf einer Viertelstunde unsere Flucht in die Freiheit noch möglich ist.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Kann mir eigentlich jemand sagen, was geschehen ist? — Ich glaube, ein Kandelaber ist umgefallen. Ich bekam einen Schreck und ging zu Bett. — Vielleicht bin ich im Traume dann aufgestanden. Seit dem Tode meiner unvergeßlichen Frau hab' ich das, sagt man, manchmal getan. In diesem Zustand mag ich auch wohl hier heraus verschlagen worden sein.



INKEN. Fast lückenlos hast du alles geschildert, Matthias.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Du sagtest „fast“, wodurch du vor einer Lüge bewahrt worden bist. Denn nun erst sehe ich weiter und weiter.

INKEN. Du erzählst mir das alles im Wagen, Matthias. Wie wohl wird uns sein, wenn wir erst auf der Landstraße sind! Du legst dich in die Polster zurück; atmest du schwer und merke ich, daß ein Traum dich plagt, nun, Matthias, so wecke ich dich. Wozu säße ich dicht an deiner Seite?! Sei nur ein paar Tage wie ein Kind: wie für mein Kind will ich für dich sorgen.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Kannst du begreifen, was für ein Abgrund ein Leben von siebzig Jahren ist? Niemand kann ohne Schwindel hinabblicken.

INKEN. Matthias, unwiederbringliche goldene Minuten legt der Zeiger der Uhr zurück. Draußen wartet der Wagen — fort, Matthias! Es ist nicht gut, wenn du immer von Abgründen sprichst. Wenn uns die Sonne erst wieder bescheint, blicken wir vorwärts und nicht in Abgründe...

GEHEIMRAT CLAUSEN. Du bist ein Bote vom Jenseits, Inken! *Er läßt sich auf das Sofa nieder.* Laß mich ruhig ein bißchen nachgrübeln! *Er schließt die Augen.* Wenn deine gesegneten Hände so um mich sind und mir wohlthun und ich sehe sie nicht und sehe dich nicht — also wenn ich die Augen schließe —, so fühle ich, fühle ich klar und rein, daß eine ewige Güte ist...

*Professor Geiger tritt ein.*

PROFESSOR GEIGER. Verzeih, Matthias, wenn ich ungerufen eintrete!

GEHEIMRAT CLAUSEN. Ungerufen kommst du ja nicht. —

PROFESSOR GEIGER. Gewissermaßen wohl auch gerufen, da ja wirklich dein Brief nach Cambridge eine Art Ruf gewesen ist. —

GEHEIMRAT CLAUSEN. Der eigentliche Grund dieses Rufs ist uns freilich beiden nicht klar gewesen.

PROFESSOR GEIGER. Ich fasse ihn auf als das, was er ist. Wir können später darüber philosophieren. Jetzt will ich nur sagen: der Chauffeur hat getankt, der Motor wird kalt, wir müssen einsteigen.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Haben Sie Ihre Mappe hier, Doktor?

PROFESSOR GEIGER. Verkenne deinen alten Freund Geiger nicht!

GEHEIMRAT CLAUSEN. Sind die Legate in Sicherheit? Kann man sich auf Sie verlassen, Wuttke? Und wenn man sie etwa anfechten sollte, werden Sie dann meiner Inken wie ein besserer Löwe zur Seite stehn?

PROFESSOR GEIGER. Das will ich, Gott ist mein Zeuge, jawohl! Diese Frage kann ja auch ich beantworten.

INKEN. Matthias, das ist jetzt alles gleichgültig. Du hast eine übermenschliche Anstrengung hinter dir, ich möchte dich auf den Armen davontragen, hätte ich nur die Kraft dazu. Aber ich flehe dich an: du mußt dich aufraffen!

GEHEIMRAT CLAUSEN. Sage, hast du nicht einen Vater gehabt, der in puncto puncti sehr empfindlich gewesen ist?

INKEN. Mag sein — daran brauchen wir jetzt nicht zu denken.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Gegen den Selbstmord sage ich nichts. . . aber mir ginge er gegen den Strich — und übrigens ist man ja nicht mehr im Leben.

INKEN. Du stehst morgen wieder mitten darin.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Kennen Sie übrigens das Schicksal des bekannten Geheimrats Clausen, mein Kind? Er war der geachtetste Mann der Welt — heut hat die Gesellschaft ihn ausgespien, er ist nur noch Speichel, den man mit dem Fuß vertritt. —



INKEN. Es hilft nichts, wir müssen handeln, Winter. *Winter ist eingetreten, Pelze und Kleidungsstücke überm Arm.*

GEHEIMRAT CLAUSEN. Winter, Sie sind viel größer geworden — glauben Sie mir, Sie sind ein Gott! — Ja ja, das Unglück öffnet die Augen. — Sie dürfen sich mit mir nicht bemühen, Winter: ich bin einer, der, ausgeraubt, entkleidet, moralisch tot und physisch entehrt, den Hufen, Rädern und Sohlen der Straße überantwortet ist! Ich bin Kot gegen Sie — Sie gehören unter die Götter!

INKEN. Matthias, Matthias, du mußt dich aufraffen — wir verschaffen dir jede, aber auch jede Genugtuung. *Der Geheimrat atmet tief auf, lehnt den Kopf zurück und verfällt in Lethargie.*

INKEN. Man muß gegen seine Schwäche ankämpfen. *Zu Ebisch und Frau Peters, die sichtbar werden.* Hast du Kognak, Onkel? Bring Tee, was du hast, Mutter! Ich höre im Geiste schon das Hupengeheul von Administrator Hanefeldt. Man darf ihn seinen Verfolgern nicht ausliefern.

*Frau Peters und Ebisch laufen nach dem Gewünschten.*

PROFESSOR GEIGER *hat den Geheimrat schärfer beobachtet.* Wenn nur eine Reise mit ihm, in der Verfassung, in der er sich nun einmal befindet, überhaupt noch möglich ist. — *Eine Hupe wird hörbar.*

INKEN, *nahezu außer sich.* Das sind die Verfolger! Das sind die Hetzhunde! *Sie nimmt den Revolver des Onkels, der auf einer Kommode liegengeblieben ist.* Aber bei Gott! Solange ich lebe, solange noch ein Atemzug in mir ist, treten sie nicht über diese Schwelle.

*Pastor Immoos tritt Inken in der Flurtür entgegen.*

PASTOR IMMOOS. Im Namen Jesu Christi, Inken: lege sogleich die Waffe weg!

INKEN. Wenn entmenschte Rotten sich nahen, Herr Pastor?

PASTOR IMMOOS. Das sind Übertreibungen, die man

deiner Lage zugute halten muß. Ich duze dich, denn du bist meine Konfirmandin: daß du dich dessen erinnerst, darauf rechne ich.

INKEN *erhebt halb die Waffe.* Zurück! Beiseite! Ich höre Sie nicht, und ich kenne Sie nicht!

*Der Pastor weicht, und sie geht ihm nach, die Waffe in der Rechten, hinaus.*

PROFESSOR GEIGER. Fräulein Peters, machen Sie keine Torheiten! Schließlich gibt es noch andere Möglichkeiten, wenn man auch vorläufig kapitulieren muß.

*Er eilt Inken nach.*

*Vor dem Hause entsteht und steigert sich eine gewisse Unruhe. Hupensignale, Gespräch, Wortwechsel. Winter ist als einziger bei dem Geheimrat zurückgeblieben. Dieser liegt in der Sofaecke und atmet schwer. Winter entledigt sich der Gegenstände, die er trägt, nimmt auf einer Stuhlecke Platz und beobachtet den Schlafenden.*

GEHEIMRAT CLAUSEN. Höre, wo kommt der Gesang her, der mich nicht schlafen läßt, Winter?

WINTER. Herr Geheimrat, ich höre ihn nicht.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Wer den nicht hört, ist taub, guter Winter. — Chöre, Chöre, ein Chorgesang! Gewaltig! Er macht das Blut gerinnen. —

WINTER. Dann mag es die Orgel sein in der Kirche.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Richtig, die Kirche ist nebenan. — Hat nicht Pastor Immoos mit mir gesprochen?

WINTER. Mag sein, Herr Geheimrat, ich weiß es nicht.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Ich sollte ins Pfarrhaus, er wollte mich abholen. — Was soll ich im Pfarrhaus... da meine Stätte doch mitten im Weltendome ist?! Jawohl, Winter, mitten im Weltendome...

WINTER. Ich möchte doch Fräulein Inken hereinführen.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Schenke mir ein Glas Wasser, Winter! — *Winter findet eine gefüllte Wasserkaraffe,*



gießt ein und bringt dem Geheimrat das volle Glas. Danke! — Von diesen selben Händen erfuhr ich mein Lebtage so manche Handreichung, es würde uns schwer fallen, sie zu zählen. Und diese, die letzte, ist nicht die schlechteste, weil sie deinen alten Quälgeist vom Durst erlösen wird... Du kannst mal den Schlüssel im Schlosse herumdrehn!

WINTER, *das gefüllte Glas noch in der Hand.* Ob ich das darf? Die Leute wollen doch ab- und zugehen.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Still, Winter — *er horcht gespannt* —, eine Fuge, eine Motette oder ein Oratorium... Die Chimaira, das ist ein Tier, das den Leib einer Ziege, den Schweif eines Drachen und das Antlitz eines Löwen hat. Dieses Antlitz speit giftiges Feuer...

WINTER. Was haben der Herr Geheimrat gesagt?

GEHEIMRAT CLAUSEN. Mich dürstet... mich dürstet nach Untergang...

WINTER. Ich möchte gern Herrn Professor Geiger Bescheid sagen.

GEHEIMRAT CLAUSEN. Mich dürstet — mich dürstet nach Untergang... Das Blut gefriert einem in den Adern... Es ist die Fuge, ist die Motette, ist das Oratorium. — *Er kramt in den Taschen und bringt eine Glasröhre mit einem weißen Pulver hervor. Er übergibt sie Winter.* Schütt mir den Zucker ins Wasser, Winter... Zucker schlägt nieder: der Kopf ist mir dumm... *Winter tut wie geheißen.* Hörst du die Fuge, die Motette, das Oratorium? — — Erst gib mir die Röhre wieder, Winter! *Er verbirgt sie hastig und sorgfältig.* Mich dürstet... mich dürstet... nach Untergang...! Also... mich dürstet... mich dürstet... nach Untergang! Mich dürstet... mich dürstet... — *Er schüttet das Glas hinunter.* Brrrr! — *Er schüttelt sich.* War das eigentlich Zucker, Winter —? — Decke mich zu, wenn du etwas Warmes in Reichweite hast! *Winter deckt einen Pelz über ihn, der Geheimrat zieht ihn halb übers Gesicht.*

Mich dürstet... mich dürstet... nach Untergang —  
*Einen Augenblick ist er still. Dann fängt er an, stärker zu atmen. Winter beobachtet den Geheimrat. Er wird mehr und mehr unruhig, geht zur Flurtür, trifft auf Frau Peters.*

FRAU PETERS. Wenn es ihm dient, hier ist noch ein Restchen Kirschwasser.

WINTER. Er hat eben Wasser getrunken, Frau Peters — aber ich weiß nicht, was mit ihm ist...

FRAU PETERS, *nach kurzer Beobachtung.* Er schläft. Gott sei Dank, wenn der Mann sich ausruht, Herr Winter.

WINTER. Schrecklich, schrecklich, Frau Peters, wie man mit einem solchen Herrn umgesprungen ist.

FRAU PETERS. Drüben beim Pastor sind alle versammelt: Bettine, Wolfgang, und auch die Frau Klamroth ist da. Ein Krankenwagen steht vor dem Parktore, er wird in eine Anstalt gebracht. Steynitz stemmt sich mit allen Kräften dagegen, aber der Administrator Hanefeldt behauptet, er muß darauf bestehen, denn er trage die Verantwortung.

INKEN *kommt zurück, sehr erregt.* Ja, drüben im Pfarrhaus sind sie versammelt. Warum tut sich die Erde nicht auf, um diese Rotte Korah einzuschlingen?! Und dieser Verbrecher Hanefeldt: er hat nach der Polizei geschickt: mit Gewalt, sagt er, werde er vorgehen. Wir werden sehn, wer stärker ist!

*Professor Geiger tritt wieder ein.*

PROFESSOR GEIGER. Gegen diese Übermacht aufkommen kann man im Augenblicke nicht. Aber endlich werden wir siegen, wenn irgend noch Recht und Gerechtigkeit in der Welt zu finden sind.

*Der Geheimrat röchelt laut auf.*

INKEN. Matthias, Matthias — was hast du, Matthias? *Er will reden, vermag es nicht. Inken deckt ihn halb auf.* Sprich, was möchtest du denn, Matthias?

FRAU PETERS. Er möchte reden — und kann es nicht. *Zu Professor Geiger.* Gehn Sie zu ihm, er sieht



Sie an — er sieht Sie an und sieht dann Inken an. —

INKEN. Rede — kannst du nicht reden, Matthias?

FRAU PETERS. Gleich wird er reden — ihm zittert der Mund. — *Sanitätsrat Steynitz kommt. Frau Peters fährt fort.* Der liebe Gott selber schickt Sie, Herr Doktor!

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Ich konnte nicht früher — da drüben gibt es das größte Durcheinander im Pastorhause, jeder will seine Schuld auf den andern abladen —

INKEN, *mit dem Ohr dicht am Munde des Geheimrats.* Wenn du auch noch so leise hauchst, sprich, ich verstehe alles, Matthias — sag, was du auf dem Herzen hast. —

SANITÄTSRAT STEYNITZ, *zu Inken.* Wollen Sie mir mal zunächst Ihren Platz überlassen?

EBISCH. Dat is doch nich etwa 'n Schlaganfall?

FRAU PETERS. Sprich leise, Laurids, die Sterbensminuten machen hellhörig.

SANITÄTSRAT STEYNITZ *deckt den Sterbenden halb ab und beobachtet ihn scharf.* Danach: Hier ist eine Wendung eingetreten —

PROFESSOR GEIGER, *leise zu Frau Peters.* Wollen Sie nicht Ihre Tochter hinausführen?

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Es wäre überhaupt angezeigt, wenn Sie mich mit dem Patienten allein ließen. Sie, Winter, und Professor Geiger bleiben vielleicht zur Hilfeleistung hier — es könnte sein, daß sie notwendig würde.

*Ebisch und Frau Peters nehmen Inken zwischen sich, um sie hinauszuführen.*

INKEN, *wie vor den Kopf geschlagen.* Stirbt Matthias? Meinst du, er stirbt, Mutter? *Sie wird hinausgeführt.*

SANITÄTSRAT STEYNITZ *nimmt das leere Glas, das auf einem Tischchen in Armweite des Geheimrats stehen geblieben ist, und riecht daran.* Was wäre denn das für ein Glas, Winter?

WINTER. Der Geheimrat hat eben zu trinken ver-

langt. Er gab mir Zucker in einer Glasröhre, den hab' ich ihm müssen ins Wasser tun.

SANITÄTSRAT STEYNITZ, *wie vorher*. Zuckerwasser? Wo ist die Glasröhre?

WINTER. Er forderte sie von mir zurück, er steckte sie wieder in die Tasche.

*Sanitätsrat Steynitz nimmt vorsichtig das Taschentuch des Geheimrats und damit die Glasröhre aus dessen Brusttasche und hält sie prüfend unter die Lampe. Die Atemzüge des Geheimrats werden schneller und stärker. Steynitz blickt abwechselnd den Patienten, Winter und schließlich Professor Geiger an. Diesen winkt er mit den Augen zu sich heran.*

PROFESSOR GEIGER, *bedeutsam*. Was haben Sie da für eine Glasröhre?

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Zucker mit bittrem Mandelgeruch.

PROFESSOR GEIGER. Also doch: der Schüler von Marc Aurel...!

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Kein Zweifel, sein Schicksal vollendet sich. —

*Der Geheimrat stößt mit einem lauten, von innerst kommenden Geräusch seinen letzten Atem aus.*

PROFESSOR GEIGER, *nach längerem erschüttertem Schweigen*. Sollte man Gegengifte und Gegenmaßregeln anwenden?

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Gegen wen oder was? Das war der Tod, Herr Professor...

*Inken, die den Laut gehört hat, dringt herein.*

INKEN. Er ist tot — ich weiß es —, er ist nicht mehr. —

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Und nun nehmen Sie alle Kraft zusammen. —

INKEN. Nicht nötig, ich bin ganz ruhig, Herr Steynitz —



*Sie klammert die Hände ineinander, tritt einige Schritte vor und betrachtet den Toten mit zusammengepreßten Lippen.*

PROFESSOR GEIGER, *leise zu Steynitz.* Mir ist, als sähe ich einen, der einem Schuß aus dem Hinterhalt zum Opfer gefallen ist.

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Er ist ein Opfer, das will ich meinen, ob er nun an dem Präparat gestorben ist oder nicht...

*Eine Weile herrscht tiefes Schweigen, dann treten Hanefeldt und der Pastor leise ein.*

JUSTIZRAT HANEFELDT. Wie stehn die Dinge? Man ist drüben sehr unruhig. —

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Ihr Krankenwagen mag leer nach Haus fahren — und Ihre Vormundschaft war ein recht kurzes Provisorium...

JUSTIZRAT HANEFELDT. Ich habe nur im Interesse der Clausenschen Erben eine sehr, sehr traurige Pflicht wahrzunehmen gehabt. Ich habe mich ihr, als Freund der Familie, nicht entzogen — es war eine undankbare Aufgabe. So schmerzlich der Ausgang leider ist: ich muß mir den reinsten und besten Willen zubilligen.

SANITÄTSRAT STEYNITZ. Verzeihen Sie, Herr Justizrat, wenn ich nicht ganz aus vollem Herzen zustimmen kann!

JUSTIZRAT HANEFELDT. Ich werde Ihnen woanders antworten. —

*Frau Peters und Ebisch treten ein.*

PASTOR IMMOOS, *nahe dem Verstorbenen.* Um Christi willen, nur die Familie Clausen fernhalten!

PROFESSOR GEIGER. Warum denn, Herr Pastor? Sie hat, was sie will.



INHALT DES ELFTEN BANDES  
DER ERSTEN ABTEILUNG

Die Hochzeit auf Buchenhorst . . . . .	1
Wanda . . . . .	65
Shakespeares tragische Geschichte von Hamlet, Prinzen von Dänemark. In deutscher Nachdich- tung und neu eingerichtet. . . . .	287
Die Schwarze Maske . . . . .	453
Hexenritt . . . . .	503
Die Spitzhacke . . . . .	529
Vor Sonnenuntergang . . . . .	569

VERIFICAT  
1987

BIBLIOTECA  
CENTRALĂ UNIVERSITĂȚII  
BUCUREȘTI

VERIFICAT  
2007

Ministerul Educației și Cercetării Științifice  
BIBLIOTECA CENTRALĂ  
UNIVERSITĂȚII  
BUCUREȘTI

VERIFICAT  
2017